

Die Ortenau

86. Jahresband 2006

Einladung zur
Jahresversammlung

des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

am 15. Oktober 2006
in Renchen

9.00 Uhr
Mitgliederversammlung im Bürgersaal des Rathauses Renchen

10.30 Uhr
Empfang der Stadt Renchen im Bürgersaal

11.15 Uhr
Festvortrag: Dr. Dieter Kauß, Oberkirch

*Thema: „Eine ‚Nachwendezeit‘ einmal anders:
Der spannende Weg von der Auflösung des ‚Gerichts‘ als bischöflich-
straßburgischem Verwaltungs- und Versorgungsverband für verschiedene
Siedlungen zur Bildung neuer selbstständiger Gemeinden und Pfarreien
im Acher- und Renchtal in der Zeit von 1802 bis 1830“*

12.30 Uhr
Mittagessen in Gasthäusern der Stadt

14.30 Uhr
Besichtigung und Führung
im Simplizissimus-Haus Renchen

Der Bürgermeister
der Gemeinde
Renchen

Bernd Siefermann

Der Präsident
des Historischen Vereins
für Mittelbaden e.V.

Dr. Wolfgang M. Gall

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

86. Jahresband 2006



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss 1. April

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden e.V.

Gesamtherstellung: KONKORDIA GmbH, Bühl
Das Medienunternehmen

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung
des Vereins und der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

Jahresversammlung 2006	2
Grußwort zur Hauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden	9
 Gesundheit – Krankheit	
Editorial	10
Uwe Schellinger/Gerhard Mayer Webers Hände: Wirken und Wirkungen des „Wunderheilers von Schutterwald“	11
Franz Michael Hecht Gesundheitswesen in Ettenheim zur Zeit des Kardinals Rohan	43
Josef Werner Der Armen- und Krankenfond in der alten Stabsgemeinde Durbach ..	85
Ingrid Hahn Über das Gesundheitswesen in der Landgemeinde Willstätt	99
Ralf Bernd Herden Über ein furchtbares Kapitel Unmenschlichkeit – Buchenwald ist überall	125
Frank Flechtmann Der Arzt, der kein Mörder war Dr. Gustav Ortmann aus Hornberg und „Die Blechschachtel“	139
Rita Breit Die Offenburger Ärztin für Frauen und Kinder Dr. med Hertha Wiegand geb. Lion, 6.7.1890 – 12.1.1944	151
Karl Maier Dr. Leo Wolff aus Appenweier: „Der praktische, bewegliche Landarzt“	153
Martin Ruch Leben unter dem Sondergesetz: Jüdische Patienten im Städtischen Krankenhaus Offenburg	171

Angelika Stüwe Hirudo medicinalis in Kehl: Die blutige Karriere eines Ringelwurms	179
Brigitte Neidig Krankhede, adjee!	195
Gerhard Finkbeiner Jesus Christus, behüte mich vor böse Hund und Blutvergießen „Schutzbriefe“ – Ausdruck einer magisch-religiösen Geisteshaltung .	197
Andreas Klotz Gesundheit und Krankheit im Spiegel einiger Beiträge der 85 Jahrgänge der „Ortenau“ – Wichtige Spitäler, Mediziner, Volksmediziner und Kurorte im mittelbadischen Raum	203
Ruth Jansen-Degott, Cornelia Roth und Ute Scherb Offenburger Stifterinnen im 19. Jahrhundert	225
 Freie Beiträge	
Manfred Hildenbrand Juden in Haslach im Kinzigtal Vom Mittelalter bis zur NS-Gewaltherrschaft	239
Dieter K. Petri Die Israelitische Schule Altdorf	255
Monika Müller Leben mit zwei verschiedenen Zeiten: Die jüdischen Kalender aus dem Bestand der Schmieheimer Genisa	269
Ludger Syré Wolfram Rombach – Offenburgs Oberbürgermeister im Dritten Reich	287
Andreas Lörcher „Nur die Spitze des Eisbergs“ Möglichkeiten und Grenzen der Erforschung von Verbrechen an Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen am Beispiel der in Offenburg stationierten SS-Baubrigaden	303
Ernst Gutmann Die ehemalige französische Festung Fort Louis	313
Erwin Fischer Die kleine Friedhofsglocke von St. Michael in Sasbach	321

Werner Scheurer Konrad Schmider (1859–1898) Gedanken zum Umgang mit dem Lebenswerk eines Nazareners	331
Johannes Werner Kloster Neusatzeck – oder: Wie sich die Zeiten ändern	341
Franz Hahn und Walter Schneider Bergbau im Gereut, Weiler und bei Zunsweier: Aus den geroldseckischen Akten von der Leyen	351
Rolf Pfefferle Fund eines Silberschatzes in Wolfach im Jahr 1998 mit Münzen des 16. und 17. Jahrhunderts	381
Heinz Nienhaus Der Gutacher oder Gutachtäler Haustyp und historische Bauernhäuser in Gutach	399
Hans Joachim Bodenbach Benjamin Franklin und George Washington – Unbekannte Porträts vom badischen Maler Lambert Sachs (1818–1903)	433
Hedwig Buß Peterlistag – ein Festtag für die Kinder	445
Hans-Jochen Schuck Erinnerung an den „Rebstock“ in Ohlsbach	467
Cornelius Gorke Von der Fürstenresidenz zum Landratsamt: Das Wolfacher Schloss . .	473
Karl Volk Vogt Johann Faller, der „Vogelhans“ in Gremmelsbach, und der Sonnen- und Löwenwirt Nikolaus Kaltenbach in Triberg – zwei Vorfahren Heinrich Hansjakobs	497
Franz Breig Dokumentation über das „Notgeld“ der Stadt Zell am Harmersbach und der Firma Georg Schmider gegen Ende der Inflation von 1914–1923	515
Uwe Schellinger Sportgeschichte in der Ortenau	523
Bernd Obert Bruderschaft „Maria Trost“ in Steinach	541

Junge Autoren

Simon Bruckert Die Geschichte des Zeller Freibades	545
---	-----

Forum

Schellinger: Aufruf zur Gründung eines Arbeitskreises Sportgeschichte in der Ortenau;
Schrader: Mittelalterliche Stadtplanung in Wolfach; Bender/Maier: Erinnerung
und Versöhnung am Rhein – der grenzüberschreitende Versöhnungsweg
Kehl–Strasbourg; Neuß: Frühgeschichtliche Spuren im Gebiet Hornberg;
Hinweis: 2007: Prinzbach 750 Jahre Erstnennung

Rezensionen

Schäfer: Quirin Moscherosch (Ruch); Hanß: Geschichte der Ortenau: Band 4 und 5
(Ruch); Uttenweiler: Ettenheim (Ruch); Dehn/Egg/Lehnert: Das Hallstattzeitliche
Fürstengrab (Ruch); Patzer: Kleine Geschichte der Stadt Karlsruhe (Ruch); Werner:
Wilhelm Hausenstein (Ruch); Brüning/Rehm: Ein badisches Intermezzo? (Ruch);
125 Jahre Höhere Schule Oberkirch (Ruch); *Simpliciana*, 27. Jg. 2005 (Ruch);
Pflaum: Im Weiher kei Fisch (Hall); Hermann: Kindheit und Jugend im Hanauer-
land (Hollweck); Würtz: Johann Niklas Friedrich Brauer (Gorka); Uttenweiler:
Wallfahrtskirche St. Landelin (Birkle); Gartner: Gefallen auf dem Felde der Ehre
(Lienhard); Ostgaard: Drei Tage im Schwarzwald (Haas/Hermann); *Schriften der
Baar*, 49. Jg. 2006 (Kauß); *Freiburger Diözesanarchiv*, 125. Bd. 2005 (Kauß);
Kiefer: Kleindenkmale in Rheinau (Kreutz); *Geroldsecker Land*, Heft 44 (Kreutz);
Scherb: Wir bekommen die Denkmäler, die wir verdienen (Kreutz);
D'r Windschläger Bott (Kreutz); Harter: Schiltach – die Flößerstadt (Kauß);
Harter: Der Teufel von Schiltach (Kauß); Ruch: Die Schwarzwaldbahn (Klein)

Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten

Jahresversammlung in Steinach 2005 und Frühjahrsversammlung in Kork 2006
(Gorka); Nachruf auf Karl List (Klem); Josef Naudascher zum
75. Geburtstag (Uttenweiler); Karl Maier zum 80. Geburtstag (Gorka);
Theo Schaufler zum 80. Geburtstag (Gorka); Nachruf auf Ludwig Uibel (Ruch)

Berichte der Mitgliedergruppen	603
--------------------------------------	-----

Berichte der Fachgruppen	629
--------------------------------	-----

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.	649
--	-----

Redaktionsrichtlinien	653
-----------------------------	-----



Grußwort

*der Stadt Renchen zur Hauptversammlung des
Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.*

Liebe Mitglieder des Historischen Vereins
für Mittelbaden e.V.,

wir freuen uns auf die diesjährige Ausrichtung der Mitgliederversammlung des Historischen Vereins Mittelbaden e.V. am 15. Oktober 2006 in Renchen. Im Namen der Stadtverwaltung, des Gemeinderats und der gesamten Bürgerschaft möchte ich Sie bei uns in der Grimmelshausenstadt Renchen recht herzlich begrüßen.

Sehr zu meiner und zur Freude des Historischen Vereins findet die Jahreshauptversammlung hier in Renchen statt. Mit Ihrer Anwesenheit würdigen Sie die besondere geschichtsträchtige Bedeutung unseres Ortes zwischen Rhein, Wald und Reben und die Erinnerung an den bekanntesten deutschen Barockdichter Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen.

Mit dem Simplicissimus-Haus besitzt Renchen einen Ort für die Bewahrung der Erinnerung an Grimmelshausen und sein bedeutendes literarisches Werk. Es ist uns sehr wichtig, dass die Jugend und alle Bürgerinnen und Bürger durch vielfältige, lebendige Aktivitäten mit der Geschichte ihrer Heimat verbunden bleiben. Ziele, die auch der Historische Verein verfolgt.

So hat die Ortsgruppe Renchen beispielsweise im Laufe der Jahre zahlreiche Kleindenkmäler im Stadtgebiet in liebevoller Arbeit restauriert und in Zusammenarbeit mit der Grimmelshausenschule Renchen dokumentiert. Daneben organisiert der Verein Vorträge und Besichtigungen zu den verschiedensten Themenbereichen.

Ich möchte die Gelegenheit nutzen und an dieser Stelle allen Verantwortlichen des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. für ihr unermüdliches Engagement und ihr Interesse an einer Bewahrung des Kulturgutes einen besonderen Dank aussprechen. Ihr Einsatz ist nicht selbstverständlich, oft nur mit Idealismus zu schaffen und mit großer persönlicher Opferbereitschaft verbunden.

Ich wünsche der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. einen erfolgreichen und interessanten Verlauf. Den Mitgliedern erhoffe ich für ihre weitere Vereinsarbeit weiterhin viel Erfolg und Freude sowie einen abwechslungsreichen Tag in der Grimmelshausenstadt Renchen.

Seien Sie herzlich willkommen!

Ihr Bürgermeister Bernd Siefertmann

Editorial: Gesundheit, Krankheit

Schwerpunktthema 2006: Gesundheit und Krankheit, ein existenzielles Thema. Auch dieser Schwerpunkt bietet wie die Themen der Jahre zuvor viele regionale Zugänge für die Autoren der „Ortenau“. Volksmedizin und Schulmedizin beispielsweise können hier mit- und gegeneinander diskutiert werden. Die heilenden Hände eines mit besonderen Fähigkeiten begabten Menschen, wie sind sie im Kontext ihrer Zeit zu interpretieren? Waren es „nur“ betrügerische Praktiken oder vielleicht doch unerklärliche Wirkungen, die dem „Heiler von Schutterwald“ vor wenigen Jahrzehnten derartigen Zulauf brachten? Sind es ähnliche Wirkungen gewesen wie bei den alten „Schutzbriefen“, die etwa im Schuttertal, aber auch anderswo weit verbreitet waren? Wie hat sich dagegen die städtische Medizin im Lauf der Jahrhunderte entwickelt, Beispiel Ettenheim? Ärztebiographien im Dritten Reich: Henker und Opfer gleichermaßen sind auch in der Ortenau zu beschreiben. Begrüßenswert die Beschreibung alter „Volksheilmittel“ in Offenburger Mundart. Gesundheit und Krankheit: ein vielfältiger Schwerpunkt mit unterschiedlichen Autoreninteressen und -zugängen, wie die diesjährige „Ortenau“ zeigt.

Schwerpunkt des Jahres 2007: Forst, Baum, Wälder in Geschichte, Gegenwart und Zukunft.

Die Redaktion

Webers Hände: Wirken und Wirkungen des „Wunderheilers von Schutterwald“

Uwe Schellinger und Gerhard Mayer

Was Deutschland 1974 bewegte

Die erste Jahreshälfte 1974 dürfte vielen vor allem durch die politischen Skandale auf internationaler und nationaler Ebene in Erinnerung geblieben sein: dem Rücktritt des spionagegeschädigten Bundeskanzlers Willy Brandt im Mai des Jahres und der Watergate-Affäre mit der anschließenden Abdankung des US-Präsidenten Nixon. Manch einer mag sich auch nostalgisch an Deutschlands Auftritt als große Fußballnation zurückerinnern, als man Anfang Juli 1974 die Fußballweltmeisterschaft im eigenen Land gewinnen konnte.

Doch noch zu Anfang jenes Jahres rauschten andere Themen durch den Blätterwald der Boulevardpresse: Da gab es einen smarten jungen Israeli namens Uri Geller, der in Wim Thoelkes Sendung „3 x 9“ auf ungewöhnliche Art und Weise Uhren reparierte, Schlüssel unbrauchbar machte und dafür sorgte, dass sich in Deutschlands Küchenkommoden die Gabeln verbogen. Und es trat ein Mann ins Rampenlicht, der Tausende von Leuten dazu brachte, in ein Dorf am Rande des Schwarzwalds zu fahren und ihn zu konsultieren: Josef Weber, der „Wunderheiler von Schutterwald“.

Weber versprach seit Beginn des Jahres, Kranke allein durch Handauflegen heilen zu können, und er konnte in vielen Fällen überraschende Erfolge vermelden. Sein Auftreten wurde damals von skeptischen Gemütern ebenfalls als Skandal empfunden. Viele Menschen waren von diesen Heilungsphänomenen jedoch fasziniert, und für diejenigen, die sich auf den Weg nach Schutterwald machten, war damit die Hoffnung verbunden, auf besonderem – auf „geistigem“ – Weg jenseits der herkömmlichen medizinischen Versorgung Gesundheit oder zumindest Linderung ihrer Leiden zu erlangen. Die Besucherströme zu Webers Haus in Schutterwald ließen diesen zum bekanntesten und erfolgreichsten „Wunderheiler“ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts am Oberrhein werden.

Faszination und Hoffnung: Das Bedürfnis der Bevölkerung nach Geist- und Wunderheilern

Februar 2005: Die GIEBENER ALLGEMEINE ZEITUNG kündigt in einem längeren Artikel eine Großveranstaltung des „Geistheilers“ João de Deus aus Brasilien unter folgender Titelüberschrift an: *Wunderheiler füllt Hotelbet-*



Abb.1: Josef Webers Hände, BILD vom 20.1.1974

ten in der Umgebung. Zu den ‚Geistheilungstagen‘ vom 2. bis 5. März in Alsfeld werden tausende Besucher aus aller Welt erwartet.¹ Etwa 6.000 Besucherinnen und Besucher kamen schließlich ins hessische Alsfeld, um João de Deus zu sehen, weitere Tausende erschienen bei einem zweiten Besuch des Heilers im November 2005. Beide Male wurden die Auftritte von einer ausgiebigen Presseberichterstattung flankiert.²

Nicht nur dieser aktuelle *hype* um den populären Heiler aus Brasilien lässt erkennen, dass Themen wie „Geistheilung“ und „Wunderheilung“ heutzutage keineswegs an Attraktivität verloren haben. Nach wie vor scheint bei vielen Menschen der Wunsch nach Heilungsangeboten außerhalb des schulmedizinischen Systems und die Akzeptanz von Personen mit dementsprechend außergewöhnlichen Fähigkeiten in starkem Umfang vorhanden zu sein. Dies schlägt sich nicht zuletzt in einer weit verbreiteten Bereitschaft innerhalb der Bevölkerung nieder, Geistheiler oder „Wunderheiler“ zu konsultieren. Beispielsweise wurde 1986 in einer repräsentativen FORSA-Umfrage ermittelt, dass fast 70 Prozent der Befragten es zumindest für möglich oder sogar für sicher erachten, dass es Menschen gibt, die Krankheiten heilen können, selbst dann, wenn die Ärzte nicht mehr weiter wissen. 1991 beteuerten in einer weiteren Umfrage (WICKERT) 65 Prozent der Befragten, dass sie sich bei einer als unheilbar diagnostizierten Krankheit einem medizinischen Laien mit besonderen Heilfähigkeiten anvertrauen würden.³ Eine EMNID-Studie zum Thema *Medizin der Zukunft* ergab im Oktober 1995, dass 89 Prozent der Befragten alternative Heilverfahren als sinnvolle Ergänzung der Schulmedizin betrachten und zwei Drittel die alternativen Heilverfahren oft sogar besser finden als die herkömmlichen Methoden.⁴

Es lassen sich verschiedene Gründe finden, die dieses Bedürfnis und solche Dispositionen innerhalb der Bevölkerung nähren. Teilweise hängen diese mit der gesellschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte zusammen. Die Neigung, in vermeintlich hoffnungslosen Situationen auf ein Wunder zu hoffen, mit dem das Schicksal noch gewendet werden kann, dürfte jedoch auch zur anthropologischen Grundausstattung gehören. Wenn die der Alltagsrationalität abgerungenen und den bekannten Natur-

gesetzen unterworfenen Mittel versagen, liegt die Hinwendung zum transzendenten Bereich nahe. Alle Kulturen sind gesättigt mit Mythen, Geschichten und Erzählungen, in denen wunderbare Wendungen zu außerordentlichen Ergebnissen führen. Voraussetzung ist natürlich der Glaube an irgendeine Form des Transzendenten, das in Kontakt zum irdischen Geschehen treten kann.

Seit den 1970er Jahren lässt sich zudem eine wachsende Kritik an der so genannten „Apparatemedizin“ feststellen, die die Popularität unorthodoxer Heilverfahren förderte und diese als alternative Ansätze gelten ließ.⁵ Sah sich der Patient im Rahmen der gängigen medizinischen Versorgung immer mehr zu einem anonymen „Fall“ degradiert, bei dem vor allem die jeweils zu behandelnde Krankheit das Zentrum des Interesses darstellt, erhoffte er sich von den alternativen Heilern vor allem eine ganzheitliche Sichtweise, die eine Beziehung zu ihm als kranker *Person* ermöglicht und eine mechanistische Vorgehensweise bei der Behandlung vermeidet.

Ein weiterer Aspekt liegt in der generell veränderten Lebenssituation des Individuums in der Postmoderne, die von ihm immer mehr Eigeninitiative bei der Organisation verschiedenster Lebensbereiche verlangt, da die Einbettung in eine fest gefügte Struktur von Traditionen nicht mehr in ausreichendem Maße als handlungsleitende Instanz vorhanden ist.⁶

Zwar fehlen ganz aktuelle Repräsentativumfragen zur Akzeptanz der Geistheilung, doch lässt sich deren offenbar ungebrochene Attraktivität für eine breite Öffentlichkeit anhand der anhaltenden intensiven Presseberichterstattung zu entsprechenden Themen belegen.⁷ Seit Jahrzehnten liefern „Geistheilung“, „Wunderheilung“ und „unorthodoxe Heilmethoden“ den populären Printmedien und Zeitungen beliebte Stoffe für ihre Berichterstattung. In zwei neueren medienwissenschaftlichen Studien konnten sowohl Claudia Stegmann⁸ als auch Gerhard Mayer⁹ die genannten Inhalte als „Dauerbrenner unter den okkulten Themen“¹⁰ in den bekannten Tages- und Wochenzeitungen sowie Publikumszeitschriften nachweisen. Ohne eine dezidiert religiöse Kontextualisierung erschienen entsprechende Beiträge allerdings erst seit Mitte der 1970er Jahre. Da es sich hier um die Entstehungszeit der Esoterik-Bewegung handelt, kann für diesen Wandel ein Zusammenhang mit dem damaligen „Zeitgeist“ angenommen werden. Wie das eingangs genannte Beispiel zeigt, setzt sich das journalistische Interesse an solchen Stoffen bis heute fort. Allein für das Jahr 2005 können mindestens acht Folgen in verschiedenen Printmedien nachgewiesen werden, die sich mit Geist- oder Wunderheilung befassen.¹¹

„Wunderheiler“ Weber

Sowohl im populären SPIEGEL als auch in der BILD-Zeitung spielte Josef Weber eine Rolle bei der in den 1970er Jahren allmählich einsetzenden Be-



*SPIEGEL-Titelbild vom 25.2.1974,
Vorlage: IGPP-Archiv*

richterstattung über Themen aus dem Bereich der unorthodoxen Heilmethoden. In der BILD waren 1974 neben einer wundersamen Heilung von Franz Beckenbauer durch Akupunktur vor allem die Berichte um den „Wunderheiler“ Weber die Aufmacher. Ein erster SPIEGEL-Artikel wurde 1974 ebenfalls mit einem Hinweis auf den „Wunderheiler von Schutterwald“ eingeleitet.¹²

Sein Fall ist vor diesem zeitgeistgeprägten Hintergrund der 1970er Jahre besonders interessant. Er verweist exemplarisch auf die sozialen Kontexte sowie die gesellschaftliche Rolle von „Wunderheilern“ im 20. Jahrhundert, und es lässt sich an ihm beispielhaft das Muster an Bedingungen nachzeichnen, die eine überregionale Karriere als „Wunderheiler“ befördern können.¹³ Im Folgenden wird deshalb der Versuch unternommen, zunächst die Biographie Joseph Webers zu rekonstruieren. Die Genese eines „Wunderheilers“ scheint dabei nur verstehbar, wenn neben dem biographischen Zugang auch die Bedürfnisse und Reaktionen der Bevölkerung betrachtet werden sowie die Auseinandersetzung seitens Schulmedizin, Wissenschaft und Justiz mit der jeweiligen Heilerpersönlichkeit analysiert wird. Zu erfragen ist in diesem Zusammenhang schließlich, welche Bedeutung die Massenmedien in diesem Prozess hatten. Was den Fall Weber angeht, so stehen aufgrund der zeit-

lichen Nähe zu den Ereignissen neben wissenschaftlicher Sekundärliteratur als Quellen fast ausschließlich Presseveröffentlichungen zur Verfügung. Die zeitgenössische Presseberichterstattung ist somit gleichzeitig sowohl Quellenbasis als auch Gegenstand der Analyse.¹⁴

Josef Weber in seiner Lebensgeschichte

Die Volkskundlerin Anita Chmielewski-Hagius hat 1993 in ihrer Untersuchung *Heilkundige auf dem Dorf* die Frage nach dem „Stellenwert der Heilertätigkeit in der Biographie“ betreffender Personen gestellt. Sie sprach sich dafür aus, einen Zugang zum lebensgeschichtlichen Kontext und sozialen Umfeld der einzelnen Heilerpersönlichkeiten zu finden und auf diesem biographiegeschichtlichen Weg den Blick über die jeweils zu beobachtenden Heilpraktiken und Phänomenbeobachtungen hinaus zu erweitern.¹⁵ Chmielewski-Hagius griff damit eine Frage auf, die schon früher von Ebermut Rudolph, einem Pionier auf diesem Forschungsfeld, aufgeworfen worden war: „Was waren bzw. sind diese Heiler für Menschen?“¹⁶

Zwar kommt seit einiger Zeit in qualitativen Studien zur so genannten Geistigen Heilung der Erhebung der jeweiligen Heilerbiographien ein weitaus höherer Stellenwert zu als früher.¹⁷ Dennoch lassen sich gerade im zeitgeschichtlichen Bezug, zumal im deutschsprachigen Kontext, nur wenige Einzeldarstellungen finden, die diesen biographischen Anspruch umfassend einlösen würden. Die vorliegenden Darstellungen sind in der Regel entweder hagiographisch-verklärender Natur¹⁸ oder ohne Rückgriff auf seriöses Quellenmaterial abgefasst worden.¹⁹ Gerade für Personen aus dem 20. Jahrhundert wird man im deutschsprachigen Raum kaum handfeste Studien zu einzelnen Geist- oder Wunderheilern finden. Dies mag auch mit der oftmals schwierigen Quellenlage zusammenhängen, die sich auch im Fall Webers zeigt. Auch hier sind konkrete Informationen zu Herkunft und Familiengeschichte nur mühsam fixierbar.

Bis zu seinem plötzlichen Auftritt als „Wunderheiler“ hat Weber kaum augenfällige Spuren hinterlassen. Das Gleiche gilt für die Jahre nach dieser spezifischen Karriere. Die wenigen vorliegenden Angaben sind zudem teilweise ungenau oder in sich widersprüchlich, andere Quellen wiederum sind aufgrund des Daten- und Personenschutzes noch nicht einsehbar. Näher nachvollziehbar sind deshalb nur Webers Jahre als öffentliche Person. Vor allem fehlen einschlägige Zeugnisse, die über die reine Presseberichterstattung hinaus Hinweise auf Webers Selbstverständnis geben könnten.²⁰ Trotz des Medienrummels, der Anfang 1974 um ihn einsetzte, bleibt Josef Weber im Rückblick in seiner Persönlichkeit weitgehend fremd.

Herkunft und Familiengeschichte

Josef Weber wurde am 18. März 1945 in Dramatal bei Beuthen in Oberschlesien geboren und war somit zum Zeitpunkt der Vorgänge 28 Jahre alt. Sein Vater soll Berufssoldat bei der Wehrmacht gewesen sein, sein Name ist jedoch unbekannt. Die Mutter Helene Niestroj kam als Weltkriegsflüchtling mit ihren Kindern nach Deutschland. Nach einem Zwischenaufenthalt in Norddeutschland wurden sie in die Ortenau geschickt. In Offenburg befand sich das größte Durchgangslager für Flüchtlinge in Südbaden. Wahrscheinlich über dieses Lager sowie über das für den Kreis Lahr zuständige Übergangslager Altdorf kam die Familie in die Riedgemeinde Nonnenweier, wo ihr eine Unterkunft zugewiesen wurde.²¹

Im Dezember 1952 heiratete Helene Niestroj den „Versorgungsempfänger“ Hermann Weber aus Ringsheim bei Ettenheim. Es war nach 1928 und 1941 schon die dritte Heirat des 48-jährigen Weber.²² Im September 1953 zog die Familie nach Friesenheim bei Lahr, wo Josef Weber aufwuchs und die Schule besuchte. Danach absolvierte er Ausbildungen zum Kfz-Mechaniker und zum Pflasterer. Es folgte die Absolvierung des Wehrdienstes in Achern. Von Friesenheim aus zog Josef Weber 1970 zuerst nach Rheinfelden, dann zwei Jahre später wieder zurück in die Ortenau nach Schutterzell und schließlich nach Schutterwald.²³ Er soll sich danach – mit wenig Erfolg – als Bauunternehmer selbstständig gemacht haben. Weber kam schon in diesen Jahren mit dem Gesetz in Konflikt. Zunächst soll er wegen „Verletzung der Aufsichtspflicht“ für vier Monate im Gefängnis gesessen haben. Wegen eines Betrugsvergehens in Zusammenhang mit seinem in Konkurs gegangenen Baugeschäft wurde er noch einmal zu zwei Jahren Gefängnis auf Bewährung verurteilt.²⁴

Zum Zeitpunkt des Beginns seiner Karriere als „Wunderheiler“ arbeitete Josef Weber als Bauarbeiter bzw. „Raupenfahrer“²⁵. Weber hatte inzwischen geheiratet und lebte damals noch nicht lange im Schutterwälder Ortsteil Langhurst zusammen mit seiner Frau und seinen beiden Kindern. Dort hatte man begonnen, ein eigenes Haus zu bauen. Laut Presseberichten soll der „hochverschuldete Gelegenheitsarbeiter“ Weber zu diesem Zeitpunkt mit einem Strafverfahren „wegen früherer Vergehen in Geldgeschäften“ konfrontiert und „auf der Flucht vor den Gläubigern“ gewesen sein.²⁶ Webers dann folgende lebensgeschichtliche Wandlung zum Heiler machte aus einer unscheinbaren Existenz zumindest für eine gewisse Zeitspanne eine über den regionalen Raum hinaus bekannte Berühmtheit.

Ein „Wunderheiler“ aus dem Nichts

Mitte Januar 1974 wurde Weber „raketenartig“²⁷ als „Wunderheiler“ bekannt und zwar weit über die Grenzen der Region hinaus. Wie einer im

Schutterwälder Gemeindearchiv überlieferten Anzeige zu entnehmen ist, bot das Ehepaar Weber allerdings schon Mitte Dezember 1973 die Dienste paranormaler Fähigkeiten an. Dort war zu lesen: „Schiwa sagt Ihnen Ihre Zukunft in Liebe, Ehe und Erfolg voraus“. Zu diesem Zweck ständen „Karten, Pendeln und Medium“ zur Verfügung.²⁸ Hier wurde also zunächst keine Heilung auf geistigem Wege, sondern vielmehr die Möglichkeit der Zukunftsvorhersage versprochen.

In der Nacht des 6. Dezember 1973 erlebte der Bauarbeiter Josef Weber aus Schutterwald dann offenbar Sonderbares. Am Abend zuvor hatte er seiner damaligen Ehefrau Linderung ihrer starken Migräne verschafft, als er ihr mit seinen Händen die Schläfen massierte. „In dieser Nacht“, so wird Weber später zitiert, „erschien mir im Schlaf das grelleuchtende Dreifaltigkeitszeichen und eine Stimme sagte zu mir: ‚Du bist ausersehen, den Menschen zu helfen. Du hast die Kraft in dir.‘“²⁹ Schon bald danach begann die erstaunliche Karriere Josef Webers als „Wunderheiler von Schutterwald“. Weber behauptete nun von sich, Menschen nur durch Handauflegen heilen zu können. Durch einen ersten Bericht in der BILD-Zeitung vom 12. Januar 1974 wurden Webers Behandlungen und verblüffenden Heilungserfolge sehr schnell publik.

Was genau sich in dem Monat zwischen Webers Berufungserfahrung – die von ihm später auch in anderen Versionen und mit anderen Elementen erzählt wurde – und diesem ersten Pressebericht ereignete, ist unklar. Berichtet wird, dass seine Heilkünste außer bei seiner Ehefrau erstmals im Bekanntenkreis und an seinem „Stammtisch [...] zum Vorschein gekommen sein sollen.“³⁰ Relativ früh soll es zur überraschenden Heilung eines gelähmten, fast todkranken Mädchens aus dem pfälzischen Kindsbach gekommen sein, deren verzweifelte Mutter als „letzten Ausweg“ den Weg zu Josef Weber auf sich genommen hatte: „Der Mann [...] legte S. die linke Hand auf – und das Mädchen begann Arme und Beine zu bewegen, während es zuvor absolut regungslos war.“³¹ Der Ruf Josef Webers als erfolgreicher Heiler machte in den Anfangswochen des Jahres 1974 rasend schnell die Runde und lockte innerhalb kürzester Zeit Tausende von Hilfesuchenden und Neugierigen nach Schutterwald.

Bald behandelte Weber auch an anderen Orten, etwa im Rahmen einer spektakulären Aktion in einem Hamburger Krankenhaus.³² Seit Anfang März 1974 hielt Weber regelmäßige Sprechstunden im Ort Abbenseth (Regierungsbezirk Stade) ab. Webers Wohnort Schutterwald war inzwischen zu einem „Pilgerort der Kranken“ geworden.³³ Davon profitierten bald nicht nur Weber selbst, der nahe des Autobahnanschlusses Offenburg ein Hinweisschild *Zum Wunderheiler* aufgestellt haben soll.³⁴ In der Presse war zu lesen: „Indessen bewegen sich ununterbrochen Fahrzeugkolonnen nach Schutterwald; das Taxigewerbe blüht, die Wirtschaften machen zur Zeit ein gutes Geschäft.“³⁵ Schon bald war der tägliche Andrang der Besu-



*Besucherandrang vor dem Wohnhaus – OFFENBURGER TAGEBLATT vom 26.1.1974,
Foto: Hugelmann*

cher so groß, dass man Nummernzettel austeilte und Webers Bruder als „Sprechstundenhilfe“ aushalf.

Josef Weber wandte bei seinen Heilbehandlungen ausschließlich die Methode des Handauflegens an: „Ich suche die Stelle, wo der Schmerz sitzt. Wenn ich sie gefunden habe, ist es, als reagiert die Hand wie ein Magnet auf ein Stück Eisen. Ich fühle eine ungeheure Anziehungskraft. Dann zucke ich blitzartig zurück. Gleichzeitig nehme ich damit den Schmerz aus dem Körper“, wurde er in der Presse zitiert.³⁶ Zu Webers Habitus gehörte mit hinzu, dass er sich von Anfang an der Presse gegenüber als reuiger Sünder präsentierte: er habe in seinem bisherigen Leben vieles falsch gemacht und sich auch rechtliche Verfehlungen zuzuschreiben. Nun wolle er dies durch die ihm überraschend geschenkte Kraft wieder gut machen. Obwohl er weiterhin beteuerte, deshalb für seine Heilbehandlungen kein Geld anzunehmen, war seine „Wunderheiler“-Praxis ein mehr als einträgliches Geschäft. Viele der behandelten Personen steckten Weber als Dank Geld zu. Dadurch konnte es sich der zuvor schuldenbelastete Weber leisten, sein eigentlich von der Zwangsversteigerung bedrohtes neues Haus fertig zu stellen: „Stand es vorher drei Jahre lang unverputzt da – die ersten Patienten mussten im Winter aufpassen, daß sie sich auf der Rohbetontreppe ohne Geländer nicht den Hals brachen –, so strahlt das Gebäude jetzt – dank der weißen Platten, die es verkleiden. Wo vorher nichts war, steht jetzt eine kleine Gartenmauer, ein schmiedeeisernes Tor. Hinter dem Haus ein einla-



Josef Weber – aus dem SPIEGEL
vom 25.2.1974

dend großer Swimmingpool.“³⁷ Die öffentliche Bekanntgabe des Geldse-
gens, der Weber in diesen Wochen erreichte, provozierte offenbar kriminel-
le Energien bei anderen Leuten: Mitte November sah sich Weber verschie-
denen Erpressungsversuchen und Drohungen gegenüber seiner Familie
ausgesetzt, so dass er die Offenburger Kriminalpolizei einschaltete.³⁸

Weber in Niederweiler

Mitte Januar 1975 zog Josef Weber erneut um, diesmal in den Müllheimer
Ortsteil Niederweiler im Markgräfler Land. Dort mietete er das *Hotel*
Markgraf zur Durchführung seiner Heilbehandlungen an.³⁹ Von Müllheim
aus unternahm Weber zudem regelmäßige Reisen zu mindestens sechs ver-
schiedenen Außenstellen, drei davon in Baden-Württemberg, eine in Bay-
ern, eine im Saarland und eine in Niedersachsen.⁴⁰ Teilweise wurden diese
Reisen per Flugzeug („Lufttaxi“) durchgeführt. Weber verfestigte in diesen
Monaten sein Erscheinungsbild als „Wunderheiler“. Dazu gehörte nun
auch, sich in seinem Tun als Vermittler jenseitiger Kräfte zu präsentieren.

Im Gegensatz zur Praxis in Schutterwald hatten Besucher/innen mittler-
weile ein Honorar für eine Behandlung beim „Wunderheiler“ zu entrich-
ten. Dessen Umfang hing vor allem von der Länge des Anfahrtsweges ab,
den Weber vorher zum Behandlungsort zurückzulegen hatte. Die Patienten
in Niedersachsen mussten also ungleich mehr bezahlen als diejenigen in

Niederweiler. Nach Webers eigenen Angaben betrug seine damaligen Einnahmen nicht weniger als 18.000 bis 20.000 DM pro Monat.

Während die Journalisten Weber allmählich ad acta legten, wurden seine „Wunderheilungen“ nunmehr zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses. Zunächst wurde Weber von dem Ravensburger Physikprofessor Werner Schiebeler (1923–2006) besucht, der sich ein Bild von den Vorgängen machen wollte. Schiebeler verstand sich aufgrund eigener Experimente mit mehreren philippinischen Geistheilern als Experte auf diesem Forschungsfeld.⁴¹ Er suchte den berühmt gewordenen „Wunderheiler“ im Februar 1976 in dessen neuem Domizil auf. Über seine damaligen Beobachtungen berichtete Schiebeler jedoch erst sehr viel später, ging dabei aber nicht über eine deskriptive Schilderung hinaus: „Er [gemeint war Weber; Anm. der Verf.] stand in der Ecke eines größeren Zimmers, und die wartenden Kranken traten einzeln an ihn heran. Er fragte sie nach ihren Beschwerden und legte ihnen dann eine oder beide Hände auf den erkrankten Körperteil. Ein für mich hörbares Gebet wurde nicht gesprochen. Es war bei der Kürze der Behandlung, die im Mittel kaum zwei Minuten dauerte, auch kaum möglich. Nachdem der Heiler seine Hände vom Patienten gelöst hatte, drückte dieser ihm diskret einen Geldschein in die Hand, den der Heiler ebenso diskret in seiner Hosentasche verschwinden ließ.“⁴² Auch nach Müllheim-Niederweiler kamen Massen von Ratsuchenden: „Die Patienten wurden teils mit Privatautos gebracht, ein Teil aber mit Bussen von Reisebüros sogar aus dem Ausland herangefahren [...] Einige kamen zum ersten Mal, andere waren schon 10mal, 20mal oder ein Parkinsonpatient sogar 40mal beim Heiler gewesen.“ Schiebeler konnte beobachten, wie Weber auf diese Weise „bis zu hundert Patienten pro Tag“ in Form einer „Fließbandabfertigung“ behandelte.⁴³ Für Schiebeler war der Fall Weber in der Hauptsache ein Anschauungsbeispiel für die Frage nach einem angemessenen Umgang mit selbsternannten Geistheilern seitens der Rechtsprechung.

Weitaus ausführlicher als der Ravensburger Professor setzte sich danach der Freiburger Mediziner Holger Schleip mit Josef Weber auseinander. Schleip führte in der zweiten Hälfte des Jahres 1976 im Rahmen seiner Promotion eine breit angelegte Umfrage unter den Patienten Josef Webers durch. Für seine empirische Untersuchung zum Thema *Heilen durch Handauflegen* befragte Schleip insgesamt 1.015 Patienten von „zwei im Südwesten des deutschsprachigen Raumes durch Handauflegen arbeitenden Heilern“. Auf Weber war Schleip durch Berichte aus dem eigenen Bekanntenkreis aufmerksam geworden.⁴⁴ Schleip war mit Erlaubnis Webers während 28 Behandlungstagen im September und Oktober 1976 selbst an den Praxisorten anwesend, um gewissermaßen eine „in-vivo-Untersuchung“ – so seine Formulierung – durchzuführen. Er wollte direkt am Behandlungsort mit den Klienten Webers zusammentreffen. Zu diesem Zweck reiste der Doktorand zusammen mit dem Heiler auch an dessen

„Außenstellen“. Der „Wunderheiler“ machte auf Schleip einen ausgesprochen selbstbewussten und männlich-robusten Eindruck. Weber sei in seinem Auftreten fest auf sehr diesseitigem Boden gestanden, was zu den religiösen Begründungen seiner Heilertätigkeit nicht recht zu passen schien. Seine Ergebnisse veröffentlichte Holger Schleip 1980 im Rahmen seiner Dissertation an der Medizinischen Fakultät der Universität Freiburg.⁴⁵

Weber im Konflikt mit der Justiz

Am 30. Mai 1975 hatte die Staatsanwaltschaft Offenburg Anklage gegen Josef Weber wegen Betrugs sowie wegen Vergehens gegen das seit 1939 in Deutschland geltende so genannte *Heilpraktikergesetz* erhoben. Das Gesetz stellte Personen unter Strafe, die Heilkunde praktizierten, ohne ausdrücklich zur Ausübung des Arztberufes berechtigt oder durch Erlaubnis bestellt zu sein.⁴⁶ Die zuständige Strafkammer des Offenburger Landgerichts konnte sich jedoch zunächst nicht dazu entschließen, einen Haftbefehl gegen Weber auszustellen und ein Verfahren gegen ihn zu eröffnen. Als Begründung wurde angegeben, es sei jedermann bekannt, dass die Möglichkeit einer Heilung durch Handauflegen nicht als allgemein verbindliche Tatsache gelten könne, sondern dem „übernatürlichen Bereich“ zuzurechnen sei. Deshalb habe Weber auch keine „Irrtumserregung“, das heißt eine Täuschung seiner Patienten, vollzogen und insofern keinen Betrug begangen. Auch wollte man zunächst den Vorwurf des Verstoßes gegen das *Heilpraktikergesetz* nicht gelten lassen, da Weber selbst keine Eingriffe vorgenommen und keine Medikamente verschrieben hätte.⁴⁷ Die Staatsanwaltschaft legte gegen diese Entscheidung erfolgreich Beschwerde beim Oberlandesgericht in Karlsruhe ein. Dieses ließ am 30. Dezember 1975 die Anklage gegen Weber teilweise zu und verfügte, dass die Hauptverhandlung eröffnet werden müsse.⁴⁸

Die Angelegenheit zog sich daraufhin noch einmal über mehr als ein Jahr hin. Erst im März 1977 kam es zu einem Urteilsspruch: Josef Weber wurde vom Landgericht Offenburg wegen fortgesetzten Vergehens gegen das *Heilpraktikergesetz* zu neun Monaten Freiheitsstrafe auf Bewährung verurteilt.⁴⁹ Zwar räumten die Richter ein, Weber habe den Kranken „in zahlreichen Fällen zumindest subjektive Heilung oder Schmerzminderung“ verschafft, dennoch habe er gegen das *Heilpraktikergesetz* verstoßen. Denn eine unerlaubte Heilertätigkeit könne „auch dadurch geschehen, dass angebliche übernatürliche Gewalten mit vermeintlichen oder vorgetäuschten übersinnlichen Kräften bekämpft werden“, so die Begründung des Gerichts. Denn „auch das bloße Handauflegen und kurze Bestreichen der [...] als krank oder schmerzhaft bezeichneten Körperstellen“ sei „Ausübung der Heilkunde im Sinne des Gesetzes.“ Weiterhin wurde auf die Gefahr hingewiesen, dass Patienten durch die Hoffnung auf Webers Behandlung mögli-

cherweise „die Anwendung gebotener medizinischer Heilweisen unterlassen“ könnten. Die von der Staatsanwaltschaft zudem anvisierte Anklage wegen *Betrugs* war hingegen zuvor vom Oberlandesgericht gar nicht erst zugelassen worden.

Die nunmehr vom Angeklagten mit Rekurs auf das Grundrecht der „Freiheit der Berufswahl“ eingelegte Revision brachte die Angelegenheit vor den Bundesgerichtshof. Dieser gab durch einen Beschluss vom 13. September 1977 dem Offenburger Landgericht unter Bezugnahme auf das *Heilpraktikergesetz*, verschiedene vorhergegangene Gerichtsbeschlüsse und vorliegende Rechtsliteratur in allen Punkten Recht. Das Urteil des Offenburger Landgerichts blieb somit bestehen.⁵⁰ Der Beschluss des BGH in dieser Sache erhielt aufgrund seines Präzedenzfall-Charakters republikweit große Beachtung und Presseresonanz.⁵¹

Eine genauere Analyse der Hintergründe und konkreten Abläufe des Gerichtsverfahrens gegen Weber kann jedoch erst zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen, da die überlieferten Justizunterlagen⁵² sowie weitere einschlägige Materialien⁵³ noch den gesetzlichen Archivsperrfristen unterliegen. Festzuhalten bleibt, dass mit diesen Urteilssprüchen die spektakuläre Karriere des „Wunderheilers von Schutterwald“ zumindest in Deutschland nach noch nicht einmal vier Jahren ihr Ende gefunden hatte.

Weber im Ausland

Weber hörte nach dem gegen ihn ergangenen Gerichtsurteil jedoch keineswegs auf, als Heiler zu praktizieren. Vielmehr verlegte er sein Tätigkeitsfeld ins benachbarte Elsass, um auf diesem Weg der deutschen Rechtsprechung auszuweichen.⁵⁴ Bald nach seiner Verurteilung durch das Offenburger Landgericht zog Weber nach St. Louis an der französisch-schweizerischen Grenze, wo er sich als „Pneumotherapeut“ ausgab und erneut für sich Werbung betrieb. Für seine Patienten richtete er gegen hohe Honorarzahlungen die Möglichkeit eines monatlichen Therapie-„Abonnements“ ein, mit dem die Betroffenen so oft wie sie wollten in seine Praxis kommen durften. Laut den Ermittlungen sollen so innerhalb von zwei Jahren fast 5.000 Personen in Webers „Wunderheiler“-Praxis gekommen sein, die insgesamt mindestens 400.000 Francs bezahlten.⁵⁵

Nach zwei Jahren wurde Weber aufgrund einer Anzeige der oberelsässischen Ärztekammer auch von der französischen Justiz belangt, diesmal jedoch dezidiert wegen *Betrugs*. Eine Strafkammer in Mulhouse verurteilte Weber Ende 1981 zu einem Jahr Gefängnis mit Bewährung sowie einer Geldstrafe von 10.000 Francs. Mit bzw. nach diesem Urteil verlieren sich die Spuren des „Wunderheilers von Schutterwald“. Unbelegten Gerüchten und Vermutungen zufolge soll Weber weiter nach Italien gezogen und dort inzwischen verstorben sein.

Die Rolle der BILD-Zeitung

Wie schon in den Ausführungen zur Biographie ersichtlich wurde, fand Joseph Webers Wirken einen deutlichen Niederschlag in der Presselandschaft. Die Massenmedien dienen als Multiplikatoren, lenken die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf bestimmte Ereignisse und Themen und haben somit nicht selten einen spürbaren Einfluss auf das Geschehen.⁵⁶ Im Fall Weber kam der BILD-Zeitung eine besondere Rolle zu, denn nachdem das Boulevardblatt die Geschichte aufgegriffen und verbreitet hatte, verließ diese den Rahmen eines nur lokalen Ereignisses.

Anhand der folgenden Analyse der Presseberichterstattung durch die BILD soll deren kaum zu überschätzende Bedeutung für den Verlauf des Geschehens verdeutlicht werden. Eine umfassendere Untersuchung hat gezeigt, dass das Ziel der Berichterstattung zum Bereich des Paranormalen und zu Themen des „Übersinnlichen“ in der BILD keineswegs die Vermittlung einer *ideologisch* orientierten Weltansicht ist, wie man es etwa bei dem Wochenmagazin SPIEGEL nachweisen kann. Vielmehr sollen die Leserinnen und Leser bei der BILD vor allem mit spektakulären und unterhaltsamen Informationen möglichst zu aktuellen Inhalten beliefert werden.⁵⁷ Gelegentlich werden in der Zeitung Stoffe aus dem Bereich der „Grenzgebiete“ in Form einer täglichen Fortschreibung – also einer Art *daily soap* – behandelt, bis das jeweilige Thema ausgereizt ist.⁵⁸ Der Fall Josef Weber liefert hierfür ein markantes Beispiel.

Die *daily soap* zum „Wunderheiler von Schutterwald“

Nachdem Josef Weber seine Heilertätigkeit gegen Ende 1973 begonnen hatte und sein Wirken sich vorerst anscheinend auf seinen Bekanntenkreis und seine Stammtischkollegen beschränkte, wurde der BILD-Journalist Bernd Plogmann auf ihn aufmerksam. Plogmann schrieb einen ersten Artikel über Weber, der am 12. Januar 1974 überregional veröffentlicht wurde und offenbar auf eine solche Resonanz in der Leserschaft stieß, dass es für die Chefredaktion lohnenswert erschien, an der Sache dran zu bleiben und nachzulegen. Damit bekam der Fall Weber eine eigene Dynamik.

Zwischen Anfang Januar 1974 und Ende März 1974 wurden in der BILD-Zeitung insgesamt sieben Artikel über den „Wunderheiler von Schutterwald“ veröffentlicht. Der erste Bericht stammt, wie schon erwähnt, vom 12. Januar, der letzte vom 20. März 1974. Am 12. Januar lautete die Überschrift: „*Viele Kranke hoffen auf den Wunderheiler von Schutterwald ...*“. Unter einer Fotografie, die Weber beim Händeauflegen zeigt, steht: „*Das ist der neue Wunderheiler Josef Weber. Seine Hände streichen über die Wunden, die die Hausfrau Ursula Vetter jahrelang peinigten. Der Mann, der im Monat 1400 Mark netto verdient, könnte mit seiner Heilkraft sicherlich*



Das ist der neue Wunderheiler Josef Weber. Seine Hände strahlen über die Wunden, die die Hartfouh Ustas Vater Johannes gelitten. Der Mann, der in Monat 1970 Markt erste verdienst, könnte mit seiner Heilkraft sicherlich schnell reich werden – aber er lehnt Honorar ab.

Viele Kranke hoffen auf den Wunderheiler von Schutterwald...

Im Schlaf hörte der 28jährige eine Stimme: „Du bist ausersehen, Menschen zu helfen“

Von BERND PLOGMANN

Offenburg, 12. Januar
Die Hände des Raupenfahrers Josef Weber aus dem Dorf Schutterwald bei Offenburg sind groß und rau und rissig. Aber in diesen Händen steckt offenbar eine wunderbare Kraft – die Hände können heilen.

Menschen, denen Ärzte nicht helfen konnten, beschreiben das. Zum Beispiel ein 30jähriger Kupferschmied: Vier Jahre konnte er sich wegen eines schmerzhaften Bandscheiben-Bruchens nicht mehr bücken – jetzt geht er sogar wieder kugeln. Oder der Leiter der Zoo-Abteilung eines Freiburger Kaufhauses. Seine chronische Bronchitis ist wie weggeblasen. Und auch die stieliche, netzartige Fissur des 33jährigen

Raupenfahrers weiß Wunderkuren zu berichten. Ihre grossenwädrige Mächtige, unter der sie fünf Jahre litt, ist weg. Mit Frau Weber liegt das Wunder an. „Ich helfe diese Kupferschmied einfach nicht mehr mit“, jenseits sie eines abends Anfang Dezember mit bei ihren Mann: „Josef, mach mir doch mal das Kopf.“ Er strich ihr über die Stirn – und Augenblicke später wich der stechende Schmerz. „In dieser Nacht“, erzählt Josef Weber, „erschien mir im

Schlaf das großtauchende Dreiflügeligen und eine Stimme sagte zu mir: Du bist ausersehen, den Menschen zu helfen. Du hast die Kraft in dir.“

Auch die Hartfouh Ustas Vater (28) hatte von den hartenden Händen. An ihren eigenen Händen hatte sie seit sieben Jahre viele kleine offene Wunden, aus denen oft Blut und Wasser tropfen. Sie mußte immer Handschuhe tragen, klagte über Schmerzen. Also ging sie zum Raupenfahrer Weber.

BILD-Reporter Bernd Plogmann war dabei. Sein Bericht: „Mit der linken Hand strich Herr Weber über die offenen Wunden. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Sein Brustkorb bebte unter dem weißen Rollkragenpullover. Seine Fingerkuppen vibrierten, bekamen schwarzblaue Flecken und seine Hand schwellte an. Und dann schloß sich tatsächlich die Wunde der Frau.“

vielesten, bekamen schwarzblaue Flecken und seine Hand schwellte an. Und dann schloß sich tatsächlich die Wunde der Frau.

Sie hat jetzt nur noch winzige Narben an den Händen und konnte gestern zum erstenmal Gaschier abwaschen. Ihr Arzt, der ihr nicht helfen konnte, der Offenburger Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten Eugen Beklerowetz, beobachtete sich gestern nachmittags nachdrücklich die verheilten Wunden und meinte kausungslos: „Wunderheilung ist das nicht zu erklären.“

„Ich kann es mir auch nicht erklären“, sagt der Raupenfahrer, der für seine Heilungen kein Geld nimmt, „das hat mir die Stimme im Schlaf verpöbeln. Seine Fingerkuppen

BILD-Artikel vom 12.1.1974

schnell reich werden – aber er lehnt Honorar ab.“ Im dazugehörigen Text heißt es: „Aber in diesen Händen steckt offenbar eine wunderbare Kraft – die Hände können heilen. Menschen, denen Ärzte nicht helfen konnten, beschwören das.“ Im Anschluss werden einige Beispiele für geglückte Heilungen erwähnt. BILD-Reporter Plogmann war selbst bei einer Sitzung anwesend und beschreibt diese folgendermaßen: „Mit der linken Hand strich Herr Weber über die offenen Wunden. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Sein Brustkorb bebte unter dem weißen Rollkragenpullover. Seine Fingerkuppen vibrierten, bekamen schwarzblaue Flecken und seine Hand schwellte an. Und dann schloß sich tatsächlich die Wunde der Frau.“ Abschließend wird Weber mit der Aussage zitiert, die Stimme im Schlaf habe ihm verboten, Geld für Heilungen zu nehmen. Dieser erste Bericht trat eine Lawine los.

Im zweiten Artikel, der drei Tage später erschien, heißt es, am Tag zuvor wären schon etwa 100 Besucher gekommen und der Briefträger hätte 45 Briefe gebracht. Weber hatte inzwischen seine Arbeit bei einer Baufirma gekündigt, und die neue Überschrift lautet: „Inzwischen nimmt der ‚Wunderheiler‘ auch schon Geld ...“. Als zweite Überschrift in kleinerem Schriftsatz heißt es: „Viele glauben an seine geheimnisvollen Kräfte – die

Ärzte sind skeptisch“. Der Wunderheiler in der Schlagzeile war bereits zwischen Gänsefüßchen geraten und aus den Händen, in denen „offenbar eine wunderbare Kraft“ steckt, waren „scheinbar heilende Hände“ (Unterstreichungen die Verf.) geworden. Erste Anzeichen von Skepsis klingen also an. Dennoch wird die Entwicklung weiter getrieben, indem im *lead*⁵⁹ die Adresse von Josef Weber als Einstieg für den Bericht groß abgedruckt wird. Geheilte kommen zu Wort, und in zwei Bildern wird Weber bei einer besonderen Aktion gezeigt: Er wurde nämlich mit einem Charterflugzeug in ein Hamburger Krankenhaus geflogen, um dort eine schwerkranke Frau zu behandeln. Doch die Skepsis kommt nicht zu kurz: „Nicht nur beim Gummibaum versagt offenbar die Heilkraft des Raupenfahrers“, heißt es nun, und am Ende des Berichts werden Hamburger Ärzte zitiert, die äußern: „Eine wesentliche Änderung im Krankheitszustand [...] ist nach dem Besuch des uns unbekanntem Herrn, der angeblich mit Heilkräften versehen ist, nicht eingetreten.“

Schon einen Tag später, am 16. Januar, erschien die nächste Folge der „Wunderheiler-Story“, wieder mit neuen Fakten: Weber hat eine nicht ganz ebenmäßige Biographie. Er saß schon wegen Vernachlässigung der Aufsichtspflicht vier Monate im Gefängnis, und zum Zeitpunkt des Artikels ist er wegen Betrugs in erster Instanz zu zwei Jahren Gefängnis auf Bewährung verurteilt: „Als Bauunternehmer hatte er Konkurs gemacht und die Sozialabgaben von Gastarbeitern in die eigene Tasche gesteckt.“ Als Kontrapunkt werden zwei Fälle von angeblichen Heilungen berichtet. Auch darf Weber zu den dunklen Stellen seiner Biographie Stellung beziehen: „Ich war ein Spitzbube und ein Betrüger [...] aber ich will alles wieder gutmachen, denn jetzt bin ich ein neuer Mensch.“ In der gleichen Ausgabe wird die konträre Meinung zweier prominenter Ärzte zum Thema Wunderheilung als „Thema des Tages“ gebracht.

Tags darauf wurde weiter berichtet, dieses Mal von minimalen Erfolgen, die aber auch als Misserfolge interpretiert werden könnten. Dies spiegelt auch die Überschrift: „Der Wunderheiler half auch Oma Kutz – ein paar Meter weit“. Eine kurze Stellungnahme des Schutterwälder Dorfarztes („Ach, alles Quatsch!“) wird wiedergegeben. Doch bleibt es nicht bei der Kritik: Die große Schlagzeile der vorherigen zweiten Folge relativierend, heißt es nun: „Geld allerdings verlangt der Wunderheiler nicht: ‚Wenn mir jemand aus Dankbarkeit einen Geldschein zusteckt, nehme ich ihn natürlich.‘ Gestern kaufte der Wunderheiler für 500 Mark Spielzeug und schenkte es dem Waisenhaus in Lahr.“

Wieder einen Tag darauf die Fortsetzung der Geschichte: Der Wunderheiler Josef Weber hat weiterhin großen Zulauf, was sich auf die ganze Gemeinde auswirkt. So heißt es in der Überschrift: „Der Wunderheiler macht auch Gesunde glücklich ... zum Beispiel eine Wirtin von Schutterwald.“ Dieses Mal überwiegen die guten Taten, die Skepsis macht sich kaum be-

merkbar. Beispielhaft wird von der Heilung einer 89-jährigen Hamburgerin berichtet. Ein Bild zeigt eine Patientin des „Wunderheilers“, ein weiteres Josef Weber im Lahrer Waisenhaus mit dem am vorigen Tag erwähnten Spielzeug. Der „Wunderheiler“ steht zwar wieder in Gänsefüßchen, doch die Frage nach der Natur der „Wunder“ scheint nicht mehr von besonderer Relevanz. *„Wunder hin, Wunder her“*, heißt es nun.

Jetzt wurde eine Pause in der Berichterstattung eingeschoben. Zwei Wochen später, am 31. Januar, kam es zu einer Art Bestandsaufnahme. Es handelt sich um einen kritisch angehauchten Bericht mit der Überschrift *„Schon 4000 Leute hat der ‚Wunderheiler‘ berührt ... und viel, viel Geld dafür kassiert“*. Weber hat nach wie vor sehr großen Zulauf. Zwei Berichten über angebliche Heilungen bzw. Besserungen werden zwei uneffektive Behandlungen gegenübergestellt, eine davon in fettgedruckten Lettern. Weiterhin gibt es einen Hinweis auf den bevorstehenden Zwangsversteigerungstermin für Webers Haus, der inzwischen aufgehoben wurde. Der Bericht schließt folgendermaßen: *„Ob's hilft oder nicht hilft, Herr Weber macht weiter. ‚Für mich gibt's kein Zurück mehr‘, sagt er. Ein Zurück ans Steuer der Planier-raupe hieße auch: wieder nur 1400 Mark netto im Monat ...“*.

Ein letztes Mal wurde über Weber am 20. März in einer Nachricht anlässlich seiner Geburtstagsfeier – er wurde 29 Jahre alt – berichtet. Der an sich neutral geschriebene Artikel ist von ironischen Tönen durchdrungen. Wieder ist der neu erworbene Reichtum das Hauptthema. Ferner glaubt Weber inzwischen, neben der Heilkraft weitere außergewöhnliche Fähigkeiten zu besitzen, etwa das Wetter beeinflussen oder sich mit Uri Geller durch Telepathie verbinden zu können. BILD-Reporter Plogmann zitiert dazu den „Wunderheiler“: *„Ich will Ihnen mal was erzählen [...] das ganze Gerede um den Uri Geller ist Quatsch. Ich hab mich nämlich telepathisch mit ihm unterhalten und ihm immer gesagt, wann er die Löffel verbiegen sollte. Niemand im Saal lachte laut – denn Herr Weber hatte alle zu Schnitzel mit Spätzle, Wein und Bier eingeladen.“*

„Beihilfe zum Betrug“?

Man sieht in den erschienenen Artikeln deutlich die Ambivalenz in der Position des berichtenden Reporters. Dieser baut einerseits die Story in Form einer *daily soap* auf, schmückt diese mit Enthüllungen und guten Taten und will sie möglichst lange und damit verkaufsfördernd am Leben erhalten. Gleichzeitig hat er aber den Anspruch, keineswegs nur unkritisch über den Fall zu berichten und äußert sich deshalb immer wieder in skeptischer Tonlage.

Einen in seiner Entwicklung frappierend ähnlichen Fall hat der Journalist und Schriftsteller Günter Wallraff 1981 in seinem *BILD-Handbuch* beschrieben.⁶⁰ Wallraff arbeitete 1977 unter einem Pseudonym als Redakteur

für die BILD-Zeitung in Hannover, um die journalistischen Methoden des Blattes zu untersuchen. Einer der Vorwürfe, die Wallraff in der Folge erhob, lautete, BILD würde systematisch „Scharlatane“ bei ihrer Arbeit aufbauen und unterstützen. Als einen Beleg lieferte er die Geschichte um den „Wunderheiler Josef mit der hohlen Hand“, womit Wallraff den in Saarbrücken tätigen Heiler Josef Müller und dessen öffentliches Bekanntwerden im August 1979 meinte. Neben dem – zufällig – gleichen Vornamen und der Tatsache, dass sich BILD der Sache angenommen hatte, gibt es weitere verblüffende Parallelen zwischen den beiden Fällen: der enorme Zulauf an Hilfesuchenden, den die Berichterstattung (inklusive des Abdrucks der Adressen der „Wunderheiler“) mit sich brachte, der Verweis der „Wunderheiler“ auf Eingebungen aus dem transzendenten Bereich, die das heilerische Handeln legitimieren sollen, das massive Ansteigen der Honorarsätze, das die gesteigerte Nachfrage begleitete und der Konflikt mit dem Gesetz, in den beide mit zunehmendem Erfolg sehr bald gerieten und der in beiden Fällen innerhalb von drei Jahren zu einer Verurteilung führte.

„Beihilfe zum Betrug“ und zwar „in enger Komplizenschaft“, wie dies der BILD-Zeitung von Wallraff in diesem Fall vorgeworfen wurde⁶¹, wird man im Fall Weber allerdings kaum konstatieren können. Während der saarländische Heiler Josef Müller Wallraff zufolge von BILD regelrecht „aufgebaut“ worden war, kann man das bei Josef Weber nicht mit eindeutiger Bestimmtheit sagen. Zwar waren auch hier die Meldungen und Berichte zahlreich, doch wurden schon im zweiten der erschienenen Artikel Relativierungen – beispielsweise in Form von Gänsefüßchen – vorgenommen. Weiterhin wurde im Laufe der Berichterstattung auf kritische Expertenstimmen nicht verzichtet. Dennoch liegt es auf der Hand, dass ohne eine solche gezielte und fortgesetzte Thematisierung der „Wunderheiler“-Story durch das Massenblatt BILD der massenhafte Zulauf zu Josef Webers „Wunderheiler“-Praxis mit all seinen Folgen sicherlich ausgeblieben wäre.

Weitere Pressereaktionen

Artikel zu Weber erschienen in zahlreichen weiteren Blättern. Publikumszeitschriften wie DER SPIEGEL oder die BUNTE folgten der Berichterstattung in der BILD-Zeitung nach.⁶² Die lokale Presse war zunächst zögerlich in ihrer Berichterstattung. Im OFFENBURGER TAGEBLATT erschien erst am 26. Januar 1974 ein ausführlicher Artikel über die Ereignisse in Schutterwald, in dem eine durchgängig skeptische Sichtweise über solcherlei „Randgebiete der Heilkunde“ vertreten wurde. Man war um Objektivität und um die eigene „Chronistenpflicht“ bemüht: „Wir möchten hier nichts ausschließen, wir möchten versuchen darzustellen, was sich zur Zeit tut.“ Gleichzeitig versuchte man, sich vom Boulevardjournalismus Marke BILD abzugrenzen:

„Es schien uns jedoch unverantwortlich, voll in jenen Rummel einzusteigen, der von anderer Seite aufgezogen wurde, der Schutterwald für Wundergläubige zum Mekka, ja beinahe zum Nabel der Welt machen möchte.“⁶³ Den „Wunderheiler“ Weber selbst sah die Zeitung im Grenzbereich zur Kriminalität agieren. Nach dem Umzug nach Müllheim beschäftigten sich die Presseorgane kaum noch mit den Wunderheilungen Webers. Die Story hatte für die Redaktionen nach der aufregenden ersten Jahreshälfte 1974 offensichtlich ihren Reiz verloren.⁶⁴ Weber wurde für die Presse erst wieder interessant, als ihm der Prozess gemacht und er 1977 verurteilt wurde. Zu diesem Zeitpunkt war die BILD-Zeitung aber schon längst aus dem Fall ausgestiegen.

Weber und seine Klienten

Webers Heilbehandlungen im Fokus der Wissenschaft

Bis zur Studie von Holger Schleip waren zum Fall Weber aus dem Umfeld der professionellen Wissenschaft lediglich verschiedene Äußerungen von befragten Ärzten, Juristen oder Theologen in der Presse platziert worden. Es ging darum, Stimmen zu finden, die Erklärungen für die Heilung anboten. Erwartungsgemäß waren hier zumeist skeptische Töne zu vernehmen, die hauptsächlich den Aspekt der „Suggestion“ thematisierten.⁶⁵ Schleip selbst betrat mit seiner Untersuchung zu den beiden Heilern wissenschaftliches Neuland: Seine Studie war zum damaligen Zeitpunkt erst die zweite ernstzunehmende wissenschaftliche Forschungsarbeit über das Thema „Geistheilung“ im deutschsprachigen Raum.⁶⁶

Der Wissenschaftler befragte Webers Patienten mittels Fragebogen unmittelbar vor der Behandlung und zahlreiche davon noch einmal direkt nach der Behandlung. Zahlreiche Hilfesuchende wurden rund vier Wochen später noch einmal befragt und gebeten, über ihre längerfristigen Erfahrungen mit der Behandlung Auskunft zu geben. Eines der Ziele dieser Studie über eine „Extremform medizinischen Außenseitertums“⁶⁷ war die Erhebung soziologischer und medizinischer Daten über die Hilfesuchenden sowie Einsichten in die zugrundeliegenden Erfahrungen und Motive, die diese zum Aufsuchen eines „Wunderheilers“ bewogen hatten. Seine Forschungsarbeit hatte also weniger die Person des Heilers, sondern vielmehr dessen Klienten im Blickfeld.⁶⁸

Webers Klienten

„Diese Menschen kamen massenhaft per Eisenbahn, mit Autos und Auto-stopps von überall her zu Josef Weber. Schon ab vier Uhr morgens stehen sie bis in die Nacht auf Abruf bereit, um endlich drankommen zu können.“⁶⁹ Beschreibungen wie diese im OFFENBURGER TAGEBLATT deuten auf den Besucherstrom hin, der sich im Jahr 1974 nach Schutterwald bewegte. Dieser enorme Andrang setzte sich danach in Müllheim-Niederweiler und in den verschiedenen Außenstellen fort. Um zu bestimmen, was sich die Menschen von einem Besuch bei Weber versprochen, bedürfte es präziser qualitativer Quellen über die Erwartungen, Hoffnungen und Erfahrungen der Hilfesuchenden. Diese sind allerdings im Fall Weber nicht mehr vorhanden oder derzeit noch nicht zugänglich.⁷⁰ Lediglich durch die damalige Presseberichterstattung werden uns einige Äußerungen vermittelt, die allerdings lediglich artikelausmalenden Charakter haben. So wird beispielsweise eine Hilfe suchende Frau aus Freiburg zitiert: „Ich bin seit sieben Jahren gelähmt; viele Kapazitäten habe ich schon konsultiert: es hat nichts geholfen. Wenn Weber mir helfen würde, so würde ich ihm nicht 50, sondern 500 Mark oder noch mehr Geld geben.“⁷¹ Ein anderer Patient ließ wissen: „Ich bin todkrank. Weber ist meine letzte Rettung. Aber wenn auch nicht heilen, so kann er mich wenigstens von den Schmerzen befreien.“⁷²

Eine Reihe von Einsichten in die Zusammensetzung von Webers Klientel erhält man hingegen durch die Arbeit von Holger Schleip, in der das Patienten Klientel Webers (sowie des zweiten untersuchten Heilers) soziologisch analysiert wird.⁷³ Als Ergebnis kam zum Vorschein, dass bei Weber deutlich mehr Frauen – ungefähr 67 Prozent – als Männer vorstellig wurden und dass es vor allem die Altersgruppe der über 60-Jährigen war, die den „Wunderheiler“ konsultierte. Die Klienten kamen überwiegend aus kleinen Gemeinden von unter 1.000 Einwohnern. Weiterhin ließ sich sagen, dass einfache Berufe, insbesondere landwirtschaftliche, häufig vorkamen, während Berufe, die eine höhere Schulbildung erfordern, relativ selten waren. Schleip kam deshalb zu dem Resümee: „Insgesamt konnte also das gängige ‚Vorurteil‘ über die Patienten von Laienheilern (ältere, einfache Frauen vom Lande) tendenziell bestätigt werden.“⁷⁴

Interessant ist weiterhin die Frage nach den gesundheitlichen Beschwerden, mit denen sich die Klienten an die „Wunderheiler“ wandten.⁷⁵ Erstaunlich war, „wie bunt das medizinische Bild des Patientengutes“ gewesen ist. Insgesamt wurden von 1.015 befragten Personen nicht weniger als 1.500 voneinander unterscheidbare Beschwerden genannt. Die Hilfesuchenden wandten sich vor allem mit Problemen aus dem Bereich des Nervensystems und mit psychischen Problemen an die beiden Heiler, weiterhin suchten viele Patienten mit Problemen im Bewegungsapparat

(Knochen-, Gelenk- und Muskelschmerzen) Hilfe. Beide Symptomgruppen machten zusammen über 50 Prozent aller registrierten Erkrankungen aus. Zudem fand Schleip heraus, dass überwiegend chronische Krankheiten der Grund für den Gang zum Heiler waren: Über die Hälfte der Befragten war zuvor schon mindestens fünf Mal bei einem allgemeinen Arzt gewesen, hatte also schon eine längere Krankheitsgeschichte hinter sich.⁷⁶ Der größte Teil der Befragten ließ wissen, dass ihnen die Existenz des von ihnen konsultierten Heilers schon seit längerem bekannt war. Fast 60 Prozent der Hilfesuchenden hatten durch einen anderen Patienten von Webers Behandlungen Kenntnis erhalten. Daneben profitierte gerade Weber von der Berichterstattung zu seiner Person in den Massenmedien, denn fast ein Drittel seiner Patienten hatte durch eine Zeitungsmeldung von ihm erfahren.⁷⁷

Eine wichtige Frage ist schließlich, inwieweit der Heiler tatsächlich imstande war, seinen Klienten zu helfen. Dies versuchte Schleip durch eine Nachbefragung in Erfahrung zu bringen, die einige Wochen nach dem jeweiligen Besuch beim Heiler durchgeführt wurde. Im Fall Webers ergab diese Untersuchung, dass von 465 nachbefragten Personen immerhin rund 70 Prozent angaben, ihre Beschwerden hätten sich „etwas gebessert“ (36,1 Prozent), „stark gebessert“ (27,7 Prozent) oder seien sogar ganz verschwunden (5,4 Prozent). Über zwei Drittel der Patienten Webers war also in der Lage, eine Besserung zu vermelden.⁷⁸ Es bleibt somit der Befund, dass bemerkenswert viele Hilfesuchende mehr oder weniger große Erfolge durch das Zusammentreffen mit Weber vermelden konnten. Dieses überraschend positive Ergebnis zum Interaktionsprozess zwischen einem „Wunderheiler“ und seinen Klienten wird inzwischen durch weitere Studien auch neueren Datums gestützt.⁷⁹

Der Fall Weber im historischen Vergleich

Vorläufer im regionalen Kontext

In der regionalen Geschichte hatte Josef Weber mit seinem Wirken als „Wunderheiler“ im ländlichen Umfeld zahlreiche historische Vorläufer im 19. und 20. Jahrhundert. Sowohl für den gesamtbadischen Raum als auch enger begrenzt für die Region Ortenau legen die Biographien verschiedener bekannt gewordener Laienheiler die Vermutung nahe, dass die Bereitschaft von Teilen der Bevölkerung, zur Behandlung von Krankheiten unorthodoxe Methoden anzuwenden, eine historische Konstante darstellt. Recht gut erforscht ist beispielsweise das Wirken des Landpfarrers Ambrosius Oswald (1801–1873) aus dem Ort Hammereisenbach bei Furtwangen, der sich in den 1840er Jahren zur Leitfigur einer christlich-fundamentalistischen Sekte ent-

wickelte. Hierbei spielten vor allem zahlreiche ihm zugesprochene Wunderheilungen eine Rolle. 1842 wurde Oschwald wegen „medizinischer Pfuschelei“ angeklagt, woraufhin er sich bis zu seiner Auswanderung im Jahr 1854 im Fokus der kirchlichen und weltlichen Behörden befand.⁸⁰

Eine größere Bekanntheit erlangte danach auch der Heiler Wilhelm Böhler (gest. 1924) aus dem Dorf Haueneberstein bei Baden-Baden, mit dessen Fall sich die Rastatter Justizbehörden von 1904 bis 1906 befassen.⁸¹ Eine weitere Gestalt war der „Lorenzbur“ aus Seebach, Andreas Huber (1884–1954), der seit Mitte der 1920er Jahre mehrere Jahrzehnte in den Achertalgemeinden und in der nördlichen Ortenau als Geistheiler wirkte.⁸² Im Hanauerland praktizierte lange Zeit mit ungewöhnlichen Methoden der Laienheiler Daniel Lacker (1877–1953) aus Memprechtshofen⁸³, aus der Riedgemeinde Altenheim stammten der „Wunderheiler“ Johann Georg Nierlin (1839–1927) und die Laienheilerin Christine Duchilio (1888–1972).⁸⁴

Die Volkskundlerin Hedwig Buß hat über mehrere Jahrzehnte hinweg durch Gespräche mit der ländlichen Bevölkerung des Harmersbachtals im mittleren Schwarzwald Erinnerungen an verschiedene Heilerpersönlichkeiten („Sympathiedoktoren“) und „Geschichten über Menschen mit geheimen Kräften“ festgehalten.⁸⁵ Zu diesem Kreis gehörte der in Nordrach geborene, vom Knecht zum „Wunderdoktor“ aufgestiegene Bernhard Benz (1867–1930). Dieser wirkte seit den 1890er Jahren im Tal und weit darüber hinaus, der Legende nach durch Konsultation eines „Zauberspiegels“. Über den „Professor“ Benz, der später in seinem eigenen Gasthaus in Zell am Harmersbach Sprechstunden abhielt, existieren in der regionalen Bevölkerung Heilungsgeschichten in „epischer Breite“.⁸⁶

In der gleichen Region wirkten, gewissermaßen in Abfolge einer Heilerdynastie, über viele Jahrzehnte hinweg der „Hättichsbur“ oder „Billersberger“ Wilhelm Pfundstein (1820–1903), danach sein 1951 verstorbener Enkel Josef Breig I. („de alt Dokter“) und zuletzt bis 1981 der Urenkel Josef Breig II. („Dokter Sepp“) als Laienheiler.⁸⁷ Zum alten „Billersberger“, berichtete der Schriftsteller Heinrich Hansjakob, seien „selbst aus der Universitätsstadt Freiburg Leute [...] gegangen. Wenn alle Professoren nicht geholfen haben, hat's der Hättichs-Bur gethan.“ Dieser sei „ein Hauptmeister in den Geheimnissen der Sympathie“ gewesen.⁸⁸ Ein weiterer Heiler, der geradezu „Völkerwanderungen“ aus dem mittelbadischen Raum in Richtung seines Bauernhofes auslöste, war Jakob Friedrich Morlok (1835–1910) aus Baiersbronn-Mitteltal im Murgtal. Dem „ganz alde Morlok“, dessen Lebens- und Wirkungsgeschichte durch einen aktuellen spektakulären Fund momentan verstärkte Beachtung findet, folgten ebenfalls der Sohn und der Enkel als Laienheiler nach.⁸⁹

Die enormen Besucherströme, die Josef Weber in der Mitte der 1970er Jahre auslöste, sind für die Region jedoch wohl nur mit der Prominenz des

„Schloofers“ Julius Seiler (1906–1972) aus Ottenheim zu vergleichen, der von 1920 bis zu seinem Tod von unzähligen Menschen konsultiert und durch den „Lahrer Hellseherprozess“ von 1927 republikweit bekannt wurde. Der in seiner Heimatgemeinde hoch geachtete Seiler – man eignete ihm nach seinem Tode sogar eine Ehrung durch eine Straßenbenennung zu – kann sicherlich als bekannteste Heilerpersönlichkeit in der Ortenau in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelten.⁹⁰

Alle hier genannten Personen wird man nach einer Definition von Harald Wiesendanger als „traditionelle Heiler“ bezeichnen können. Mit dieser Typisierung verbindet sich „ein schlichter Mensch mit geringer Bildung aus unteren sozialen Schichten, der meist in ländlichen Gebieten wirkt und vornehmlich aus innerer Berufung hilft. [...] Der traditionelle Heiler denkt und handelt weitgehend intuitiv [...] Wenn er erklären soll, wie und warum er heilen kann, trägt er keine ausgefeilte Theorie vor.“⁹¹ Diese Heilerpersönlichkeiten waren zumeist geachtete Mitbürger ihres Gemeinwesens, integriert in die alltäglichen Abläufe ihrer Dorfgemeinschaft. Joseph Weber lässt sich mit den genannten Personen kaum mehr vergleichen, da er weder in Schutterwald noch in Niederweiler ein anerkanntes Mitglied der Dorfgemeinschaft war, sondern eher als Fremdling oder gar Störfaktor angesehen wurde. Weiterhin unterscheidet ihn seine von einem plötzlichen und einschneidenden Umschwung geprägte Lebensgeschichte von den „traditionellen“ Heilerbiographien, in denen die Heilertätigkeit direkter in den jeweiligen persönlichen Alltag mit eingebunden wurde.⁹² Auch dauerte die Laufbahn als Heiler bei den Vorläufern ungleich länger an als bei Weber.

Josef Weber – ein klassischer Typus des modernen „Wunderheilers“?
Ein Fazit

In der Vergangenheit wurden verschiedentlich Versuche unternommen, durch das offizielle Medizinsystem explizit nicht autorisierte Heilerpersönlichkeiten einer Typologisierung zu unterziehen oder „Heilerprofile“⁹³ zu entwerfen. Vorschläge hierzu liegen etwa aus dem Umfeld der ethnologischen Forschung zur so genannten Volksmedizin vor. Ebermut Rudolph hat aufgrund seiner Feldstudien den Typus des religiös geprägten, lokal verankerten „süddeutschen Volksheilers“ beschrieben, der weitgehend mit Webers historischen Vorläufern am Oberrhein in Einklang zu bringen ist.⁹⁴

Anita Chmielewski-Hagius hat bei den Laienheilern zwischen traditionellen „Glaubens- und Gebetsheilern“ und „modernen Heilern“ unterschieden. Erstere stützen sich vorwiegend auf überliefertes Wissen und heilen mit Gebeten oder Sprüchen, während die zweite Gruppe verschiedene medizinische Außenseitermethoden oder außereuropäische Medizinformen anwendet. Gemeinsam ist beiden Heilertypen, dass sie aufgrund ihrer Nichtzulassung „am Rande der Legalität“ und deshalb zumeist inoffiziell

agieren.⁹⁵ Harald Wiesendanger, ein profunder Kenner der gegenwärtigen Heilerszene, unternimmt hingegen eine Differenzierung in *drei* charakteristische Heiler-Typen: Neben dem schon oben erwähnten *traditionellen Heiler* lässt sich seit dem Beginn der Esoterikwelle in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts der Typus des *esoterischen Heilers* beobachten, der sich seine Fähigkeiten im Lauf seiner Auseinandersetzung mit verschiedenen – meist fremden – kulturellen und spirituellen Systemen angeeignet hat und häufig eine Vielzahl verschiedener Techniken und Therapeutika anwendet, die er sich individuell auf eklektizistische Art zusammengestellt hat. Den dritten Typus des Heilers sieht Wiesendanger schließlich im *medizinischen Heiler*: „Als ausgebildeter Heilpraktiker oder Arzt, oft auch als jahrelanger beharrlicher Autodidakt verfügt er über mehr oder weniger profunde medizinische Kenntnisse und Fertigkeiten. Geistiges Heilen betrachtet er als Bestandteil einer ganzheitlichen energetischen Medizin.“ Bei diesem Typus spielen unorthodoxe Methoden häufig nur eine komplementäre Rolle zu schulmedizinischen bzw. klassisch-therapeutischen Verfahren.⁹⁶

Markus Binder und Barbara Wolf-Braun zeichnen aufgrund neuerer Erhebungen hingegen dezidiert ein „heterogenes Bild“ der Heilerszene und resümieren: „Den typischen Geistheiler, die typische Geistheilerin gibt es nicht.“ Ein „sinnvolles Ordnungsschema“ sei nur in Annäherung möglich.⁹⁷

Versucht man nun, trotz der letztgenannten Zweifel den historischen Fall Josef Weber in die Palette verschiedener Heiler-Typen einzuordnen, so scheint er am ehesten Wiesendangers erstgenannten Typus zu verkörpern. Dem *traditionellen Heiler* entspricht Webers robust-rustikale Art, verknüpft mit einem eher schlichten Gemüt sowie seine Herkunft aus einer niedrigen sozialen Schicht und das Auftreten im ländlichen Umfeld. Für seine Behandlungen braucht er keinerlei technische Hilfsmittel, er heilt ausschließlich durch Handauflegen. Darüber hinaus weist Josef Weber allerdings auch Merkmale auf, die nicht in die von Wiesendanger vorgeschlagene Charakteristik passen: seine relativ späte „Berufung“ zählt ebenso dazu wie seine geringe Verwurzelung in einem lokalen Kontext, wie man sie beispielsweise bei den oben erwähnten Vorläufern finden kann. Weiterhin scheint die Ökonomisierung neu, die zur Gründung von Außenstellen und zu einer ausgedehnten Reisetätigkeit geführt hat. Man könnte somit durchaus von einem neuen, modernen Typus eines Geistheilens sprechen. Allerdings stellt sich die Frage, ob es nicht auch hierfür schon vergleichbare historische Vorläufer gegeben hat, die den Rahmen der Typologie Wiesendangers auflösen. Zu denken wäre an den schillernden Typus des wenig sesshaften, nirgendwo verankerten Heilers, den man in früheren Zeiten vielleicht auf Jahrmärkten und Schaubühnen finden konnte, an Heilkundige, die von Marktplatz zu Marktplatz zogen und denen bestenfalls

ein „wunderbarer“ Ruf vorausseilte; spektakuläre Personen, die die Hoffnungen der Ratsuchenden schürten, die aber von dem Verdacht der Scharlatanerie nie ganz loskommen konnten.⁹⁸ Mit diesem Typus verbunden ist die Skepsis, das Misstrauen und der Neid etablierter Instanzen wie der Ärzteschaft, der Wissenschaften oder der Kirchen. Der Vorwurf des Betrugs steht dabei permanent im Raum.⁹⁹ Der Unterschied zu einer Person wie Weber bestünde in der Beschleunigung, mit der inzwischen eine solche „Karriere“ mittels der Massenmedien ablaufen kann. Die Frage „Wunderheiler oder Scharlatan“ ließ natürlich auch bei Weber nicht lange auf sich warten.¹⁰⁰ Die von ihm verkörperte moderne Variante eines Laienheilers, der gleichzeitig Nutznießer und Opfer der Massenmedien ist, scheint zudem das Charakteristikum zu besitzen, dass über die Heilerkarriere hinausreichende lebensgeschichtliche Aspekte im Nachhinein nur schwierig zu fassen sind. Zu den Merkmalen solcher „flüchtigen“ Gestalten gehört es offenbar, ein relativ unstetes Leben zu führen, permanent lokale Verankerungen zu lösen und kaum Spuren zu hinterlassen. Auch der „Wunderheiler von Schutterwald“ verschwand in den 1980er Jahren nach einer kurzen, aber lukrativen Karriere fast lautlos von der öffentlichen Bildfläche. Sein weiterer Lebenslauf ist unbekannt. Ebenso lassen sich über seinen Entwicklungsgang hin zum „Wunderheiler“ nur Vermutungen anstellen. Vieles spricht dafür, dass eine ökonomisch motivierte Anfangsidee plötzlich eine Eigendynamik entwickelt hat, mit der Weber selbst wohl kaum rechnen konnte. Josef Webers Persönlichkeits- und Motivationsstruktur bleibt aufgrund des Fehlens einschlägigen Quellenmaterials letztlich ungeklärt. Er erscheint in der Rückschau als diffuse Figur, die kaum zu positiven Identifikationen taugt. Sein ebenso spektakuläres wie umstrittenes Wirken am Oberrhein in den Jahren zwischen 1974 und 1977, das in der regionalen Zeitgeschichte ohne Vergleich ist, weist dem „Wunderheiler von Schutterwald“ allerdings auch dann einen Platz in der regionalen Mentalitäts- oder Medizingeschichte zu, wenn man sein Wirken als problematisch einstufen möchte.

Josef Webers Karriere als „Wunderheiler“ wird man dabei eng mit den Bedürfnissen und Erwartungen der Bevölkerung in Zusammenhang sehen müssen und die damit verbundenen Präsentationsformen in den Populärmedien zu berücksichtigen haben. Die „Welt der Geitheiler“¹⁰¹ konstituiert sich aus mehreren Faktoren, die offenbar nicht voneinander zu trennen sind. Ein „Wunderheiler“ agiert in einem Beziehungsgeflecht, das zusätzlich gleichzeitig von den „Wundersuchenden“ sowie von den „Wundererzählern“ aufrechterhalten wird. So lange dieses „Gravitationsfeld“ von allen drei Beteiligten anerkannt wird, scheinen verblüffende Heilerfolge prinzipiell möglich zu sein.¹⁰² Worauf die zahlreichen berichteten Behandlungserfolge Josef Webers letztlich zurückzuführen sind, bleibt eine Forschungsfrage außerhalb der historischen Betrachtung beziehungsweise der Medienanalyse.¹⁰³

Anmerkungen

- 1 Gießener Allgemeine Zeitung, „Wunderheiler füllt Hotelbetten in der Umgebung“ (Autorenkürzel: ks). Der eigentliche Name des Geistheilera ist João Teixeira de Farias.
- 2 Siehe die entsprechenden Artikel in IGPP-Archiv, 40/20: Pressedokumentation. Im Fahrwasser seiner Auftritte in Deutschland sind mittlerweile auch mehrere Publikationen zu João de Deus erschienen, die jedoch allesamt keinen wissenschaftlichen Gehalt haben: Pellegrino-Estrich, Robert: Der Wunderheiler. Die Lebensgeschichte von João de Deus, Norderstedt 2004; Raven Wing, Josie: Das Buch der Wunder. Die Heilungsarbeit von João de Deus, Norderstedt 2004; Póvoa, Liberato: João de Deus. Das Phänomen von Abadiania, Köln 2005; Alete Savaris, Alfredina: João de Deus. Die von João Teixeira de Farias vollbrachten paranormalen Heilungen, Köln 2005.
- 3 Wiesendanger, Harald: Das große Buch vom geistigen Heilen, München 1994, 10. Siehe als neuere Arbeit zum Thema auch Pierl, Christine: Die Rolle von geistigen Heilverfahren in der medizinischen Versorgung, unveröffentlichte Magisterarbeit Universität Bremen, Bremen 2002.
- 4 Siehe den entsprechenden Bericht in der Frankfurter Rundschau vom 18.11.1995 bzw. Binder, Markus/Wolf-Braun, Barbara: Geistheilung in Deutschland, Teil 1: Ergebnisse einer Umfrage zum Selbstverständnis und zur Arbeitsweise Geistiger Heiler und Heilerinnen in Deutschland. In: Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie 37 (1995) Nr.3/4, 145–177, hier: 146.
- 5 Dinges, Martin: Medizinkritische Bewegungen zwischen „Lebenswelt“ und „Wissenschaft“. In: Ders. (Hrsg.): Medizinkritische Bewegungen im Deutschen Reich (ca. 1870 – ca. 1933), Stuttgart 1996, 7–38, bes. 35–38.
- 6 Siehe Binder/Wolf-Braun: Geistheilung in Deutschland, Teil 1 (wie Anm. 4), 146.
- 7 Siehe beispielsweise die umfangreiche Pressesammlung zu diesen Themen im Archiv des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. in Freiburg. Material aus den Jahren 1950 bis 1994 befindet sich im Bestand IGPP-Archiv 40/10, darunter verschiedene Zeitungsserien zur Geistheilung, etwa aus Das Neue Blatt (1950er Jahre) oder Bunte (1980er Jahre). Noch umfangreicher ist die Sammlung für den neueren Zeitraum 1995 bis 2004 (= IGPP-Archiv, 40/11). Diese umfasst die Stichworte: Einzelne Heiler, Einzelne Heilerinnen, Bruno Gröning (1906–1956)/Bruno Gröning-Freundeskreis, Verbände und Organisationen, Methoden Geistiger Heilung, Hypnose, Kritik an Geistiger Heilung, Betrugsvorwürfe/Gerichtsverfahren im Zusammenhang mit Geistiger Heilung, Vorträge/Kurse/Veranstaltungen zu Geistiger Heilung/Unorthodoxen Heilverfahren, Kulturgeschichte Geistiger Heilung, Wunderheilungen im religiösen Kontext, Empirische Forschung zu Geistiger Heilung, Umfragen/Empirik zu Geistiger Heilung, Rezeption des Themas in Kunst und Literatur, Rezeption des Themas in Film und Kino, Fernsehsendungen zum Thema Geistige Heilung, Internetseiten zum Thema.
- 8 Siehe Stegmann, Claudia: Von Hexen, Hellsehern und Heilern. Eine Inhaltsanalyse zur parapsychologischen und okkulten Berichterstattung in ausgewählten Publikumszeitschriften, unveröffentlichte Diplomarbeit Universität Eichstätt 2003, bes. 55–74. Ausgewertet wurden aus dem Zeitraum von 1980 bis 2002: SPIEGEL, STERN, PSYCHOLOGIE HEUTE, P.M., DIE AKTUELLE, FREIZEIT REVUE, BILD DER FRAU und DAS NEUE BLATT. Siehe hierzu als Basis: IGPP-Archiv, 40/14: Sammlung Claudia Stegmann.
- 9 Mayer, Gerhard: Phantome – Wunder – Sensationen. Das Übersinnliche in der Presseberichterstattung, Sandhausen 2004, bes. 98–101 und 167–170. Ausgewertet wurden aus dem Zeitraum von 1947 bis 1999 die Organe SPIEGEL, BILD und BILD AM SONNTAG. Siehe hierzu als Basis: IGPP-Archiv, 40/12: Sammlung Gerhard Mayer.

- 10 Stegmann: Von Hexen, Hellsehern und Heilern (wie Anm. 8), 69.
- 11 „Sachsen-Anhalts heilende Hände“ (Bild Halle, Februar 2005); „Die Wirkung verborgener Kräfte“ (Heim und Welt, März 2005); „Berlins beste Heiler“ (B.Z., Mai 2005); „Die Schule des geistigen Heilens“ (B.Z., Mai 2005); „Hexen, Heiler, Hellseher im Rheinland“ (Kölner Express, Juni 2005); „Die Wunderheiler“ (Alles für die Frau, September 2005); „Magische Heiler“ (Laura, September 2005); „Deutschlands große Heiler“ (Frau aktuell, November/Dezember 2005). Siehe IGPP-Archiv, 40/20: Pressedokumentation.
- 12 Es handelte sich um eine Titelgeschichte zum Thema „Medizin am Rande der Wissenschaft“, die zahlreiche Heiler und Heilpraktiker vorstellt, darunter eben auch Josef Weber. Vgl. Der Spiegel Nr. 9 vom 25.2.1974, „Zuflucht im Magischen“.
- 13 Zur Geschichte von Geistheilung und Wunderheilung siehe Schott, Heinz: Formen der Geistheilung in Geschichte und Gegenwart. In: Resch, Andreas (Hrsg.): Paranormologie und Religion, Innsbruck 1997, 323–341 bzw. Wolf-Braun, Barbara: Zur Geschichte der Geistigen Heilung. In: Obrecht, Andreas J. (Hrsg.): Die Welt der Geistheilern. Die Renaissance magischer Weltbilder, Wien/Köln/Weimar 1999, 207–225.
- 14 Presseartikel zum Fall Weber finden sich in: Generallandesarchiv Karlsruhe: 69 Zentrale 309b, 349b, 376c, 376h; Stadtarchiv Offenburg: Zeitgeschichtliche Sammlung; Archiv der Gemeinde Schutterwald: Akte Fall Josef Weber; Archiv des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene: Bestand 40/12 (Sammlung Gerhard Mayer).
- 15 Chmielewski-Hagius, Anita: Heilkundige auf dem Dorf. Studien über laienmedizinisches Wirken von Heilern in Oberschwaben, Dissertation Freiburg 1993, bes. 253–297.
- 16 Rudolph, Ebermut: Zur Psychologie deutschsprachiger „Spruchheiler“. In: Barthel, Günther (Hrsg.): Heilen und Pflegen. Internationale Forschungsansätze zur Volksmedizin, Marburg 1986, 147–153, hier: 147. Der Theologe Rudolph hatte zuvor für sein 1977 erschienen Buch *Die geheimnisvollen Ärzte: Von Gesundbetern und Spruchheilern* mehr als 300 traditionelle Heiler im deutschsprachigen Süden, in Vorarlberg und den Alpenländern sowie in Norddeutschland untersucht. Rudolphs Forschungen wurden danach Gegenstand einer scharf geführten Debatte, die unter dem Stichwort „Parapsychologische Volkskunde“ firmierte. Siehe hierzu mit Literaturangaben: Chmielewski-Hagius: Heilkundige auf dem Dorf (wie Anm. 15), 19f.
- 17 Vgl. etwa Chmielewski-Hagius: Heilkundige auf dem Dorf (wie Anm. 15); Bühring, Martina: Heiler und Heilen. Eine Studie über Handauflegen und Besprechen in Berlin, Berlin 1993; Gravert, Annette: Heilmagnetismus in der Gegenwart. Eine empirische Untersuchung. In: Wiegelmann, Günter (Hrsg.): Volksmedizin in Nordwestdeutschland. Heilmagnetismus, „Besprechen“, Erfahrungsheilkunde, Münster 1994, 1–110; Habermann, Monika: „Man muß es halt glauben“: Magische Heilformen aus Klientenperspektive. Eine in der Bundesrepublik durchgeführte medizinethnologische Studie, Berlin 1995; Obrecht: Welt der Geistheilern (wie Anm. 13), 15–71.
- 18 Ein Beispiel hierfür ist der organisierte Kult um Bruno Gröning (1906–1959), den wohl bekanntesten Geistheilern in der deutschen Nachkriegszeit. Siehe <http://www.bruno-groening.org> sowie IGPP-Archiv, 40/11: Stichwort „Bruno Gröning/Bruno-Gröning-Freundeskreis“.
- 19 So etwa Neumann-Hellwig, Nora: Wunderheiler und wunderbare Heilungen, Steinebach 1971. Christiane Pierl hat deshalb unlängst darauf hingewiesen, dass es bislang „keine umfassenden [...] biographischen Forschungsergebnisse zu Heilern“ gibt. Siehe Pierl: Rolle von geistigen Heilverfahren (wie Anm. 3), 2. Siehe aber Faltn, Thomas: „Das unsichere Brot eines von Ärzten diskreditierten Heilkundigen“: Der Laienheiler Eugen Wenz (1856–1945) und seine Naturheilanstalt „Marienbad“ in Mühringen. In:

- Medizin, Gesellschaft und Geschichte 13 (1994) 167–187; Badura, Matthias: „Herr, nimm du die Warzen mit!“ Laienmedizinische Praktiken in einem Dorf auf der Schwäbischen Alb, Tübingen 2004.
- 20 Vgl. die Ergebnisse einer neueren Studie zum beruflichen Selbstverständnis aktuell tätiger Geistheiler in Deutschland: Binder/Wolf-Braun: Geistheilung in Deutschland, Teil 1 (wie Anm. 4). Die qualitativen Daten dieser Befragung, genauer die Rückmeldung von 214 Heilerinnen und Heilern sowie ausführliche Interviews mit 20 Heilerinnen und Heilern befinden sich als Teil des 1994 begonnenen Gesamtprojekts *Geistheilung in Deutschland* im Archiv des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. in Freiburg i.Br. Siehe die entsprechenden Abschlussberichte IGPP-Archiv, 40/2/bin1-1 und IGPP-Archiv, 40/2/bin1-2.
 - 21 Eine Helena Niestroj ist im Ortssippenbuch Nonnenweier erwähnt. Siehe Bender, Karl Ludwig/Kröner, Joachim/Eble, Eugen: Ortssippenbuch Nonnenweier, Grafenhausen 1971, 306. Verwirrend ist hier die Angabe, Helena Niestroj habe 1944 in Köln einen Hermann Weber geheiratet und mit ihm zwei Kinder bekommen. Dies widerspricht den unten folgenden Angaben (s. Anm. 22).
 - 22 Köbele, Alfred: Dorfsippenbuch Ringsheim, Grafenhausen 1956, 326f. Hier wird als Herkunftsort Helene Niestrojs der oberschlesische Ort Schomberg (bei Beuthen) genannt. Es erscheint unwahrscheinlich, dass Helene Weber zwei Männer mit dem gleichen Namen – Hermann Weber – geheiratet oder denselben Mann zwei Mal geheiratet hat. Die Angaben in den „Sippenbüchern“ Ringsheim und Nonnenweier rufen insofern Irritationen hervor.
 - 23 Wir danken den Gemeindeverwaltungen von Friesenheim und Schutterwald für ihre diesbezüglichen Auskünfte.
 - 24 Bild vom 16.1.1974, „Der Wunderheiler: Ich war ein Spitzbube, aber ...“. BILD verbreitete später die Behauptungen eines Zellengenossen Webers, er habe mit diesem zusammen die Idee gehabt, zukünftig Geld als „Wunderheiler“ zu verdienen. Siehe Bild vom 3. Juni 1975, „Wunderheiler‘ als Betrüger angezeigt“ (Autor: Henry Sleur).
 - 25 Bild vom 12.1.1974, „Viele Kranke hoffen auf den Wunderheiler von Schutterwald ...“ (Autor: Bernd Plogmann).
 - 26 Bild am Sonntag vom 20.1.1974, „Wunderheiler oder ein Scharlatan“ (Autor: Werner Kahl).
 - 27 Bild vom 15.1.1974, „Inzwischen nimmt der ‚Wunderheiler‘ auch schon Geld ...“ (Autor: Bernd Plogmann).
 - 28 Anzeige vom 14.12.1973 (Gemeindearchiv Schutterwald). Leider geht aus der vorliegenden Quelle nicht hervor, welchem Publikationsorgan die Anzeige stammt, zu vermuten ist jedoch das lokale OFFENBURGER TAGEBLATT.
 - 29 Bild vom 12.1.1974, „Viele Kranke hoffen auf den Wunderheiler von Schutterwald ...“ (Autor: Bernd Plogmann). Über die Presse wurden verschiedene Versionen dieses „Berufungsereignisses“ verbreitet, die jedoch alle religiöse Elemente enthielten.
 - 30 Im Gemeindearchiv Schutterwald befindet sich die Kopie eines bebilderten Artikels über Weber aus der Illustrierten BUNTE, die allerdings nicht mit dem Erscheinungsdatum versehen wurde. Der Beitrag dürfte jedoch aus dem Frühjahr 1974 stammen und enthält das verwendete Zitat.
 - 31 Rheinpfalz vom 17.4.1974, „Gelähmte Tochter kann sich wieder bewegen“ (Autorin: Barbara Frieß). Die überraschende Heilung soll sich bereits am 2. Januar 1974 ereignet haben.
 - 32 Bild vom 15.1.1974, „Inzwischen nimmt der ‚Wunderheiler‘ auch schon Geld ...“ (Autor: Bernd Plogmann).

- 33 Offenburger Tageblatt vom 26.1.1974, „Was steckt hinter ‚Wunderheiler‘-Rummel in Schutterwald?“
- 34 Badische Zeitung vom 19./20.7.1974, „Handaufleger kein Heilpraktiker?“ (Autorensigel: nn); Offenburger Tageblatt vom 19./20. Juli: „Bleibt der ‚Wunderheiler‘ von der Justiz ungeschoren?“ (Autorensigel: em).
- 35 Offenburger Tageblatt vom 26.1.1974, „Was steckt hinter ‚Wunderheiler‘-Rummel in Schutterwald?“; siehe auch Bild vom 18.1.1974, „Der Wunderheiler macht auch Gesunde glücklich“.
- 36 Bild am Sonntag vom 20.1.1974, „Wunderheiler oder ein Scharlatan“ (Autor: Werner Kahl).
- 37 Artikel Bunte (Gemeindearchiv Schutterwald, Akte Fall Josef Weber).
- 38 Südwest-Presse, „Seit der ‚Wunderheiler‘ erpreßt wird, liegt seine Pistole immer griffbereit“ (Autor: Dieter Frauenheim).
- 39 Freundliche Auskunft Stadtverwaltung Müllheim sowie an die Verfasser vom 23.2.2006. Wir danken zudem Dieter Dreher/Eschbach für seine schriftliche Auskunft vom 16.3.2006.
- 40 Genannt werden neben Abbenseth die Orte Nürtingen, Laupheim und Schwenningen in Baden-Württemberg, Insingen bei Ansbach in Franken sowie das saarländische Eschringen. Es ist unklar, weshalb gerade diese Ortschaften von Weber ausgewählt wurden.
- 41 Siehe die Autobiographie Schiebeler, Werner: Lebenserinnerungen, Ravensburg 2003, bes. 55–65.
- 42 Schiebeler, Werner: Kurierfreiheit für Geistheiler? Anmerkungen zur Legalisierung der Geistigen Heilung. In: Wegbegleiter. Unabhängige Zeitschrift zur Wiederbesinnung auf das Wesentliche, Nr. 2/2002, 18–25, hier: 20.
- 43 Ebd.
- 44 Als zweite Gruppe untersuchte Schleip das Klientel eines Schweizer Heilers.
- 45 Schleip, Holger: Zur Praktik des Handauflegens durch Heiler. Fragebogenuntersuchung am Patientengut zweier Heiler, Diss. Freiburg 1980. In der Zusammenfassung ders.: Heilen durch Handauflegen. Über eine Extremform medizinischen Außenseitertums. In: Grenzgebiete der Wissenschaft 30 (1981) Nr. 1, 1–19. Wir danken Holger Schleip (Birkenfeld) für seine Auskünfte sowie Eberhard Bauer (IGPP, Freiburg) für Literaturhinweise.
- 46 Das Heilpraktikergesetz ist leicht im Internet einzusehen, z.B. durch Zugriff auf <http://www.heilpraktiker-beruf.de/018733929b083ae01>.
- 47 Offenburger Tageblatt vom 19.7.1975, „Bleibt der ‚Wunderheiler‘ von der Justiz ungeschoren?“ (Autorensigel: em); Badische Zeitung vom 19.7.1975, „Handaufleger kein Heilpraktiker?“ (Autorensigel: nn); Badische Neueste Nachrichten vom 19.7.1975, „Doch kein Strafverfahren gegen den Offenburger ‚Wunderheiler‘“ (Autor: Karl Ehmann).
- 48 Der Beschluss des OLG Karlsruhe erfolgte unter dem Aktenzeichen 2 Ws 138/75 (30.12.1975). Siehe auch Badische Zeitung vom 22.1.1976, „Wunderheiler muss vor Gericht“ (Autorenkürzel: nn).
- 49 Das Verfahren lief unter dem Aktenzeichen LG Offenburg 1 KLS 5/75. Wir danken dem Landgericht Offenburg und dem Oberlandesgericht Karlsruhe für entsprechende Auskünfte. Einen kurzen Prozessbericht liefert: Badische Neueste Nachrichten vom 24.3.1977, „Neun Monate für ‚Wunderheiler‘“ (Autor: Karl Ehmann).
- 50 BGH-Urteil vom 13.9.1977 (1 StR 389/77). Siehe Neue Juristische Wochenschrift 31 (1978) H.12, 599–600. Die Richter zogen für ihre Urteilsfindung vor allem eine über

zwanzig Jahre zuvor zum Thema erarbeitete Dissertation heran: Gillhausen, Gisbert: Das Berufsrecht der Heilpraktiker unter besonderer Berücksichtigung der beruflichen Ordnung und der Stellung der Heilpraktiker im öffentlichen Recht, Essen 1953.

- 51 Südwest-Presse Ulm vom 14.10.1977, „Strafe für ‚Wunderheiler‘: Schwindelhafte Kurpfuscherei“; Osnabrücker Zeitung vom 6.10.1977, „‚Wunderheiler‘ verstößt gegen Gesetz“; Kölner Stadt-Anzeiger vom 6.10.1977, „Gebet statt gebaggert“ (Autor: Hans Holfeld); General-Anzeiger Bonn vom 6.10.1977, „‚Wunderheiler‘ kassierte bis zu 20.000 Mark an Spenden“; Aachener Volkszeitung vom 6.10.1977, „Auch Müllheimer ‚Wunderheiler‘ endgültig verurteilt“; Frankfurter Rundschau vom 6.10.1977, „‚Wunderheiler‘ verurteilt“.
- 52 Die Verfahrensunterlagen befinden sich im Staatsarchiv Freiburg unter der Signatur F 179/14-Nr.35.
- 53 Die Rolle, welche die offenbar hinzugezogene Mannheimer „Zentrale zur Bekämpfung der Unlauterkeit im Heilgewerbe“ des Mediziners Dr. Gerhard Rose in den Diskussionen um Weber spielte, wird erst nachfolgend zu klären sein. Die Unterlagen zu diesem Fall aus der „Zentrale“ im Mannheimer Gesundheitsamt – in der Hauptsache der Schriftwechsel mit verschiedenen in den Fall involvierten befassten Behörden – sind ebenfalls noch gesperrt. Aufbewahrt werden sie im Generallandesarchiv Karlsruhe unter GLAK, 69 ZBUH 309b sowie GLAK, 69 ZBUH 376e. Siehe zur genannten „Zentrale“, zu ihrem ehrenamtlichen Leiter Dr. Gerhard Rose (1914–2002) sowie zum Gesamtbestand: Krimm, Konrad: Die Gesundheit, die Angst und das Geld – Vom Kampf gegen den Aberglauben. Ein Bestand im Generallandesarchiv Karlsruhe. In: Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg 1/2005, 24–26.
- 54 Möglicherweise hatte es für ihn eine Rolle gespielt, dass während seiner Schutterwälder und Niederweiler Zeit sehr viele Besucherinnen und Besucher aus dem Elsass zu ihm angereist waren.
- 55 Offenburger Tageblatt vom 14.12.1981, „‚Wunderheiler‘ auch in Frankreich verurteilt“ (Autorenkürzel: em).
- 56 Siehe etwa Rössler, Patrick: Agenda-Setting. Theoretische Annahmen und empirische Evidenzen einer Medienwirkungshypothese, Opladen 1997.
- 57 Mayer: Phantome – Wunder – Sensationen (wie Anm. 9), 262–265.
- 58 Diese Form unterscheidet sich von typischen Serialisierungen eines Themas dadurch, dass sie auf aktuellen Ereignissen und den damit zusammenhängenden Umständen basiert. Aus diesem Grund können solche *daily soaps* nur in einem geringen Maße vorausgeplant werden: Länge und Ende sind nicht von vornherein abzusehen. Serialisierungen können zwar ebenfalls ein aktuelles Geschehen als Ursache haben, doch die Seriefortschreibung selbst ist in der Regel in ihrem Umfang strukturiert und geplant und nicht auf neue aktuelle Ereignisse angewiesen.
- 59 Mit *lead* wird ein abgesetzter, in der Regel anders als der Haupttext formatierter Textblock bezeichnet, der sich zwischen der Überschrift/den Überschriften und dem eigentlichen Beginn des Artikeltextes befindet und eine einführende oder zusammenfassende Funktion haben kann.
- 60 Wallraff, Günter: Das BILD-Handbuch bis zum Bildausfall, Hamburg 1981, 163–165.
- 61 Ebd. 163. Nach genauerer Analyse der Quellen ist einiges an Wallraffs Ausführungen kritisch zu kommentieren. Die Haltung von BILD bezüglich der in Wallraffs Buchkapitel angesprochenen Phänomene ist keineswegs so einheitlich, wie es der Autor darstellt. Man findet in der Berichterstattung häufig das Oszillieren zwischen Identifikation, Neutralität und Distanz, zwischen Zustimmung und Ironie. Siehe Mayer: Phantome – Wunder – Sensationen (wie Anm. 9), 251–268.

- 62 Der Spiegel Nr. 9 vom 25.2.1974, 98–112, „Zuflucht im Magischen“; der Artikel in der BUNTE befindet sich leider als undatierte Kopie in der Akte Fall Josef Weber im Gemeindearchiv Schutterwald.
- 63 Offenburger Tageblatt vom 26.1.1974, „Was steckt hinter ‚Wunderheiler‘-Rummel in Schutterwald?“. (Autorenkürzel: nhl; L.v.B.; rei). Offenbar hatte es bis zum 21. Januar gedauert, bis man mit einem Reporter vor Ort war, der daraufhin mehrere Tage das Geschehen nur beobachtete.
- 64 Wir danken Herrn Hunziger vom Stadtarchiv Müllheim, der sich die Mühe gemacht hat, den lokalen Teil der zuständigen Tageszeitung für das Jahr 1975 durchzusehen. Dieser Lokalteil enthält schon in diesem Jahr keine Meldungen mehr über die Tätigkeit Webers.
- 65 Bild am Sonntag vom 20.1.1974, „Wunderheiler oder ein Scharlatan“ (Autor: Werner Kahl); Offenburger Tageblatt vom 26.1.1974, „Was steckt hinter ‚Wunderheiler‘-Rummel in Schutterwald?“.
- 66 Der junge Mediziner konnte lediglich aus den Erfahrungen einer Untersuchung profitieren, die zwei Jahrzehnte zuvor in einer Kooperation des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. und der Medizinischen Fakultät der Universität Freiburg mit dem bundesweit bekannt gewordenen Heiler Kurt Trampler (1904–1969) aus München-Gräfelfing durchgeführt worden war. Anders als bei der späteren Studie von Schleip wurde diese Untersuchung nicht in der Praxis des Heilers, sondern im Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in Freiburg i.Br. selbst durchgeführt. Die umfangreichen Unterlagen zu der Trampler-Untersuchung befinden sich im Archiv des Instituts. Vgl. Strauch, Inge: Zur Frage der „geistigen Heilung“. Ergebnisse einer experimentellen Untersuchung an einem „geistigen Heiler“ und seinen Patienten, Diss. Freiburg 1958.
- 67 Schleip: Praktik des Handauflegens (wie Anm. 45), 17.
- 68 Vgl. Obrecht, Andreas (Hrsg.): Die Klienten der Geistheiler. Vom anderen Umgang mit Krankheit, Krise, Schmerz und Tod, Wien/Köln/Weimar 2000.
- 69 Offenburger Tageblatt vom 26.1.1974, „Was steckt hinter ‚Wunderheiler‘-Rummel in Schutterwald?“.
- 70 Ein vergleichbares Beispiel wäre das Patientenumfeld des genannten Geistheilers Kurt Trampfers, aus dem mehrere Hundert Briefe überliefert sind, die in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre an den Heiler gerichtet wurden. Diese Sammlung wird heute im Archiv des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. aufbewahrt (Bestand 20/18).
- 71 Offenburger Tageblatt vom 26.1.1974, „Was steckt hinter ‚Wunderheiler‘-Rummel in Schutterwald?“.
- 72 Ebd.
- 73 Schleip differenzierte bei der Auswertung seiner Befragungen bei vielen Punkten zwischen den beiden Untersuchungsgruppen, so dass das Klientel Webers erkennbar wird.
- 74 Schleip: Heilen durch Handauflegen (wie Anm. 45), 13. Siehe auch Nicky Louwerens: Paranormale Heilung in sozialpsychologischer Sicht. In: Andreas Resch (Hrsg.); Paranormale Heilung, Innsbruck 1977, 495–526. Hier wurde das Klientel des niederländischen Heilers Theta analysiert. Auch Strauch: Frage der „geistigen Heilung“ (wie Anm. 66) war 1958 zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen.
- 75 Schleip: Praktik des Handauflegens (wie Anm. 45), 39–44. Der Autor hat bei dieser Frage nicht zwischen den Patientengruppen der beiden von ihm untersuchten Heilern unterschieden.
- 76 Ebd. 44f. Zu einem entsprechenden Ergebnis kam erneut Inge Strauch bei ihrer Untersuchung. Vgl. Strauch: Frage der „geistigen Heilung“ (wie Anm. 66), 92.

- 77 Schleip: Praktik des Handauflegens (wie Anm. 45), 57f.
- 78 Ebd. 71–75.
- 79 Bei Louwerens gaben etwa 40 Prozent von befragten 180 Personen an, eine Besserung zu verspüren. Siehe Louwerens: Paranormale Heilung (wie Anm. 74), 507f. Vgl. weiterhin: Egeler, Winfried/Wällisch, Susanne: Pilotstudie zur Erfassung des Interaktionsprozesses zwischen „Geistigen“ Heilern und ihren Patienten, unveröffentlichte Diplomarbeit Universität Freiburg 1987, sowie Binder, Markus/Wolf-Braun, Barbara: Geistheilung in Deutschland, Teil II: Teilnehmende Beobachtung bei zwei Heilern und Befragung ihrer Patienten. In: Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie 39 (1997) Nr. 3/4, 183–218. Eine neuere Studie aus Österreich berichtet von einer Verbesserung bei 76 Prozent der befragten Personen. Siehe Belschan, Alex: Glück und individuelle Zufriedenheit trotz Krankheit – Ergebnisse einer schriftlichen Klientenbefragung. In: Obrecht: Klienten der Geistheiler (wie Anm. 68), 207–232, bes. 215.
- 80 Vgl. Treiber, Hubert: „Wie man wird, was man ist.“ Lebenswerk und Lebensweg des badischen Landpfarrers Ambros Oswald (1801–1873) im Erwartungshorizont chiliastischer Prophezeiungen. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 97 (1988) 293–348; Götz von Olenhusen, Irmtraud: Stimmen aus dem Jenseits: Katholische Priester der Erzdiözese Freiburg als Exorzisten, Wunderheiler und Propheten zwischen 1838 und 1854. In: Götz von Olenhusen, Albrecht (Hrsg.): Wege und Abwege. Beiträge zur europäischen Geistesgeschichte der Neuzeit. Festschrift für Ellic Howe, Freiburg i.Br. 1990, 91–113, bes. 110–113.
- 81 Hochstuhl, Kurt/Senft, Erwin: Der „heilige Mann“ von Haueneberstein – Wunderheiler oder Scharlatan? In: Dies. (Hrsg.): Haueneberstein, Haueneberstein 1994, 149–151.
- 82 Vgl. Gschwind, Elmar: Der Lorenzbur aus Seebach. Bauer – Geistheiler – Original, Achern 1997 bzw. ders.: Der Lorenzbur aus Seebach: Bauer – Geistheiler – Original, in: Ders.: „Rose, Rose, rühre dich ...!“ Vom Lorenzbur aus Seebach und anderen Heilern zwischen Schwarzwald und Rhein, Kappelrodeck 1999, 62–120.
- 83 Ebd. 132–147.
- 84 Marx, Wilhelm: Die Volksmedizin in Altenheim. In: Die Ortenau 66 (1986) 481–489, bes. 491–498.
- 85 Buß, Hedwig: Was die Alten einst erzählten ... Von Sympathiedoktoren, Hexen und Schräcksl. Geschichten aus dem mittleren Schwarzwald, Bd.1, Waldkirch 1994, Zit. 26.
- 86 Ebd. 32–57, Zit. 41. Über Bernhard Benz hatte der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob 1896 in seiner Erzählung *Lorenz in den Buchen* berichtet. Vgl. Hansjakob, Heinrich: Bauernblut, Heidelberg, 1896, 175–240, bes. 211–224.
- 87 Buß: Was die Alten einst erzählten (wie Anm. 85), 58–83.
- 88 Wilhelm Pfundstein ist einer der „Sympathiedoktoren“, die Hansjakob in seiner Erzählung *Sympathie und Geheimnisse* beschrieb. Siehe Hansjakob, Heinrich: Wilde Kirichen, Heidelberg 1888, 284–326, bes. 323–325. An den „Billersberger“ erinnern heute Tafeln in der Nähe seiner Wohnsitze am so genannten Hansjakobweg. Siehe Klein, Kurt: Der Große Hansjakobweg. Ein Wanderführer durch das Kinzig-, Wolf- und Harmersbachtal, Haslach i.K. 2003, 76–78.
- 89 Buß: Was die Alten einst erzählten (wie Anm. 85), 84–111, Zit. 88. Siehe auch Kistler, Petra: Art. „Das Schatzkästlein vom Morlokhof. In einem Gehöft in Baiersbronn-Mitteltal wurden bei Renovierungsarbeiten Geheimschriften alter Wunderheiler entdeckt“. In: Badische Zeitung vom 29.3.2005.
- 90 Vgl. Frenk, Martin: Rudolf und Julius Seiler. Vom Heilkundigen mit besonderen tranemedialen Fähigkeiten zum staatlich anerkannten Heilpraktiker. In: Geroldsecker Land 39 (1997) 103–123.

- 91 Wiesendanger: Das große Buch vom geistigen Heilen (wie Anm. 3), 20.
- 92 Chmielewski-Hagius: Heilkundige auf dem Dorf (wie Anm. 15), 296.
- 93 Pierl: Rolle von geistigen Heilverfahren (wie Anm. 3), 46f.
- 94 Vgl. Rudolph: Psychologie deutschsprachiger „Spruchheiler“ (wie Anm. 16). Siehe auch umfassender ders.: Die geheimnisvollen Ärzte – von Gesundbetern und Spruchheilern, Freiburg i. Br. 1977.
- 95 Chmielewski-Hagius: Heilkundige auf dem Dorf (wie Anm. 15), 21–23.
- 96 Wiesendanger: Das große Buch vom geistigen Heilen (wie Anm. 3), 19–21.
- 97 Siehe Binder/Wolf-Braun: Geistheilung in Deutschland, Teil 1 (wie Anm. 4), 175.
- 98 Siehe verschiedene Beispiele umherreisender Heiler zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert bei Freytag, Nils: Aberglauben im 19. Jahrhundert. Preußen und seine Rheinprovinz zwischen Tradition und Moderne (1815–1918), Berlin 2003 sowie Teichler, Jens-Uwe: „Der Charlatan strebt nicht nach Wahrheit, er verlangt nach Geld“. Zur Auseinandersetzung zwischen naturwissenschaftlicher Medizin und Laienmedizin im deutschen Kaiserreich am Beispiel von Hypnotismus und Heilmagnetismus, Stuttgart 2002.
- 99 Siehe hierzu allgemein Schott, Heinz: Imagination – Einbildungskraft – Suggestion: Zur „Scharlatanerie“ in der neuzeitlichen Medizin. In: Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte 27 (2004) H.2, 99–108.
- 100 Bild am Sonntag vom 20.1.1974, „Wunderheiler oder ein Scharlatan“ (Autor: Werner Kahl).
- 101 Obrecht: Welt der Geitheiler (wie Anm. 13).
- 102 Der Bereich der „Wundererzähler“ bezeichnet nicht nur die massenmediale Berichterstattung, sondern allgemeiner gefasst Teile der Öffentlichkeit bzw. Aspekte der öffentlichen Meinung. Der Anthropologe Claude Lévi-Strauss verdeutlicht im Abschnitt *Der Zauberer und seine Magie* innerhalb seines *Buchs Strukturele Anthropologie I* anhand mehrerer Beispiele aus dem Bereich der Ethnologie die Bedeutung dieser drei Faktoren bezüglich der Magie, der er auch Heilrituale bei traditionellen Völkern zuordnet: „Es gibt also keinen Grund, die Wirksamkeit gewisser magischer Praktiken in Zweifel zu ziehen. Gleichzeitig sieht man aber, dass die Wirksamkeit der Magie den Glauben an die Magie impliziert und dass dieser sich unter drei ergänzenden Aspekten darstellen lässt: zunächst der Glaube des Zauberers an die Wirksamkeit seiner Techniken; dann der des Kranken, den jener pflegt, oder der des Opfers, das er verfolgt, an die Macht des Zauberers selbst; schließlich das Vertrauen und die Forderungen der öffentlichen Meinung, die ständig eine Art Gravitationsfeld bilden, in dem die Beziehungen zwischen dem Zauberer und denen, die er verzaubert, liegen und sich definieren lassen.“ Siehe Lévi-Strauss, Claude: *Strukturele Anthropologie I.*, Frankfurt/M. 1967, 184.
- 103 Für die experimentelle Forschung zur „Geistigen Heilung“ sei an dieser Stelle nur hingewiesen auf: Schouten, Sybo A.: *Psychic Healing and Complementary Medicine*. In: *Advances in Parapsychology Research* 8 (1997) 126–210, sowie Benor, Daniel J.: *Spiritual Healing. Scientific Validation of a Healing Revolution*. Professional Supplement, Hilltop, Mi. 2002.

Uwe Schellinger M.A., Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V.
 Institutsarchiv (IGPP-Archiv), Wilhelmstraße 3a, 79098 Freiburg i.Br.
 Dr. Gerhard Mayer, Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V.
 Empirische Kultur- und Sozialforschung, Wilhelmstraße 3a, 79098 Freiburg i.Br.

Gesundheitswesen in Ettenheim zur Zeit des Kardinals Rohan^{1, 2}

Franz Michael Hecht

Am 13. Juli 1790 flüchtete Kardinal Louis René Edouard Prince de Rohan-Guémené, Fürstbischof von Straßburg, von der Revolution vertrieben in sein rechtsrheinisches Territorium nach Ettenheim. Hier residierte er bis zu seinem Tod im Jahr 1803.³

Wie er flohen viele Menschen aus allen Gesellschaftsschichten über den Rhein. Ettenheim wurde Haupterwerbsplatz für ein geplantes Emigrantenheer. Die rasche Ansammlung der vielen Fremden und Soldaten verursachte große Schwierigkeiten: Ihre Unterbringung war ein nahezu unlösbares Problem; die Neuankömmlinge wurden in Wirtshäusern einquartiert und, da diese rasch überfüllt waren, auf die Privathäuser verteilt; teilweise mussten die einheimischen Bürger ihre Wohnungen räumen. Provisorische Lager, auch dürftige Zeltlager, wurden errichtet. Zusätzliche Probleme traten durch widrige Witterungsverhältnisse auf. Durch den gewaltigen Zuzug von Fremden und den ständigen Durchzug von Soldaten wurden unbekannte ansteckende Krankheiten eingeschleppt. Seuchen brachen aus. Die Medizin, das Gesundheitswesen allgemein, wurde von besonderer Bedeutung für die Menschen vor Ort.

Konflikte zwischen Bevölkerung und Soldaten

Es kam zu heftigen Konflikten zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Soldaten. Aber auch unter den Soldaten kam es zu vielfältigen Streitereien und Zwischenfällen. Bereits einige Tage vor der Flucht von Kardinal Rohan nach Ettenheim kam es zu einem ersten Duell unter den Soldaten. Dabei wurde der Comte de Douket de Marlat „*am Kopf gefährlich verwundet. Weilen er nun kein Vertrauen zu den Regiments-Chirurgis hat, so hat er sich gestern ... nach Kippenheim, in das Wirthshauß zum Rindsfuß bringen lassen, um der Hülfe des Landchirurgus Oberle näher zu seyn.*“⁴ In einem Schreiben bat der „*blessirte Comte de Doüket, so lange in Kippenheim verbleiben zu dürfen, bis er soweit hergestellt ist, daß er sich wieder nach Gravenhaußen transportieren lassen kann. Er glaubt zwar, daß dazu nur 3. oder 4. Tage erfordert werden. Allein der Land Chirurgus Oberle zweifelt, ob es in 14. Tagen wird geschehen können, weilen Kopfwunden immer gefährlich sind, und die Wunde selbst, noch nicht in Eiterung übergegangen, mithin sich noch zur Zeit nichts gewisses bestimmen läßt.*“⁵

Die Episode zeigt, welche Vorstellungen man damals bezüglich der Wundheilung besaß: man stand unter dem Einfluss der antiken Säftelehre des Hippokrates. Die schädigende Materie sollte aus dem Körper ausgeschwitzt werden. Das „*Pus bonum et laudabile*“ – „der gute und lobenswerte Eiter“ sollte die Wundheilung bewirken.

Bezüglich der Streitereien unter den Soldaten zog der Ettenheimer Chirurg Joann Conrad Machleid in seinem Tagebuch im Jahre 1792 folgende Bilanz: „... *eß ßein / hier ohngefahr hierin lazereten, und 4 lageren / gestorben 20 mann, 80 mann, ßollen ßich / in 4 lageren muetwiligerweiß erstochen haben / und verschoßen im duell haben ...*“.^{6,7}

Auch die Bevölkerung hatte Schweres zu erleiden: Diebstähle, Handgemenge, Streitereien und Schlägereien waren an der Tagesordnung. Es kam zu einer Reihe schwerwiegender Verbrechen: am 16. Oktober 1791 wurde „*ein Wirth zu Cappel von einem Husaren mit einem Meßer im Unterleib gefährlich verwundet ...*“.⁸ Am 4. Dezember 1791 „*wurde ein Ettenheimer Burgers Sohn ... erschossen und soll darüber unter der Burgerschaft lauter Unwille ausgebrochen seyn.*“⁹

Und wenige Wochen später, am 27.12.1791, kam es zu einem weiteren schweren Zwischenfall, wodurch „*die Bürgerschaft in Ettenheim ist auf das neue aufgebracht: Vorgestern hat einer von der Legion einen Bürgers Sohn, der in der Hausthür des Wirtshauses zum Engel gestanden, und den er vor einen andern gesehen, mit dem Säbel in den untern Leib so gestochen, daß die Gedärme sich gleich aus der Wunde gedrängt. An seinem Aufkommen wird gezweifelt.*“¹⁰ Tatsächlich starb der verwundete Bürgerssohn am 5. oder 6. Januar 1792, „*ohne daß sein Tod oder Begräbniß etwas ungewöhnliches nach sich gezogen hätte, vermutlich weil jeder nur mit sich zu thun hat.*“¹¹

Vor allem die Frauen hatten unter der wachsenden Bedrohung zu leiden. Im ganzen Oberamt Ettenheim beschuldigte man die Soldaten, besonders die Franzosen, immer wieder Frauen bedroht zu haben. Im Juli 1791 geschah es, „*daß 2 Soldaten ein 12 jähriges Mädchen von Ettenheim genothzüchtigt...*“.¹² Im Ettenheimer Oberamt wurden über 30 Frauen durch Soldaten schwanger.¹³

Geschlechtskrankheiten

Es waren nicht nur die gewaltsamen Übergriffe der Soldaten, die für die Mädchen und Frauen eine Gefahr darstellten: Ein aristokratischer Galant, der es verstand, feine Reden zu führen, konnte den jungen Bauernmädchen den Kopf verdrehen, und war sicher auch ein begehrenswertes Objekt weiblicher Wünsche. Und Aristokraten gab es in diesen Tagen in Ettenheim in genügender Zahl! Anfang 1792 befanden sich in den Oberämtern

Ettenheim und Oberkirch etwa 2.600 bis 2.800 geflüchtete Edelleute und Soldaten.¹⁴ Es waren ihrer so viele, dass viele in ihren Kutschen übernachteten mussten.

Henriette Dietz schrieb in ihrem Tagebuch: Das Mirabeau'sche Regiment bestand „aus lauter Freiwilligen, meist Edelleuten, die einen großen Aufwand machten; so kann man sich denken, wie es in dem kleinen Städtchen Ettenheim aussah. Die jungen Franzosen waren meist aus Burgund oder der Champagne und erhielten anstatt Geld meistens ganze Fässer voll Burgunder oder Champagner Wein.“¹⁵

Zahlreiche Feste und Tanzveranstaltungen in der Stadt zogen die Jugend der Umgebung in nicht geringer Zahl an. Aber dieser lustige Lebenswandel barg auch große Gefahren in sich, insbesondere bezüglich der Ansteckungsmöglichkeit durch Geschlechtskrankheiten. Der Infektionsmodus der Geschlechtskrankheiten, insbesondere von Gonorrhoe und Syphilis, war noch unbekannt; beide Krankheiten wurden oftmals in einen Topf geworfen. Vielfach glaubte man, die Gonorrhoe sei eine Vorstufe der Syphilis. Man behandelte die Erkrankten meistens mit Quecksilberkuren.

Freiherr von Blittersdorf schrieb an den Markgrafen von Baden: „Es ist auch eine Burgerstochter von Kippenheim, die viel ins Lager mit Obst gehandelt hat, nicht nur schwanger sondern auch venerisch angesteckt und haben wir befohlen, daß sie dieserwegen vom Land Chirurg Oberle unter Zuziehung einer Hebamme visitirt werden solle und verboten, daß ihre jüngern Schwestern nicht mehr im nemlichen Bette mit ihr schlafen darf.“¹⁶ Und einen Monat später wurde berichtet: „Die in Kippenheim von venerischem Uebel angesteckt gewesene Weibs Person hat ein dem Ansehen nach gesundes Kind männlichen Geschlechts gebohren und alle Hofnung, bald wieder hergestellt zu werden. Wegen des Abscheues der Hebammen mußte sich der Land Chirurgus der Geburts Hülfe unterziehen.“¹⁷

Auch in Ettenheim lassen sich Behandlungen mit Quecksilber in den Spitalrechnungsbüchern nachweisen, ein Hinweis, dass es hier Erkrankungsfälle gab.

Fleckfieber und Typhus

Durch den Zuzug von Fremden wurden unbekannte, ansteckende Krankheiten in die Region eingeschleppt: Machleid berichtete ab dem Jahre 1791 mehrfach über „die neue langwierige kranckheit“.¹⁸ Innerhalb eines Monats verstarben an ihr fünf „guete ehrliche fridliche“ Menschen, so zum Beispiel „1791 den 17= ten abril alß am balmßontag, ist / mit allem verßehen laider gestorben, / an der neüwen langwirigen kranckheit, / Sebastian schürg ein gueter armer granaten / schleiffer ... hat nur hinder / laßen

ein bieble von 10 biß 12 iaren“.¹⁹ Und an anderer Stelle „eß ßtarben 3 / menschen auß einem hauß, an dißer neuen / kranckheit“.²⁰

In den Wintermonaten der Jahre 1791, 1792 und 1793 wurden die Soldaten im Heilbad St. Landelin in Ettenheimmünster einquartiert, sehr zum Verdruss des dortigen Klosters und der Bevölkerung.^{21,22} Das Heilbad St. Landelin in Ettenheimmünster war in den Jahrzehnten zuvor, insbesondere zwischen 1740 und 1775, ein gerne besuchter, bedeutender Kurort geworden.²³ Im Jahr 1793 kam es in Ettenheimmünster zum Ausbruch von „Fleck“- beziehungsweise „Faulfieber“.

Pater Stöber berichtete darüber: „diese Soldaten brachten mit sich hieher das ansteckende Fleck- oder Faul-Fieber. Es war nicht anders als wenn die Luft von diesem Lazaret ganz vergiftet worden wäre. Aus dem Badhauße dämpfte ein abscheulicher Geruch bis in die Weite aus: und selbst das Kloster war von diesem Geruche ganz angefillt, so, daß man genöthiget war dasselbe alle Tage einigemale mit Wacholder auszuräuchern. Weil zu viele Soldaten an dieser fürchterlichen Krankheit starben, und der Freythof zu St Landelin zur Begräbniß derselben nicht mehr hinlänglich war, wurde ihnen im Anfange des Jahres 1794 auf der Wiese hinder dem Kaufhauße bei der Brücke ein besonderer Platz zu ihrer Begräbniß ausgestecket, und geweyhet. Mehrere hiesige Einwohner und auch aus Frankreich ausgewanderte mußten an dieser Krankheit ihr Leben einbüßen.“²⁴

Ob es sich bei dieser Krankheit um Fleckfieber oder Typhus handelte, lässt sich heute nicht mehr differenzieren. Beide Krankheiten, eingeschlossen die Ruhr, haben bezüglich ihrer Krankheitssymptome starke Ähnlichkeiten und wurden bis in die jüngste Zeit häufig miteinander verwechselt.

Noch unter dem Einfluss der hippokratischen Säftelehre behandelte man durch „hitzige Curen“ (forciertes Schwitzen), durch Aderlässe und Purgieren (Abführen). Die dadurch bedingten grauenvollen Zustände in den Lazaretten trugen viel zur hohen Sterblichkeit der Fleckfiebererkrankung bei. Besonders verhängnisvoll wirkte sich die Zusammenhäufung der Kranken aus, wobei sich meist drei bis vier Personen, darunter Sterbende und Rekonvaleszenten, eine gemeinsame Liegestatt teilten.

Im Banne der Miasmalehre, d. h. der Lehre vom krankmachenden Stoff, der außerhalb des menschlichen Körpers gebildet wird, vermutete man damals die Hauptquelle des Übels in der Luftverderbnis, die vorwiegend durch „die fauligen Ausdünstungen“ der Kranken und ihrer Ausscheidungen zustande kam. Deshalb wurde das Fleckfieber auch „Faulfieber“ genannt.

Ganz im Sinne dieser Miasmalehre war die Therapie auch in Ettenheim: Pater Bernard Stöber berichtete, dass man die Gebäude mehrmals am Tag mit Wacholder ausräucherte. Auch Machleid schrieb in seinem Tagebuch: „feürg od Rauch=ung wegen der kranckheid od fleck und hizig fieber ßo

Erblich sein soll: 1791 den 15:ten may alß an einem ßontag abent / auß befelch deß lants fürsten, 5 biß 6 / feürer, bey den brinen wo große blaz ist / angemacht, von Eüchenen und Ruestenen / bengel, den bößen lufft zue reinigen, / wo von den Doctores erkundiget worden / ist, woher die kranckheit her kome, / ... und man gibt dem mann, der / dem feür abwartet, und schürt, 1 ß 4 (pfg) lon.“²⁵

Beim Stand unserer heutigen medizinischen Kenntnisse ist es klar, dass diese Räucherungen keinen Erfolg haben konnten. Und doch ist diese Maßnahme, die keine symbolische, keine magische, sondern eine logisch durchdachte Handlung darstellt, bereits eine Vorahnung unserer modernen Desinfektion.²⁶

Medizinische Versorgung in Ettenheim

Die medizinische Versorgung der Bevölkerung Ettenheims war unter diesen Umständen von besonderer Bedeutung. Hierüber geben vor allem die Spitalrechnungsbücher Auskunft, die ab dem Jahre 1750, allerdings mit Lücken (es fehlen vollständig die Jahrgänge 1756, 1759, 1779, 1782–1788, 1790–1799), im Stadtarchiv Ettenheim erhalten sind, sowie die beiden Diarien des Ettenheimer Chronisten Joann Conrad Machleid.

Ein altes Zeugnis ärztlicher Tätigkeit in Ettenheim ist das Siegel der Ettenheimer Stadtchirurgen. Im Siegelfeld, das von einem Ährenkranz und der Umschrift umrahmt wird, befindet sich ein Schild. Er wird von Zierwerk umrankt. Der Wappenschild im Siegel trägt ärztliche Instrumente, zwei gekreuzte Skalpelle und ein Klistier. Auf der Helmzier ist ein Pelikan; seit alter Zeit ist der Pelikan das Symbol sich selbst aufopfernder Mutterliebe, indem man sagt, er reiße sich die Brust auf und nähre die Jungen mit seinem Blute. Die Umschrift lautet: „SIGILL(um): CHIRURG(is): CIVITATIS:ETTENHEIMENSIS:“ Nach Meinung von Harden-Rauch und Furtwängler stammt dieses Petschaft aus dem Jahre 1515, also lange vor der Zerstörung der Stadt im Dreißigjährigen Krieg.^{27,28} Das Chirurgensiegel hat eine Ähnlichkeit mit dem ältesten erhaltenen Stadtsiegel Ettenheims, das zweifelsfrei aus dem Jahre 1545 stammt. Andererseits berichtete der Ettenheimer Chronist Machleid in seinem Tagebuch: „1756 den 24=ten hornung ist dass neue / bittschafft der barbierer allhier in der / zunfftlad ligendt, von einem ledigen / Juden von vorstetten bey horb an dem / neckhar, mit namen Jacob Moyßes fein / und ßauber gestochen worden, auff dem / blaz bey der amtschaffney, vor 1 fl 2 ß“.²⁹

Die ältesten Urkunden, in denen ein Ettenheimer Barbierer namentlich genannt wird, sind: 1. vom 18. Mai 1326: hier wird ein „Barbierer Heinrich“ erwähnt,³⁰ und 2. vom 26. Juli 1720: hier wird ein Grundstücktausch mit Michael Berger, Bürger und Barbierer daselbst, beurkundet.³¹ Ob die Tätigkeit dieser Barbierer medizinischer Art war, ist aus den Urkunden nicht ersichtlich.

Die frühesten, als Barbierer oder Chirurgen in Ettenheim tätigen, namentlich derzeit bekannten „Ärzte“ waren Bartholome Berger, Johannes Frantz, Joann Conrad Machleid, Franz Michael Troll und Doctor Nicolaus Krapf. Ihre Tätigkeit fällt bereits in die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Im Mittelalter war es zu einer Trennung von „Schulmedizin“ und Chirurgie gekommen. Den studierten Ärzten oblag das innerliche Kurieren und die Verabreichung von Arzneimitteln. Dem gegenüber wurde die Chirurgie von Wundärzten, Chirurgen, Badern, von Bruch- und Steinschneidern betrieben. So war es zu einer Trennung zwischen akademisch ausgebildeten Ärzten einerseits und einer soziologisch zweitrangigen, handwerklich orientierten Gildenchirurgie andererseits gekommen. Durch die Fortschritte der Medizin kam es im 18. Jahrhundert zu einer gegenläufigen Entwicklung. Die Chirurgen waren nicht mehr Handwerker, sondern ausgebildete, studierte Ärzte. Die Chirurgie wurde aus ihren handwerklichen Fesseln befreit und die Chirurgen in den gleichen Rang wie die Ärzte erhoben. Damit war die Emanzipation der Chirurgie vollzogen. Die konsequente Folge war die akademische Anerkennung: An den Universitäten wurden Lehrstühle für Chirurgie eingerichtet.

Die Ettenheimer Chirurgen der damaligen Zeit standen an der Schnittstelle dieser Entwicklung. Die Chirurgen in der Mitte des 18. Jahrhunderts waren Mitglieder der Allgemeinen Handwerkszunft. Konsequenterweise wurden Johannes Frantz, Joann Conrad Machleid, Joseph Herr und Joseph Berger in den Spitalrechnungsbüchern sowohl als „Barbierer“ wie auch als „Chirurgus“ bezeichnet.

Im Laufe ihres Lebens kam es durch die Fortschritte der Medizin zur Anerkennung der Chirurgen als Ärzte mit akademischer Anerkennung. Und so finden sich bei einer Zusammenstellung der Handwerksberufe für das Jahr 1790 die Ettenheimer Chirurgen nicht mehr in dieser Liste, wohl aber noch der Apotheker.³² Dies zeigt, dass der erwähnte Umbruch in der Einschätzung des Berufsstandes sich auch in Ettenheim vollzog.

Der erste im Spitalrechnungsbuch des Jahres 1751 genannte Ettenheimer Chirurg ist Bartholome Berger. Der damalige Spitalschaffner Leopold Rothmund schrieb: *„Erstlichen habe aus Befelch des Herren Oberambtes von Elwert Bartholome Berger dem Barbierer lauth beyliegendem conto bezahlt (No 10): 1-7-6.“*³³ (Abbildung 1). Es ist der einzige Nachweis über seine Tätigkeit.

Durch Machleid wird weiter über ihn und seine Familie bekannt: *„1787 den 25=ten wintermonat, ist in gott / βelig gestorben, maria anna hoffmännin / deß H: bartholome bergers βeligen / chirurgo allhier, βein gewestte Ehe= / frau, ihres alters 84 iar βie ware / blind 10 iar hat hinderlassen 3 βöhn / und 2 döchteren.../ βie ware gebürtig von freyburg oben.“*³⁴ Bartho-

lome Berger hatte eine Tochter Maria Anna, die am 4. März 1782 Taufpatin von Franziskus Joseph Botz war.³⁵

Ein weiterer, gleichzeitig in Ettenheim tätiger Chirurg, war Johannes Frantz. 1752 schrieb der Spitalschaffner Leopold Rothmund im Spitalrechnungsbuch: *„Item habe auf Befehl Herren amtschultheiß Johannes Frantz dem Barbierer dahier wegen gegebenen Medicinen für Joseph Hatten verstorbenen Ehefrau lauth quittung (No 19) bezahlet 2 fl 2 β.“*³⁶ Johannes Frantz ist in den Spitalrechnungsbüchern im Zeitraum 1752 bis 1766 insgesamt siebenmal nachweisbar, und zwar sowohl mit der Berufsbezeichnung „Barbierer“ als auch mit dem Titel „Chirurg“³⁷. Für die Behandlung eines Beinbruches im Jahre 1761 erhielt er 8 fl. Die meisten Rechnungen betrafen „Gäng und Mediziner“, also Krankenbesuche und die Verabreichung von Medikamenten.

In Machleids Tagebuch erfahren wir über *„herr vötter Joannes babtista franz chirurgus: 1785 den 7=ten abril ist .../ gestorben, herr / Joannes franz, ein gueter chirurgus / gebürtig von oberhaußen, ware hier / burger seit anno 1738 – und mit maria / anna chorhumlerin xx iar ßeines alters / 68 iar, mann hat bey der begrebnuß, / beim ßibet und treißigsten allezeit / den armen 10 fl nach der kirchen auß / getheilt, alßo 30 fl ... / er ware ein guetter freind von mir / und den meinigen amen.“*³⁸ Seine Frau starb zwei Jahre später am 9. Juni 1787 im Alter von 73 Jahren. Da die Ehe kinderlos war, fiel das gesamte Erbe an den Bruder der Ehefrau, Franz Antoni Chorhummel, ehemals Pfarrer in Grafenhausen, der im Ruhestand bei seiner Schwester im Haus lebte.^{39,40}

Ebenfalls zur gleichen Zeit war der bereits genannte Joann Conrad Machleid als Chirurg in Ettenheim tätig. Er wurde am 18. Oktober 1708 in Villingen geboren. Im Kloster St. Blasien war er bei Abt Franziscus Schechtelin *„barbierer geßell geweßen“*⁴¹. Am 17. Juli 1735 kam er von Freiburg nach Ettenheim; zuvor war er *„barbierer zu schön / im wißenthal“*⁴². In Ettenheim heiratete er am 29. August 1735 Anna Ursula Laiblin, erwarb sich im gleichen Jahr das Bürgerrecht und war als Chirurg tätig. Sein „Rezeptbuch“ mit „schönen Zeichnungen und Pausen“ samt der Villinger Examenordnung wurde im 2. Weltkrieg vernichtet, nachdem im Jahre 1893 ein eifriger Jurastudent es sich aus dem Familienbesitz verschafft und dem Germanischen Museum in Nürnberg übergeben hatte.⁴³

Machleids Tagebücher, Diarien, wie er die beiden Bücher nennt, sind die wertvollste Quelle für die Geschichtsforschung der Stadt Ettenheim in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Machleid war in Ettenheim eine geachtete Persönlichkeit. Aufgrund dessen bekleidete er zahlreiche Ämter: Er war Steuermeister⁴⁴, mehrfach Ratsherr, Zunftmeister beziehungsweise Beisitzer der Allgemeinen Handwerkszunft⁴⁵ sowie Präfekt der Sebastianus-Bruderschaft⁴⁶. Er starb am 9. Oktober 1794 im Alter von 86 Jahren.

Breißgauer Obelid
Größt Bermeier.
auf Rechnung
und gest.
No. 10.
auf Rechnung
der Elver
von dem
Liquanden
1751. 4. 5. 6. 7.

Kostennachweis im Spitalrechnungsbuch 1751 einer Behandlung durch den Barbierer Bartholome Berger

Machleid wird in den Spitalrechnungsbüchern sowohl als „Barbierer“ wie auch als „Chirurgus“ bezeichnet,⁴⁷ was den bereits erwähnten Umbruch in der Einschätzung des Berufsstandes verdeutlicht. Das erste Ettenheimer Zeugnis seiner chirurgischen Tätigkeit findet sich im Spitalrechnungsbuch des Jahres 1754: „Item Conrad Machleid dem Barbierer alhier wegen einem armen Buben, so den Fuß gebrochen auf Befehl eines löblichen Raths zu Curieren vermög Schein (No 18) gegeben: 4 fl.“⁴⁸

Joann Conrad Machleid ist in den folgenden Jahren in den Spitalrechnungsbüchern noch weitere viermal mit ärztlichen Behandlungen nachweisbar, zuletzt 1767.⁴⁹ Aber er muss über diesen Zeitpunkt hinaus chirurgisch aktiv gewesen sein, denn er berichtete in seinem Tagebuch unter dem Datum des 14. Februar 1769, dass an diesem Tag sein „geßell Joßep / speicher von freyburg breißgau in die / fremde von mier nacher Rastatt abgerißt“ ist.⁵⁰ Allerdings hat er sich offenbar zunehmend in dieser Zeit aus dem chirurgischen Berufsleben zurückgezogen, denn im Spitalrechnungsbuch des Jahres 1767 findet sich sowohl die Bezahlung einer Rechnung

von 1 fl 2 β für „*Conrad Machleyd dem Chirurgo*“, als auch eine Rechnung „*Conrad Machleyd dem Buchbinder die Messbücher auszubessern bezahlt: 6 β.*“⁵¹

Noch ein weiterer Chirurg ist nachweisbar: Der Chirurg Franz Michael Troll. Wie Machleid war er eine außerordentliche Persönlichkeit: Geboren 1708 in Offenburg, wurde er Bürger der Stadt Ettenheim; bereits 1738 war er Steuermeister der Stadt.⁵² 1750 wurde er Ratsherr⁵³ und 1755 für zwei Jahre zum Bürgermeister ernannt.⁵⁴ In diese Amtszeit fiel unter anderem der Bau der neuen Dirnle-Brücke 1756.⁵⁵

Von 1757 bis 1763 finden sich in den Spitalrechnungsbüchern drei ihm bezahlte Rechnungen.⁵⁶ Im Jahre 1757 bekam er „*wegen einer Bettelfrau, so ein Bein gebrochen, zum Curieren 7 fl 5 β*“ (Schein Nr. 26).“ Ein etwa 17-jähriger junger Mann aus Eberdingen im Schwabenland wollte bei Franz Michael Troll die „*barbierer kunst ... erlernen*“, starb aber am 5. November 1757 an der „*hizige granckheit*“⁵⁷.

1763 wurde Troll Schaffner über das Vermögen des Freiherrn Martin Beatus von Maillot, als dieser Oberamtmann von Oberkirch wurde. Troll zog in das Maillot'sche Haus und übte dort seinen Beruf in der unteren Gesindestube aus.⁵⁸ Am 2. November 1763 starb Trolls Ehefrau Maria Anna Haberin, mit der er 33 Jahre lang verheiratet gewesen war.⁵⁹ Da die Ehe kinderlos war, zog Troll nach dem Tod seiner Frau 1764 nach Offenburg „*in die herren βpital pfruendt*“⁶⁰. Dort starb er am 9. März 1777 im Alter von 69 Jahren, „*er ware ein guetter chirurgus / er hatte lauter lachente Erben*“⁶¹.

Ebenfalls bereits um die Jahrhundertmitte wirkte in Ettenheim Doktor Nicolaus Ambrosius Krapf. „*1754 den 19=ten December / ist herr Doctor Krapf / gebürtig auß inß= / pruckh in tirol: / hate zurvor gew= /ohnt zue kenzingen: / ist alßo nacher Etten= / heim gezogen*“.⁶² Neben seinem Beruf als „Doctor“ war er zumindest die nächsten sechs Jahre bis 1760 Ratsmitglied der Stadt.⁶³

In den Spitalrechnungsbüchern findet er sich einmal: „*1768 Item Herrn Krapf medicina Doctor wegen dem verstorbenen provisor bezahlt (No 11): 5 fl*“. Der Chirurg Machleid berichtete in seinem Diarium von zwei medizinischen Leichenöffnungen, die von Doktor Krapf durchgeführt wurden. „*1759 den 6=ten Jener Ist antoni haberers / sel: wittib od. die hußaren βatlerin / gestorben, weilen βie aber einen großen / leib 3 Jahr lang gehabt, wie ein öhmig / fäßle, alßo ist βie von allen chyrur= / giß sectioniert worden under H : doctor / Krapf, undt hat βich die βach alßo / befunden βie hat 2 starcke waßer / kibel voll verbrent waßer, braun / schwarz wie caffè waßer, bey βich und / vill verborgene wind, schonsten nichts / mann klaubte βie hate ein große / Molam od fleisch gewex bey βich ist / aber*

nicht größer gewesen alß ein / faustgroß, die frau ware auß ungeren /...NB: mann hätte ihren wohl können helffen / durch daß abzöpfen, wann man vor / =hero gewußt hätte daß eß nur waßer were / ßie hate in allem ohngefahr einen guethen / ohmen waßer beyßich.“⁶⁴

Die andere Sektion, die er zusammen mit Machleids Sohn, dem Chirurgus Joßep Antoni Machleid durchführte, betraf eine 30-jährige Frau, die sich am 20. Oktober 1784 erhängte.⁶⁵ Neben seiner Ettenheimer Tätigkeit ist Dr. Krapf auch als Physicus in Kippenheim nachweisbar. Im Zusammenhang mit dem Missbrauch des Diebold von Marschalk'schen Spitalgutes schrieb er am 17.11.1777, dass „*die Kippenheimer Bedürftige auf ihre, schon lange Jahre her in unrechten Schlund gekommene Spitalgüter von Rechtswegen erhalten werden sollen*“⁶⁶. Dr. Krapf, um 1720 geboren, starb am 30. September 1797. Er war zuletzt Amtsphysikus der Landvogtei Mahlberg. Krapf war verheiratet mit Maria Anna Catharina Schmalholtz. Gemeinsam hatten sie fünf Kinder, zwei Mädchen und drei Jungen.⁶⁷

Im Zeitraum 1763 bis 1804 finden sich in den Rechnungsbüchern, historischen Aufzeichnungen und Quittungen zahlreiche Hinweise auf das Wirken eines Chirurgen Frantz Berger, Joseph Berger, Frantz Joseph Berger in Ettenheim.

Ob es sich dabei um eine oder mehrere Personen mit gleichem Nachnamen handelt, ist derzeit nicht sicher. Ein Barbierer Frantz Berger ist in Ettenheim nachweisbar in den Spitalrechnungsbüchern 1763 und 1770⁶⁸; ein Chirurg bzw. Barbierer Joseph Berger in den Rechnungsbüchern 1765 und 1773⁶⁹ sowie bei Machleid 1772⁷⁰ und 1781⁷¹; ein Chirurg Frantz Joseph Berger in den Rechnungsbüchern der Jahre 1775, 1776, 1789, 1800 und 1804⁷² sowie bei Machleid 1782⁷³. Bei einem Zeitraum von 41 Jahren erscheint es denkbar, dass es sich um ein und dieselbe Person handelt.

Interessant ist unter den zahlreichen Berger-Rechnungen des Spitals eine solche aus dem Jahre 1775: hier werden „*Frantz Joseph Berger dem Chyrurgo für Curationskosten 10 fl*“ bezahlt. In der Quittung (Nr. 17) schreibt Berger: „*Den 5. ten May lauffenden Jahrs bin ich Unterschriebener zu Michael Klingler seinem Stief Sohn namens Benedict Menis berufen wordten, und hat sich so befundten, daß der selbe den rechten fuß 2 mahl entzwey gebrochen, daß die Tibia und fibula unterhalb des knieß und oberhalb der Junctur deß Knochens voll komen abgeweßen und der Knochen mit einer starken Contusion. Fordtere vor angewandten Medicamenten gäng und bemühung und wohl Curieren: 20 fl, Ettenheim 5. Oktobris 1775 Frantz Joseph Berger Chyrurgg*“. Unter dieser Rechnung steht: „*Von Raths wegen ist verordnet, daß dem Chyrurg ... auß dem Spital soll gezahlt werden 10 fl. Ettenheim 6. Oktobris 1775*“. Am 16. Oktober quittierte der Chirurg Berger die Bezahlung von 10 Gulden⁷⁴ (Abbildung 2). Ob es sich hier um eine Honorarkürzung von 20 auf 10 Gulden handelte oder um ein

H. H.

N^o 17

Den 5. ten May Lautenden Jahres bin ich
 Unterzeichneten zu Michael Klingler seinen
 Nicht hohen Namen Benedict Manns beuodten
 worden, und hat die Befundten, das der selbe
 den rechten Fuß 2. mal ungewiß gebrochen,
 das die Tibia und Fibula unterhalb des Knies
 und oberhalb des Fusses des Knostens voll kommen
 abgeworfen, und der Knostens mit einer starken Contusion
 versehen, der angewandte Medicamenten gang und
 Bemühung und wohl Curieren. . . 20 fl. -
 Ettenheim den 5. tenbris
 1775. . .

Frantz Joseph
 Berger Chirurg

Daß dem Herrn Chirurgen der selbentem Conto.
 auf dem Titul voll bezahlt werden 10 fl. =
 Ettenheim den 16. tenbris 1775

[Signature]

Müller
 Amtmann

Obige 10 fl. sind mir von dem hiesigen Burgemeister
 inobem daß der selbentem Conto voll bezahlt worden
 der die Rechnung Audiret und den 16. tenbris 1775
 Frantz Joseph Berger
 Chirurg

Rechnung vom 5. Oktober 1775 des Chirurgen Frantz Joseph Berger für die Behandlung eines Patienten mit einer Unterschenkelfraktur in Höhe von 20 Gulden. Kürzung des ausgezahlten Betrages auf 10 Gulden (Spitalrechnungsbuch 1775 Nr. 17)

Almosen der Stadt, bei dem ein Teil der Behandlungskosten vom Spital getragen wurde, bleibt ungeklärt. Honorarkürzungen waren aber bereits damals üblich. So stellte der Ettenheimer Schulmeister Antoni Trunck beim Neubau des Spitals im Jahre 1780 für die Fertigung des Bauplanes, das Erstellen des Kostenvoranschlags sowie das Ausmessen des Bauplatzes 33 fl in Rechnung, der Rat der Stadt Ettenheim bewilligte ihm aber nur 11 fl.^{75,76}

Bei einer weiteren Rechnung des Chirurgen Frantz Joseph Berger vom 3. Februar 1777 sind die verschiedenen Behandlungskosten gut ersichtlich (Nr. 18): „*Den 9.ten Juny 1776 habe den Albert Bicker daß erste mahl verbunden, welcher eine wundten einer Handt groß an dem s. v. hindteren gehabt den selben 8 wochen lang deß tags 2 mahlen verbunden, darbey vieles Emphlasta und wundt Balsam gebraucht, fordere vor meine Mühe nichts, sondern nur vor angewende Medicamenten so zu samem macht: 3 fl 2 β. Item dem selben 6 mahlen aderlassen: 6 β. Item den 16.ten Juny einem armen ferber gesöll [Färbergesellen] in dem Spithal ein großer Verbant auf die Hüft gelegt: 2 β. Item den 29. huius einer armen frauen welche im Spital gestorben aderlaßen: 1 β. Summa 4 fl 1 β.*“⁷⁷

Medizinische Versorgung zwischen 1770 und 1790

Zusätzlich zu den genannten Chirurgen waren in den 70er und 80er Jahren des 18. Jahrhunderts weitere Ärzte in Ettenheim tätig: Der Chirurg Joseph Herr von 1769 bis 1801, Doktor Joseph Gisi 1776 bis 1777, Joseph Antoni Machleid von 1780 bis 1811.

Der Chirurg Joseph Herr (oder „Hör“) ist erstmals 1769 nachweisbar. „*1769 den 12=ten brachmonat hat H: Joßep hör / chirurgus, morgens am 4 uhr in einer still / meß mit Elißabetha fößin hochzeit / gehabt in der still und Ehren, eß ware ein / mitageßen in der frau billetin hauß. / gott geb ihnen glück und ßegen ihm Ehe / stand H: pfarer weißer gabe ßie zußamen.*“⁷⁸ Nach 23 Jahren gemeinsamer Ehe starb seine Frau im Alter von 59 Jahren am 4. Februar 1792; sie hatte sechs Kinder geboren, aber zum Zeitpunkt ihres Todes lebte keines der Kinder mehr.⁷⁹ Eines dieser Kinder, ein Mädchen namens Elißabetha, starb am 30. Juni 1787; „*es ßolle / dem kind die gall in die gleine derme / gekommen ßein, laut ßeines Eigenen vatters / ereffnung ...*“⁸⁰. Nur elf Wochen nach dem Tode seiner Frau Elißabetha Fößin heiratete Joseph Herr am 23. April 1792 die 27 Jahre alte Maria Anna Jegerin, die älteste Tochter des Bürgermeisters Martin Jeger. Die Trauung wurde von Pfarrer Mast vollzogen; das anschließende Hochzeitsmahl feierte man im Gasthof Ochsen. Laut Machleid war Joseph Herr zu diesem Zeitpunkt „*alt ohngefehr 50 iahr*“⁸¹.

Über seine Tätigkeit als Chirurg finden sich in den Spitalrechnungsbüchern insgesamt drei Hinweise.⁸² So erhielt der Chyrurgus Joseph Herr

Nr. 15

Groß Rathh. Rath müßten, und Spital Hofmeist.
 Einziges Stadt Wundarzt der mich in dem =
 Hofmann in regulirten jährlichen Bestallung
 bewerklich zwanzig Gulden.

Ettenheim d. 18^{ten} März 1777. Gisi Stadt Wundarzt
 phisicus m. p.

das solente 20 fl. gehalten sind durch Hofmeist.
 Wundarzt dazu führung und bezahlung zu dem
 Hofmann überhinder 20 fl. März 1777

Müller Wundarzt

Rechnung vom 18. März 1777 des Stadt- und Amtsphysicus Josef Gisi für „die regulierte jährliche bestallung“ in Höhe von 20 Gulden (Spitalrechnungsbuch 1776 Nr. 15)

1773 aus dem Spitalfonds für die Behandlung eines Patienten mit gebrochenem Schlüsselbein 2 fl und im Jahre 1801 für die Behandlung einer Frau mit Armbruch 6 fl. Wie bereits dem Chirurg Berger wurde auch ihm im Jahre 1777 eine Rechnung über den Betrag von 2 fl 5 B 8 d vom Stadtrat auf 2 fl gekürzt; er hatte insgesamt sieben Behandlungen an Joseph Schürg durchgeführt, vorwiegend mehrere Klistiere und Aderlässe.

Der Chirurg Herr muss in der Bevölkerung beliebt und angesehen gewesen sein, denn er wurde bei mehreren Kindern „götte“ (Taufpate).⁸³ Ebenso zeugt von seinem hohen Ansehen in der Ettenheimer Bürgerschaft seine zweite Ehe, die er mit der Bürgermeistertochter schloss. Außerdem war er 1791 und 1794 Präfekt der Sebastianus-Bruderschaft.⁸⁴

Eine bedeutsame Entwicklung in Bezug auf die ärztliche Versorgung der Stadt Ettenheim zeichnete sich im Jahre 1776 ab: Es wurde ein Arzt mit vereinbarter jährlicher Bezahlung angestellt.

Am 9. Februar 1776 kam „*Iro Exzellenz / der neuwe Herr Doctor*“ Joßep Gisi aus Solothurn nach Ettenheim. Er bekam „*Wundt gelt*“, von der Gemeinde 30 fl, vom Spital 20 fl, von den drei Dörfern zusammen 50 fl. Für einen ersten „*Gang*“ (Krankenbesuch) erhielt er 5 ß von dem, der ihn beehrte, für jeden weiteren Besuch 2 ß; dazu gab es noch Holz. „*den 14=ten hornung hat er den Eidt abgelegt*“⁸⁵.

So findet sich im Spitalrechnungsbuch des Jahres 1776 erstmals der Eintrag: „*Item Hr. Doctor Gisy die regulierte Jahres Besoldung bezahlt 20 fl*“. Dr. Gisi unterschrieb die entsprechende Quittung am 18. März 1777 mit „*Gisi statt und ambts physicus*“ (Abbildung 3).⁸⁶

Machleid berichtete über Dr. Gisi: „*1776 den 28=ten wintermonat hat der herr / Doctor Joßep Gißi ihro Exzellenz mit der vil / Ehr und tugent ßamen Jungfrau Walburga / Dornbluetin von wolfach zu Ettenheiminster / hochzeit gehalten gott geb ihnen glück und ßegen.*“⁸⁷ Doch schon bald darauf musste Machleid in seinem Tagebuch vermelden: „*1777: Herr Joßep Gißi Doctor allhier: den 30 =ten august ist abents zwischen 6 und 7 / uhr in Gott ßelig mit allen heiligen sacra= / menten verßehen gestorben, herr franz / Joßep Gißi Medicine Doctor allhier, / ßeines alters nur 28 und ein halb iar, tröste / ihne und alle arme ßelen der große Gott. / er starb in dem Reichischen stamenhauß. / er war verheyratet nur 3 viertel iahr, und / die frau ßo hoch schwanger ware, Reißte wider / zu ihren Elteren nacher wol-fach, wo ßie / gebürtig ware, gleich am ßibeten, und dem ampte.*“^{88,89}

Einige Jahre später wurde auch Machleids Sohn Joseph Antonius Machleid als Chirurg in Ettenheim tätig. Joseph Antonius Machleid wurde am 17. August 1745 in Ettenheim geboren und starb daselbst 1811. Er heiratete am 31. Januar 1780 Katharina Kinstlin.⁹⁰ Im gleichen Jahr ersteigerte er Gelände.⁹¹ Ein Jahr später erhielt er am 7. Januar 1781 das Bürgerrecht.⁹² Als vereidigter Landvermesser war er ab dem Jahre 1777 zehn Jahre lang tätig.⁹³ Am 13. Januar 1788 wurde er bei der Ratserneuerung zum Ratsherren gewählt als Nachfolger des verstorbenen Sebastian Miller;⁹⁴ dieses Amt hatte er viele Jahre inne. Von 1797 bis circa 1811 war er Kirchenschaffner.⁹⁵

Bezüglich seiner Tätigkeit als Chirurg datiert der erste Nachweis im Jahr 1780. Bei der Geburt des Joannes Baptista Straub am 3. Juni 1780 war Pate „*Josephus Antonius Machleid civis et chirurgus*“⁹⁶. 1784 führte Machleid zusammen mit Doktor Krapf die Sektion einer Selbstmörderin durch: „*alwo ßie geöffnet worden, und vor milz= / ßichtig erkenet worden*“⁹⁷. Auch bei einem tödlichen Schießunfall in Ringsheim war er bei der Sektion zugegen; der Erschossene „*wurde / von der obrigkeit visitiert, geöffnet / auf der stuben, und Erlich begraben = worden / mein ßohn ioßep ware auch darbey*“⁹⁸, wie der Vater in seinem Diarium notierte. Schließlich war er bei einem dritten Todesfall als Obduzent aktiv; sein Va-

ter Joann Conrad Machleid berichtete darüber: „*Ein augen schein in dem hoch=wald an dem hunts=Rucken: den 22:ten merzen, hat mann einen dodten / körper, nur zwar beiner in dem knoßen / wald an der hunts halden gefunden, ßo / ist der ober ambtmann od hoffrath, H schulz, / H: amb-schreiber ßartori, 2 umgelter; / H: burgermeister Jeger, mein ßohn Joßep / alß chirurgus, zue sectionieren, mann hat / aber nichtß können abnemen od finden, / alß daß eß ein Weibsbild ware, den / kleideren nach, auß dem thal geweßen, / ßein mieße, wie lang eß schon ware, / geschehen, kan niemand ßagen, dann alles / ware darvon, und alle beiner ßambt / dem kopf ware schon ßchne weiß R: I: P.:*“⁹⁹

In den Spitalrechnungsbüchern ist Joseph Antoni Machleid in den Jahren 1803, 1804 und 1805 nachweisbar.¹⁰⁰ 1803 wurden ihm vom Spital die Behandlungskosten eines kleinen Jungen, der sich ein Bein gebrochen hatte und dessen Mutter mittellos war, in Höhe von 8 fl beglichen. 1804 wurden vom Spital die Behandlungskosten in Höhe von 10 fl bei einer Sensenverletzung des rechten Armes gezahlt.

Ebenfalls noch vor der Residentschaft von Kardinal Rohan in Ettenheim, d. h. vor 1790, gibt es spärliche Hinweise auf zwei weitere in Ettenheim tätige Chirurgen: Im Spitalrechnungsbuch des Jahres 1780 findet sich die Rechnung eines Chyrurgus Johannes Mutz (Nr. 35): „*Michel Rhomers Sohn von Ettenheim soll für die Cur der zerbrochenen Clavicula oder Schlüsselbein alltägiger Verbindung vier Wochen lang laut Tax 4 fl, für darzu gegebene Medicament 3 fl 1 ß 6 d, Summa 7 fl 1 ß 6 d, 20. Juli 1780 Johannes Mutz, Chyrurgus*“.

Und im Spitalrechnungsbuch des Jahres 1781 findet sich eine Rechnung (Nr. 56) mit Datum vom 15. Januar 1782 betreffend die Behandlung eines armen Dienstbuben, der sich in Wallburg den Fuß verstaucht hatte, in Höhe von 2 fl 5 ß. Die Rechnung war von dem Chirurgus Joh. Nägelein ausgestellt worden.

Außerdem berichtete Machleid in seinem Diarium von einem Barbierer Joßep Blanck von Ettenheim, der am 13. September 1784 eine Anna Maria Schererin aus Schönwald bei Triberg heiratete;¹⁰¹ 1787 baute er ein Haus.¹⁰² Von diesem Barbierer konnten bisher keinerlei Zeugnisse einer chirurgischen Tätigkeit aufgefunden werden. Stattdessen berichtete Machleid: „*1791 neüwer bier und cafe=wirt auß zue schenken: den 4=ten brachmonat, hat Joßep blanck / barbierer in der hinderen gaßen, ßeinen / schilt alß bier, und cafe, grießen waßer / brantwein, auch licker, auß zue schencken / herauß gethan, hat auch mußicanten in / der kost, alda zue wohnen, schlafen Eßen/ Cafe die schallen 6 pfg*“¹⁰³.

Die medizinische Versorgung ab 1790

Der Zuzug der vielen Menschen in die Exil-Residenz des Kardinals Rohan ließ die Anzahl der Kranken rapide ansteigen. Man griff deshalb auf Ärzte der umgebenden Gemeinden zurück. So wurde, wie bereits berichtet, der Landchirurg Konstantin Oberle aus Kippenheim bei Verletzungen konsultiert.

Der Chirurg Oberle wurde am 27. Juni 1753 geboren; er starb am 1. Januar 1801. In erster Ehe war er verheiratet (seit 9.1.1775) mit Maria Theresia Kopp (geboren 12.4.1751, gestorben 18.2.1792). Gemeinsam hatten sie zehn Kinder, sieben Söhne und drei Töchter. Zwei Monate nach dem Tod seiner ersten Frau schloss der Chirurg Oberle am 16. April 1792 eine zweite Ehe mit Maria Theresia Kalt (geboren 2.10.1767, gestorben 14.6.1821). Der Ehe entstammten zwei Töchter.¹⁰⁴

In Mahlberg war der junge Doktor Gottlieb Gustav Eisenlohr als Oberamts- und Landphysicus der Herrschaft Mahlberg tätig. Dieser wurde ebenfalls von der Stadt Ettenheim und den umliegenden Gemeinden bemüht.

Dr. Eisenlohr war in erster Ehe mit Johanna Christina Bürklin verheiratet. Ihr gemeinsames erstes Kind Gustav starb noch am Tag seiner Geburt, am 26. Mai 1787. Ein weiterer Sohn, geboren am 18. September 1788, erhielt ebenfalls den Vornamen Gustav. Eisenlohrs erste Ehefrau Johanna Christina starb, erst 23 Jahre alt, am 28. April 1790 in Mahlberg. Ein dreiviertel Jahr später heiratete Dr. Eisenlohr ein zweites Mal. Am 11. Januar 1791 ehelichte er Caroline Regine Brodhag, Tochter des Johann Michael Brodhag, Pfarrer in Bickensohl, und dessen Frau Regine Juliane Reinberger.¹⁰⁵

Über Eisenlohrs ärztliche Tätigkeit ist dem Machleid'schen Diarium zu entnehmen: „1790 Anfang deß docters herr Ißenlor von Malberg - in der ßonen ßich auffhalten - NB: dieb stahl H: docters Ißenlohr von malberg: in dem wintermonat ist der herr / doctor Ißenlohr landvisicus zue / malberg, hier von der statt und ambt / angenomen worden, alß Ettenheim / zalt 50 fl Rinzen 25 fl Graffen= / haußen 25 dann capel 20, macht / 120 Jerlich wardgelt, er ßoll alle / mitwoch hirhero komen, der rath von / =ten hat der kan ßich melden, ßo mann / den H: doctor in ßein hauß komen laßt, / ßo kost eß 4 ß, ßo mann in von malberg / komen laßt nach Ettenheim in ßein hauß / ßo kost eß 1 fl - NB: dißer herr / doctor hat einen knecht, wo er bey ihme ge= / =dient hat, ßo der H: doctor nit zu hauß war, / ßo hat er ihne bestolen, namlich 200 fl gelt / 2 ßack uren eine goldeni, und ein ßilberne / mer eine ßilberne taback doßen, und eine / ßilberne tabacks peiffen, der burst ist aber / widerum durch steck brieff, erdapt worden.“¹⁰⁶

Leider wurde Doktor Eisenlohr bald selbst ein Opfer des hier grassierenden Fleckfiebers. „H. doctor Ißenlohr von mal=berg wohnhafft: 1791

N. 11.

Von hiesiger zeitlich bestimter merkten spürer das
 Rath / hiesiger zeitlich bestimter merkten spürer das
 offizient = besoldung für das Jahr 1800
 besser umgehungen zu haben in hiesiger
 25 Gulden 2800
 Tümmel et Pflüger

Quittung vom 6. Oktober 1800 des Stadtphysicus Dr. Johann Peter Tümmel für die anteilmäßige Bezahlung der Physicatsbesoldung in Höhe von 25 Gulden (Spitalrechnungsbuch 1800 Nr. 11)

den 11=ten may ist laider unßer H / doctor Ißenlohr, von malberg, / an der hizigen flecken fieber gestorben, / ein artlicher braffer, gelerter Junger / mann, der anderen geholffen hat, und / vilcht selbsten ein abscheuen daran gehabt / hat solches mießen mit 30 iaren / bießen. R:I:P:..^{107,108}

Es kamen auch Ärzte aus der Fremde, die hofften, bei der großen Ansammlung von Menschen hier ihr gutes Auskommen zu finden. So berichtete der Chronist Machleid: „hefflicher Ankunfft deß jungen Xaweri berger: 1791 den 9=ten heymonat ist der Junge Xaweri / berger chirurgus, auß der fremde von / Mainz auß, allhier ankomen, alß ein / schöner, großer, gelehrter, Jinglig, Gott / geb ihme und allen chyrurgis Glick und ßegen / in der kunst amen.“¹⁰⁹ Wie lang dieser Chirurg in Ettenheim war, ist nicht bekannt. Es finden sich bisher keine weiteren Zeugnisse über seine Tätigkeit.

Vier Monate später kam ein weiterer Chirurg nach Ettenheim: „ankunfft eineß neüwen Docters von trier: / 1791 den 8=ten wintermonat, ist ein neuer / Docter von trier vom amt, und rath / angenommen worden, hat warthgelt, / von der statt und amt wartgelt 300 fl / alß der statt 150 fl Rinzen 50, graffenhaußen 50 fl / cappell 50 fl.“¹¹⁰ Hierbei handelt es sich, wie aus einer Randnotiz in Machleids Diarium ersichtlich, um den Physicus Dr. Johann Peter Tümmel.¹¹¹

Die Spitalrechnungsbücher der Jahre 1790 bis 1799 sind verschollen; gesicherte Fakten gibt es deshalb erst wieder ab dem Jahre 1800. Dadurch weiß man, welche Ärzte an der Schwelle zum neuen Jahrhundert in Ettenheim praktizierten.

An erster Stelle steht Dr. Johann Peter Tümmel, fürstbischöflicher Hofrath und Stadtphysicus von Ettenheim. Dr. Tümmel heiratete, nachdem er bereits vier Jahre lang in Ettenheim wohnte, am 1. Februar 1796 Maria Franziska Müller, Tochter des Ettenheimer Amtsschultheißen Johann Baptist Müller und der Ursula Stölcker.¹¹² Bei der Taufe eines Sohnes der Eheleute am 8.1.1799 ist im Taufbuch der Beruf des Vaters angegeben: „*medicinae Doctoris et Physici hujatis nec non Serenissimi nostri Medici*“ (Doktor der Medizin und hiesiger Arzt, ebenso Arzt unserer hochfürstl. Durchlaucht). Dr. Tümmel bewohnte mit seiner Familie in Ettenheim das ehemalige Schaffneihaus des Klosters Ettenheimmünster (Kirchstraße 8). Er verkaufte dieses Haus am 28.10.1807 an den Assistenzarzt Dr. Anselm Schlecht zu einem Kaufpreis von 2.700 Gulden.¹¹³

Dr. Tümmel erhielt vom Spital anteilmäßig eine jährliche Besoldung von 25 fl bar ausgezahlt (Abbildung 4).¹¹⁴ Außerdem erhielt er laut Bürgermeister-Rechnung des Benedict Werber für das Jahr 1800 von der Stadt eine Physicatsbesoldung von 100 fl. Im Jahre 1804 wurde Dr. Tümmel vom Großherzog mit dem Titel Hofrath ausgezeichnet. Bis zum Jahre 1804 war er Stadtphysicus in Ettenheim und wurde dann Stadtphysicus in Offenburg. Dr. Tümmel wurde im Jahre 1810 wegen Vergehen bei der Rekrutierung eine bedeutende Geldstrafe auferlegt, 1824 wurde er Physicus in Emmendingen, 1826 pensioniert, am 13. März 1836 starb er in Emmendingen.¹¹⁵

Über die Persönlichkeit des Dr. Tümmel informiert eine Beurteilung, die der badische Landvogt von Roggenbach bezüglich verschiedener Amtsinhaber am 16. Oktober 1802 an den badischen Markgrafen Carl Friedrich schickte; hierin schrieb er: „*Der Physikus Thümel ist ein geschickter und glücklicher Arzt.*“¹¹⁶

Diese Beurteilung war offensichtlich zutreffend; denn sowohl Dr. Tümmel wie auch der Leibarzt des Kardinals, Dr. Erhart, wurden im Testament des Kardinals Rohan lobend erwähnt und dem badischen Markgraf empfohlen.

Dr. Heinrich Erhart war der fürstbischöflich straßburgische Leibchirurg von Kardinal Rohan (Abbildung 5). Er war mit diesem 1790 von Zabern nach Ettenheim gekommen.¹¹⁷ Schon in Zabern war er Leibmedikus und Chirurg des Kardinals Rohan gewesen, wie zuvor sein Vater beim dritten Kardinal aus dem Hause Rohan, Louis César Constantin Prince de Rohan-Guémené-Montbazou (Bischof von Straßburg 1756–1779). Die Familie Erhart war etwa 20 Jahre lang in Zabern tätig gewesen und stammte angeb-



Miniaturen von Dr. Heinrich Erhart und dessen zweiter Ehefrau Euphrosina Riß. Sie befinden sich heute noch im Besitz der Familie Erhart. Die Abbildungen wurden von Herrn Dieter Weis, Ettenheim, gefertigt und mir dankenswerter Weise überlassen

lich aus Kogenheim.¹¹⁸ Dr. Erhart bewohnte mit seiner Familie in Ettenheim ein Haus am Kirchberg. Erhart war in erster Ehe mit Regina Hoff verheiratet. Diese stammte wohl aus dem Elsass; sie starb am 21. Dezember 1806 in Ettenheim. Im Taufeintrag der Tochter Maria Anna Regina vom 16.8.1797 steht geschrieben: „*filia Henrici Ehrhart chirurgi Seren.mi Principis Episcopi nostri et Henrica Regina Hoff*“. Ein weiteres Kind, Maria Anna, wurde am 4.2.1799 getauft.

Ein halbes Jahr nach dem Tod seiner ersten Frau verheiratete sich Dr. Erhart ein zweites Mal; er heiratete am 15. Juni 1807 die Ettenheimerin Euphrosina Riß, Tochter des Johannes Riß und der Josepha Laible. Mehrere Kinder aus dieser Ehe starben in jungem Alter; eine Tochter lebte in Ettenheim bis 1847. Alle drei erwachsen gewordenen Söhne gingen in den Postdienst, wobei der zweitälteste Sohn Heinrich im Jahre 1839 der erste Ettenheimer Postexpeditor wurde.¹¹⁹

Bei den Taufeinträgen seiner älteren Kinder wird als Beruf von Heinrich Erhart „*Chirurgi Serenissimi nostri*“ (Wundarzt unseres durchlauchtigsten Fürsten) angegeben, ein Amt, das Erhart bis zum Tod des Kardinals innehatte.

Auch an anderen Stellen wird seine Verbindung zu Rohan sichtbar: So wurde er zusammen mit Dr. Tümmel im Testament des Kardinals lobend

erwähnt. Außerdem wird Erhart im Nachlass-Inventar genannt, das nach Rohans Tod vom 4.4. bis 20.9.1803 aufgestellt wurde. Unter „*Bezahlende Schulden, welche liquid sind*“ ist angegeben: „*Item fordert Hr. Leib Chirurg Erhard seinen Besoldungs Rückstand mit 1909 fl 25 β.*“¹²⁰

Schließlich findet sich Erharts Unterschrift in einem Kaufvertrag vom 1.8.1803, mit dem der neue Landesherr Carl Friedrich von Baden-Durlach aus dem Nachlass des verstorbenen Kardinals Rohan unter anderem zwölf Tapisserien erwarb.¹²¹

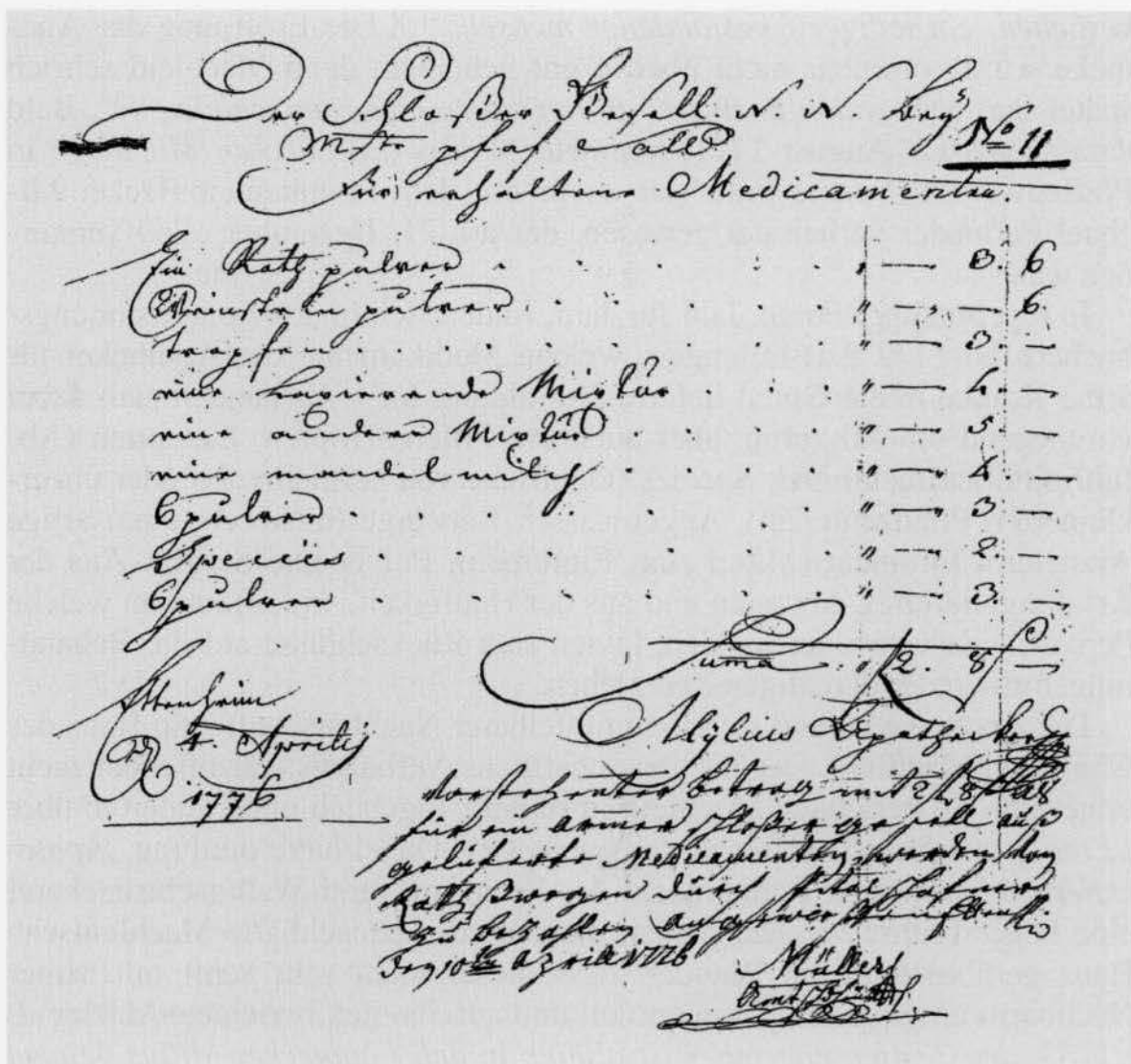
Nach der Einverleibung der fürstbischöflichen Herrschaft Ettenheim in die Markgrafschaft Baden wurde Dr. Erhart in den badischen Staatsdienst übernommen und zum Landchirurgus oberen Teils ernannt, und später, nach Errichtung des Großherzogtums Baden, am 17. Dezember 1805 zum Ober-Land-Chirurg in Ettenheim und 1810 zum Ober-Heb-Arzt auf Kreisebene für das Kinzigtal sowie in gleicher Eigenschaft für das Amtsphysikat Ettenheim bestellt.¹²²

Laut Eintrag im Sterbebuch verstarb „*Heinrich Erhart, Kreisoberhebarzt und Bürger von hier, gebürtig in Elsaßzabern, alt ungefähr 74 Jahre*“ am 15. August 1832.¹²³

Für seine chirurgische Tätigkeit finden sich in den Spitalrechnungsbüchern der Jahre 1800, 1803 und 1805 zahlreiche Hinweise. Mit Datum vom 26. Hornung (Februar) 1800 quittierte er für die Behandlung, Besuch und Rezeptur bei des verstorbenen Bettelvogts Krankheit den Betrag von 1 fl 6 β.¹²⁴ Im Jahre 1803 bekam er „*für ein der Elisabeth Klinglerin im Spital abgegebenes Bruchband 3 fl*“ aus dem Spitalfonds gezahlt.¹²⁵ Erfolgreich behandelte er auch eine sehr starke Augenentzündung des Bürgers und Zimmermannes Rochus Strobel.¹²⁶

Am 9. April 1804 attestierte er, dass der Sohn des Johannes Herbstreit von Ettenheimweiler „*sich nach einem Zufall mit einer Senß am rechten Vorderarm inwärts alle Musclen bis auf die Knochen durchgeschnitten hat, so daß die durchgeschnittene tendinen (Sehnen) durch die Wund hervorragen; weil die Verletzung in die quer und so starck war, mußte die Wunde absolut durch eine blutige Nath vereinigt werden und forderte bis zur heilung eine fleisige behandlung. Auch ist der junge wiederum hergestellt, das er in der folge sein brod wie vorhin verdienen kann.*“¹²⁷

Noch eine weitere Rechnung dieses Chirurgen, aus dem Jahre 1805, soll zitiert werden: „*Kosten Verzeichnis für die in hiesigem Armen Spital Verunglückte Anna Maria Frezin. 21. auf den 22.7. in der Nacht den todten Körper besichtigt und versorgt: 4 β. 22.7. morgens auf Verordnung des erbar Ampts die Verwundung untersucht: 1 fl. Ein Bericht und Visum referatum an das Oberamt hingeschickt: 7 β 6 d. Ettenheim 9. August 1805, Erhart.*“¹²⁸



Rechnung vom 4. April 1776 des Apothekers Johann Gottlieb Mylius für in das Spital gelieferte Medikamente (Spitalrechnungsbuch 1775 Nr. 11)

Apotheker und andere Heilberufe

Neben der ärztlichen Versorgung der Bevölkerung ist für das Gesundheitswesen die Betreuung durch Apotheker von Wichtigkeit. Bereits im Ettenheimer Spitalrechnungsbuch des Jahres 1768 findet sich eine Quittung des Spitalschaffners an den Apotheker für gelieferte Medikamente. Der Name des Apothekers ist daraus jedoch nicht ersichtlich.

Die erste namentliche Erwähnung eines Apothekers findet sich im Machleid'schen Tagebuch: Apotheker Johann Gottlieb Mylius. „1770 neuer apotecker der statt allhier: den 14=ten august ist der neüwe apotheker / von zabern hierhero komen namens / gottlieb Mylius, gebürthig auß saxen ein / convertit, er folle zuegleich Doctor und / alleß zu samem

verßehen, ein lediger / bestandener mensch.“¹²⁹ Die Eröffnung der Apotheke wurde offenbar nicht überall gut geheißen, denn Machleid schrieb später darüber: „*allen barbierer in der herrschaft zum schaden*“¹³⁰. Bald darauf, am 12. August 1771, heiratete Mylius „*die becken Michleri*“ in Pfaffenweiler;¹³¹ seine Frau war zuvor mit dem Ettenheimer Bäcker Michael Farlender verheiratet gewesen, der am 21. Dezember 1769 verstorben war.¹³²

In regelmäßiger Folge, Jahr für Jahr, finden sich in den Spitalrechnungsbüchern ab 1772 Aufstellungen, welche Medikamente der Apotheker für arme Kranke in das Spital lieferte (Abbildung 6).¹³³ Es handelt sich dabei vorwiegend um Mixturen, aber auch um Pillen, Tropfen, Laxantien (Abführmittel), Brechmittel, Species (Gemische von zerkleinerten oder unzerkleinerten Pflanzenteilen), Augenwasser, Latwerge (dickbreiige musartige Arzneien), Liniment (Mittel zum Einreiben), Pulver und Salben. Aus der Art der gelieferten Arzneien und aus der Häufigkeit, wie oft und an welche Personen sie verordnet wurden, lassen sich Rückschlüsse auf die Behandlungsformen der damaligen Zeit ziehen.

Die Apotheke befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Haus des Chirurgen Machleid. Das nachbarschaftliche Verhältnis war offenbar nicht ungetrübt. So berichtete Machleid in seinem Tagebuch unter anderem über „*Eine große brunst allhier in der apoteckh*“. Dabei hatte die Frau „*Apothekherin*“ in einer Novembernacht das Pech, mit ihrer Weihnachtsbäckerei eine Feuersbrunst zu verursachen, die auch das benachbarte Machleidsche Haus gefährdete. Kein Wunder, dass dieser nicht sehr sanft mit seiner Nachbarin umging; temperamentvoll und anschaulich berichtete Machleid: „*1783, den 27=ten november ist allhier, in deß / apotecker Milius ßeinem hauß eine brunst / in der nacht morgens um 2 uhr entstanden, / daß mann hat stirmen mießen auff dem Rathauß, / und mit allen glockhen in der kirchen, / weilen ßein ßaubere frau, und muster / aller beßen weiber, ordinari ganze nächt / feüren und baucken thuet, alßo im / kamin angangen, daß die schindlen, lathen, / pfteten un balcken, die wand gegen / deß löwenwirts hoff alles verbrenth, / weilen aber Gott sey Ewig gedanckt, / kein lufft gangen ist, ßo hat mann es bald / widerum gedembt, mit den feürsprizen / und gueter anstalt, der braffen burger / auch obrigkeit, auff diß brunst ßein / neuwe doppelte feürlaiteren gemacht / worden, von michael Joner grumholzer / allhier, und von dem stattschmidt bernhart / Kolefrath mit Eißen u. Rollen wohl / verwarth und unden mit stepfen be= / =schlagen worden= ßein, weilen ich / aber ßelbsten den Rauch in meinem / s:v: (salva venia = mit Verlaub zu sagen) bett um 2 uhr geschmeckt habe, / ßo bin ich gleich auffgestanden, und habe lermen gemacht, und meine leüth / und nachbaren auffgeweckt, und firio / geschrauen, Gott seye immer danck geßagt.*“¹³⁴

Neben seiner Tätigkeit als Apotheker wurde Mylius am 12. August 1775 neuer Viscal der Stadt Ettenheim, was Machleid in seinem Tagebuch

kommentierte: „*glickh zu, eß kombt ßelten etwaß beßers nach*“¹³⁵. Jahre später war das Verhältnis zwischen den beiden deutlich getrübt; Machleid bezeichnete den Apotheker mehrfach als „*ein falßcher sax*“¹³⁶ und auch als „*falßcher viscal*“¹³⁷.

Im Jahre 1791 wurde ein zweiter Apotheker in Ettenheim ansässig: Johann Baptist Kopp. Machleid berichtete darüber: „*1791 auffnahm deß neuwen apoteckers Jo: babtist kop: Mer ist Joann babtist kop, apotecker / von dem lants firsten angenomen worten / ßein profession zue treiben, zue handeln / waß er kan, alwo der alte apoteck ihme / hat wollen verwehren, der falßche ßax / den 8=ten wintermonat 1791 amen. / und ich habe im 2 apotecker biecher ein= / gebunden, um chatherina und conradi dag / Gott geb ihme glück und ßegen amen.*“¹³⁸

Am 29. April 1792 wurde zwischen ihm und den Vertretern der Allgemeinen Handwerkszunft ein Lehen-Vertrag geschlossen auf Überlassung des Zunfthauses. Kopp zahlte jährlich 50 fl, davon 30 fl als Bauschilling sowie 20 fl als Lehenkosten an die Handwerkszunft. Er durfte das Zunfthaus nach seinen eigenen Wünschen umbauen. Die Umbauarbeiten wurden am 7. Juli von Xaveri Kop begonnen.¹³⁹ Am 8. November 1791 konnte der Apotheker Kopp einziehen.¹⁴⁰

Vom Apotheker Kopp finden sich in den Spitalrechnungsbüchern regelmäßig Rechnungen, allerdings erst ab dem Jahre 1800, da die früheren Rechnungsbücher verschollen sind.¹⁴¹ Im Jahre 1803 wurde Kopp zum Ratsmitglied der Stadt gewählt.¹⁴²

Schließlich sei hier an einen weiteren wichtigen Heilberuf, die Hebammen, erinnert: Bereits im ältesten erhaltenen Spital-Rechnungsbuch des Jahres 1750 findet sich die Angabe: „*Item habe allhiesiger hebammen wegen einer frauen, so in dem spithall niederkommen, für ihre Mühe bezahlt: 5 ß 4 d.*“¹⁴³

In Machleids Tagebuch finden sich zwei Listen der geschworenen Hebammen ab dem Jahre 1716¹⁴⁴ bzw. 1735¹⁴⁵, die zum Teil leicht differieren, sowie weitere Einzelangaben:

1. die alte augustini;
2. die alte bemßleri;
3. die alt becken Madlen;
4. die alt hermänni;
5. deß schwaben benedicts frau;
6. die alte Frau des Ambtsbotten Martin Dößen;
7. Magdalena Minderin, Witwe des Bäckers Jacoben, sie war ungefähr 50 Jahre lang Hebamme und starb am 1. August 1762 im Alter von 88 Jahren;¹⁴⁶
8. die Frau bzw. Witwe des Messners Franz Binzen, ihre Tätigkeit als Hebamme ist zwischen 1755 und 1773 nachweisbar;¹⁴⁷

9. Helena Secklerin, die Frau bzw. Witwe des Georg Leiben, Zeugnisse ihrer Tätigkeit als Hebamme finden sich im Zeitraum 1757 bis 1775;¹⁴⁸ sie starb am 2. August 1776 im Alter von 76 Jahren, sie war etwa 30 Jahre lang Hebamme,¹⁴⁹ „*die noch die beste war*“¹⁵⁰;
10. Agatha Albertin, die Frau des Tagelöhners Benedict Miller, nachweisbar zwischen 1764 und 1767;¹⁵¹
11. Michael Glanzmanns Frau;¹⁵²
12. Barbara Herzogin, die Frau bzw. Witwe des Georg Moßers. Als *geschworene* Hebamme nachweisbar zwischen 1767 und 1778,¹⁵³ gestorben am 19. Dezember 1782;¹⁵⁴
13. Maria Anna Fuetterin: vereidigt 1782,¹⁵⁵ gestorben am 19. Januar 1791, „*βie ware 8 iar lang ein guete /glickliche hebamm, von der statt angenommen*“;¹⁵⁶
14. Elisabetha Jengerin: vereidigt am 24. Februar 1786 (Abbildung 7);¹⁵⁷
15. Maria Anna Moßerin: vereidigt am 25. Februar 1791.¹⁵⁸

Der Hebammenlohn betrug üblicherweise 5 β für die Leitung einer Geburt; das war nicht viel, wenn man bedenkt, dass die Musikanten beim Patroziniumsfest der Hl. Barbara mit 1 fl 5 β entlohnt wurden. So nimmt es nicht Wunder, dass sich in einer Liste mit den Namen der Hausarmen des Jahres 1781 die Hebamme Maria Eva Demoldin findet.¹⁵⁹

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts kam es überall zu einer zunehmend höheren Qualifizierung des Hebammenstandes. Dieser Tatsache trug auch die Stadt Ettenheim Rechnung indem sie ihren vereidigten Hebammen eine jährliche Dienstbesoldung gewährte. Erstmals in der *Stattschaffney Rechnung 1787* des Stadtschaffners Barthel Winterer finden sich unter der Rubrik Ausgaben an Dienstbesoldungen jährliche Zahlungen an die Hebammen Elisabetha Jengerin und Maria Anna Fütterin bzw. an deren Nachfolgerin Maria Anna Moßerin in Höhe von jeweils 15 fl pro Jahr, die von diesem Zeitpunkt ab regelmäßig jährlich ausgezahlt wurden. Ab dem Jahre 1792 bekamen die beiden Hebammen zusätzlich zu ihrer Jahresbesoldung noch Korn, sowie ab dem Jahre 1793 außerdem Gerste.

Aber nicht nur Mediziner und Hebammen wurden von der Bevölkerung für die Behandlung von Krankheiten in Anspruch genommen, wie aus einer Bemerkung von Machleid ersichtlich ist: „*1784 den 12 ten heymonat ist mitags zeit, / zwischen 1 und 2 uhr, ...gestorben / Jacob menges geweißter scharffrichter / allhier ... 25 und ein halb iar / ... er ware ein ge= / =scheider braffer guetter mann, und verstunde / vil von der medicin, am Menschen und / s:v: (salva venia = mit Verlaub zu sagen) vich ...*“¹⁶⁰

Ein „Rezeptbuch“ der Familie Mengis ist bis zum heutigen Tag erhalten geblieben. Dieses Buch, gefüllt mit handschriftlichen Aufzeichnungen, wurde von Jakob Mengis Großvater in Frauenfeld/Schweiz begonnen und

Fort Euerer meiste und zugleich Ofital Hofner so raver
 fällt mir im namen Josed rufner wegen seiner frau ^{Seibels} Nr. 81.
 so ist als obam 5 tagen nicht zu gebast Nr. 22.
 Nov mein diat in Rint bost selamon lohn
 nomlich ist 2/3. Nov loolifob Goffins
 Quitere Ettenheim den 22 ten November 1805
 Elisabetha Jengerin Gebam
 Linnu guden 2 wog Hiltung, sojue Mandat
 Deyn für Richtig so fünd so am Hof stittale
 Jafun Raiber 2/3 Ruffen an givir sein
 Kurfürst 14. April 1805
 M. Bollmann

Rechnung vom 22. November 1805 der Hebamme Elizabetha Jengerin für die Betreuung einer Wöchnerin im Spital (Spitalrechnungsbuch 1805 Nr. 81)

später von mehreren Familienmitgliedern weitergeführt. Es befand sich zweifelsfrei im Besitz des Ettenheimer Scharfrichters Jakob Mengis und enthält auch Eintragungen von seiner Hand. Auf 314 Seiten finden sich Rezepte und Therapieanweisungen, außerdem einige Mitteilungen zur Familie Mengis für den Zeitraum 1752 bis 1860. Anhand dieses Buches ist ersichtlich, dass Jakob Mengis medizinisch geschult war.¹⁶¹

Krankheiten und „Medizynisches“

Die Frage, von welchen Krankheiten die Ettenheimer Bevölkerung damals heimgesucht wurde, ist heute schwierig zu beantworten. Erstens gab es weder Krankheits- noch Todesursachenstatistiken, zweitens sind die damals verwendeten Krankheitsbezeichnungen zum großen Teil ungenau. Die heute scharf definierten Krankheitsbegriffe sind mit den früheren Krankheitsbezeichnungen nicht zu vergleichen. Außerdem haben verschiedene

Krankheiten, zum Beispiel die Syphilis und die Tuberkulose, im Laufe der Zeit einen erheblichen Gestaltwandel erfahren.

Nach einer Mitteilung von Joann Conrad Machleid, der als Chirurg an Krankheiten berufsbedingt ein gesteigertes Interesse hatte, starben im Zeitraum 1755 bis einschließlich 1790 in Ettenheim 720 Erwachsene.¹⁶² Das sind etwas mehr als 20 verstorbene Erwachsene pro Jahr. Die Aufstellung für die einzelnen Jahre¹⁶³ zeigt einen Tiefstand in den Jahren 1762 (sechs Verstorbene) und 1764 (sieben Verstorbene), sowie einen Höchststand im Jahre 1786 (34 Verstorbene) und 1787 (36 Verstorbene)¹⁶⁴. Diese Sterblichkeit unter den Erwachsenen ist auch unter heutigen Gesichtspunkten unauffällig.

Gelegentlich konnten die Ettenheimer Bürger ein hohes Lebensalter erreichen: So starb im Jahre 1759 der Bäcker Jacob Berger, der zu diesem Zeitpunkt älteste Bürger der Gemeinde, im hohen Alter von 96 Jahren¹⁶⁵ und am 30. Januar 1776 Joannes Dufner hochbetagt im gleichen Alter.¹⁶⁶

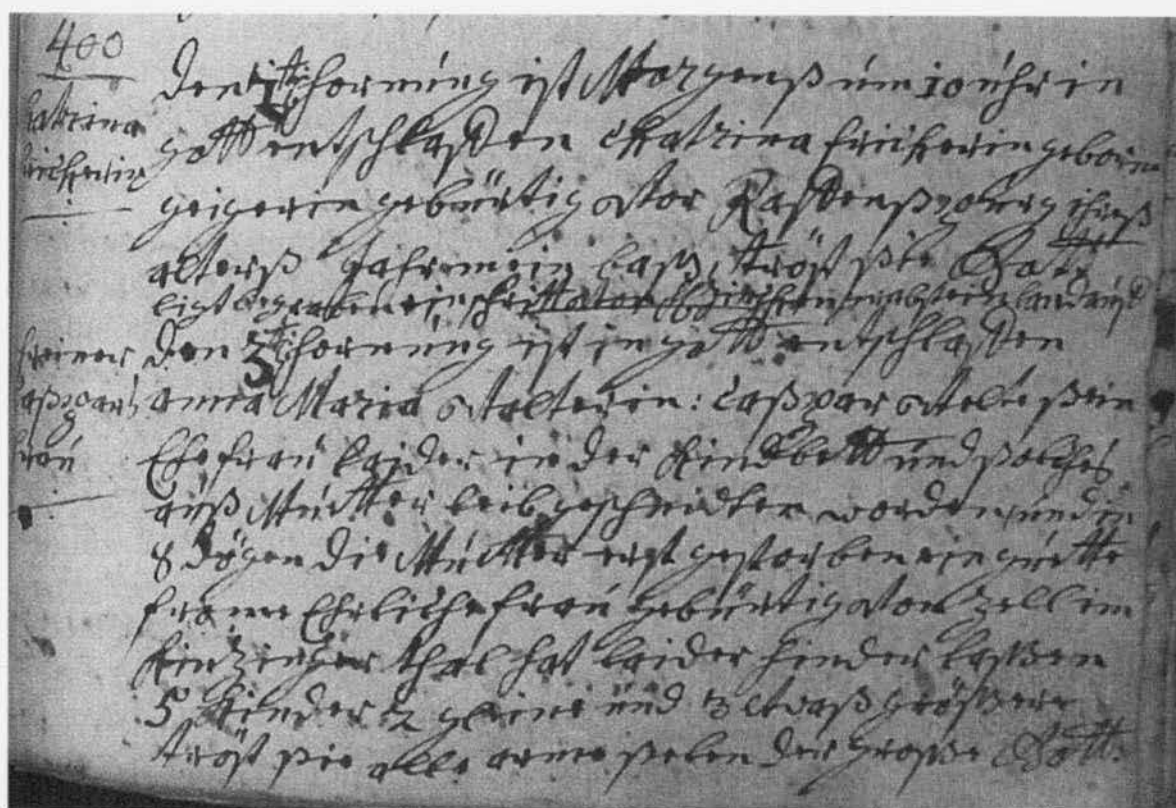
Erschreckend war die Kindersterblichkeit. Im Jahre 1786 starben 34 Erwachsene und „113 kinder vil an durchschlichten“¹⁶⁷.

Mehrlingsgeburten waren weitgehend zum Scheitern verurteilt. Am 2. Juli 1783 brachte Maria Anna Köbelin, die Ehefrau des Nagelschmieds Martin Boozen, Drillinge zur Welt. Alle drei Kinder starben innerhalb der ersten zwei Tage nach der Geburt.¹⁶⁸

An anderer Stelle berichtete Machleid über „*Krankheiten der Kinder: 1772 In dißem Jahr od ßommer ware ein ßucht / under den glein 1=2=3=4 Jerigen kinder / mit einem ßolchen halßstarigen huesten, / ordinarie biß 3=4=wochen lang ohne anstand, / daß eß ihnen daß helle bluete auß dem halß / und maul getrieben, eß ßein aber auch vil / daran gestorben, eß hat schier gar nichts / geholfen waß man angewendet hat*“. Und: „1772 den 22=ten Juni ßein H. Joann Küenzer / Rothgerber allhier zwey kinder zusammen / in einer stund an dem laidigen huesten / gestorben, namens mariurßula kuenzerin / ohngefehr 3 iar alt, und maria ana kuenzerin / 1/2 iar alt ...“¹⁶⁹ Es handelte sich hierbei zweifelsfrei um eine Keuchhusten-Epidemie.

Machleid erwähnte in seinen Tagebüchern zahlreiche Krankheiten. Aus der Anzahl ihrer Erwähnungen lassen sich gewisse Rückschlüsse auf die Häufigkeit ihres Auftretens ziehen. In absteigender Häufigkeit werden genannt: *Schlagfluß, Dörrsucht, hitzige Krankheit, Friesel oder Fleckfieber, Wassersucht, Gichterren, Durchschlechten, rote Ruhr*. Einzelfälle betreffen Krebs an der Wange und am Mund, wobei zu vermuten ist, dass es sich hierbei um fortgeschrittene Syphilis oder um Hauttuberkulose handelte; ferner Brustkrebs, Wundbrand, Epilepsie, Blutsturz und anderes.

Beträchtlich ist die Anzahl der Frauen, die im Wochenbett verstarben. Dabei wird auch über eine Frau berichtet, die offenbar nach einem Kaiser-



Mitteilung von Joann Conrad Machleid in seinem Diarium A 467 über einen Kaiserschnitt im Januar 1756

schnitt verstarb: „1756 den 3. hornung ist in gott entschlafen / anna Maria walterin: caspar welte sein / Ehefrau laider in der kindbett und solches / auß Mutter leib geschnidten worden, und in / 8 dōgen die Muetter erst gestorben ein guette / frome Ehrliche frau gebürtig von zell im / kinzinger thal hat laider hinder laßen / 5 kinder 2 gleine und 3 etwaß größere / tröst sie alle arme belen der große Gott“ (Abbildung 8).¹⁷⁰ Es handelt sich hierbei um den ersten für Ettenheim dokumentierten Kaiserschnitt.

Da Krankheit als das Ergebnis einer gestörten Säftemischung galt, musste die *materia peccans*, der schädigende Stoff, aus dem Körper entfernt werden. Hierzu dienten der Aderlass und das Klistier. Auch in den Spitalrechnungsbüchern finden sich immer wieder Quittungen für verabreichte Aderlässe oder Klistiere, die eine Heilung der Erkrankung bewirken sollten. Unter den verabreichten Arzneien erscheinen manche reichlich obskur und lassen den Gedanken an Scharlatanerie aufkommen.

Der Erfolg mancher Therapie ist aus heutiger Sicht sehr zu bezweifeln: So wurde im Jahre 1772 vom Spitalfonds dem Ettenheimer Bürger „Sebastian Gäckle ... auf Rathsbeschluss eine Beisteuer zur Operation seiner

mangelhaften starrichten Augen“ in Höhe von 10 fl gewährt. Und manche Therapiemaßnahmen hatten sogar mehr oder weniger rasch einen tödlichen Ausgang: „1775 – 12. Jener ist ... gestorben / Jacob Reiß der blottermacher an der / waßerbücht hat sich anzopfen laßen / und ist den anderen dag gestorben.“¹⁷¹

Auch griff man gelegentlich, selbst bei Tier-Notfällen, lieber auf den Rat von Nichtmedizinern zurück – und griff dabei gehörig daneben: So war bei einer Viehseuche, die im Jahre 1766 in der ganzen Ettenheimer Region wütete und zahlreiche Tiere dahinraffte, *„ein capuciner brueder allhier / von oberkirch mit vilen Medicine, / eß hat die gemeindt vil kostet / aber laider nur schlimer worden.“*¹⁷²

Von medizinischem Interesse sind einige Notizen Machleids, die zeigen, welche Vorstellungen der Chirurg damals von einigen speziellen Krankheiten und Therapien hatte: So gibt eine Notiz Machleids aus dem Jahre 1789 Hinweis auf seine Vorstellung bezüglich des Schlaganfalles: *„Der herr doctor schmidt sagte öftters zue / mier, der mensch habe drey bluetstropfen im / hirn, wann der mittlere tropfen falle, so bey / der mensch gleich mauß dodt, so aber der rechte tropfen falle so / werde der mensch auff selber beit lamb, / so aber der lincke bluetstropfen falle so werde mann auff der lincken beiten lamb.“*¹⁷³

Bei dem von Machleid genannten Dr. Schmidt dürfte es sich um den letzten Klosterarzt der Abtei Ettenheimmünster handeln. Selbiger Klosterarzt Dr. Schmidt, der bei seiner Pensionierung im Jahre 1803 schon kränklich war, starb 1804.¹⁷⁴

Als eine Sensation wurde in der damaligen Zeit das neu entdeckte Elektrizieren und Magnetisieren angesehen. Diese Sensationen mit paramedizinischem und okkultem Einschlag fanden auch in Ettenheim, und vor allem im Kloster Ettenheimmünster, Beachtung und Anwendung. Machleid berichtete über eigene Erlebnisse und Erfahrungen mit dem „Elektrizieren“ und „Magnetisieren“ in Tagebucheintragungen des Jahres 1786: *„anfang vom Electerisieren: 1755 im herbst ist daß Electerisieren in / dem kloster EttenheimMünster auff= / komen, dan der selige abbt Augustin, / hatte eß an mier selber gemacht, ich / habe ein gewiße schnuer in die hand nemen mißen, / so hat er an einer maschin getröhhet, so hat / eß mich an bede händ starck gebrent, / daß ich eß nit mehr hab verleiden kenen, / so hat er prelat seliger wider auffgehert / threhen, so habe ich nix mehr iucn worden.“*

Urßprung vom Mangnetisieren: 1786 im mitleren merzen, ist daß im / gloster Ettenheimmister, Mangnetisieren / aufferstande, also wann eß wahr ist, / nimbt mann einen patienten, mann od / frau, und sie also mangnetisieren, sie / mießen einen gewißen faden, in den händen / haben, so wirdt mit einer gewißen maschin / herum getrillet, so bolle der krancke /

verschlaffen, alß dann ßolle eß alles ßagen / wie er innerlich beschaffen ist, und eß ihme / felen thuet, ßage ßo gar die mittel waß / mann ihme brauchen ßolle, alß dann wann / er verwacht, ßo weißt er gar nix darvon, / allwo ßie einen bueben von hier Joßep doldt / an der fallenten ßucht in der chur haben. / auctor: H: pater Ildefons haß, prior, und frater augustin farlander.“¹⁷⁵

Auch wenn als Gewährleute des Geschehens die beiden bekannten Klostergeistlichen Pater Ildefons Haas¹⁷⁶, der bedeutende Musiker der Abtei, und Pater Fahrländer¹⁷⁷, der spätere Klosterflüchtling und deutsche Jakobiner, genannt werden, so ist doch festzustellen: Das Magnetisieren hat den kleinen Buben Josef Doldt bestimmt nicht von der „fallenten sucht“, also seinen epileptischen Anfällen, kuriert.

Doch was man hier erlebt, sind die ersten zaghafte Versuche, aus denen sich die heute in der Medizin vielfach bewährte Elektrotherapie entwickelt hat.

Und noch einmal kommt Machleid in seinem Tagebuch zu Wort: „1785, in der Antoni wochen / hat man eine summa chantarides / oder spanische mucken zu walburg, / eine große quantitet, an den dinten= / =behren hecken (Ligusterhecken) gefunden, ßolche in / der apotecken, die halb maß budellen voll zu Ettenheiminster vor 5 ßalt, / welches ßo lang ich hier burger bin / namlich 50 iar, niamal erlebt und / geßehen, aber ßie haben starck geschmeckt / und graußam gestuncken wie mann sagt.“¹⁷⁸

Die spanischen Fliegen, von denen hier die Rede ist, waren früher ein beliebtes Therapeutikum; sie wurden getötet und getrocknet. Äußerlich wurden sie als Salbe und Pflaster gebraucht. Innerlich wurden sie schon zu Zeiten des Hippokrates angewendet. Sie enthalten als pharmakologisch wirksamen Bestandteil das Kantharidin. Dieses bewirkt eine starke Reizung der Geschlechtsorgane. Daher wurden die Spanischen Fliegen als Aphrodisiakum verwendet und zwar von beiderlei Geschlechtern. Spanische Fliegen spielten seit jeher unter den Liebestränken eine wichtige Rolle.¹⁷⁹ Aber – in höherer Dosis wirkt das Kantharidin tödlich!

Spital und Spitalfonds

Ein wichtiger Faktor im sozialen Gefüge der Stadt Ettenheim und des Gesundheitswesens war das Spital, das, Jahrhunderte alt, erst wenige Jahre zuvor neu erbaut worden war.¹⁸⁰

Das Spital erhielt nach seiner Gründung im Jahre 1452 im Verlauf der folgenden Jahrhunderte zahlreiche Zuwendungen und wurde zur reichsten aller Ettenheimer Stiftungen. Außerdem fiel dem Spital Hab und Gut derer, die darin Pflege fanden und starben, von Rechts wegen zu. Auch wenn im Einzelfall das Erbe nur gering war, musste doch der Nachlass vieler dessen

Vermögensverhältnisse günstig beeinflussen. Damit wuchs der Grundbesitz des Spitals an Bedeutung und Umfang. Im Jahre 1791 wurde von Machleid das Spitalvermögen auf 30.000 Gulden geschätzt.¹⁸¹

Der Spitalschaffner beaufsichtigte das Spital und verwaltete mit jährlicher Rechnungslegung das Vermögen. Die Aufsicht lag bei der Stadt. Die Spitalschaffner im 18. Jahrhundert waren:¹⁸²

1. Georg Miller des Rats aus Ringsheim.
2. 1732–1756 Leopold Rotmund des Rats, von Beruf Küfer. 1727 Steuermeister der Stadt, sowie zwischen 1737 und 1749 vielmals Bürgermeister.¹⁸³ „1760 den 3=ten May abents zwischen 3 und 4 / uhr ist in gott gestorben H: leobold / Rottmund des Rats gewেষter xx Jahr / burgermeister 6 mahl ßeines alters / 74 Jahr hat hinderlaßen 10 kinder / aber auch schöne mithel; er ware ein / brafer burgerMeister, und ist under / ihme die pfarkirch Renoviert worden. / ... er ware ßpital schaffner 24 Jahr und feldmeßher, vor die gemeind ein ehrlicher / Mann.“¹⁸⁴
3. 31. Dezember 1756–1757 Johann Michael Singer des Rats, Bäcker. Geboren 1714, wurde er 1749 Ratsherr. Zwischen 1749 und 1789 war er vielmals Bürgermeister. In seine Amtszeit als Bürgermeister fielen zahlreiche Baumaßnahmen in Ettenheim.¹⁸⁵
4. 1758–1767 Johann Martin Läuble, Kaufmann. 1752, 1755, 1756 Steuermeister der Stadt; ferner Stadtschaffner von 1760 bis 1764. Gestorben am 17. Februar 1768 im Alter von 56 Jahren; Läuble war 20 Jahre lang mit Maria Agatha Waldschizin verheiratet; seine Frau brachte zehn Kinder zur Welt, davon lebten bei seinem Tod noch sechs Kinder, fünf Mädchen und ein Sohn im Alter von zwei Jahren.¹⁸⁶
5. 1768 Joseph Conrad.¹⁸⁷
6. April 1768–1775 Josef Werber des Rats. Seit 1757 Adlerwirt; 1760 Steuermeister der Stadt; 1768, 1775 und 1776 Bürgermeister. Er starb am 16. Januar 1776 im Alter von 56 Jahren; er hinterließ zwei Söhne und drei Töchter.¹⁸⁸
7. 1776–1787 Sebastian Miller des Rats, Bäcker (seit 1755). Geboren am 8. Februar 1733. Er heiratete am 29. August 1757 die 20-jährige Maria Eva Essenmacherin aus Hecklingen. Ab dem 10. November 1766 Engelwirt; 1773 Präfekt der Sebastianus-Bruderschaft; am 7. Januar 1776 wurde er Ratsherr. Während seiner Zeit als Spitalschaffner erfolgte der Spitalneubau. Verstorben am 25. Januar 1787 im Alter von 54 Jahren. Er hinterließ seine Frau, zwei Söhne und drei fast erwachsene Töchter.¹⁸⁹ Die Witwe starb am 27. Dezember 1789.¹⁹⁰
8. 11. Mai 1787–1791 Josef Blanck, Färber. 1739 und 1763–1764 Steuermeister der Stadt; 1767 Ratsherr; 1768, 1778 und 1781 bis 1784 Stadtschaffner; 1771 Präfekt der Sebastianus-Bruderschaft; 1780 und 1781 Bürgermeister. Er starb am 22. März 1791 im Alter von 69 Jahren,

*„hat hinderlassen ein bohn und / 5 döchteren, und schöne mittel, er ware ein / guetter, lustiger, Ehren, braffen Mann, abbo / =nder mit den armen allen im spital.“*¹⁹¹

9. April 1791–1801 Martin Jäger des Rats. Er wurde am 10. Januar 1779 Ratsherr; 1790–1793 Bürgermeister. Er bekam als Spitalschaffner *„lohn in gelt 25 fl, ein manßhauet gärten / bim Joßep Käpele, beim un- deren thor, / und 3 manßhauet acker, im krezenbach.“*¹⁹²

10. Ab 1802 Xaver Laible.¹⁹³

Ein Spitalmeier betrieb die Spitalgüter. Der Ettenheimer Chronist Machleid nannte die Namen der im 18. Jahrhundert von der Stadt eingesetzten Spitalmeier:¹⁹⁴

1. Christian Rodtmundt
2. Joßep Werber
3. Benedikt Kupferschmidt (Kupferschmied)
4. Jacob Blesse
5. Conrad Haberer
6. Joannes Jeger.

Benedikt Kupferschmied starb am 6. Januar 1772; er war zuletzt im Franziskanerorden in Kenzingen.¹⁹⁵ Als sein Nachfolger wurde Jacob Blesse, der frühere Stadtbott, am 26. Februar 1756 als Spitalmeier eingesetzt. Er war bis 1766 in diesem Amt. Jacob Blesse starb am 18. März 1766; er hinterließ sechs Kinder.¹⁹⁶

Sein Nachfolger wurde Conrad Haberer. Dieser wurde 1738 geboren. Haberer heiratete am 28. Mai 1766 Salome Schwarzin; die Hochzeitsfeier fand im Gasthof Löwen statt. Nachdem seine Frau gestorben war, heiratete er erneut am 16. Juni 1783 die 25-jährige Magdalena Singrin; die Hochzeit wurde im „Engel“ gefeiert. Haberer starb am 21. Januar 1789; *„er ware spital meyer von anno 1766 biß dato, 22 iar lang, er ware / ein guetter, dienstbarer, haußhalt= / ischer, Ehren mann ... / er ware ohngefahr alt 51 iar, hat hinder / laßen 2 kinder od meitle.“*¹⁹⁷ Seine verwitwete Ehefrau Magdalena heiratete am 23. Februar 1789 den Gesellen Joannes Jeger. Dieser wurde nun neuer Spitalmeier.¹⁹⁸

Das Ettenheimer Spital besaß zahlreiche Äcker, Matten und Reben, die meist verpachtet waren. Außerdem lieh der Spitalfonds Gelder gegen Zins aus.

Der Reichtum des Spitals fand aber keine uneingeschränkte Zustimmung, wie aus einer Notiz Machleids aus dem Jahre 1777 ersichtlich ist: *„1777 ... eß ist halt ein groß Elend / anfangen in Ettenheimb, eß wirdt alle / stund schlimer, eß kombt niemalen etwaß / beßers nach, die statt, kirch, und spital, / wird reich, und die burgerschafft wirdt / arm od. gar zu lest bettler ...“*¹⁹⁹

Um einen kleinen Einblick in das Finanzgebaren des Spitals zu geben, sei die Rechnungslage des Jahres 1802 kurz skizziert.²⁰⁰

Im Jahre 1802 hatte das Ettenheimer Spital Einnahmen in einer Gesamthöhe von 17.216 fl 2 β 3 2/3 d. Die Einnahmen bestanden vor allem aus Kapitalzinsen verliehener Gelder – wobei die Zinsen meist an Martini zu entrichten waren –, aus Zinseinnahmen für verliehene landwirtschaftliche Güter und Matten, aus dem Erlös von Wein- und Früchteverkauf, aus der Zurückzahlung früher ausgeliehener Kapitalien.

Diesen Einnahmen standen Ausgaben in Höhe von 16.319 fl 8 β 2 d gegenüber. Damit ergab sich ein Gewinn von 896 fl 4 β 1 1/3 d.

Die ausgeliehenen Kapitalien betragen über 14.582 fl. An die Hausarmen der Stadt, aufgeführt sind 64 Namen, wurden wöchentlich Almosen in einer Höhe von 2 bis 5 β ausgezahlt, insgesamt über 917 fl. Studiert man die Namenslisten, so zeigt sich, dass vor allem Witwen und Kinder eine finanzielle Unterstützung erhielten.

Außerdem erhielten zahlreiche Personen zur Unterstützung ein spezielles Almosen; einige wenige Beispiele dafür: Sebastian Hatt 2 fl, um ihm eine Kur im Bad St. Landelin zu ermöglichen;²⁰¹ dem Tagelöhner Sebastian Binz von hier, der sich bei einer Holzfuhr das Bein gebrochen hatte, 12 fl zur Unterstützung der Heil- und Curierkosten;²⁰² Joseph Hog 12 fl wegen einer Fraktur des Fußes bei Arbeiten im Genossenschaftswald;²⁰³ ferner entrichtete der Spitalschaffner dem Baptist Kollfrath eine ihm vom Stadtrat bewilligte Entschädigung wegen seiner am Fronleichnamstag von den Böllern erhaltenen Wunde mit 15 fl 8 β 5 d.²⁰⁴

Außerdem bezahlte der Spitalfonds bei Begräbnissen der Spitalinsassen und der armen Kranken die Kosten für Totengräber, Sargträger, Pfarrer, Messner und den Totenbaum. Insgesamt wurden über 1.055 fl für die Armen der Stadt ausgezahlt.

Dahingegen wurden für die fremden Armen, die in die Stadt gekommen waren, über das ganze Jahr hinweg insgesamt nur 5 fl 5 β 8 d für Wein und Brot gezahlt. Das war wenig, vor allem, wenn man bedenkt, dass dem Bettelvogt, der im Jahre 1803 als Polizeidiener bezeichnet wird, wegen Abhaltung fremder Bettler seine vom Stadtrat bestimmte Jahresbesoldung mit 25 fl vergütet und ihm die Dienstkleidung mit fast 20 fl bezahlt wurde.²⁰⁵

Fremde Arme gab es in diesen unruhigen Zeiten mehr als genug, doch waren sie, wie überall, auch in Ettenheim nur ungern gesehen.

Im Spitalgebäude war die Armenstube vermutlich nur dürftig ausgestattet; Indizien für diese Annahme finden sich ebenfalls in den Rechnungsbüchern des Jahres 1802: so wurden für 20 Stück in die Armenstube abgegebenes Stroh 6 fl bezahlt; und eine in der Armenstube (im Jahre 1803) angeschaffte Bettlade kostete 4 β 6 d.

Bau- und Reparaturkosten am Spital schlugen im Jahre 1802 mit 118 fl

6 ß 6 d zu Buche; hierbei handelte es sich vor allem um den Einbau von Fensterscheiben, um die Aufstellung bzw. Reparatur eines Ofens, um Maurerarbeiten und um Lieferungen von Dachziegel.

Die Ausgaben für Dienstbesoldungen betragen 191 fl: dabei erhielt der Kaplan für die in der Spitalkirche gehaltenen hl. Messen über 11 fl, der Messner fast 5 fl, der Stadtphysicus Dr. Tümmel 25 fl für seine ärztliche Tätigkeit am Spital, der Schulmeister insgesamt 80 fl und die Barmherzigen Schwestern für den Unterricht der armen Mädchen 30 fl.

Für Medikamente wurden an den Apotheker Johann Baptist Kopp insgesamt 32 fl 8 ß 2 d gezahlt.²⁰⁶ Aus der Apothekerrechnung ist exakt ersichtlich, welche Mixturen, Salben, Pillen und Säfte ausgeliefert wurden. Auch geht aus der Rechnungsaufstellung hervor, für welchen Patient die entsprechenden Medikamente bestimmt waren und wann sie ausgeliefert wurden. Damit sind gewisse Rückschlüsse auf die angewandten Therapien möglich.

Dann finden sich Ausgaben für Kirchenornamente 118 fl 6 ß 2 d und für Messwein 9 fl 5 ß, wobei der Messweinverbrauch mit 1 Ohm 14 Maas angegeben wird, nach heutigem Maß 171 Liter Messwein pro Jahr, das bedeutet pro Tag circa $\frac{1}{2}$ Liter. Die verbrauchte Menge war aber nicht verwunderlich, da aufgrund der zahlreichen anwesenden Geistlichen „*in ßpital bey 20 – 30 Hl: messen deß dags gelesßen*“ wurden.²⁰⁷

Beim Fest der Hl. Barbara, der Schutzpatronin der Spitalkirche, wurden die Chormusikanten für die von ihnen gemachte Musik mit 5 fl entlohnt; hinzu kamen 1 fl 7 ß 4 d für 4 Maß Wein und 4 Schilling Brot. In der Aufstellung des Jahres 1802 findet sich erstmalig die Bezeichnung „*Stadtmusikanten*“.

Den Betrag von 5 Gulden erhielten die barmherzigen Schwestern für die Besorgung der Wäsche der Spitalkirche als Jahressalär, ein wahrer Hungerlohn.

Barmherzige Schwestern von Zabern

Die pflegerische Betreuung der kranken Soldaten und der erkrankten Zivilbevölkerung war teilweise ein großes Problem. Im Spital gab es Kranke, die intensiver pflegerischer Betreuung bedurften. So berichtete Machleid: „*1786 den 23=ten april ist in dem ßpital, / mit allem verßeßen gestorben, / Joßep widerkehr, ein steiff bettler / ohne fieß, weilen er bim preißen / soldatt ware, ßo ßein ihme die fieß / abgeschossen worden ...*“²⁰⁸

Dieser pflegerische Notstand sollte sich Anfang 1792 schlagartig verbessern.²⁰⁹ Denn zum gleichen Zeitpunkt, als Kardinal Rohan in Ettenheim ein Emigrantenheer um sich sammelte, wurden im Elsass in Hagenau die Barmherzigen Schwestern aus dem dortigen Spital vertrieben. Als Kardinal Rohan von der bevorstehenden Ausweisung „*hörte, sandte er ihnen Nachricht und entbot sie zu sich nach Ettenheim. Schwester Vinzenz Lamy*

*zögerte nicht, diesem Rufe Folge zu leisten, und alle ihre sieben Mitschwwestern schlossen sich ihr freudig an ... Als Unterkunft wurde ihnen das Armenhaus von Ettenheim angewiesen ... Schwester Vinzenz Lamy, die sich in Hagenau bewährt hatte, wurde als Oberin bestätigt.*²¹⁰

Im Spital wurde „ein einziger Raum für die Schwestern hergerichtet ... In diesem mussten sie am Tag arbeiten, ihre ärmlichen Mahlzeiten einnehmen und des Nachts ihre Lager bereiten, wobei für je zwei nur ein Bett vorhanden war. Nur geringe Einkünfte standen zur Verfügung; sie waren auf Almosen und den Ertrag ihrer Hände Arbeit angewiesen. An allem war Mangel, nur nicht an Arbeit ...“.

„In der Pflege der Kranken“ im Spital „und in der Stadt und im Unterricht der zahlreichen Flüchtlingskinder sowie der weiblichen Jugend von Ettenheim fanden die Schwestern einen arbeitsreichen Wirkungskreis, der bald weit über die Mauern des Hauses hinaus wuchs“. Mehrere Schwestern starben, die Lücken wurden notdürftig durch andere Ordensschwwestern der Kongregation geschlossen, die nach Ettenheim kamen, sowie auch durch den Neueintritt junger Frauen in die Ordensgemeinschaft. Im Winter 1796 und Frühjahr 1797 brachten Kämpfe zwischen Österreichern und Franzosen neue Scharen von pflegebedürftigen Soldaten in die Lazarette. „Übermenschliche Anstrengungen wurden von den Schwestern verlangt, die Tag und Nacht die Schrecken des Krieges in nächster Nähe erlebten.“

Unterdessen hatte sich „der Ruf von den heldenmütigen Leistungen der Schwestern im Lande verbreitet ...“. Am 28.2.1798 kam der Spitalvikar Johann Nepomuk Müller von Freiburg nach Ettenheim, um drei Schwestern zur Versorgung und Betreuung der Kranken des dortigen Spitals zu erbitten. Trotz der personellen Verluste in Ettenheim sagte Kardinal Rohan sofortige Hilfe zu. „Daß die Schwestern im Freiburger klinischen Hospital sich bewährten und ihre Obliegenheiten zur Zufriedenheit sowohl des Magistrats als auch der Professoren der medizinischen Fakultät erfüllten, geht daraus hervor; daß auf ihren Wunsch zum 1.5.1803 eine vierte Schwester aus Ettenheim nach Freiburg berufen wurde.“²¹¹

Im Frühjahr 1804 reiste Oberin Schwester Vinzenz Lamy nach Zabern, um die Rückkehr der Kongregation nach Zabern vorzubereiten. Am 16. Oktober 1804 wurde die Niederlassung in Ettenheim aufgelöst. An diesem Tag unterzeichnete Schwester Jakobea Martz die letzten Quittungen für die Spitalverwaltung von Ettenheim.²¹²

Der Tod Kardinal Rohans

Kardinal Rohan starb am 16. Februar 1803 kurz vor Mitternacht. Wie es heißt, an einer Influenza-Epidemie: „*gros rhume, maladie epidémique qui règne en ce moment*“²¹³; nach Angabe von Pater Stöber „*an einer Lungenentzündung*“²¹⁴.

In seinem in französischer Sprache verfassten Testament vermachte er „4. *aux Sources de charité de la ville d’Ettenheim cent ecus*“, was allgemein interpretiert wird: „4. dem Spitalfonds der Stadt Ettenheim 100 Taler“. Außerdem schrieb er: *Nous recommandons au grand interet de ha dite M Tümel et M Erhard pour tous les soins qu’ils nous ont donnés* („Wir empfehlen ihrer großen Anteilnahme Herrn Tümel und Herrn Erhard wegen aller Dienste, die sie uns geleistet haben“).²¹⁵

Eine Verbuchung der von Rohan dem Spital testamentarisch vermachten 100 Taler konnte ich in den Spitalrechnungsbüchern nicht entdecken. Vermutlich wird dieses Vermächtnis im Schuldenberg, den der Kardinal der Nachwelt hinterließ, verlustig gegangen sein; ein Schuldenberg, der so riesig war, dass er zahllose Gläubiger in den vollkommenen Ruin trieb und die Behörden bis ins Jahr 1840 mit zahllosen Gerichtsprozessen beschäftigte.²¹⁶

Das folgende 19. Jahrhundert brachte in der Medizin bedeutsame Entwicklungen; sie hatten auch Auswirkungen auf die medizinische Versorgung der Stadt Ettenheim. An deren Ende stand die Umwandlung des Ettenheimer Spitals in ein Krankenhaus. Doch das ist eine andere Geschichte ...

Anmerkungen

- 1 Herrn Dr. med. Otto Hirsch, ehemaliger Chefarzt der Chirurgie am Theresienkrankenhaus Mannheim, gewidmet.
- 2 Überarbeiteter Text des Vortrags „Von Chirurgen, Quacksalbern und Lustseuchen – Gesundheitswesen in Ettenheim zur Zeit des Kardinals Rohan“ vom 28. Oktober 2003 im Rahmen des „Ettenheimer Kulturherbst“.
- 3 Sieger, Jörg: Kardinal im Schatten der Französischen Revolution. CD-ROM 2001. www.joerg-sieger.de/ettenheim.
- 4 Schreiben vom 6.7.1791 Freiherr von Blittersdorf an den Markgraf von Baden. GLA (Generallandesarchiv Karlsruhe) 74/6282, 106 r – 106.
- 5 Schreiben vom 7.7.1791 Frh. von Blittersdorf an den Markgraf. GLA 74/6282, 125 r - 125 v.
- 6 Machleid B 401; Anmerkung: Joann Conrad Machleids Tagebücher, von ihm „Diarium“ genannt, befinden sich in Familienbesitz und weisen eine nicht durchgehende, recht unregelmäßige Nummerierung der Seiten auf. Dr. Jörg Sieger durfte die beiden Bände vollständig auf CD-ROM speichern und anlässlich des „Ettenheimer Kulturherbstes 2003“ ein Exemplar dem Ettenheimer Stadtarchiv übergeben. Damit gibt es erstmals eine gut lesbare Kopie der Tagebücher sowie insbesondere eine zweifelsfreie Seitennummerierung. Auf diese Seitenangaben der CD-ROM wird in der vorliegenden Arbeit zurückgegriffen.
- 7 Sieger (wie Anm. 3).
- 8 Schreiben vom 20.10.1791 Frh. von Blittersdorf an den Markgraf. GLA 74/6284, 59 v.

- 9 Schreiben vom 5.12.1791 Frh. von Blittersdorf an den Markgraf. GLA 74/6284, 150 v. Über den Zwischenfall berichtet auch Machleid B 621.
- 10 Schreiben vom 29.12.1791 Frh. von Blittersdorf an den Markgraf. GLA 74/6285, 20 v.
- 11 Schreiben vom 9.1.1792 Frh. von Blittersdorf an den Markgraf. GLA 74/6285, 49 v.
- 12 Schreiben vom 6.7.1791 Frh. von Blittersdorf an den Markgraf. GLA 74/6282, 105 v.
- 13 Schreiben vom 30.1.1792 Frh. von Blittersdorf an den Markgraf. GLA 74/6285, 92 r.
- 14 Dittler, Erwin: Emigrantentruppen in der Herrschaft Ettenheim unter Louis René Edouard, Prinz von Rohan-Guéméné, Fürst und Bischof von Straßburg, im Jahre 1791. In: Die Ortenau 55, 1975, 112–149.
- 15 Ferdinand, Johann Baptist: Französische Emigrantentruppen in der Herrschaft Ettenheim 1790-1803. In: Episoden aus der Geschichte Ettenheims. 1935/36, 3–20.
- 16 Frh. von Blittersdorf (wie Anm. 9).
- 17 Schreiben vom 4.1.1792 Frh. von Blittersdorf an den Markgraf. GLA 74/6285, 40 v.
- 18 Machleid B 612, B 613.
- 19 Machleid B 613.
- 20 Machleid B 612.
- 21 Schmid, Hermann: Die Ettenmünsterschen Klostergeschichten des P. Bernard Stöber (1740–1817). In: Die Ortenau 63, 1983, 93–126.
- 22 Uttenweiler, Bernhard: Das Gast- und Badhaus des Klosters Ettenheimmünster vor und nach der Säkularisation. In: Die Ortenau 76, 1996, 251–277.
- 23 Stöber, P. Bernard OSB: Kurze historische Beschreibung der Pfarrey Münsterthal bey St: Landelin von dem siebenden Jahrhunderte nach Christi Geburt bis auf das Jahr 1804, Kapitel 26, S. 162. In: www.joerg-sieger.de/ettenheim.
- 24 Stöber, P. Bernard: (wie Anm. 23), Kapitel 26, 161–163.
- 25 Machleid B 376.
- 26 Winkle, Stefan: Geißeln der Menschheit. Kulturgeschichte der Seuchen. Artemis u. Winkler, Düsseldorf-Zürich 1997. Fleckfieber (Typhus exanthematicus). 618–669.
- 27 Harden-Rauch, Philipp: Die Tagebücher des Joann Conrad Machleid. In: Geroldsecker Land 8, 1965/66, 190-201 und 9, 1966/67, 154–166.
- 28 Furtwängler, Robert: Ettenheimer Siegel und Petschaften. Seit uralter Zeit sind Siegel in Gebrauch. In: Geroldsecker Land 33, 1991, 159–165.
- 29 Machleid A 22.
- 30 Urkunde vom 18. Mai 1326: Geschworene und Bürger der Stadt Ettenheim übertragen die von Ullin Haverer und seiner Ehefrau Willeburg gestiftete Kaplanei B. Virginis an der Ettenheimer Pfarrkirche dem Heinrich Alman, Priester von Oberndorf, und dotieren sie wie folgt: ...Elisabeth, Tochter des Heinrich Etzel, 1 sol aus 1 Acker in Ettenheimer Bann bei den Matten neben dem Barbierer Heinrich. GLA 67/26 Urkunden des Kloster Ettenheimmünster 1974.
- 31 Urkunde vom 26. Juli 1720: Amtmann Reich zu Ettenheim bekundet: Der Amtschreiber Thomas (Schomas) hat die in einem Grundstückstausch mit Michael Berger, Bürger und Barbier daselbst, übernommene hypothekarische Forderung des Klosters Ettenheimmünster in Höhe von 132 f beim Amtmann Reich deponiert, da das Kloster die angebotene Zahlung mit der Begründung zurückgewiesen hat, das betreffende Grundstück sei ihm bereits zu Eigen verfallen. Vidimierte Kopie vom 31. Juli 1720, beglaubigt von dem kaiserlichen Notar Laurentius Nabholz. GLA 67/547 Urkunden des Klosters Ettenheimmünster 1974.
- 32 Machleid B 156.
- 33 SPREE (Spitalrechnungsbuch Ettenheim) 1751 Nr. 10.
- 34 Machleid B 577.

- 35 PfA Ettenheim, Bd. IX Taufen, S. 249.
- 36 SPREE 1752 Nr. 19.
- 37 In den SPREE nachweisbar: 1752 Nr. 19, 1761 Nr. 7, 1761 Nr. 8 als „Barbierer“. 1762 Nr. 8, 1763 Nr. 10, 1764 Nr. 12, 1766 Nr. 6 als „Chirurg“.
- 38 Machleid B 552.
- 39 Machleid B 571.
- 40 Machleid B 601.
- 41 Machleid A 349.
- 42 Machleid B 69.
- 43 Harden-Rauch, Philipp: Die Tagebücher des Joann Conrad Machleid. In: Geroldsecker Land 8, 1965/66, 190–201 und 9, 1966/67, 154–166.
- 44 Steuermeister 1757 und 1758; Machleid A 33, A 46.
- 45 Zunftmeister 1762, 1768, 1776; Machleid A 55. Außerdem: 1769; GLA 67/624 Urkunde vom 21.3.1769.
- 46 Sebastianus -Bruderschaft 1783, 1792; Machleid A 186, B 141.
- 47 Machleid findet sich in den SPREE 1754 Nr. 18 und 1763 Nr. 9 als „Barbierer“; 1760 Nr. 6, 1764 Nr. 11 und 1767 Nr. 9 als „Chirurg“; ferner 1757 Nr. 20 als Lehrherr.
- 48 SPREE 1754 Nr. 18.
- 49 SPREE 1767 Nr. 9.
- 50 Machleid A 218.
- 51 SPREE 1767 Nr. 9.
- 52 Machleid A 46; StA Ettenheim, Steuermeister-Rechnung 1738.
- 53 Machleid A 50, B 197.
- 54 Machleid A 6, A 49.
- 55 Machleid A 25.
- 56 SPREE 1757 Nr. 26, 1763 Nr. 6, 1763 Nr. 7.
- 57 Machleid A 157.
- 58 Machleid A 476.
- 59 Machleid A 495.
- 60 Machleid A 65.
- 61 Machleid A 536.
- 62 Machleid A 7.
- 63 Machleid A 17, A 33, A 138.
- 64 Machleid A 481.
- 65 Machleid A 596.
- 66 Henschke, Erich: Spitäler in Kippenheim. In: Der Altvater – Heimatblätter der Lahrer Zeitung 9.2.1957, 9.
- 67 Köbele, Albert/Klaus Siefert: Ortssippenbuch Mahlberg – Orschweier, Ortenaukreis in Baden. Deutsche Ortssippenbücher Reihe A Bd. 74. Grafenhausen 1977, S. 257. Die Kinder waren: Maria Rosa (um 1763–16.2.1829), Maria Josepha, Carolus Joseph Michael Aloys (30.12.1762–7.1.1763), Carolus Joseph Anton (22.1.1766), Joseph Fidel Seraphinus (14.4.1768).
- 68 SPREE 1763 Nr. 8, 1763 Nr. 9, 1770 Nr. 22.
- 69 SPREE 1765 Nr. 3 als „Chirurg“, 1773 Nr. 9 als „Barbierer“.
- 70 Machleid A 65.
- 71 Machleid B 134.
- 72 SPREE 1775 Nr. 17, 1776 Nr. 18, 1789, 1800 Nr. 25, 1804 Nr. 62 als „Chirurg“.
- 73 Machleid B 135.
- 74 SPREE 1775 Nr. 17.

- 75 StA Ettenheim, Bd. 1049. Unterhaltung des baulichen Zustandes des Spitals mit Bauplan 1805. 1780–1900.
- 76 SPREE 1781 Nr. 59.
- 77 SPREE 1776 Nr. 18.
- 78 Machleid A 610.
- 79 Machleid B 624.
- 80 Machleid B 572.
- 81 Machleid B 502.
- 82 Im SPREE 1773 Nr. 8 und 1777 Nr. 32 $\frac{1}{2}$ wird Joseph Herr als „Barbierer“, 1801 Nr. 44 als „Chirurg“ bezeichnet.
- 83 Im Jahre 1783 (Machleid A 436), 1785 (Machleid A 440), 1792 (Machleid A 451).
- 84 Machleid B 141.
- 85 Machleid A 338.
- 86 SPREE 1776 Nr. 15.
- 87 Machleid A 640.
- 88 Machleid A 555.
- 89 SPREE 1777 Nr. 30. Den Erben wurden an rückständigem Gehalt für fünf Monate 9 Gulden bezahlt.
- 90 Machleid B 86. Am gleichen Tag heirateten außerdem zwei Geschwister der Braut. Die drei Hochzeiten wurden gemeinsam gefeiert.
- 91 Machleid B 68.
- 92 Machleid B 136.
- 93 Machleid A 456, B 265, B 275.
- 94 Machleid B 129.
- 95 Machleid A 58.
- 96 PfA Ettenheim, Bd. IX Taufen, 204.
- 97 Machleid A 596.
- 98 Machleid B 316.
- 99 Machleid B 423.
- 100 SPREE 1803 Nr. 34, 1804 Nr. 61, 1805 Nr. 83.
- 101 Machleid B 464.
- 102 Machleid B 454.
- 103 Machleid B 378.
- 104 Köbele, Albert/Klaus Siefert/Hans Scheer: Ortssippenbuch Kippenheim Ortenaukreis/Baden. Deutsche Ortssippenbücher Reihe A Bd. 84, 1979, 552.
- 105 Köbele, Albert/Klaus Siefert: Ortssippenbuch Mahlberg – Orschweier. Deutsche Ortssippenbücher Reihe A Bd. 74, Grafenhausen 1977, 116.
- 106 Machleid B 362.
- 107 Köbele, Albert/Klaus Siefert (wie Anm. 105), 116.
- 108 Machleid B 490.
- 109 Machleid B 382.
- 110 Machleid B 393.
- 111 Machleid B 535.
- 112 PfA Ettenheim, Bd. VIII Ehen, S. 125 Nr. 6.
- 113 Weis, Dieter: Kardinal Louis de Rohans Leibchirurg Heinrich Erhardt. Ettenheimer Stadtanzeiger Nr. 18 vom 4.5.2005 und Ettenheimer Stadtanzeiger Nr. 44 vom 3.11.2005.
- 114 In den SPREE finden sich Besoldungen in den Jahren 1800–1804.
- 115 Wechmar, von: Handbuch für Baden und seine Diener oder Verzeichniß aller badi-

- schen Diener vom Jahr 1790 bis 1840, nebst Nachtrag bis 1845. N. Adlon, Heidelberg 1846, 134 und 230.
- 116 Sieger, Jörg: Kardinal im Schatten der Französischen Revolution. CD-ROM 2001. www.joerg-sieger.de/ettenheim; Rest, Josef: Zustände in der südlichen Ortenau im Jahre 1802. In: Die Ortenau 11, 1924, 27–29.
- 117 Ferdinand, Johann Baptist: Nachklänge der Ära Rohan in Ettenheim. In: Neue Miszellen. Aus Heimat und Landschaft Bd. 2, 1954–1959, 53–56.
- 118 Ferdinand, Johann Baptist: Funktionäre von Stadt und Staat – in den ältesten Ettenheimer Stadtrechnungen (1648–1720). In: Neue Miszellen. Aus Heimat und Landschaft Bd. 2, 1954–1959, 84–86.
- 119 Ferdinand, Johann Baptist: Die Bezirksverwaltung für Ettenheim – Mahlberg – Lahr vor 150 Jahren. In: Geroldsecker Land 10, 1967/68, 161–163; Ferdinand, Johann Baptist: Zollhaus- und Postwesen in Ettenheim. In: Die Ortenau 44, 1964, 41–47; GLA 229/27185.
- 120 Weis, Dieter: Kardinal Louis de Rohans Leibchirurg Heinrich Erhardt. Ettenheimer Stadtanzeiger Nr. 18 vom 4.5.2005 und Ettenheimer Stadtanzeiger Nr. 44 vom 3.11.2005. Hier auch weitere Einzelheiten über die Familie Erhardt.
- 121 Weis, Dieter: Die Gobelins des Kardinals Louis de Rohan. Ettenheimer Stadtanzeiger Nr. 7 vom 13.2.2003.
- 122 Alphabetisches Namensverzeichnis der in den Großherzoglich Badischen Regierungsblättern von 1803 bis 1825 inkl. vorkommenden Staatsdiener, vom Civil- und Militärstande, mit beigetzten Dienstveränderungen und Ehreenauszeichnungen.
- 123 PfA Ettenheim, Bd. XII Tote, S. 420 Nr. 52.
- 124 SPREE 1800 Nr. 24.
- 125 SPREE 1803 Nr. 46.
- 126 SPREE 1805 Nr. 65.
- 127 SPREE 1804 Nr. 61.
- 128 SPREE 1805 Nr. 82.
- 129 Machleid A 246.
- 130 Machleid B 36.
- 131 Machleid A 620.
- 132 Machleid B 36; Machleid A 517.
- 133 SPREE 1772 Nr. 21 und Nr. 22, 1773 Nr. 23, 1775 Nr. 11 und 25, 1776 Nr. 16 und 17, 1777 Nr. 31 und 32, 1780 Nr. 34 und 39, 1781 Nr. 54, 1789, 1801 Nr. 47, 1803 Nr. 59, 1805 Nr. 87.
- 134 Machleid B 223.
- 135 Machleid A 333, B 275.
- 136 Machleid B 279, B 394.
- 137 Machleid B 279.
- 138 Machleid B 394.
- 139 Machleid B 503.
- 140 Machleid B 535.
- 141 SPREE 1800 Nr. 27, 1801 Nr. 49, 1802 Nr. 46, 1803 Nr. 60, 1804 Nr. 60, 1805 Nr. 84 und 85.
- 142 Ferdinand, Johann Baptist: Geschichtliche Niederschläge – im Ettenheimer Bürgerbuch von 1695 ff. In: Neue Miszellen. Aus Heimat und Landschaft Bd. 2, 1954–1959, 153–159.
- 143 SPREE 1750; weitere Rechnungen für Tätigkeiten von Hebammen ohne Angabe deren Namen finden sich in SPREE 1761 Nr. 9 und 11, 1763 Nr. 11.

- 144 Machleid A 178.
- 145 Machleid A 450.
- 146 Machleid A 492.
- 147 SPREE 1755 Nr. 24 sowie bei Machleid A 163: 1764; Machleid A 189: 1765; Machleid A 203: 1767; Machleid A 235: 1770; Machleid A 348: 1773.
- 148 SPREE 1757 Nr. 24, 1771 Nr. 7, 1775 Nr. 13 und Nr. 16 sowie bei Machleid A 163: 1764; Machleid A 189: 1765; Machleid A 203: 1767; Machleid A 235: 1770; Machleid A 348: 1773.
- 149 Machleid A 549.
- 150 Machleid A 178.
- 151 Machleid A 163: 1764; Machleid A 189: 1765; Machleid A 203: 1767.
- 152 Machleid A 178.
- 153 SPREE 1778 sowie bei Machleid A 203: 1767; Machleid A 235: 1770; Machleid A 348: 1773.
- 154 Machleid A 590.
- 155 Machleid B 274.
- 156 Machleid B 608.
- 157 Machleid B 253, B 274, B 540.
- 158 Machleid A 450, B 540.
- 159 SPREE 1781 Nr. 17.
- 160 Machleid B 546.
- 161 Herr Thomas Dees hat mir dankenswerter Weise die Einsicht in dieses „Rezeptbuch“ der Familie Mengis gewährt. Eine wissenschaftliche Aufarbeitung des Buchinhaltes ist mittelfristig vorgesehen.
- 162 Machleid B 607.
- 163 Machleid A 466.
- 164 Weitere Einzelheiten bei Machleid B 136, B 152, B 556, B 578, B 588, B 607.
- 165 Machleid A 482.
- 166 Machleid A 546.
- 167 Machleid B 136; B 567.
- 168 Machleid B 217.
- 169 Machleid A 281, A 528.
- 170 Machleid A 467.
- 171 SPREE 1772 Nr. 11; Machleid A 535, A 540.
- 172 Machleid A 195.
- 173 Machleid B 596.
- 174 Angaben bei der Ausstellung „Kirchengut in Fürstenhand 1803: Säkularisation in Baden und Württemberg. Revolution von oben“ vom 22.4.2003 bis 7.9.2003 im Bruchsaler Schloss.
- 175 Machleid B 255.
- 176 P. Ildefons Haas ist vor allem als bedeutender Musiker und Komponist des Klosters Ettenheimmünster bekannt. Vgl.: Klär, Bernhard: P. Ildefons Haas (1735–1791). Ein Musiker des Klosters Ettenheimmünster. Freiburger Diözesan Archiv 82/83, 1962/63, 267–286. Klär, Bernhard: Pater Ildefons Haas (1735–1791) aus Ettenheimmünster. Inaug. Diss. Phil. Ruprecht-Karl-Universität Heidelberg 1971.
- 177 P. Augustin Fahrländer flüchtete am 19.12.1791 zusammen mit dem Benediktinerpater Paul Löhmann aus dem Kloster Ettenheimmünster und begab sich in das Seminar in Straßburg. Unter dem bürgerlichen Namen Karl Fahrländer wurde er im Elsass als vereidigter Priester mit der Pfarrei Matzenheim betraut. Er spielte in der Geschichte

- des Oberrheins eine bedeutende Rolle. Einzelheiten dazu bei: Dittler, Erwin: Karl und Dr. Sebastian Fahrländer von Ettenheim und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein. In: Die Ortenau 54, 1974, 274–293. Die Ortenau 55, 1975, 213–276. Ell, Emil: Ein Ettenheimer als „Diktator des Kantons Fricktal“. Erinnerungen an Dr. Sebastian Fahrländer und Karl Fahrländer. In: Geroldsecker Land 21, 1979, 80–87.
- 178 Machleid B 244.
- 179 Meyers Konversations-Lexikon. 5. Aufl., Band 9. Bibliographisches Institut, Leipzig/Wien 1895, S. 862–863.
- 180 Hecht, Franz Michael: Spital und Krankenhaus in Ettenheim 1452–1952–2002. Stückle, Ettenheim 2002.
- 181 Machleid B 370.
- 182 Machleid A 62.
- 183 Machleid A 49: Bürgermeister 1737, 1739, 1742, 1744, 1747, 1749; StA Ettenheim, 1727 Steuermeister-Rechnungen, Bürgermeister-Rechnungen 1737, 1739, 1747, 1749.
- 184 Machleid A 487.
- 185 Machleid A 30, A 33, A 49, A 50, A 53; B 70: 1749; B 131: 1752, 1757, 1766–1767, 1770–1771, 1773, 1777, 1782–1783, 1786–1789; B 197, B 299.
- 186 Machleid A 46, A 512, B 604, B 605; StA Ettenheim, Stadtschaffnei-Rechnungen 1760 bis 1764.
- 187 SPREE 1768.
- 188 Machleid A 46, A 53, A 189, A 205, A 546.
- 189 Machleid A 51, A 54, A 368, B 568.
- 190 Machleid B 598.
- 191 Machleid A 45, A 51, A 54, A 161, A 189, A 205, B 611; StA Ettenheim, Stadtschaffnei-Rechnungen 1778, 1781 bis 1784.
- 192 Machleid A 52, B 131, B 373.
- 193 SPREE 1802, 1803, 1804, 1805.
- 194 Machleid A 64.
- 195 Machleid A 524.
- 196 Machleid A 22, A 163, A 506.
- 197 Machleid A 202, A 234, A 598, B 458, B 590.
- 198 Machleid B 487, B 536.
- 199 Machleid B 4.
- 200 SPREE 1802.
- 201 SPREE 1802 Nr. 19.
- 202 SPREE 1802 Nr. 24.
- 203 SPREE 1802 Nr. 25.
- 204 SPREE 1802 Nr. 26.
- 205 SPREE 1803 Nr. 55 und Nr. 60 b.
- 206 SPREE 1802 Nr. 46.
- 207 Machleid B 418.
- 208 Machleid A 559.
- 209 Machleid B 398.
- 210 Scherer, Emil Clemens: Die Kongregation der Barmherzigen Schwestern von Straßburg. Forschungen zur Kirchengeschichte des Elsaß, Band 2. Colportage Catholique Saarlouis/Lothringen 1930. 97–111. Den Hinweis auf dieses Buch verdanke ich Herrn Bernhard Uttenweiler, Vorsitzender des Historischen Vereins Ettenheim, der mir dankenswerter Weise eine Kopie zur Auswertung überlassen hat.

-
- 211 Scherer (wie Anm. 210), 97–111.
212 SPREE Nr. 23 und Nr. 42a.
213 Kewitz, Hubert: „Occupatorische MaasRegeln“. In: Die Ortenau 61, 1981, 126–129.
214 Stöber, P. Bernard: (wie Anm. 23), Kapitel 28, 191.
215 GLA 229/27186 Testament des Kardinals Rohan.
216 Sieger, Jörg: (wie Anm. 3).

Der Armen- und Krankenfond in der alten Stabsgemeinde Durbach

Josef Werner

Hilfsbedürftige Personen und Mitbürger hat es zu jeder Zeit und sicherlich in jeder Gemeinde gegeben. Was heute die Städte und Gemeinden unter den vielfältigen Gesetzen der Sozialhilfe, dem Sozialgesetzbuch (SGB) mit Wohngeldgesetz, Pflege-Versicherungs-Gesetz, Bundesversorgungsgesetz (BVG), Hartz IV u. a. m. ihren Bürgern an Unterstützung zukommen lassen (müssen), wurde noch vor wenigen Jahrzehnten aus diversen Unterstützungskassen, Stiftungen, Spenden, aber auch durch direkte Unterstützung der jeweiligen Stabs- oder Gemeindekasse finanziert. Was Armut bei uns noch vor ca. 70 bis 80 Jahren bedeutete, das können sich die meisten heutigen Bürger kaum noch vorstellen. Hunger, Krankheit, Obdachlosigkeit, das waren schon immer die drei wichtigsten Kriterien, die das Einschreiten der Gemeinde oder einer sonstigen Hilfsorganisation erforderten.

Die aus der alten „Herrschaft Staufenberg“ hervorgegangene ehemalige „Stabsgemeinde“ Durbach, auch „Samtgemeinde“ genannt, hatte verschiedene Möglichkeiten, um hilfebedürftige Mitbürger zu unterstützen.¹

Verschiedene Gewerbetreibende hatten sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Zünften zusammengeschlossen. Diese unterhielten zunächst eigene Unterstützungsfonds, die jedoch fast ausschließlich den eigenen Berufsstand berücksichtigten. Anfang 1800 schlossen sich Handwerker in einer kombinierten „Hammerzunft“ zusammen. Als weitere Zunft bestand die vereinigte Schuster-, Schneider- und Weberzunft. Beide Zünfte unterhielten Unterstützungskassen, aus welchen jedoch nur die Angehörigen des eigenen Berufsstandes unterstützt wurden. Aufgrund eines neuen Gewerbegesetzes von 1862 wurden diese Zünfte aufgelöst und deren Restvermögen dem Armenfond zugewiesen. Beide Zünfte machten zur Auflage, dass die Zinsen ihres eingebrachten Kapitals zur Unterstützung armer Handwerkslehrlinge, insbesondere aus diesen Zünften, verwendet werden sollten.²

Welche Aufwendungen von der Stabskasse zu tragen waren, zeigt das Beispiel aus der „Heimburger Stabsrechnung von Illenthal“ für die Jahre 1845 bis 1847.

Rechner war Michael Benz, Rebmann vom Illenthal, welcher am 24. Dezember 1838 verpflichtet wurde. Für die Richtigkeit und Ehrlichkeit seiner Rechnertätigkeit haftete er mit seinem Liegenschaftsvermögen, weshalb ein „Unterpfandsrecht“ im Pfandbuch eingetragen wurde. Die Samtgemeinde Durbach lag damals im „Mittelrhein-Kreis“ und unterstand dem

Oberamt Offenburg. Am Vermögen dieser Separatkasse (Stabskasse) hatten 14 Bürger aus den Zinken Illental und Kohlstatt Anteil. Das Vermögen des Stabs Obernesselried mit Illenthal bestand im Wesentlichen aus zwei Morgen Wiesen, welche die Allmendmatt genannt wurde. Alle Ausgaben der Stabskasse mussten deshalb aus dem Erlös der Bewirtschaftung, wie Heu- und Öhmd-Gras oder Obstertragnis (Zwetschgen und Nüsse), aber auch aus Lehmabbau und Steinbruch finanziert werden.

Nach einer höheren Verfügung „von dem hochbreislichen Ministerium des Innern vom 2ten May 1845 wegen Unterstützung der armen Leute“, aufgrund derer jede Neben-Gemeinde oder der Heimbürgerstab seine Heimats-Berechtigten Armen zu unterstützen hatte, war auch der Stab Obernesselried-Illental verpflichtet. Der Gemeinderat von Durbach beschloss aufgrund dieser Verfügung am 18.8.1845, dass alle Durbacher Stäbe die Armenunterstützung ab Anfang 1845 selbst zu tragen hatten.

Unter der Rubrik „Armenpolizei“ finden wir dann die Ausgaben, welche die Stabskasse für den Sozialbereich tätigen musste.

Dem Andreas Hodapp für die Verpflegung des unehelichen Kindes der ledigen M. Anna K. Namens Balthasar für die Jahre 1845–47	20 Gulden
Der Magdalena Kempf für die Verpflegung der armen kranken Magdalena Männle für 30 Wochen	30 Gulden
Dem Badwirt Peter Jilg für die Badkur der Magdalena Männle	8 Gulden
Dem Schreiner Distelzweig für den Todtensarg für diese Magdalena Männle	2 G 30 ×
Dem Dominik Winter für das Grab zu machen	6 ×
Dem Hauptlehrer Wilhelm für Leichenkosten für diese	42 ×
Dem Einhorn-Apotheker Rehmann in Offenburg für Medikamente der M. Männle	18 ×
Dem Wundarzt Erhard in Durbach für die Leichenschau an M. Männle	42 ×
Dem Benedikt Panter von Erlach für Unterstützung des Heinrich W. für 6 Monate	5 Gulden
Dem Josef Koger für die Verpflegung der blödsinnigen M.A. K. 1845–1847	60 Gulden
Dem Schreiner Distelzweig für einen Todtensarg für das Kind der Barbara Koger	1 Gulden
Dem Gemeinde-Rechner Geiler in Durbach für die im Jahre 1845 bezahlte Armenunterstützung	11 G 54 ×

Die Einnahmen der Stabskasse reichten kaum aus, um allein diese Sozialhilfelasten zu tragen. Zur Finanzierung der Kosten wurde auch nach dem Tode der Maria Männle deren Nachlass in Form von Kleidung und kleinerem Fahrnis versteigert. Ortsdiener Obrecht erhielt für diese Versteigerung eine Vergütung von 27 Kreuzer und Gemeinderat Braun 24 Kreuzer. Dane-

ben erhielt Mathias Eckenfels als Fuhrlohn, um die Fahrnisse von Illental nach Nesselried zu führen, 1 Gulden 30 Kreuzer und auch Ratschreiber Danner machte Gebühren in Höhe von 36 Kreuzer geltend. Diesen Ausgaben stand der Versteigerungserlös für

ein barchet Oberbett und Pfulven	Ein Kleider-Trog
ein Unterbett	Ein altes Kästle
zwei Bettanzüge	Eine Bettstatt
zwei Pfulvenziech	Ein Lehnstuhl
zwei Leintücher	1 Spinnrad
2 Weiberröck	1 Haspel
Ein alter Weiberjoben	1 alte Lad
Vier alte Schürz	2 alte Körb
Ein Halstuch	Alle Lumpen
Zwei Weiberkappen	mit insgesamt 14 Gulden und 53 Kreuzer
Sechs Weiberhemden	

gegenüber.³

Wohl wegen ihrer sehr angeschlagenen Gesundheit erhielt Magdalena Männle auf Kosten und auf Anordnung des Bürgermeisters Nassall aus der Stabskasse eine Badekur in dem von Peter Jilg betriebenen Heilbad „zum Staufenberg“.⁴ Wund- und Hebarzt Lorenz Erhard war der Schwiegersohn des Badwirts Jilg. Vermutlich unterstützte er die Kuranwendungen im Stahlbad Staufenberg.⁵ Den Rechnungsbelegen ist leider kein Heilplan oder ein Hinweis auf den Verlauf der Kur beigefügt. Jedenfalls wurde die Heilbedürftige vom 1. bis 17. Mai von Jilg in seinem Bad behandelt. Daneben erhielt Magdalena Kempf für die Verpflegung der Kranken Magdalena Männle vom 3. bis 21. Mai 1846 9 Gulden. Auch die Pflege mit Badekur half nichts, denn Magdalena Männle verstarb wohl am 21. Mai 1846 im Alter von 80 Jahren.⁶ Der Schreiner Distelzweig fertigte deshalb für den Stab „Eihlenthal“ laut Rechnung vom 20. Mai 1846 einen „Dodenbaum“ und ein „Kreiz“ und die Magdalena Kempf erhielt für die Reinigung der Wäsche und Stellung von Licht für die Leichenwächter 1 Gulden.

Die Gemeinde hatte zur Versorgung der Ortsarmen schon früh einen Arzt unter Vertrag. 1835 wurden der praktische Arzt Dr. Geiger zusammen mit dem Oberwundarzt Straub zur Behandlung der Ortsarmen unter Vertrag genommen. Zuvor war die Stelle im Anzeige-Blatt von 1834 ausgeschrieben worden. Die beiden Ärzte machten zur Bedingung, dass ein Verzeichnis der Armen übergeben werde. Es wurde ein Jahresgehalt von 100 Gulden ausgehandelt, wobei der Ausbruch einer Seuche oder besonders bedeutsame chirurgische Operationen, z. B. Amputation und Trepanation, eine zusätzliche Vergütung erforderten.

Die Vergütung der Ärzte wurde je zur Hälfte aus der Armenkasse und der Gemeindekasse bestritten. Nicht immer waren die Ärzte mit ihrer Vergütung und dem Verhalten der armen Kranken einverstanden. So schrieb der praktische Arzt Schneider aus Appenweier im August 1844: *„Bei der großen Menge an notorisch Armen in der Gemeinde Durbach, – bei der Thatsache, dass die Krankheiten alle insbesondere zur Winterzeit aufzutreten pflegen, – bei dem Umstande, dass der Bezirk der Gemeinde Durbach ein so ausgedehnter ist, ich also erst 2–3 Stunden zur Wohnung eines Kranken habe, – endlich bei dem weiteren Umstande, dass gerade die Anzahl der Armen sich in den entlegenen Theilen der Gemeinde befindet, wird ein löblicher Gemeinderat meiner Forderung von 150 Gulden per Jahr nicht für zu hoch angeschlagen finden, und gewiß nicht bei einer weiteren Berathung über diesen Gegenstand, die oben angeführten Gründe unberücksichtigt lassen.“*

Ein sehr ausführlicher Beschwerdebrief des Gemeinderats an das Großherzogliche Oberamt in Offenburg erläutert, dass der immer wieder mit Dr. Geiger verlängerte Vertrag durch das Oberamt beanstandet wurde, weil Dr. Geiger wohl keine Lizenz als Chirurg hatte. Aus diesem Grund wurde zwischenzeitlich Dr. Schneider von Appenweier zugezogen, welcher nunmehr seine Forderungen dem Gemeinderat mitteilte. Der Gemeinderat beschwerte sich darüber, *„dass ein Chirurg und ein praktischer Arzt dem Gemeinderat und Stiftungsvorstand Durbach diktiren, was für einen Vertrag sie abschließen müssen.“* Auch mit dem Grossherzoglich Badischen Physikat Offenburg entstand ein Streit, weil die Gemeinde für den zweimaligen Gang nach Durbach und die Behandlung und Heilung einer schweren Lungenentzündung des Schusters Melchior Schilli nicht bezahlen wollte. Mehrfache Arztwechsel waren im Zeitraum von 1840 bis 1850 zu verzeichnen. Es waren zeitweise drei Ärzte gleichzeitig beschäftigt, damit die Versorgung der Bevölkerung gesichert war. Bürgermeister Nassall beschuldigte den heimischen Wund- und Hebarzt Erhard, dass er trotz zweimaligem Hilferuf nicht zum Krankenbett seiner Tochter gekommen wäre und lediglich geantwortet habe, *„sie sollen jetzt in der Nacht auch den Dr. von Offenburg holen, den sie am Tage haben.“* Viel „schmutzige Wäsche“, Vorwürfe und Unterstellungen, wurden vom Bürgermeister in einem sieben Seiten umfassenden Brief dargestellt. Der Ärztehändel war dann wohl auch Anlass für Bürgermeister Plank, 1849 seinen Dienst zu quittieren.

Nach der überstürzten Flucht des Wund- und Hebarztes Erhard wurde die Stelle ausgeschrieben und schließlich im Oktober 1849 mit dem Wund- und Hebarzt Dr. Lang von Gengenbach ein umfangreicher Vertrag geschlossen. Vereinbart wurde ein jährliches „Warthgeld“ von 200 Gulden, welches zur Hälfte aus der Gemeindekasse und zur anderen Hälfte aus der

Armenfondskasse bezahlt wurde. Daneben wurde dem Arzt die Wohnung unentgeltlich gestellt. Um die Stelle hatten sich fünf Ärzte beworben. Der Arzt war verpflichtet, sämtliche ortsarmen Kranken in ärztlicher, wundärztlicher und hebärztlicher Hinsicht unentgeltlich zu behandeln. Bei zweifelhaften Fällen entschied der Gemeinderat über die „notorische Armuth“ eines so behandelten Kranken. Im Verhinderungsfall des Arztes (Krankheit) musste dieser auf eigene Kosten für einen Vertreter sorgen.⁷

Der Arzt musste auch entscheiden, ob die ortsarmen Kranken arbeitsfähig waren oder ob diese keine Arbeit leisten konnten. Wer nicht arbeitsfähig war, erhielt von der Gemeinde Unterstützung mit Lebensmitteln, z. B. mit zwei bis drei Pfund Reis wöchentlich. Arbeitsfähige arme Kranke dagegen wurden durch den Heimbürgerstab zu Arbeiten auf den Matten oder zur Wegherstellung herangezogen. Die Arbeitsleistung wurde pro Mann und Tag mit 24 Kreuzern, ein erwachsenes Weibsbild mit 18 Kreuzern, Buben von 15–16 Jahren mit 15 Kreuzern und Mädchen mit 12 Kreuzern bedacht. Diese Vergütung wurde nicht bar ausbezahlt, sondern mit Lebensmitteln entschädigt. Krämer Xaver Geiler verpflichtete sich, die Lebensmittel (Reis, Erbsen und Bohnen) vorrätig zu halten und die Ausgabe an die Kranken zu festgesetzten Zeiten vorzunehmen.⁸

Die Konzentration der Ortsarmen auf den Heimbürger-Stub und die Nähe zum Arzthaus hatte wohl auch Nachteile. So wird im Ratsprotokoll vom 22. September 1852 wie folgt Klage geführt: *„Die der Gemeinde zugewiesenen Armen befinden sich seit ihrer Zuweisung allein im Heimbürgerstab. Dieses Beisammenleben in diesem Stab allein hat das Nachtheilige, daß man sie nicht gehörig beschäftigen kann und nebst diesem der Diebstahl sowie die Vermehrung der unehelichen Kinder von Jahr zu Jahr über Hand nehmen.“* Zur Abwehr dieses Übels wurde vorgeschlagen, die Armen im Verhältnis des Steuerkapitals auf die einzelnen Stäbe zu verteilen. Offensichtlich wurde hierüber im Bürgerausschuss nicht mehr beraten, weshalb sich die Situation in den folgenden Jahren auch nicht änderte. Es war üblich, dass meist uneheliche Kinder in Pflege bei dem „Wenigstnehmenden“ gegeben wurden. Deshalb blieb es nicht aus, dass die Kinder nicht nur nachlässig gepflegt, sondern oft auch durch Arbeit ausgenutzt wurden. Erst im Dezember 1856 findet sich wieder eine neue Regelung im Protokollbuch. Dort heißt es: *„Die Unterhaltung der Armen geschah bisher auf die Weise, dass sämtliche Armen in Pflege der bemittelten Bürger abwechselnd gegeben wurden. Man fand dadurch das Nachtheilige für diejenigen armen Kinder, welche noch die Schule zu besuchen haben, dass solche nicht gehörig zur Arbeit und zum Besuche der Schule angehalten wurden. Es wurde deshalb beschlossen, dass diese Kinder nicht mehr durch das Loos in Verpflegung der Bürger gegeben werden, sondern vielmehr mittelst Vertrag auf Kosten der Heimbürgerstabs-Kasse in Pflege solider Bürger gegeben werden sollen.“*

Zumeist uneheliche Kinder, deren Mutter nicht in der Lage war, ausreichend für ihr Kind zu sorgen, wurden auf Vermittlung des „Armenrats“ in die Pflege und zur Versorgung durch private Personen gegeben. Hierzu wurde ein Verpflegungs-Vertrag abgeschlossen, in welchem nicht nur die jährliche Vergütung, sondern auch die Pflichten des Verpflegers usw. geregelt waren. Die Höhe des Verpflegungsgeldes bewegte sich ab Anfang 1900 wohl entsprechend dem Alter des Kindes zwischen 60 und 140 Mark jährlich. In den älteren Rechnungsbelegen vor 1900 ist durchweg zu ersehen, dass der „Wenigstnehmende“ das Kind zur Pflege zugeteilt erhielt. Pflegekinder waren in vielen Fällen eine zusätzliche Arbeitskraft und Einnahmequelle, obwohl nach § 4 des Vertrages der Pflegling nicht zu Geschäften verwendet werden durfte, welche nachteiligen Einfluss auf die körperliche oder die geistige Entwicklung haben konnten. Ausgeschlossen war jedenfalls die Beschäftigung in Fabriken.

Was heute als Wohngeld für minderbemittelte Mieter bei der Gemeinde beantragt und über die Wohngeldstelle des Landratsamts bezahlt wird, gewährte die Gemeinde bereits vor über 150 Jahren. Für eine ganze Reihe von Anträgen beschloss der Gemeinderat im Jahre 1852 der „Bitte um Unterstützung für den Hauszins zu willfahren“. Der Zuschuss wurde nach der Größe der Familie bemessen und lag zwischen 3 und 10 Gulden jährlich.

Die Finanzmittel der Gemeindekasse wurden wohl auch wegen diesen vielfältigen Armenunterstützungen immer geringer. So ist in den Protokollen zwischen 1854 und 1860 immer wieder zu ersehen, dass die Gemeinde dringend notwendige Maßnahmen kaum durchführen konnte. Finanzielle Forderungen der Obrigkeit, wie z.B. zur Zahlung von Rückständen für Truppenverpflegung aus den Jahren 1848 und 1849, und zwar innerhalb von drei Wochen zur Vermeidung eines Vollstreckungsverfahrens, begegnete die Gemeinde dadurch, dass sie die rückständige Summe von 478 Gulden anteilig auf die vier Stabsgemeinden Heimburg, Gebirg, Bottenau und Obernesselried-Illental verteilte. Wie diese das Geld aufbrachten, ist dem Protokoll nicht zu entnehmen.

Zur Entlastung der Gemeinde trug bei, dass man mehr und mehr Auswanderungen nach Amerika zustimmte, um sich der Last der Armen zu entledigen. Josef Bader trug dem Gemeinderat vor: *„Durch Vermittlung meiner Verwandten in Amerika ist mir Gelegenheit geboten nach Amerika mit meinen Kindern auszuwandern. Wie es dem Gemeinderat bekannt ist, besitze ich nach Abzug meiner Schulden kein Vermögen und bin nicht im Stande meine Schuldigkeit in die Stabskasse des Heimburgerstabs im Betrag von 21 Gulden zu berichtigen. Ich bitte mir deshalb diese Schuld nachzulassen.“* Der Gemeinderat ließ Bader mit seinen zwei Kindern unter Erlass der Schulden nach Amerika ziehen. So wie man ärmere Bürger ger-

ne die Heimat verlassen sah, so bemühte man sich auch evtl. weniger begüterte neue Bürger nicht aufnehmen zu müssen. Das Ratsprotokoll ist voll mit Anträgen und Wünschen eine Frau zu ehelichen. Voraussetzung hierzu war jedoch, dass 1. das 25. Lebensjahr vollendet war, 2. ein gutes Leumundszeugnis vorgewiesen wurde und 3., dass ein ausreichendes Vermögen oder ein Erwerbszweig nachgewiesen wurde, damit die Ernährung einer Familie gesichert war. Dem Johann Baptist Siegner von Schlatt im Kanton Appenzell nützte es deshalb nichts, dass er fast alle Bedingungen erfüllte. Als Ausländer musste er das doppelte Vermögen, wenigstens aber 1.000 Gulden nachweisen. Zudem musste er nach § 40 des Bürgerrechtsgesetzes das Doppelte an Bürgereinkaufsgeld bezahlen. Siegner hatte jedoch lediglich 583 Gulden vorgelegt. Weil er in Durbach auch noch keine Arbeitsstelle oder ein Gewerbe nachweisen konnte, musste er auf seine Braut Gertrud Schrepfer verzichten.

Zur Unterbringung von alten und kranken Knechten und Mägden oder sonstigen alleinstehenden Einwohnern kaufte die Gemeinde im Jahre 1870 in der Ortsmitte von Durbach ein eingeschossiges Bauernhaus. Es wurde zum Pfründnerhaus (Spital) umgebaut und konnte insgesamt 24 Personen aufnehmen. Allerdings waren die Räumlichkeiten nach heutigen Maßstäben sehr bescheiden. Ebenso bescheiden war die Versorgung der Pfründnerhaus-Insassen, die, soweit sie noch eine Tätigkeit verrichten konnten, im zugehörigen Garten unter Anleitung der betreuenden Schwestern zur Selbstversorgung mithalfen. Im Übrigen waren sie von den geringen, evtl. zur Verfügung stehenden Renten, Spenden und der Unterstützung der Gemeindegasse abhängig. Mit welchen sparsamen Mitteln gewirtschaftet wurde, zeigt der Einblick ins Tagebuch des Pfründnerhauses vom März 1930. In diesem Zeitraum waren neben zwei Schwestern noch ca. zehn weitere Insassen zu versorgen.

Einnahmen:	Ausgaben:
24,87 Mark Kassenvorrat	12,90 Mark – Verschiedenes für den Haushalt
20,00 Mark Haushaltsgeld von der Gemeinde	6,80 Mark – Butter
5,00 Mark Badgeld	6,50 Mark – Käse
34,00 Mark Rentengeld	5,00 Mark – Metzger und Wurstsachen
	1,80 Mark – Konradsblatt
	8,20 Mark – Bettzeugstoff
Somit	34,00 Mark – Rentengeld verteilt
83,87 Mark Gesamteinnahmen	
	Somit:
	75,20 Mark Gesamtausgaben

Das Badgeld war eine kleine Einnahmequelle, denn das Pfründnerhaus hatte seit 1926 in einem Nebengebäude ein Badezimmer und eine Wasch-

küche. Dreimal in der Woche wurden Bäder verabreicht. Es war nur eine Badewanne für Pfründner wie für Ortsbewohner vorhanden. Das Wasser hierzu wurde seit 1902 von einer 100 m entfernten Quelle am Kochberg bezogen.⁹

Im Jahre 1854 herrschte im ganzen badischen Land eine große Not. Das Großherzogliche Oberamt in Offenburg sah sich veranlasst, aus verschiedenen Stiftungen und Hilfsfonds Mittel an die notleidende Bevölkerung zu geben. Die Stabsgemeinde Durbach wurde deshalb am 17. Februar 1854 um Rückmeldung auf folgendes Schreiben gebeten: *„Der Nothstand der ärmeren Classe nimmt wegen Mangel an Nahrungsmittel und Brod fast mit jedem Tag mehr zu, so daß für dieses Frühjahr zur Unterstützung der Armen außergewöhnliche Maßnahme und Hülfe geboten ist. Der Gemeindevorstand hat binnen 8 Tagen zu berichten welche Anordnung zur Unterstützung der Ortsarmen daselbst etwa bereits getroffen worden sind oder wie solche beabsichtigt werden“*.

Nach einem Aufruf an die Bevölkerung meldeten sich schließlich 180 Familien mit zusammen 725 Personen aus den Stäben Heimbürg, Oberneselried-Illental, Bottenau und Gebirg und baten um Unterstützung. Weitere Familien meldeten sich noch nachträglich. Einige Familien wurden nach Beratung des Gemeinderats und Stiftungsvorstands aus der Liste gestrichen. Letztlich erhielten laut der vorliegenden Ausgabeliste 221 Familien Lebensmittel zugeteilt. Die Gemeinde hatte aus der „Georg-Elisabethen-Stiftung“ über das Oberamt Offenburg 300 Gulden für die Armen erhalten. Jede Familie erhielt 1 Sester Grundbirnen (Kartoffel). Weitere 200 Sester Grundbirnen und 400 Meßle Bohnen wurden entsprechend der Familiengröße verteilt. Dazu erhielt jede Familie einen Laib Brot. Die Verteilung erfolgte am 27. April 1854. Das Bewilligungsschreiben der Großherzoglichen Regierung des Mittelrheinkreises enthielt die Mitteilung, dass nur katholische Ortsarme aus der ehemals baden-badischen Markgrafschaft Mittel aus dieser Stiftung erhalten. Es wurde auch Wert darauf gelegt, dass der Ortsarmenvorstand darauf achtet, *„dass nicht die Sorglosigkeit der Minderbemittelten befördert werde“*. Man wollte vermeiden, dass sich die Armen an eine dauernde Unterstützung gewöhnen. Ähnliche Bestimmungen hatten auch andere Stiftungen des alten Baden (vor 1771) wie z. B. die Maria-Victoria-Stiftung, die das Georg-August-Maria-Victoria-Armen-Erziehungs-Haus in Rastatt unterhielt. Aufgenommen in diese Schule wurden nur katholische Mädchen, *„die nicht älter als 15 Jahre und aus der Schule entlassen, vermögenslos, in einer Gemeinde der vormaligen Markgrafschaft Baden-Baden heimatberechtigt, bildungsfähig und von gesunder Körperbeschaffenheit“* waren.

Aus dem Oberamt Offenburg war die Stabsgemeinde Durbach die einzige Gemeinde, die als baden-badische Exclave Leistungen aus den altbadischen Stiftungen erhielt. Jährlich verteilte der Hofalmosenfond und der





Pfarrer Stemmer

ihm zugeordnete Gemeinde-Almosenfond die Ertragsüberschüsse auf die Gemeinden oder Ortsarmenfonds in den zugehörigen Gemeinden. Entsprechend der Seelenzahl von 2.323 Einwohnern erhielt der Stab Durbach so 1833 18 Gulden und 9 Kreuzer. Als weitere Stiftung steuerte die „Erbgroßherzog Friedrich Stiftung“ auf Antrag und je nach Wohlwollen ein paar Gulden zur Durbacher Armenkasse bei. Vorgeschlagen werden konnten arme Kinder unabhängig ihrer Konfession.

Die ersten Nachweise über den Armenfond finden wir mit der Bezeichnung „Durbacher Allmosen-Fond“ in der „Staufenberger Gemeinds-Rechnung“ aus dem Jahre 1792. Zur Bestreitung von diversen Kosten, hauptsächlich zur Finanzierung des Kirchenneubaus von 1790, hatte die Gemeinde vom Allmosen-Fond ein Darlehen in Höhe von 1.000 Gulden erhalten. Erster „Allmosen-Pfleger“ war Stabhalter Kiefer, welcher auch der Erbauer des heutigen Wein- und Heimatmuseums war.

Der Armenfond hatte eine umfassende Aufgabe zur Sicherung der armen und Not leidenden Bevölkerung.

Jedem Rechenschaftsbericht war als Vorbericht auch die Entstehungsgeschichte, die derzeitige Vorstandschaft und sonstige Verwaltung, ein Hinweis auf die Verwahrung der vorhandenen Urkunden in der Stiftungskiste und sonstige Regeln des Fonds beigefügt. Der Fond entstand weitgehend durch Stiftungen, Vermächtnisse und Legate. Besonders großzügige Stifter wurden in den Armenrechnungen gelegentlich angeführt. So stiftete Baron Zorn von Bulach anlässlich der Einweihung seines neuen Schlosses im Jahre 1874 80 Mark. Sehr großzügig war auch eine Maria Anna Kammerer von Bottenau, die 1884 per letztwilliger Verfügung 622 Mark stiftete. Johannes Laigast vermachte dem Fond 1891 1.000 Mark. Zur Erhaltung des Fondsvermögens wurden diverse Einnahmequellen erschlossen. So wurden beispielsweise Schüler bei Schulversäumnissen mit Strafen belegt, ein Reblos am Schindelrain bewirtschaftet und Darlehen vergeben, deren Zins-einnahmen wiederum der Fondskasse zuflossen. Ausführliche Listen der säumigen Schüler aus der „Werktagsschule“, der „Sonntagsschule“ und der „Industrieschule“ belegen die auferlegten Strafen. Neben seltenen und geringen Geldstrafen wurden zumeist Arreststrafen zwischen vier und 24 Stunden verhängt, deren Ableistung ebenfalls peinlich genau registriert war. Eine Anzahl von Stiftern der Armenkasse hatten ihre Stiftung oder ihr Vermächtnis mit der Auflage versehen, dass für sie jährlich ein Amt (Jahrtag) gehalten wurde. Die Kosten hierfür hatte dementsprechend auch die Armenkasse zu übernehmen. Aus verschiedenen Stiftungen, wie z. B. der „Georg-Elisabethen-Stiftung“ in Ettlingen, dem Spitalfond Ettlingen, dem herrschaftlichen gemeinen und Hofalmosenfond in Baden, flossen dem Durbacher Armenfond in unregelmäßigen Abständen Beträge zu, die sodann nach Beschluss der Vorstandschaft an Bedürftige verteilt wurden. Unter den ständigen Beiträgen zum Armenfonds finden wir 1860 auch einen Beitrag des St. Andreas Hospitals in Offenburg von der Wiedergrüner Stiftung aus den Jahren 1807/15. Der Beitrag betrug vier Gulden jährlich. In drei Durbacher Wirtshäusern waren „Armenbüchsen“ aufgestellt, welche jedoch insbesondere in den Notjahren von 1848 bis 1860 keine oder nur sehr wenig Einnahmen brachten. 1899 beschloss der Gemeinderat, dass jeder als Bürger neu aufgenommene Fremde einen Beitrag von 15 Mark zur Armenkasse zu leisten habe. Ob jemand arm und bedürftig war, musste zumeist auch von einer Amtsperson bestätigt werden. Stiftungsvorstand Pfarrer Stemmer und Bürgermeister Plank hatten gerade in den Jahren 1854 bis 1856 wohl alle Hände voll zu tun, um die große Zahl der Armen einigermaßen zu versorgen. Damit aus den weiter entfernten Zinken und Stäben die Not auch dem Stiftungsvorstand zur Kenntnis kam, wurden von Gemeinderäten auch „Armutsszeugnisse“ ausgestellt. Ledige Mütter, Alte und Kranke oder auch „presthafte“ Bürger sind in jedem Ausgabezettel zu



Pfründner Hausinsassen

finden. Man war sehr sparsam, denn meist wurden zur Versorgung nur 30 Kreuzer vergeben. Es kam deshalb niemand auf die Idee, die kargen Mittel „zu verprassen“. Als großzügiger Spender erwies sich mehrfach Alt-Adlerwirt Ignaz Wörner von Appenweier, der auch Besitzer des alten von Wiedergrün'schen Schlösschens im gleichnamigen Zinken Wiedergrün war. So spendete er u. a. zu Ostern drei Gulden für die Erstkommunikanten. Der Armenfond steuerte noch ein paar Gulden zu, so dass die bedürftigen Erstkommunikanten trotz Armut ein bescheidenes Erlebnis hatten. Oftmals wurden an die Armen ein paar Kreuzer zur Beschaffung einer „Bettstatt“, einem Paar Holzschuhe oder vielleicht auch nur für ein Paar Strümpfe gegeben. Die Schüler aus ärmeren Familien erhielten regelmäßig das Schulgeld bezahlt und wurden auch mit Papier, einer Tafel oder einem Griffel ausgestattet. „Notorische Armut“ war vielfach anzutreffen und die Industrieschülerinnen erhielten deshalb auch $\frac{3}{8}$ Pfund blaue Baumwolle, um Strümpfe zu stricken. Kaufmann Geiler war Lieferant von Schulbüchern und sonstigem Schulmaterial, das an die mittellosen Schüler ausgegeben wurde. Der vermögenslose Schusterlehrling Aloyis Kiefer erhielt eine Beihilfe für seine „Freysprechung“ und der Schustergeselle Ziriak Vollmer erhielt eine Beihilfe, damit er auf die Walz gehen konnte. Ebenso wurde armen Lehrlingen das „Lehrgeld“ bezahlt, damit sie von ihrem Meister

nicht auf die Straße gesetzt wurden. Auch die Schule selbst wurde durch den Armenfond unterstützt. So wurde für die Schule Gebirg eine große Karte von Baden beschafft und dem Hauptlehrer Josef Wickenhäuser zum Aufziehen der Karte 6 Ellen Leinwand, 1 Pfund Stärke, 2 Stäbe, feinen Lack, Leim und Draht beschafft und ihn daneben für seine Bemühungen noch bezahlt, was Gesamtausgaben von 3 Gulden und 27 Kreuzer erforderte. Die Karte selbst wurde von der Nöldeke'schen Buch- und Kunstdruckerei in Karlsruhe bezogen. Allein im Stab Gebirg meldeten sich 1854 beim Lehrer 19 Schüler mit Eltern als arm, weshalb diese mit jeweils 30 Kreuzern bedacht wurden.

Wie die Ausgaben der Armenfonds sich jährlich darstellten ist der Rechnung von 1871 gut zu entnehmen. Demnach betragen die Aufwendungen für

Krankheitskosten	66 Gulden	30 Kreuzer
Hauszins	63 Gulden	30 Kreuzer
Lehrgelder	24 Gulden	
Kleidungsstücke	54 Gulden	42 Kreuzer
Allgm. Verwaltungsaufwand	117 Gulden	33 Kreuzer
Für gestiftete Jahrtage	20 Gulden	42 Kreuzer
Für die Schule	93 Gulden	58 Kreuzer

In den Kriegsjahren 1942 bis 1945 wurde die Armenfondskasse vom Landrat als Gaubeauftragtem aufgefordert, sich am Winterhilfswerk zu beteiligen. Nach dem Kriegsende wurde das Fondsvermögen durch das Badische Landesamt für kontrollierte Vermögen gesperrt und erst im Jahre 1949 nach erfolgter Währungsreform wieder freigegeben. Die Währungsreform hatte das Vermögen derart verringert, dass der eigentliche Zweck des Fonds nicht mehr verwirklicht werden konnte. So beschloss der Gemeinderat am 29. Juni 1949, die Armen- und Schulstiftung aufzuheben und den Restbetrag von noch 2.631 RM nach Umstellung auf DM der Gemeindekasse zuzuführen.

Anmerkungen

- 1 Zur Stabsgemeinde Durbach gehörten „Heimburg“, „Obernesselried mit Illental“, „Bottenau“ und „Gebirg“.
- 2 Rechnung des Armenfonds von 1869/71 (Vorbericht).
- 3 Erläuterungen: barchent = baumwollen, Pfulven = Kissen, Pfulvenziech = Kissenbezug, Weiberjoben = Jacke, Haspel = Gerät, um Garn von einer Spule abzuwickeln, Lad (e) = kleiner Behälter, um z. B. Urkunden o. ä. aufzubewahren; Fundstelle/Hilfsmittel: Handwörterbuch der deutschen Sprache, 1835.
- 4 Josef Werner, in: „Die Badwirtschaft „zum Staufenberg“ in Durbach. „Die Ortenau“ 1993, 328.
- 5 Chirurg und Wundarzt Erhard musste wegen seiner Aktivitäten im Zusammenhang mit der Badischen Revolution im Jahre 1849 flüchten. Weil deshalb die Versorgung der ortsarmen Kranken nicht mehr gewährleistet war, musste die Gemeinde einen neuen Arzt anstellen.
- 6 Sterbebuch Pfarramt „St. Heinrich“ Durbach.
- 7 Armensachen Gemeindearchiv Durbach I. 1.
- 8 Dr. med. Franz Steiger, prakt. Arzt in Durbach: Die sanitären Verhältnisse in der Gemeinde Durbach, 1930.
- 9 Protokollbuch Gemeinde Durbach 1847–1860.

Über das Gesundheitswesen in der Landgemeinde Willstätt

Ingrid Hahn

Die medizinische Versorgung

Erst im 19. Jahrhundert findet man Einträge und Aufzeichnungen über die medizinische Versorgung in Willstätt.

Bis ins 20. Jahrhundert schenkte die Bevölkerung der Hygiene und Vorbeugung aus Unkenntnis und Geldmangel wenig Aufmerksamkeit. Seuchen traten häufig durch unsauberes Wasser, feuchte und kalte Wohnungen, mangelnde und schlechte Ernährung, sowie die immer wiederkehrenden Hochwasser auf. Die im Land zuständigen Bezirksämter bemühten sich durch Verordnungen um Reinlichkeit in Haus und Hof und führten regelmäßige Kontrollen über die Einhaltung der vorgeschriebenen Maßnahmen durch. Der Orts-Armenrat musste die Arzt- und Medikamentenkosten minderbemittelter Bürger übernehmen.

Hebammen in Willstätt

Das Hebammenwesen hatte eine große Bedeutung und spielte eine wichtige Rolle in der Dorfgemeinschaft.

Während der Schwangerschaft übte die Hebamme eine beratende Funktion aus. Nach einer Geburt garantierte sie 14 Tage die Wochenbettversorgung. Sie behandelte Brustentzündungen, übernahm die Intimpflege der Wöchnerin und kontrollierte die Körpertemperatur, um dem Kindbettfieber entgegenzuwirken. Sie war für die Nabel- und Körperpflege des Säuglings verantwortlich und überprüfte die Stillfähigkeit der Mutter. Gleichzeitig kümmerte sie sich um die Familie, wenn keine Angehörigen aushelfen konnten und übernahm auch kleinere medizinische Behandlungen. Trotz der fachlichen Beratung und Behandlung durch eine Hebamme war die Kindersterblichkeit hoch.

Bis ins 20. Jahrhundert sprach man von den „Sechs-Wöchnerinnen“, d.h. die Mutter sollte sich sechs Wochen lang nach einer Geburt schonen. Diese Schonung war nur möglich, wenn die Familienangehörigen oder Nachbarn die Pflege und die Hausarbeit übernahmen.

Die ersterwähnte Hebamme war Barbara Baaß. Ihre Tochter, in nachfolgendem Text als „Elisabeth Wandres alt“ erwähnt, war ebenfalls Hebamme.

Auszug aus einem Schreiben des Amtarztes Stoll des Großherzoglichen Amtsbezirks vom 26. Juni 1862 an das Großherzogliche Bezirksamt Kork:

„Die Anstellung zwei neuer Hebammen in Willstätt betreffend. In Willstätt sind zwei Hebammen seit uralten Zeiten aufgestellt. Von den zwei jetzigen Hebammen ist die eine Elisabeth Wandres, jung, geboren den 9. Dezember 1820, also 42 Jahre alt, schwächlich gebaut, mager und leidet seit Jahren an einem Auge am schwarzen Staare und völliger Blindheit. Dieses ist ein Übel, welches bei solch langer Dauer unheilbar ist und zwar auch allmählich das 2.te Auge befallt.

Die andere Hebamme Elisabeth Wandres alt, geboren den 21. August 1791 also 71 Jahre alt, ist hochbetagt, altersschwach, hört und sieht nicht mehr gut.

Aus diesen Gründen hätten diese zwei Hebammen längst in Ruhestand versetzt werden sollen, was ich auch dem Bürgermeisteramt schon öfters mitgeteilt habe aber ohne allen Erfolg. Zudem kann die alte Hebamme ihres hohen Alterswegen unerwartet sterben, und die junge kann auch am andern Auge den schwarzen Staar bekommen und erblinden.“

Der Gemeinderat antwortete dem Amtsarzt Stoll am 8. Juli 1862, dass die Einwohner von Willstätt mit den beiden Hebammen sehr zufrieden sind, und dass sie weiterhin ihren Dienst in der Gemeinde versehen werden, zumal eine junge Hebamme auch sterben kann. Vermutlich ist die ältere der beiden Hebammen 1864 in den Ruhestand versetzt worden, denn am 11. Mai 1864 wurde Elisabeth Schlenz geb. Leser als Hebamme verpflichtet.

Obwohl es vor 1900 für Frauen kein Stimmrecht gab, waren für die Wahl der Hebammen nur die Frauen stimmberechtigt. Am 19. Dezember 1877 wurde eine Hebammenwahl durchgeführt und Folgendes notiert:

*„Bei der auf heute Nachmittag von 1–3 Uhr anberaumten Hebammenwahl sind von den Weibern erschienen und haben ihre Stimmen abgegeben:“
186 Frauen gingen zur Wahl.
Gewählt wurden:*

- 1. Anna Maria Teufel, 20 1/2 Jahre alt, geboren 12. Juni 1857*
- 2. Barbara Huck, Witwe, 28 3/4 Jahre alt, geboren 24. März 1849“*

„Beide Candidatinnen haben die geeigneten körperlichen und geistigen Eigenschaften zum Berufe als Hebammen, es wurden dieselben beide als tauglich befunden.“ (21. Dezember 1877)

Am 15. Mai 1878 wurde nur Anna M. Teufel als Gemeindehebamme verpflichtet.

Die Hebammen mussten sich jährlich in Kehl im Schöffengerichtssaal einer Hebammenprüfung unterziehen und ihre Gerätschaften und Tagebücher vorlegen. Am 14. Oktober 1896 wurde die Gemeindeverwaltung angewiesen, den Hebammen das bisherige Jahresgehalt von 30 Mark auf mindestens 50 Mark zu erhöhen. In manchen Gemeinden erhielten die Hebammen noch den im Jahre 1843 festgesetzten Betrag von 16 Gulden.

Trotz der Großherzoglichen Empfehlung, das Jahresgehalt auf 50 Mark zu erhöhen, erhielt die Hebamme Elisabeth Schlenz nur 40 Mark. Mit Schreiben vom 4. Oktober 1902 wurde die Gemeindeverwaltung angemahnt, der Vorgenannten 50 Mark Jahresgehalt zu zahlen. Die beiden Hebammen erhielten am 25. Oktober 1902 Dienstverträge mit der Festsetzung eines jährlichen Wartegeldes von 50 Mark. Aus Anlass einer Ehrung schrieb der Großherzogliche Bezirksarztstellvertreter aus Offenburg am 8. Dezember 1905 an das Bürgermeisteramt:

„Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin hat der dortigen Hebamme Elisabeth Schlenz für mehr als vierzigjährigen treuen Dienst die silbervergoldete Medaille verliehen. Infolge des Todes des Grh. Bezirksarztes in Kehl sind mir die betreffenden Aktenstücken verspätet zugegangen, so dass die Übergabe nicht wie vorgesehen, auf den 3. Dezember, den Geburtstag Ihrer Königlichen Hoheit erfolgen konnte.

Ich möchte nun die Übergabe am nächsten Sonntag, 10. d. M. nachmittags 3 Uhr auf dem dortigen Rathaus vornehmen.

Ihre Königliche Hoheit wünscht, dass die Übergabe mit einer gewissen Feierlichkeit stattfinde. Ich beehre mich daher den dortigen Gemeinderat zur Teilnahme ganz besonders einzuladen. Ferner bitte ich, wenn ein Frauenverein in Willstätt besteht, dessen Präsidentin und Vorstandsdamen noch ganz besonders zur Teilnahme aufzufordern, da Ihre Königliche Hoheit auf deren Anwesenheit bei der Feier besonderen Wert legt.“

Die 35-jährige Witwe Christina Bürstner wurde am 12. Dezember 1907 mit 166 Stimmen gewählt und erhielt am 8. September 1908 einen Dienstvertrag. Elisabeth Teufel wurde am 30. Juni 1908 als Privathebamme „handgelübdlich“ verpflichtet. Jetzt waren 3 Hebammen in der kleinen Gemeinde tätig.

Die 69-jährige und rheumakranke Elisabeth Schlenz konnte 1911 die erforderliche Prüfung nicht mehr ablegen. Amtsarzt Dr. A. Stofer empfahl der Gemeinde aufgrund ihrer Erkrankung, die Hebamme in den Ruhestand zu versetzen. Dr. Stofer begründete den Ruhestand damit, dass für die Ge-



Elisabeth Jockers

Christina Bürstner

meinde mit nur 1.410 Einwohnern zwei Hebammen genügen müssten. Um die Unkosten für eine Neuausbildung zu sparen, schlug er vor, die Privathebamme Jockers als Gemeindehebamme einzustellen.

Elisabeth Jockers erhielt am 2. Januar 1912 einen Dienstvertrag. Die Hebammen Jockers und Bürstner baten 1924 um ein Wartegeld von jährlich 60 Mark, „wie in Friedenszeiten.“ 1927 und 1928 wurden in der Gemeinde jeweils 17 Kinder geboren, 1929 erblickten 19 Kinder das Licht der Welt.

Die Hebammen erhielten 1930 ein Wartegeld von 100 Mark. 1932 trat eine Notverordnung in Kraft. Die Hebammen erhielten nur noch 50 Mark.

Das Nazi-Regime hatte bereits die Macht übernommen. Alle Bürgermeisterämter des Landes erhielten am 23. Februar 1933 folgende Anweisung:

„Nach Anordnung des Ministers des Innern sind die Hebammen verpflichtet, alle Fälle von Verkrüppelungen oder körperlichen Missbildungen von Neugeborenen dem Bezirksarzt sofort zu melden. Die Meldepflicht scheint nach Mitteilung des Herrn Bezirksarztes

bei vielen Hebammen in Vergessenheit gekommen zu sein. Wir machen daher erneut auf die sofortige Meldepflicht aufmerksam. Die in der Gemeinde tätigen Hebammen sind zu verständigen. Der Vollzug ist bis zum 15. März anzuzeigen.“

Die beiden Hebammen mussten die Anweisung unterschreiben. Es ist anzunehmen, dass die Hebammen der Meldepflicht nicht nachgekommen sind.

Wurden die Hebammen zu einer Geburt gerufen, waren sie meistens zu Fuß unterwegs. Für die Geburtshilfe in den Nachbarorten holte man sie mit dem Pferdefuhrwerk ab.

Nach dem Tod von Christina Bürstner im Jahr 1937 versah Elisabeth Jockers den Dienst allein und war auch für die Ortschaften Hesselhurst und Eckartsweier zuständig. Anfang der 1940er Jahre lernte Hebamme Jockers Rad fahren, um schneller vor Ort zu sein. Am 1. Juli 1948 konnte sie das 40-jährige Jubiläum feiern. Sie tat ihren Dienst bis zum 1. Januar 1949.

Marie Karch aus Willstätt wurde am 1. Januar 1949 als Nachfolgerin bestellt und erhielt am 14. April 1949 einen Dienstvertrag vom Bürgermeisteramt. Marie Karch wurde in Freiburg ausgebildet und legte dort ihr Examen ab. Sie war für die Gemeinden Sand, Hesselhurst und Eckartsweier zuständig. Wegen Verheiratung kündigte die 30-Jährige ihren Dienst zum 31.12.1950.

Bürgermeister G. Reiß trat rechtzeitig an die 28-jährige Willstätterin Helene Weber heran und bat sie, das Amt der Hebamme zum 1. Januar 1951 zu übernehmen. Helene Weber arbeitete bis zu diesem Zeitpunkt im Krankenhaus in Waldshut. Sie wurde im Josefinenheim in Baden-Baden ausgebildet. Das Examen legte sie in Freiburg ab.

Die Vergütung pro Hausgeburt betrug 32,- DM. Das Gesundheitsamt garantierte ein Jahresgehalt von 600,- DM. Erreichte die Hebamme das garantierte Jahresgehalt nicht, wurde die Differenz vom Gesundheitsamt bezahlt. An den Sozialabgaben mussten sich die Gemeinden, die ihren Dienst Anspruch nahmen, beteiligen, ebenfalls an der Anschaffung eines neuen Hebammenkoffers über DM 471,90 im Jahre 1956. Zu ihrem Arbeitsbereich gehörte Sand, Hesselhurst und Eckartsweier.

Helene Weber verheiratete Seyfert verunglückte 1965 während einer Dienstreise mit dem Moped. Sie konnte danach ihren Beruf nicht mehr ausüben.

Im Zuge der Motorisierung nahmen die Hausgeburten immer mehr ab. Die Krankenhäuser in der Umgebung hatten sich bereits mit Geburtsstationen eingerichtet. Das Amt der Gemeindehebamme gehörte der Vergangenheit an. Bei einer normal verlaufenden Geburt betrug die Liegezeit im Krankenhaus acht bis zehn Tage. Seit einigen Jahren können Mütter bereits



Marie Lutz, geb. Karch



Helene Seyfert, geb. Weber

einen Tag nach der Geburt das Krankenhaus verlassen. Die Krankenkassen garantieren zu Hause eine ambulante Nachbetreuung durch eine Hebamme bis zu zehn Tagen.

Ärzte in Willstätt

Hönig und Schindler

Der 1817 in Willstätt geborene Pfarrersohn Carl August Hönig sicherte nach seinem Studium die ärztliche Versorgung im Dorf. 1846 sollte er die ärztliche Betreuung der „Ortsarmen“ übernehmen, was er jedoch ablehnte mit der Begründung, dass seine eigene Stube zu eng sei und er selbst krank wäre.

Aufgrund seines Verhaltens wurde ihm vom Großherzoglichen Ministerium des Innern die ärztliche Tätigkeit in Willstätt und Umgebung untersagt. Privatpatienten, die ein höheres Honorar einbrachten, durfte er weiterhin behandeln.

Amts-Chirurg Schaible aus Kork übernahm vorübergehend die Versorgung. Die Gemeinde bemühte sich um einen Arzt für die Behandlung der



Wohnhaus von Landarzt Kussmaul

Armen. Auf die frei gewordene Stelle bewarben sich 1852 Physikus Stoll aus Kork und Dr. Schindler ebenfalls aus Kork.

Stoll verlangte von der Gemeinde pro Jahr für die ärztlichen Bemühungen 75 Gulden und Dr. Schindler 50 Gulden. Ein Ausschuss stimmte darüber ab und entschied sich mit 26 Stimmen für Dr. Schindler. Physikus Stoll erhielt 3 Stimmen.

Wundarzt Kussmaul

Er war als Barbier, Zahnbrecher, Chirurg und Quacksalber bekannt, ein Mann fürs Grobe. Johann Jockers hat Folgendes über ihn festgehalten:

„Zu den markantesten Erscheinungen im Ortsbild gehörte in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (1880–1890) der Rasierer und Wundarzt Kussmaul. Hart am Ufer der Kinzig, wo früher die Grafen von Hanau-Lichtenberg residierten (einige dicke Mauern zeugen noch von der entschwundenen Pracht), steht heute noch das Häuschen, in welchem Kussmaul lebte und wirkte.

Eine besondere Laune des Schicksals hatte Kussmaul aus Sinzheim im badischen Unterland nach Willstätt verschlagen, wo er sich in zweiter Ehe mit einer Willstätter Bürgerstochter verheiratete. Er hatte einige Semester Medizin studiert. Aus unbekanntem Gründen hatte er das Studium abgebro-



Hans Scheer



Hans Gress

chen. Er verfügte über beträchtliche medizinische Kenntnisse, die er als Wundarzt und Rasierer verwenden konnte. Kussmaul hatte in der Umgebung großen Zuspruch als Heilkundiger erfahren.“

Hans Scheer

Etwa 1885 eröffnete der praktische Arzt Hans Scheer, am 24.11.1858 in Willstätt geboren, eine Praxis. Er besuchte seine Patienten mit der Pferdekutsche. Sein Kutscher Georg Wagner, Dr. Schorsch genannt, verdiente 350,- Mark im Jahr. Schellen an der Kutsche sollen das Herannahen des Arztes angekündigt haben. Um dem vorbeifahrenden Arzt zu signalisieren, dass ein Hausbesuch notwendig war, wurde in der damals vorwiegend landwirtschaftlich geprägten Gemeinde am Hauseingang eine Milchkanne in umgekehrter Weise aufgestellt. Hans Scheer verstarb 1923.

Hans Gress

Der aus Mannheim stammende Arzt Hans Gress hatte sich 1904 als Arzt in Willstätt niedergelassen und praktizierte bis 1912, danach bis 1924 in Kehl und Kork. Nach seinem Wegzug aus Willstätt betreute Hans Gress weiterhin seine hiesigen Patienten. Das von ihm gedichtete und bekannte Heimatlied „Kinzigklänge“ drückte seine Verbundenheit zu Willstätt aus.



Dr. Otto Scheer

Dr. Otto Scheer

Dr. Otto Scheer, geb. am 26.4.1887 in Willstätt und Sohn von Hans Scheer, führte nach seinem Medizinstudium einige Jahre mit seinem Vater eine Gemeinschaftspraxis.

Die Zeit der Kutschfahrten war endgültig vorbei, denn Dr. Otto Scheer kaufte sich einen Pkw, um die Patienten außerhalb von Willstätt schneller besuchen zu können. Scheer jr. war nicht verheiratet. Aus gesundheitlichen Gründen musste er seine Praxis 1948 aufgeben. Er verstarb am 22. Mai 1971 bei seiner Schwester in Heidelberg.

Dr. Gustav und Dr. Ilse Reiß geb. Schemann

Gustav Reiß, gebürtiger Willstätter, Jahrgang 1913, war der Sohn des späteren Bürgermeisters Gustav Reiß und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Stumpp. Im Dorf war er „s’Stumpe Gustav“. Er besuchte die Höhere Schule und studierte in Heidelberg und Freiburg Medizin. Während des 2. Weltkrieges geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er 1946 zurückkehrte.

In Freiburg lernte er Ilse Schemann aus Düsseldorf kennen, die in Rostock und Freiburg ebenfalls Medizin studierte. Sie heirateten 1946 und eröffneten im selben Jahr im Elternhaus in Willstätt eine Praxis. Ilse Reiß war Kinderärztin, Gustav Reiß war Allgemeinmediziner. Die Praxis in der Hauptstraße 17 führten sie gemeinsam.

Gustav Reiß starb am 31. Juli 1971 an Herzversagen. Seine Frau führte die Praxis zunächst bis 1979 weiter und praktizierte nach Vermietung des 1. Stockwerkes in ihren Privaträumen bis 1988. Die Ehe blieb kinderlos.

Anekdote: Als Dr. Gustav Reiß im Mai 1961 zu einem sterbenden 84-jährigen Mann gerufen wurde, sagte er: „*Escher am fertig mache.*“



Gustav und Ilse Reiß

Dr. Bernhard Klinger

Auf die im Jahre 1948 vakant gewordene Arztpraxis Scheer bewarb sich der Berliner Arzt Dr. Bernhard Klinger. Er zog 1951 mit seiner Frau und den fünf Kindern in die untere Wohnung des „Doktorhauses“ Scheer ein.

Klinger wurde 1909 in Berlin geboren. Als er acht Jahre alt war, starb seine Mutter. Ihre Erkrankung und der frühe Tod haben in ihm den Wunsch geweckt, Arzt zu werden. Die Finanzierung des Studiums erforderte von seinem Vater, einem Geschäftsinhaber, große Opfer. Nach der Promotion und Fachausbildung zum Geburtshelfer in der Charitee Berlin bekam er 1939 im Gesundheitsamt Königsberg/Ostpreußen eine Anstellung als Medizinalrat. Zwei Jahre später übernahm er in Bielitz/Oberschlesien die Leitung des Krankenhauses. 1942 wurde er als Sanitätsarzt eingezogen und geriet 1945 in russische Gefangenschaft. Seine Frau flüchtete mit ihren fünf Kindern vom elterlichen Gut in Mittelschlesien zu ihrer Schwester nach Sachsen. 1949 wurde Dr. Klinger aus der Kriegsgefangenschaft nach Konstanz entlassen, wo er ein Jahr später mit seiner Familie zusammentraf.

Vom Flüchtlingslager Konstanz trat Familie Klinger die Reise nach Willstätt an. Die Kinder hatten sich nach kurzer Zeit im Dorf und in der Schule gut eingelebt. In Willstätt wurden zwei weitere Kinder geboren. Der Wohnraum war knapp bemessen, ebenso die Finanzen. Die Großfamilie wurde von Mitbürgern mit Naturalien unterstützt.

20 Jahre versorgte Dr. Klinger als Allgemeinmediziner, Geburtshelfer und Internist verantwortungsbewusst seine Patienten. Anfang 1971 gab er



Dr. Bernhard Klinger



Dr. Hannes Schadeberg

seine Praxis aus gesundheitlichen Gründen auf und zog mit seiner Frau zur ältesten Tochter nach Hohenau/Mittelfranken. Das Ehepaar drückte seine Verbundenheit zu Willstätt durch die alljährlichen Besuche bei befreundeten Familien aus.

Margarete Klinger verstarb 1978, Dr. Bernhard Klinger 1982. Beide wurden in Berglein bei Hohenau beigesetzt.

Tochter Sieglinde erinnert sich:

„Unvergesslich für uns Kinder war der große Wäschekorb voll mit frischen Eiern zum Osterfest 1951, die uns Willstätter Bürger schenkten.“

Dr. Hannes Schadeberg

In Dresden 1939 geboren, studierte Schadeberg in Kiel und Freiburg Medizin und arbeitete als Assistenzarzt an der Uni-Klinik Freiburg und im Ev. Krankenhaus Kork. Durch die Krankenvertretung von Dr. Gustav Reiß kam er nach Willstätt. Von Reiß wurde er gebeten, in Willstätt eine Praxis zu eröffnen, da er selbst gesundheitlich angeschlagen und nicht mehr belastbar sei.

Dr. Schadeberg eröffnete daraufhin am 2. Januar 1970 in Willstätt in der Sandgasse 42 eine Arztpraxis. Er wirkte über Jahre hinweg ehrenamtlich in verschiedenen Einrichtungen im Ortenaukreis und darüber hinaus. Er war Gründungsmitglied und Vorsitzender des Krankenpflegevereins und viele Jahre Vorsitzender des Kirchengemeinderats.



Dr. Rolf Fuhri



Dr. Rita Bürk

1998 erhielt Hannes Schadeberg das Bundesverdienstkreuz, das ihm in einer Feierstunde von Landrat Fehring verliehen wurde. Der Landrat hob besonders das Engagement im Rettungsdienst und Katastrophenschutz hervor.

Sein Einsatz war geprägt von Hilfsbereitschaft und Verantwortungsbewusstsein, ohne sich selbst in den Vordergrund zu stellen, still und bescheiden, so Bürgermeister Kleinhans. Nach 35 Jahren Dienst in der Gemeinde gab Dr. Schadeberg seine Praxis am 1. Mai 2005 auf.

Dr. Rolf Fuhri

Im Jahre 1979 gründete Rolf Fuhri eine Praxis in den ehemaligen Räumen von Dr. Gustav Reiß im unteren Stockwerk des Anwesens, Hauptstr. 17, wo sie sich bis heute befindet. Dr. Fuhri ist gebürtiger Willstätter, Jahrgang 1948. Die Abiturprüfung legte er 1967 im naturwissenschaftlich-mathematischen Einstein-Gymnasium in Kehl ab. Das Medizinstudium folgte dann von 1969 bis 1975 an der Universität Feiburg. Zwischen 1975 und der Praxisgründung am 1. Juli 1979 war er als Assistenzarzt in Stuttgart, Kehl und Offenburg in den Fächern Orthopädie und Allgemeinmedizin, Geburtshilfe und Gynäkologie tätig. Außerhalb seiner medizinischen Tätigkeit engagiert sich Dr. Fuhri als großer Naturfreund für die Belange der Jagd und der Fischerei, insbesondere für die Errettung und Wiederherstellung naturnaher Lebensräume, sowie für einen artenreichen, gesunden Wild- und Fischbestand. In dem derzeit laufenden Projekt zur Wiederansiedlung des Lachses ist er ebenfalls auf lokaler und Landesebene intensiv beteiligt.



*Neu eröffnete Praxis in der
Schwarzwaldstraße*

Dr. Rita Bürk

Durch Industrieansiedlungen in der Großgemeinde Willstätt war ein Bevölkerungswachstum zu verzeichnen, was die Eröffnung einer dritten Arztpraxis notwendig machte.

Rita Bürk, 1956 in Villingen/Schwarzwald geboren, besuchte in St. Georgen die Grundschule und das Gymnasium. Sie studierte in Straßburg und Heidelberg Humanmedizin mit Staatsexamen und Promotion in Heidelberg. Die Weiterbildung zur Fachärztin folgte in Baden-Baden-Ebersteinburg, Buchen/Odenwald und Pforzheim.

Von Oktober 1993 bis Februar 1994 war sie in Praxisgemeinschaft mit Dr. H. Schadeberg tätig. Danach eröffnete Frau Dr. Rita Bürk eine eigene Praxis für Allgemeinmedizin in der Feldbergstraße 12.

Brigitte Müller-Rösel

Die bisherige Arztpraxis Dr. Schadeberg wurde am 1. Mai 2005 von der Ärztin Brigitte Müller-Rösel aus Kehl-Odelshofen übernommen. Da die bisherigen Praxisräume privater Nutzung zugeführt wurden, eröffnete sie in der Schwarzwaldstraße 18 eine neue Praxis.

Krankenpflege und Krankengeräte

Schon im 19. Jahrhundert gab es in der Gemeinde einen „Verein für Krankenpflege.“ Für die Anschaffung der einfachsten Geräte war die Gemeindeverwaltung zuständig. Das Großherzogliche Bezirksamt verpflichtete die Gemeinde zur Anschaffung folgender Hilfsmittel: Badewanne aus Metall, Bettschüsseln aus Porzellan, Uringläser, wasserdichte Unterlagen, Luft- und Wasserkissen, Fieberthermometer, Badethermometer, Eisbeutel und Irrigatoren.

Die medizinischen Geräte und Gegenstände wurden, nach Eintrag in ein Buch, leihweise abgegeben. Wohlhabende mussten nach § 71 der Gemeindeordnung eine Gebühr entrichten. Wegen Ansteckungsgefahr sollten die bei den Hebammen befindlichen Geräte nur für die Wöchnerinnen benutzt werden.

1909 wurde Emma Baas als Krankenpflegerin erwähnt.

Am 1. November 1913 übernahm Schwester Emma Kober den Krankenpflegedienst in Willstätt. Die benötigten Arznei- und Verbandstoffe mussten von den Erkrankten oder deren Angehörigen selbst angeschafft werden. Bei mittellosen Personen trat die Gemeinde ein. Schwester Emma erhielt aus der Gemeindekasse ein Jahresgehalt von 660,- Mark, das in monatlichen Raten ausbezahlt wurde. Ferner verpflichtete sich die Gemeinde, Fräulein Kober zur Kranken- und Invalidenversicherung anzumelden.

Das Großherzogliche Bezirksamt schlug der Gemeinde die Anschaffung einer Tragbahre vor, sowie einen kleinen Verbandskasten und sterilisierte Verbandstoffe.

Das Bürgermeisteramt ließ 1922 Emilie Engelhardt im Ludwig-Wilhelm-Krankenhaus in Karlsruhe zur Landkrankenpflegerin ausbilden. Im August 1922 trat Emilie Engelhardt ihren Dienst als Landkrankenpflegerin in Willstätt an und wurde von der Gemeinde entlohnt.

Die Arbeitsmöglichkeiten der Dorfschwestern wurden mit Beginn der Nazi-Regierung in Frage gestellt. Am 11. März 1938 erhielten alle Landpflegerinnen folgendes Schreiben:

„Da die Landpflegerinnen keine Schwestern mit Staatsexamen sind, müssen ihretwegen gesonderte Verhandlungen geführt werden. Diese sind zwischen dem Hauptamt der NSV und dem Präsidium des DRK im Gange, während gleichzeitig die betreffende Landesstelle hier verhandelt. Es ist somit zwecklos und nur verwirrend, wenn örtlich verhandelt wird. (...)“

*Heil Hitler!
Unterschrift“*

Zu diesen Landpflegerinnen zählte auch Emilie Engelhardt. Sie versah vermutlich bis 1945 ihren Dienst in der Gemeinde.

Vom Mutterhaus Nonnenweier wurde 1947 die 44-jährige Diakonisse Lina Möbner nach Willstätt entsandt. Lina Möbner war Krankenschwester und tat bis 1951 ihren Dienst. Ihre Nachfolgerin wurde die 41-jährige Schwester Hedwig Blank. Sie wohnte in der Schulstraße 25 und hatte dort einen kleinen Behandlungsraum. Vorwiegend machte sie Hausbesuche bei alten und pflegebedürftigen Einwohnern. Die Diakonissen wurden vom Frauenverein betreut. Hedwig Blank war 20 Jahre Gemeindegewesene in



*Schwester Brigitte –
letzte Gemeindeschwester*

Willstätt und kehrte 1971 aus Altersgründen in das Mutterhaus Nonnenweier zurück. Sie war die letzte Diakonissen-Krankenschwester in Willstätt.

Das Wirtschaftsgeld für Schwester Hedwig betrug 1951 DM 60,- / 1956 DM 90,- / 1957 DM 120,- / 1965 DM 150,- pro Monat.

Es gab nicht genügend Frauen, die sich zur Diakonissen-Krankenschwester ausbilden ließen, daher konnten in den Ortschaften keine mehr eingesetzt werden.

Gründung eines neuen Krankenpflegevereins

Um die pflegerische Betreuung wieder zu garantieren, gründete die Kirchengemeinde am 1. Januar 1973 den Krankenpflegeverein. Durch Mitgliedsbeiträge und finanzielle Hilfe der politischen Gemeinde konnte die Krankenschwester Brigitte Plichtiak angestellt werden. Sie pflegte Bettlägerige daheim, führte medizinische Behandlungen durch, wie Injektionen und Verbände. So weit es möglich war, half sie Alten und Alleinstehenden im Haushalt.

Die Krankenstation mit Sprechstunde befand sich weiterhin in der Schulstraße. In einem bescheidenen Bad, das zuvor mit einem Holzofen

beheizt werden musste, badete sie alte und kranke Menschen. Schwester Brigitte sicherte die Grundpflege auch an den Wochenenden. Die örtliche Krankenstation sowie die Krankenschwester wurden 1975 von der Kirchlichen Sozialstation Kehl übernommen.

Schwester Brigitte hatte nun eine eigene Wohnung, geregelte Arbeitszeiten, ein freies Wochenende und Urlaubsanspruch. Die Versorgung der Kranken an den Wochenenden wurde von der Sozialstation Kehl geregelt. Bis zum 1. Oktober 1991 war sie als Krankenschwester in der Gemeinde tätig.

Seither können die Bedürftigen, zusätzlich zur Sozialstation Kehl, von privaten Pflegediensten rund um die Uhr betreut werden.

Krankenversicherungsverband

Diesem Verband gehörten die Gemeinden Willstätt, Sand, Eckartsweier, Hesselhurst und Hohnhurst mit dem Sitz in Willstätt an. Wann der Verband gegründet wurde und wie lange er aktiv war, ist nicht bekannt. Alle Arzt-, Apotheken- und Krankenhausrechnungen mussten bei der Gemeinde eingereicht werden. Die vorhandenen Belege beziehen sich auf das Jahr 1899.

Der Pflegesatz im Bürger-Hospital in Straßburg betrug z.B. 2,30 Mark pro Tag. Bei Wundarzt Kussmaul kosteten: „Ohren ausspritzen“ 50 Pfennig, „Schröpfen“ 1,50 Mark und einen „Zahn ziehen“ 60 Pfennig. Wer es sich leisten konnte, ließ sich von Dentist Müller aus Straßburg oder von Zahnarzt Feißt aus Offenburg die Zähne behandeln und ziehen. Bei schwierigen Zahnproblemen verordnete der praktische Arzt Scheer eine Behandlung in Straßburg. Aus diesen Unterlagen geht hervor, dass zu dieser Zeit in Willstätt kein ausgebildeter Dentist ansässig war.

Zahnärzte und Dentisten in Willstätt

Karl Bürstner

Bürstner, 1899 in Willstätt geboren, war staatlich geprüfter Dentist und eröffnete 1922 in der Sessichstr. 6. eine Praxis. Er kaufte 1929 die von Tierarzt Kübitz erbaute Villa in der Schlossstraße 8 und praktizierte dort bis zu seinem Tode im Jahre 1961. Karl Bürstner fertigte die künstlichen Zähne im eigenen Laboratorium an. Etwa Mitte der 1950er Jahre wurden die Dentisten als Zahnärzte eingegliedert.

Karl Bürstner war auch für seine Schäferhunde- und Brieftaubenzucht bekannt.



Karl Bürstner



Walter Maaß

Walter Maaß

Im April 1948 eröffnete Walter Maaß in der Hauptstraße 56 eine Privatpraxis. Etwa 1950 erhielt er die Kassenzulassung. Maaß wurde am 14.11.1914 in Lahr geboren und kam 1919 mit seinen Eltern nach Willstätt. Bis zur 4. Klasse besuchte er die Volksschule, danach bis zum Einjährigen das Gymnasium in Offenburg.

In Kehl begann er, bei dem aus Willstätt stammenden Dentisten Bohleber, eine Lehre. Nach Abschluss der Lehre und Technikerprüfung arbeitete er als Assistent in Freiburg. Von 1937 bis 1945 war er Soldat.

Nach Kriegsende legte er in Karlsruhe die Prüfung zum staatlich geprüften Dentisten ab. Walter Maaß fertigte die Zahnprothesen selbst an. Als er aus Altersgründen die kassenärztliche Betreuung seiner Patienten abgeben musste, betreute er seine Privatpatienten bis einen Tag vor seinem Tod. Walter Maaß starb am 5.2.2001.

Dr. Peter Maaß

Als Sohn von Walter Maaß wurde er 1947 in Kappelrodeck geboren. Er besuchte die Grundschule in Willstätt und anschließend das Einstein-Gymnasium in Kehl. Nach der Abiturprüfung 1967 studierte Peter Maaß in Freiburg Zahnmedizin, wo er 1972 das Staatsexamen ablegte. Nach dem Militärdienst und der Assistenzzeit in Lahr eröffnete er 1975 am Giesen 17 eine eigene Praxis.



Dr. Peter Maaß und Team



Dr. E. Knauer-Chapelle

Dr. Elisabeth Knauer-Chapelle

Elisabeth Knauer-Chapelle wurde 1952 in Willstätt als Tochter von Schreinermeister Johann Knauer und seiner Ehefrau Elisabeth geboren. Von der Volksschule wechselte sie 1963 aufs Gymnasium und absolvierte 1973 die Abiturprüfung. Im Anschluss daran machte sie in Kehl eine Lehre als Zahnärzthelferin und legte 1974 die Helferinnenprüfung ab. Vom Oktober 1974 bis Juli 1976 studierte E. Knauer-Chapelle Physik, danach bis 1981 Zahnmedizin und schloss das Studium mit dem Staatsexamen ab. Nach der Assistentenzeit in Bühl/Stadt und in Schonach/Schwarzwald eröffnete sie am 1. April 1984 eine Zahnarztpraxis im Anwesen Sessichstraße 12, das sie käuflich erwarb. Zugleich war Frau Knauer-Chapelle von 1983 bis 1996 als Kirchengemeinderätin in verschiedenen Bereichen tätig.

Der Schwerpunkt Zahnmedizin wurde im Lauf der Jahre von Dr. E. Knauer-Chapelle durch alternative Behandlungsmethoden wie Laser- & Neuraltherapie, Homöopathie, Bioenergetische Testverfahren zum Austesten von Werkstoffen und Allergenen, Störfelddiagnostik, Geobiologie, Quantek und Akupunktur, erweitert.

Zahnärztliche Betreuung in der Schule

Dr. Zimny aus Kork übernahm auf Anordnung des Gesundheitsamtes die zahnärztliche Betreuung in der Schule.

Gegen diese Anordnung hatten sich 1949 die staatlich geprüften Dentisten Karl Bürstner und Walter Maaß mit der Begründung gewehrt, dass die



Dentallabor, Schlossstr. 5

Dentallabor

Im Herbst 1981 eröffnete Paul Diebold in der Schlossstraße 5 ein Dentallabor. Zum 1. Januar 2006 übersiedelte er mit seinem Labor nach Kehl.

Tierärzte in Willstätt

Jakob Kaiser und Jakob Fenzling

In einer Urkunde über käufliche Erwerbung einer Begräbnisstätte geht hervor, dass im September 1857 ein Tierarzt namens Johann Kaiser verstorben ist.

Hier muss es sich um den Vater des ab 1859 praktizierenden Tierarztes Jakob Kaiser handeln. Kaiser hatte in Karlsruhe 1859 die Prüfung als Tierarzt bestanden.

Jacob Fenzling, geb. am 4. Oktober 1829 in Willstätt, legte die Tierarztprüfung 1849 in Karlsruhe ab und war ab diesem Zeitpunkt bis zu seinem Tode 1897 Tierarzt in Willstätt.

Auf die frei gewordene Stelle von Fenzling bewarb sich der praktische Tierarzt Wilhelm Scherwitz aus Karlsruhe. Kurz nach seinem Dienstantritt bat er die Gemeinde, zur allgemeinen Benutzung der Tierhalter zwei Irrigatoren bestehend aus Behälter und Schlauch, zwei Schlundsonden, eine große für ältere Tiere und eine kleine für Jungvieh, anzuschaffen. Scherwitz kam aus der Stadt und war Tierarzt beim Artillerie-Regiment 14 und brachte Neuerungen mit.

Schulzahnpflege den ortsansässigen Dentisten übertragen werden sollte und nicht einem auswärtigen Zahnbehandler.

Karl Bürstner hatte bereits seit 1925 die zahnärztliche Betreuung der hiesigen Volksschule unentgeltlich übernommen. Walter Maaß wäre ebenfalls bereit gewesen, ehrenamtlich zu arbeiten. Das staatliche Gesundheitsamt lehnte dieses Angebot mit der Begründung ab, dass die staatlich gelenkte Zahnpflege ausnahmslos von Zahnärzten durchgeführt werden müsse.



Über das Leben und Wirken von Tierarzt Jakob Kaiser ist, dank des Heimatforschers Johann Jockers, einiges erhalten geblieben. Kaiser war im 1870er Krieg Pferdeterarzt und hat sich nach Kriegsende in seinem Heimatort niedergelassen. Seine Touren nach Hesselhurst, Eckartsweier, Marlen, Goldscheuer und Kittersburg hatte er alle zu Fuß zurückgelegt. Wenn ein Landwirt aus den umliegenden Gemeinden den Tierarzt dringend brauchte, holte er ihn mit dem Bernerwägele oder dem Schlitten ab und brachte ihn wieder nach Hause. Bei dem immer wiederkehrenden Hochwasser wurde er vom Sandzieher Schläger, genannt „Guller“ in die umliegenden Orte gefahren. Diese waren durch das Hochwasser oft tagelang von der Außenwelt abgeschnitten. Erst in den letzten Jahren seiner Tätigkeit hat er sich ein Dreirad mit Vollgummibereifung gekauft, auf das er sehr stolz war. Kaiser kehrte sehr gerne bei seinem Nachbar, dem Bierbrauer Ferber, ein, um seinen Durst zu löschen und eine Prise zu nehmen. Mit ihm heckte er manchen Streich aus. Kaiser war in der Sandgasse 21 zu Hause, Ferber gegenüber, im Haus Nr. 20.

Wenn er gut gelaunt war, zitierte er folgendes Gedicht über den Brantwein:

„Am Morgen schmeckt der Brantwein gut,
desgleichen am Mittage,
und wer am Abend schnapsen tut,
lebt frei von jeder Plage.
Um Mitternacht ein Schnäpselein,
kann darum auch nicht schädlich sein.“

Nachstehende Begebenheit ist ebenfalls durch Johann Jockers erhalten geblieben:

*„Im allgemeinen ist der Doktor mit seinem Vieh gut umgegangen,
aber die Geisen hat er nicht verputzen können.
Do esch'r emol gerufe worre, um so enere Geis bi der Geburt zu
helfe. Er esch net grad sanft umgange met dere Geis, on wo er dere
ämol kräftich henge nin getrette hett, no hett die Frau, dere die Geis*

ghert het, nem verhewe kenne on hett zum Dokter gsäd: Awer Herr Dokter, gehn se doch net so wüsch mit dere Geis um! Was, hett jetzt dr Dokter zu dere Frau gsäd, was ich soll net so wüsch mit dere Geis umgehn? Geisevieh esch Lumpevieh, ons wens eich net passt, no mache ihr s'nächste Mol eire Geisle sälwer!“

Kaiser verstarb am 26. Dezember 1904 im Alter von 66 Jahren.

Dr. Heinrich Kübitz

Der in Renchen tätige Tierarzt Kübitz bewarb sich nach dem Tod von Kaiser nach Willstätt. Der aus Magdeburg stammende Kübitz trat den Dienst im August 1905 an. Er war für die Ortschaften Hesselhurst, Hohnhurst, Kork, Legelshurst, Odelshofen, Sand und Willstätt zuständig. Für Eckartsweier nur in Vertretung von Tierarzt Scherenberg aus Altenheim.

Kübitz erbaute sich in der Schlossstraße 8 eine Villa mit Pferdestall und zwei Garagen und kaufte das große Gartengrundstück gegenüber seinem Hause, jetzt Schlossstraße 5.

Er besuchte die Landwirte in den umliegenden Ortschaften mit dem Pferdegespann. Als erster Bürger von Willstätt kaufte er sich ein Auto, einen Hanomag, um im Notfall schneller an Ort und Stelle zu sein.

Am 5. Juli 1929 schrieb er an den „hochwohlloblichen Gemeinderat“, dass er in den Staatsdienst übertreten wolle und bat um Auflösung des Vertrages vom Oktober 1905.

Kübitz verkaufte seine Villa samt dem Gartengrundstück an den Dentisten Karl Bürstner und zog mit seiner Familie nach Meßkirch.

Heinrich Leser

Am 1. Oktober 1900 wurde Heinrich Leser in Weißenburg/Unterelsass geboren. Sein Vater war dort bei der Deutschen Bahn beschäftigt. Nach dem 1. Weltkrieg musste die Familie das Elsass verlassen und zog nach Willstätt, dem Heimatort der Eltern. In Marburg studierte Leser Tiermedizin und war einige Zeit in Mudau/Odenwald tätig. Am 5. August 1929 wurde er „handgelübdlich“ von der Gemeinde zum praktischen Tierarzt verpflichtet. 1940 wurde er zur Wehrmacht eingezogen und kehrte 1945 zurück. Bis zu seiner Erkrankung war er als Tierarzt für Willstätt und die umliegenden Ortschaften tätig. Er verstarb am 26. Januar 1981.



Dr. Heinz Kübitz



Heinrich Leser

Dr. Heinz Leser

Heinz Leser wurde am 26.11.1927 als Sohn von Heinrich Leser und Elisabeth geb. Kaufmann in Offenburg geboren.

Bis zur 4. Klasse besuchte er die Volksschule, danach das Gymnasium in Offenburg. Mit 17 Jahren kam er nach Sibirien und kehrte 1946 zurück. In Freiburg legte er die Abitursprüfung ab. Er studierte und promovierte in München und arbeitete danach in der Praxis seines Vaters, die er nach dessen Erkrankung übernahm. Da die Großviehhaltung in Willstätt und den umliegenden Ortschaften immer mehr zurück ging und die Landwirte sich auf Schweinehaltung spezialisierten, baute er sich in der Schubertstraße 1 eine Kleintierpraxis.

Wegen Erkrankung musste er die Praxis 1984 aufgeben. Heinz Leser verstarb 1994.

Dr. Kurt Erich

Erich kam 1985 aus München und übernahm die Kunden von Heinz Leser und richtete in der Beethovenstraße 1 eine provisorische Praxis ein. Er kaufte das Anwesen in der Schloßstraße 3 und baute in viel Eigenarbeit die ehemalige Schreinerei Reyeg zu einer modernen Praxis um, die 1986 eröffnet wurde.

Dr. Erich verkaufte 1992 das Anwesen an Fensterbau Hilzinger, mietete in Legelshurst ein Haus in der Bahnhofstraße und richtete dort eine Praxis



Dr. Heinz Leser



Dr. Kurt Erich

ein. Nach kurzer Zeit gab er die Praxis krankheitshalber wieder auf und verließ das Hanauerland.

In Willstätt hat sich seither kein Tierarzt mehr niedergelassen. Landwirte und Metzgereien werden von Tierarzt Dr. Granacher aus Appenweier betreut.

Fleischschau

Georg Albert Kaiser (Sohn von Tierarzt Jakob Kaiser) wurde 1897 zum Fleischschau-Stellvertreter „handgelübdlich“ bestellt. Er musste sich alle drei Jahre einer Prüfung vor dem Bezirksarzt unterziehen und sollte nur bei Verhinderung des ordentlichen Beschauers (Tierarzt) in Funktion treten. Kaiser unterstand Tierarzt Kübitz.

Johann Gerathwohl wurde am 16.9.1909 ebenfalls als Stellvertreter verpflichtet.

Kaiser beklagte sich 1912 beim Bezirksarzt in Kehl über zu wenig Beschäftigung und unregelmäßige Bezahlung durch Dr. Kübitz. Die Fleischschau wurde 1914 von Kübitz an Kaiser abgetreten, ausgenommen waren Beanstandungen, für die der Tierarzt zuständig war.

Der Gemeinderat beschloss 1921, dass Georg Kaiser für Großvieh 4,50, für Kleinvieh 3,- und für Zicklein 1,- Mark erhalten sollte. Im Zuge der Geldentwertung kostete die Beschau 1923 für Großvieh 5.000,-, für Kleinvieh 3.000,- und für Zicklein 600,- Mark.



Georg David Hilzinger



Die Apotheke

Nach fast 25-jähriger Tätigkeit erhielt Kaiser von der Gemeinde 1922 einen Dienstvertrag. Im September 1923 legte er sein Amt nieder.

Metzger und Gastwirte wurden aus gegebenem Anlass am 1. Juli 1924 vom Bürgermeisteramt darauf hingewiesen, dass jedes Tier zur Schlachtvieh- und Fleischschau anzumelden sei. Es ist aber anzunehmen, dass einige Schwarzschlachtungen durchgeführt wurden.

Landwirt Alois Wachter, geb. am 13. März 1897, wurde im September 1937 in Baden-Baden zum Fleisch- und Trichinenschauer für Hausschlachtungen ausgebildet. Infolge Einberufung des Tierarztes Leser zum Militär wurde Wachter bis auf Weiteres vom Veterinärtrat Dr. Reinholdt in Kehl für die gewerblichen Schlachtungen zugelassen.

Alois Wachter verstarb am 26. Juli 1947 an Herzversagen. Nachfolger wurde der 57-jährige Lohnmetzger und Landwirt Jakob Hilzinger aus Sand. Der letzte bekannte Fleischbeschauer war der im Färberzinken wohnende Xaver Krämer (1912–1980). Danach war die Beschau den Tierärzten vorbehalten.

1919 wurden in Willstätt 95 Pferde gezählt. 1950 gab es 464 Nutztiere (Rinder, Kühe, Kälber, Bullen und Ochsen).

Tierkastrierer (Nonnenmacher)

Das Physikat Kork erteilte am 20. November 1856 dem ledigen Kastrierer David Hilzinger die Erlaubnis, kleine Tiere wie Hunde, Katzen, junge Kälber und junge Schweine zu kastrieren.

Die letzten in der Umgebung tätigen Tierkastrierer für Pferde, Rinder, hauptsächlich aber für Schweine waren Georg David Hilzinger (genannt Nonnemacher; 1887–1975) aus der Sessichstraße 12 und Karl Hilzinger (genannt Hagel; 1905–1979) aus der Schulstraße 14.

Beide erlernten diesen Beruf im Elsass. In Deutschland wäre die Ausbildung wesentlich teurer gewesen.

Apotheke

Die Geschichte der Korker Apotheke begann in Willstätt. Apotheker Gaupp aus Kehl eröffnete 1798 eine Apotheke, nachdem sein Geschäft durch Kriegseinwirkung in Kehl zerstört wurde. In einem Visitationsbericht der Sanitätskommission von 1803 heißt es:

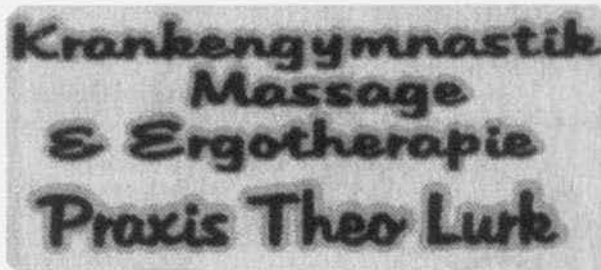
„Befindet sich die Apotheke in einem nicht hellen vormals gewesenen Schlachthaus mit steinernen Platten gebodet, so für den größten Teil der Arzneimittel selbst in Behältern zu feucht ist. Hat man die Behälter, Schachteln, Häfen usw. nicht mit den gehörigen Siegeln versehen, den größten Teil trockener Mittel aber nur in Papier aufbewahrt gefunden. Hat man kein Laboratorium, gar keine Tiegel, keine Retorten und sonstige Verfertigung komponierter Arzneimittel gehörige chemische Geräte gefunden. Die Mörser waren reinlich, jedoch in geringer Menge. Die Gifte sind der Verordnung gemäß unter Schloss abgesondert, usw.“

1804 bat er die Sanitätskommission Karlsruhe, die Apotheke nach Kork verlegen zu dürfen, was ihm 1805 genehmigt wurde. Kork war damals Amtssitz und Zentralort für die umliegenden Gemeinden.

Kaufmann Marquardt aus Willstätt wurde mit Verordnung vom 25. März 1872 eröffnet, dass er keine Heilmittel mehr verkaufen dürfe. Die hiesigen Bürger mussten fortan die Arzneimittel in Kork holen. Ab 1963 wurde die Bevölkerung über eine Rezeptsammelstelle von Kork aus bedient.

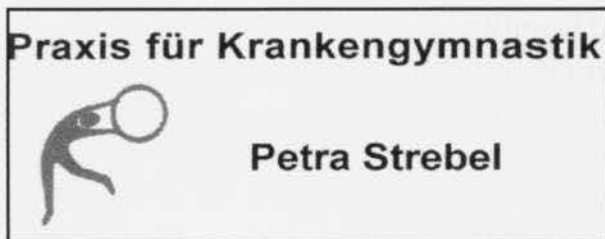
Im Jahre 1975 wurde die heute bestehende Lichtenberg Apotheke eingerichtet. Der Korker Apotheker Dr. Brandau kaufte das stattliche Anwesen des ehemaligen Fruchthändlers Wandres in der Hauptstraße 35 und ließ es abreißen. Die neu erbaute Apotheke wurde von Karen Langguth eröffnet. Nach 5 Jahren endete der Gesellschaftsvertrag zwischen Brandau und Langguth. Das Ehepaar Langguth verlegte die Apotheke in das ehemalige Edeka-Geschäft Steinmetz in der Hauptstr. 26. Am 1. Februar 2005 hat Apotheker Ralf Piekarski das Geschäft übernommen. In der Hauptstraße 35 befindet sich seither der Drogeriemarkt Schlecker.

Massage- und Krankengymnastik-Praxen



Theo Lurk

Das Ehepaar Monika und Theo Lurk aus Bohlsbach eröffneten am 5. April 1983 die erste Massage- und Krankengymnastikpraxis in Willstätt. Die Räumlichkeiten befinden sich in der Alten Schule.



Petra Strebel

In der Feldbergstraße 36 eröffnete am 1. Mai 1998 Petra Strebel eine Praxis für Krankengymnastik und Physiotherapie.



Ingrid Hess

Eine weitere Praxis für Krankengymnastik wurde von Ingrid Hess im September 2004 in der Hauptstraße 89 eröffnet. Da die Räumlichkeiten nicht der gesetzlich vorgeschriebenen Raumhöhe ent-

sprechen, können keine Rezeptpatienten, sondern nur Privatpatienten behandelt werden.

Quellen und Bilder:

Gemeinde-Archiv Willstätt; Dr. Rolf Fuhri; Dr. Rita Bürk; Dr. Peter Maaß; Dr. Elisabeth Knauer-Chapelle; Dr. Hannes und Brigitte Schadeberg, Sand; Dr. Sieglinde Klinger, Karlsruhe; Herbert Ferber; Gisela Pallentin; Johann Jockers †; Trudel Hilzinger; Alfred Hetzel, Eckartsweier; Marie Künster; Antje Körklin, Hebamme, Sand

Über ein furchtbares Kapitel Unmenschlichkeit – Buchenwald ist überall

Ralf Bernd Herden

Beim Verfassen – wie beim Lesen dieser Darstellung – steigen blankes Entsetzen und furchtbare Angst, Sprachlosigkeit und Empörung, Mitleid bis zur Unfassbarkeit in uns auf. Vor unserem inneren Auge enthüllen sich Fakten, welche der gesamten Menschheit unsäglicher Schmerz und ewige Mahnung zugleich sein müssten. Wie konnte es sein, dass Menschen, welche als Ärzte den hippokratischen Eid, zu helfen und zu heilen, abgelegt haben, in menschenverachtender Art und Weise anderen unsägliche Leiden und grausamsten Tod zugefügt haben, in einer Art und Weise, wie sich selbst Wölfe oder andere wilde Tiere gleicher Art nicht untereinander vernichten? Eines der zahllosen, schrecklichen Beispiele, wie unmenschlich Menschen sein können, ist der KZ-Arzt Erich Wagner. Er lebte nach dem II. Weltkrieg zuerst unerkannt und unentdeckt in der Ortenau. Mitten unter uns, in Lahr: Verborgen blieb das verbrecherische Vorleben nicht weniger freundlicher Hausärzte von nebenan, die niemand fragte, woher sie eigentlich gekommen waren ...¹ Wagner, dessen Frau ebenfalls Ärztin war und eine Kassenzulassung besaß, hatte sich in Lahr um eine Privatzulassung bemüht und diese 1958 auch erhalten.²

SS-Sturmbannführer (den einem Major der Wehrmacht entsprechenden SS-Rang erlangte er 1944, zuvor war er mit Wirkung vom 1. Mai 1942 zum SS-Hauptsturmführer befördert worden³) und KZ-Arzt Erich Wagner⁴ war am 15. September 1912 in Komotau im Sudetenland geboren worden. Nach Schulbesuchen in Salzburg, Bad Reichenhall und München studierte er Medizin in Graz, Innsbruck, München, Kiel und Freiburg im Breisgau. Dort legte Wagner im Dezember 1938 das medizinische Staatsexamen ab, um danach sein Praktikumsjahr in der inneren und chirurgischen Abteilung des Städtischen Krankenhauses Bad Reichenhall zu absolvieren. In seiner Dissertation⁵ gibt er an, am 6. September 1939 zur Waffen-SS eingezogen worden zu sein, und am 19. September 1939 die ärztliche (Not-)Approbation erlangt zu haben. Die SS war Wagner nichts Unbekanntes, gehörte er ihr doch bereits seit 1933 an. Er trat seinen Dienst beim SS-Ersatzbataillon Berlin-Lichterfelde⁶ an, welches als Ersatzeinheit der „Leibstandarte Adolf Hitler“ in den Kasernen der ehemaligen, königlich preußischen Hauptkadettenanstalt Groß-Lichterfelde untergebracht war.

Doch bald darauf wurde Erich Wagner versetzt – nach Weimar, genauer gesagt ins Konzentrationslager Buchenwald.

Dort wirkte er vom November 1939 bis Januar 1941 im Häftlingsrevier im Rang eines SS-Untersturmführers (entspricht dem Leutnant der Wehrmacht) als 2. Lagerarzt. Es bleibt anzumerken, dass er neben der medizinischen (Not-)Approbation auch den Abschluss der SS-Junkerschule Bad Tölz vorweisen konnte.⁷ Ob Wagner dann gleich bei Dienstantritt ins richtige Milieu geriet, als am Tag nach dem fehlgeschlagenen Bürgerbräukeller-Attentat des Schreiners Georg Elser auf Hitler (am 8. November 1939) im KZ Buchenwald von SS-Angehörigen wahllos 21 Juden ausgesondert und in einem nahen Steinbruch ermordet wurden⁸, muss dahingestellt bleiben.

Dass es in Deutschland Konzentrationslager gab, war spätestens seit dem ausführlichen Bericht im „Illustrierten Beobachter“ (erschieden natürlich im Zentralverlag der NSDAP Franz Eher Nachfolger München) vom 3. Dezember 1936 klar. Wie es dort wirklich zugeing, war allerdings nur über die „Gerüchteküche“ allgemein bekannt ... Doch selbst im „zoologischen Garten der Judenkäfige“⁹ hatte beispielsweise Victor Klemperer am 29. Oktober 1933 von den Misshandlungen Erich Mühsams im KZ¹⁰ erfahren, und dies leider so zutreffend beschrieben: „Ich glaube, wo künftig das Wort Konzentrationslager fallen wird, da wird man an Hitlerdeutschland denken, und nur an Hitlerdeutschland.“¹¹

Und selbst in lokalen Blättern, wie dem „Berchtesgadener Anzeiger“, drohten „Politische Leiter“ wie jener der NSDAP-Ortsgruppe Berchtesgaden, Brehm, in Anzeigen ganz offen damit, dass „diese Schädlinge ins Konzentrationslager Dachau verbracht werden müssten.“¹²

Wagner widmete sich sofort der im KZ Buchenwald ausgebrochenen Fleckfieberseuche, betätigte sich aber auch dadurch, dass er Häftlinge im Baderaum des Sanitätsreviers zu Tode spritzte – an manchen Tagen mehr als 20 Opfer. Für diese „Abspritzungen“ ließ sich Wagner aus Berlin per Sonderanforderung ein ganz spezielles Narkosemittel liefern. So rottete Wagner fast alle der im Lager inhaftierten, burgenländischen Sinti und Roma aus.¹³

Neben diesem mörderischen Tatendrang nutzte Wagner auch die Gelegenheit, im KZ Buchenwald mit seinen pseudowissenschaftlichen Bestrebungen die Erlangung der medizinischen Doktorwürde zu verfolgen.

In einer Zeit, in welcher Soldaten aller Nationen an allen Fronten den Kriegstod fanden, und ethisch aufrechte Ärzte und Sanitäter an allen Fronten die Leiden ihrer Mitmenschen zu lindern versuchten, widmete sich der Nazi-Mediziner Wagner aus „wissenschaftlicher Sicht“ einem Phänomen, welches wohl gesellschaftlich stets umstritten war und es auch heute noch ist: Er setzte sich mit der „Tätowierungsfrage“ auseinander.

Tätowierungen, besser: Tatauierungen, hatten ursprünglich nicht nur dekorative oder ästhetische Gründe, sondern auch rituelle, magische oder soziale, ja selbst medizinische Ursachen.¹⁴ Die höchste Perfektion erlangte

diese Kunst bei den hellhäutigen Polynesiern und Mikronesiern und auch bei den Maoris Neuseelands, deren Häuptlinge und Priester mit Tätowierungen geschmückt waren. Und bekanntlich gehörten ja „Kaiser-Wilhelm-Land“, „Neu-Mecklenburg“ und „Neu-Pommern“ zu den deutschen Kolonialbesitzungen. Was die Gerüchte erklärt, Kaiser Wilhelm II. und Felix Graf von Luckner, der „Seeteufel“ seien ebenfalls nach Art der Maoris tätowiert gewesen.

In Europa wurde das Tätowieren zuerst bei Seeleuten üblich. Es entstammte dem Wunsch, sich im Falle des Ertrinkens durch christliche Symbole möglichst eines christlichen Begräbnisses zu versichern. Später traten Schiffe, Flaggen, erotische Motive hinzu. Die im Laufe des 19. Jahrhunderts entstandenen Tätowier-Salons ließen die Sitte auch bei Arbeitern und Soldaten aufkommen, welche jedoch bald wieder zurückging. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurden Tätowierungen immer mehr als Symbol sozialer Randgruppen angesehen, was schließlich dazu führte, sie aus der Sicht der Nationalsozialisten zum Kriminalitätsindiz werden zu lassen.

Fest steht: Eines Tages Ende 1939 oder Anfang 1940 kam Wagner, wie der Häftlingsarztschreiber Paul Grünewald sich erinnert, ins Arztzimmer: „*Grünewald, wir müssen unsere Doktorarbeit machen.*“ Es hatte sich herausgestellt, dass Wagner von der Universität Jena das Thema „Ein Beitrag zur Tätowierungsfrage“ erhalten hatte.

Nach Unterlagen der Universität soll Wagner das Thema erst im Juni 1940 erhalten haben.¹⁵ Bereits am 22. November 1940 legte er die Arbeit der medizinischen Fakultät vor, die mündliche Doktorprüfung erfolgte am 17. Dezember 1940. Wesentlicher Inhalt der Arbeit war die Untersuchung von 800 tätowierten Häftlingen nach deren sozialer Herkunft, der Tätowierungsart, den Inhaftierungsgründen und den zur Tätowierung führenden Motiven.¹⁶

Nachdem die erforderliche Zustimmung des KZ-Kommandanten Koch (auf ihn wird später noch kurz eingegangen) eingeholt worden war, ging Erich Wagner „an die Arbeit“, d. h. Häftlingsarztschreiber Grünewald entwarf für ihn einen Fragebogen, befragte für ihn 800 Häftlinge, stellte Zahlenmaterial und Literaturverzeichnis zusammen und arbeitete die Literatur gründlich durch.

Dies war kein Ausnahmefall: Auch Lagerarzt Dr. Waldemar Hoven,¹⁷ ursprünglich Landarbeiter, geboren 1903 in Freiburg im Breisgau, und im Nürnberger Ärzteprozess zum Tode verurteilt¹⁸, ließ sich seine Doktorarbeit (Promotion an der Universität Freiburg im Breisgau über die Heilung von Lungentuberkulose durch Kohlenstaub) von den KZ-Häftlingen Wege-
rer und Sitte schreiben.¹⁹ Wer vor der heimtückischen und grausamen Tötung anderer Menschen nicht zurückschreckt, schreckt noch viel weniger vor der Kleinigkeit des geistigem Diebstahls zurück.

Und so promovierte nicht nur Waldemar Hoven, sondern auch Erich Wagner dadurch, dass er andere „für sich denken ließ“.

Häftlingsarztschreiber Grünewald hierzu: *„Zwischendurch hat sich Wagner selbstverständlich für den Fortgang der Arbeit interessiert, hat auch die ausgefüllten Fragebogen durchgesehen und u. a. dafür gesorgt, dass besonders schöne Tätowierungen in der Foto-Abteilung fotografiert worden sind.“*

Ab diesem Punkt scheiden sich die Geister, weil nun eine Thematik auf den Tisch kommt, welche jeder ehrenwerte Gerbermeister entrüstet von sich weisen würde: Hat Wagner wirklich Tätowierungen auf Menschenhaut gesammelt? Behilflich dabei soll ihm vor allem sein „Arztkollege“, der SS-Hauptsturmführer Hans Müller²⁰, gewesen sein. Geboren 1906 in Frankfurt am Main soll er sich in seiner Position als Lagerarzt (sein Tätigkeitsschwerpunkt lag bezeichnenderweise in der Pathologie) nicht nur um die Ermittlung tätowierter Häftlinge, welche für Wagner fotografiert und danach ermordet worden sein sollen, gekümmert haben – Müller soll auch für die Beschaffung angemessener SS-Geschenke, beispielsweise Taschenmesserretuis aus Menschenhaut, gesorgt haben.

Beim Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher berichtete ein Zeuge: *„Im Jahr 1939 wurde allen Gefangenen mit Tätowierungen befohlen, sich im Krankenrevier zu melden. Niemand wusste, warum dies geschah, aber nachdem die tätowierten Gefangenen untersucht waren, wurden diejenigen mit den schönsten und künstlerischsten Mustern in dem Krankenrevier zurückbehalten und dann durch Einspritzungen getötet, die durch Karl Beigs, einen kriminellen Gefangenen, ausgeführt wurden. Die Leichen wurden dann in die pathologische Abteilung gebracht, wo die gewünschten Stücke der tätowierten Haut von den Leichen abgetrennt und behandelt wurden. Die fertiggestellten Stücke wurden der Frau Ilse²¹ (genannt die „Hexe von Buchenwald“, der Verf.; zu ihr nachfolgend weitere Informationen) des SS-Standartenführers Karl Koch²² (Lagerkommandant; d.Verf.) übergeben, die sie in Lampenschirme und andere Ziergegenstände für den Hausrat verarbeiten ließ. Ich selbst sah solche tätowierten Häute ... Diese Arbeiten wurden von einem Gefangenen namens Wernerbach durchgeführt.“²³*

Und auch der Häftling Gustav Wegerer, Chemieingenieur aus Wien und Capo der Pathologischen Abteilung des KZ Buchenwald berichtete: *„Der SS-Arzt Dr. Wagner machte eine Dissertationsarbeit über Tätowierungen, wobei auffällig war, dass die von ihm bestellten Häftlinge starben und ihre Tätowierungen abgelöst wurden. Es ist anzunehmen, dass sie von ihm im Krankenhaus liquidiert wurden.“²⁴*

Selbst der SS-Richter Dr. Morgen²⁵, welcher ein Korruptionsverfahren gegen den KZ-Kommandanten Koch und dessen Frau durchzuführen hatte,

berichtet, er habe tätowierte Menschenhaut, einen präparierten Menschenkopf und einen Lampenschirm aus Menschenhaut gesehen: *„Aber in dem damaligen Strafverfahren wurde wegen dieser Dinge keine Anklage gegen ihn (Koch; d.Verf.) erhoben.“*²⁶

Erzwungene Blutspenden²⁷ von KZ-Häftlingen waren da noch die „kleinsten“ Verbrechen. Auch nach der Hinrichtung des KZ-Kommandanten Koch (durch die Nazis; d.Verf.) habe es in Buchenwald stets gegerbte Menschenhaut gegeben.²⁸ Ein Zeuge konnte auch konkret berichten, dass man präparierte Tätowierungen auch an Universitäten gesandt habe, und dass auch gezielt Personen getötet worden sind, um deren Tätowierungen zu bekommen²⁹.

Menschliche Tätowierungen wurden tatsächlich, nachdem man einzig und allein zu diesem Zweck Häftlinge ermordet hatte, in der sog. „Abteilung für Pathologie“ des Konzentrationslagers Buchenwald präpariert und jahrelang den SS-Besuchern zu deren Belustigung als besondere Kostbarkeiten präsentiert.

Dies entsprach insbesondere den charakterlichen Maßstäben des „Kommandantenehepaares“ Ilse und Karl Koch. Sie, 1906 in Dresden geborene Stenotypistin in einer Zigarettenfabrik und seit 1937 zweite Ehefrau des Lagerkommandanten, war die Verkörperung einer KZ-Kommandeuse. Im Buchenwald-Hauptprozess wurde sie deshalb 1947 zu lebenslanger Haft verurteilt, aber bereits im Oktober 1949 wieder entlassen. Erst auf Drängen des amerikanischen Militärgouverneurs Lucius D. Clay wurde sie von deutschen Behörden wieder verhaftet und 1951 vom Landgericht Augsburg zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Im Gefängnis Aichach beging 1967 jene Frau Selbstmord, welche von den Häftlingen nicht ohne Grund „Hexe von Buchenwald“ genannt wurde: Gelegentliche Bäder in Madeira, welcher in die Badewanne gegossen wurde,³⁰ waren harmlos im Verhältnis zu ihren Lampenschirmen aus Menschenhaut ... Und ihr Gatte, der wegen Unterschlagungen entlassene Bankbeamte, wütete im KZ so sehr, dass ihn ein SS-Gericht zum Tode verurteilte – wegen Korruption.

Doch zurück zur Promotion Erich Wagners. Mit Datum vom 16. September 1941 verlieh ihm die medizinische Fakultät der Universität Jena – die Friedrich-Schiller-Universität – den medizinischen Doktorgrad.³¹

Am 1. September 1943 lieferte Wagner die üblichen 200 Promotions-exemplare seiner Arbeit an der Universität ab. Zur Entstehung der Arbeit liefert uns Häftling Paul Grünewald, sozusagen „Wagners Ghostwriter“, weitere Informationen:

„Ein entscheidender Punkt kam, als es sich um die Ausrichtung der Arbeit handelte. Zweifellos lag es im Zug der Zeit, die gestellte Frage so zu beantworten, dass tätowierter Mensch gleich Mensch mit verbrecherischer

Grundhaltung dargestellt werden sollte. Die Diskussion, vor allem auch verschiedene Hinweise, so auf die Tatsache, welche prominente Menschen ebenfalls tätowiert sind oder gewesen sind, führte dazu, dass die Arbeit die Tendenz erhielt, wie sie sich heute im wesentlichen darstellt. Geschrieben worden ist die Arbeit nach diesen Aussprachen ebenfalls von mir, wo es natürlich war, dass W. sich abschnittsweise informierte und dafür interessierte. Kurze Zeit vor meiner Entlassung (14. Oktober 1940; Auskunft Kustos Dr. Harry Stein) lag die Arbeit im Manuskript fertig vor.

Ich habe die gedruckte Arbeit jetzt (Dezember 1957; der Verf.) erstmalig gesehen und gelesen. Sicher ist, dass die Dissertation, so wie ich sie seinerzeit im Manuskript zurückgelassen habe, nach meiner Entlassung noch einmal überarbeitet und unwesentlich verändert worden ist. Hinzuweisen ist auch darauf, dass bei den Abbildungen die unter Nr. 30, die Hautausschnitte darstellen, damals noch nicht vorhanden gewesen sind, da Hautabnahmen bei Sektionen zu meiner Zeit noch nicht vorgenommen worden sind. Die Tatsache lässt aber den Schluss zu, dass bereits sehr früh der Einfluss von Ilse Koch, die sich immer sehr lebhaft für den Ablauf der Arbeit interessiert hatte, in der später bekannt gewordenen Richtung auswirkte.“

Die Angaben des Häftlings Paul Grünwald decken sich mit den beim Universitätsarchiv Jena verwahrten Unterlagen. Es muss sich bei der endgültig eingereichten um eine bereinigte Fassung handeln, teilte Wagner doch am 27. August 1941 der medizinischen Fakultät „aus dem Felde“ mit, die Arbeit liege bereits in gedruckter Form vor, sei aber vom SS-Sanitätsamt noch nicht freigegeben, „es müssten noch Kleinigkeiten geändert werden.“³²

Erich Wagners Doktorvater war übrigens der am 22. September 1895 in Güstrow geborene Gerichtsmediziner Friedrich Timm. Mitglied der NSDAP, des NS-Ärztebundes, des NS-Lehrerbundes, des NS-Dozentenbundes und der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, begleitete und bewertete der „Vorstand der Anstalt für gerichtliche Medizin und naturwissenschaftliche Kriminalistik“ die Doktorarbeit. Das Schicksal ereilte den Erstgutachter, als er am 15. Juli 1947 von einem sowjetischen Militärgericht zu zehn Jahren Haft verurteilt wurde. Diese verbüßte er zuerst im Speziallager Sachsenhausen, ab 1950 im Lager Torgau-Fort Zinna. Ob es dort zu einer ideellen Läuterung kam, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls wurde Timm von den Mithäftlingen als „Engel von Fort Zinna“ verehrt. Nach seiner Entlassung kam Timm wieder zu akademischen Ehren, er starb 1985 in Göttingen.³³

Zweitgutachter war der Dermatologe Friedrich Hämel.³⁴ 1894 im bayerischen Straubing geboren, trat er 1933 der NSDAP und der SA bei. 1935 wurde er Ordinarius in Greifswald, 1936 in Jena. Seine Antrittsvorlesung

stand unter dem Thema „Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten im neuen Deutschland“. Obwohl 1939 bis 1944 Dekan, Stabsarzt und kommissarischer Führer der „2. Studentenkompanie“, blieb er nach 1945 in Jena. Er wurde 1951 Rektor, um nach seiner Flucht aus der DDR im Jahr 1959 Ordinarius an der Universität Heidelberg zu werden.

Mitgutachter der mündlichen Promotionsprüfung Wagners war auch der Chemiker Wolfgang Lintzel³⁵ gewesen. Jahrgang 1896, strammer Nationalsozialist, der nach NSDAP- (1932) und SA-Beitritt (1934) zu einem Lehrstuhl (1935) gekommen war. Lintzel wurde 1945 seines Lehrstuhles für „Physiologische Chemie“ der Universität Jena verwiesen und verstarb 1962. Über den dritten mündlichen Prüfer, Felix Lommel (1875–1968)³⁶, finden sich weder in der Deutschen Bibliographischen Enzyklopädie noch bei Klee irgendwelche Angaben.

Wagner verkroch sich nach dem II. Weltkrieg in Lahr, wo es ihm ab 1954 in den Nachkriegswirren, aus welchen Gründen auch immer, gelang, sich zuerst unbemerkt als praktischer Arzt unter seinem eigenen Namen niederzulassen und zu betätigen. Als dann ein Verfahren gegen ihn eröffnet wurde und er seiner Verbrechen wegen im Jahr 1958 zuerst im Landgerichtsgefängnis in Offenburg in Untersuchungshaft kam, wählte er, am 22. März 1959 im Gefängnis Oberkirch³⁷ einsitzend, den Freitod, wohl auch, um sich der irdischen Verantwortung zu entziehen.³⁸ Unmittelbar nach dem Krieg war Wagner als höherer SS-Führer von den US-Amerikanern im Lager Moosburg interniert worden, ohne dass dort sein Wirken als KZ-Arzt bekannt wurde. 1948 war ihm eine relativ leichte Flucht gelungen, er arbeitete danach in der britischen Besatzungszone unter falschem Namen bei einem pharmazeutischen Unternehmen als Chemiker. Erst nach Erlass des Amnestiegesetzes wagte er es, wieder seinen echten Namen anzunehmen und sich in Lahr niederzulassen.³⁹

Zwar ist häufig, auch bei Eugen Kogon⁴⁰, ein direkter Zusammenhang zwischen der Dissertation Erich Wagners und den im Jahr 1940 einsetzenden Tätowierungsverbrechen von Buchenwald (der Verarbeitung tätowierter Haut zu Geschenkartikeln) hergestellt worden: „Wahrscheinlich gab Wagners Interesse und Hunderte von Fotos, die er mit Einverständnis des Kommandanten in der Fotostelle des Lagers anfertigen ließ, auch den entscheidenden Impuls dafür. Doch die Entstehung der Promotionsschrift ging den genannten Verbrechen voraus und ist nicht unmittelbar Bestandteil derselben“, so klärend Kustos Dr. Harry Stein, KZ-Gedenkstätte Buchenwald.⁴¹

Ein möglicher direkter Zusammenhang mit den Tätowierungsverbrechen, welcher sich aus dem Verweis auf Abb. 30 der Dissertation ergeben könnte, war nie zu klären: Ein Prozess fand durch den Freitod Wagners nie statt. Die Tätowierungsfrage hätte auch nicht allein im Mittelpunkt des

Prozesses gestanden, wurden Wagner doch auch die bereits erwähnten Tötungsverbrechen im Winter 1939/1940 zur Last gelegt. Wagner gilt als einer der ersten KZ-Ärzte im KZ-Buchenwald, welche Kranke mittels Injektionen ermordeten.⁴² Hierzu sagte der deutsch-jüdische politische Häftling Ludwig Scheinbrum, Häftlingsnummer 2765, aus: *„Der SS-Untersturmführer Dr. Wagner, Lagerarzt im Jahre 1939, schickte oft jüdische Häftlinge, die in Revierbaracke 2 gelegen waren und bei denen die Heilung zu lange dauerte, ins Hauptrevier, wo die Betreffenden abgespritzt wurden.“*⁴³

Für die medizinischen Qualitäten Erich Wagners sind wiederum die Worte des Häftlingsarztschreibers Paul Grünewald entlarvend: *„Er wurde dem Häftlingsrevier als 2. Lagerarzt zugewiesen. Ein ausgesprochener Ehrgeiz war für ihn kennzeichnend. In der Behandlung der Häftlinge, zu der er sich im Gegensatz zu den anderen SS-Ärzten drängte, ergab sich, dass er und damit natürlich auch die Häftlinge auf ihre Art fürchterliches Lehrgeld zahlen mussten.“*

Wagner und die weiteren KZ-Ärzte befanden sich „in guter Gesellschaft“ z. B. mit dem SS-Sturmbannführer und Anatomen August Hirt, welcher bekanntermaßen als „Leiter des Instituts für Wehrwissenschaftliche Forschung“ an der „NS-Kampfuniversität Straßburg“ nicht nur Giftgasversuche an Häftlingen des KZ's Natzweiler vornahm, sondern auch im August 1943 (sie wurden dazu eigens von Auschwitz nach Natzweiler geschafft und dort ermordet) mindestens 86 Juden ermorden ließ,⁴⁴ um seine Opfer dann als Objekte „widerlichen Untermenschentums“ später im Rahmen seiner „Skelettsammlung“ zur Schau stellen zu können.⁴⁵

Auch Hirt entzog sich übrigens seiner Verantwortung durch Selbstmord, genauso wie Ernst Grawitz⁴⁶ (welcher schändlicherweise auch noch „Geschäftsführender Vizepräsident“ des Deutschen Roten Kreuzes war), der als „Reichsarzt SS“ für die Menschenversuche in sämtlichen Konzentrationslagern verantwortlich zeichnete,⁴⁷ und Hirts Assistent, der SA-Sanitätsscharführer Karl Wimmer, der am anatomischen Institut Straßburg eifrig bei den Giftgasversuchen mitgewirkt hatte.⁴⁸

Und auch der „Chefarzt aller Konzentrationslager“, Enno Lolling,⁴⁹ geboren 1888 in Köln, welcher in Buchenwald die Verantwortung für die Herstellung menschlicher Schrumpfköpfe trug, setzte seinem Leben selbst ein Ende. Makaber hieran ist, dass auch Engländer bester Kreise vor ähnlichen Bestialitäten nicht zurückgeschreckt sind: Nachdem Lord Kitchener zu Anfang des 20. Jahrhunderts im Sudan den Mahdi-Aufstand niedergeschlagen hatte, ließ er sich als Souvenir aus dem Schädel des toten Mahdi ein Tintenfass fertigen.⁵⁰ Einziger Unterschied: Man musste lediglich die Totenruhe stören und zwecks Tintenfassherstellung den bereits verstorbenen Mahdi wieder ausgraben ...

Karl Gebhardt⁵¹ hingegen, Leibarzt Himmlers und verantwortlich für Menschenversuche in Ravensbrück, welcher zu seinem Schutz beim Nürnberger Ärzteprozess die Behauptung aufgestellt hat, von Hitler zum letzten Präsidenten des DRK⁵² ernannt worden zu sein, wurde genauso wie Karl Brandt⁵³, seines Zeichens seit dem 25. August 1944 „Reichskommissar für das Sanitäts- und Gesundheitswesen“ und zuvor „Euthanasiebeauftragter des Führers“, am 20. August 1947 im sog. „Nürnberger Ärzteprozess“⁵⁴ vom 1. Amerikanischen Militärgerichtshof zum Tode verurteilt und später auch hingerichtet.

Die „humanitäre Haltung“ der SS-„Sanitätsdienstgrade“ spiegeln übrigens die Worte des SS-Sanitäts-Hauptscharführers Friedrich Wilhelm wider, welcher einen Häftlingspfleger, der im KZ Buchenwald einen Kranken zum Bad führen wollte, anschrte: „Was fällt Dir ein, so ein Wrack zu baden? Aus dem machen wir Seife!“⁵⁵ Damit aber lag der Hauptscharführer auf dem Niveau seiner ärztlichen Vorgesetzten: Der gebürtige Freiburger Hoven konnte als Lagerarzt Häftlinge mit Evipannatrium-Spritzen ermorden und danach lässig mit einer Zigarette aus dem OP-Saal schlendern, indem er die Melodie vor sich hinpiff „Und wieder geht ein schöner Tag zu Ende ...“⁵⁶

Nach Aussage des Präsidenten des Reichsgesundheitsamtes, Hans Reiter, war der Arzt „biologischer Soldat“. Deshalb hatte Reiter beim 60. Jubiläum des Reichsgesundheitsamtes in Berlin gesagt: „Jedes vorzeitige Sterben eines Menschen (vor dem 65. Lebensjahr) gestattet nicht die volle Ausnutzung seines Geburtswertes“.⁵⁷

Juden, Sinti und Roma, politisch, weltanschaulich oder religiös anders Denkende oder vermeintlich sozial nicht Angepasste hatten damals keinen Geburtswert.

Ob KZ-Arzt Erich Wagner wohl Verbindungen zu seinem Kollegen, dem KZ-Arzt Gustav Ortman, 1940/41 Lagerarzt in Sachsenhausen und Dachau, hatte? Der 1904 in Gelsenkirchen geborene SS-Obersturmbannführer (welcher im August 1942 mit KZ-Arzt Sonntag⁵⁸, der zur Aufnahmeuntersuchung stets mit der Reitpeitsche erschien, im „Russlandeinsatz“ war) verkroch sich nach 1945 ebenfalls in Lahr und starb 1979 in Kippenheim, nachdem die Staatsanwaltschaft Freiburg ein Ermittlungsverfahren eingestellt hatte.⁵⁹

Laut einer „Anweisung für die Überprüfung der während des Nazi-Regimes vollzogenen Ehrenpromotionen und Promotionen“ der „Deutschen Verwaltung für Volksbildung“ vom 11. April 1947 wurden seitens der Fakultäten der in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone gelegenen Universitäten, so auch an der Universität Jena, die Ehrenpromotionen und Promotionen einer Kontrolle unterzogen: „*Entsprechend wurde die Promotion Wagners als nicht anerkennenswert von der Medizinischen Fakultät beurteilt.*“⁶⁰

Selbst wenn man diese Entscheidung wiederum – zu Unrecht – ablehnen wollte – allein die Tatsache, dass der Häftlingsarztschreiber für seinen Vorgesetzten die Dissertation zusammenstellen und verfassen musste, entlarvt die Promotion als unwürdig: Ein auf heimtückische und grausame Art und Weise, auf Kosten anderer, erschlichener Dokortitel.

Und auch die Lektüre der Dissertation⁶¹ selbst zeigt, dass man von einer medizinischen, wissenschaftlichen Leistung nicht sprechen kann: Ein, am Ungeist der Zeit ergebnisorientiert argumentiertes, verbal breit getretenes, aber inhaltlich spärliches Zusammengestoppel statistischer Fakten, auf lächerlichen 51 Seiten. Medizinischer Wert gleich Null, NS-Ideologiewert dafür umso höher. Interessant und entlarvend ist aber vor allem der Satz auf Seite zwei der Arbeit „Das Material, das ich von 800 Tätowierten der verschiedenen Bevölkerungsschichten (Vorbefragten und nicht Vorbefragten) gesammelt habe, entstammt einem großen Gefangenenlager“. Auch die Doktorväter hätten wohl erkennen müssen, welcher Ungeist der Zeit ihnen aus diesen Zeilen entgegenstarre ...

Abschließend sei ein schreckliches Erlebnis erwähnt, welches Martin Bormann jr. als Vierzehnjähriger während der Weihnachtsferien 1944 auf dem Obersalzberg in dem für Heinrich Himmler und seine Geliebte Hedwig Potthast umgebauten „Schneewinkelkeller“ zu erleiden hatte: *„Im Erdgeschoss haben wir Kinder Kakao und Kuchen bekommen und wurden da versorgt, und die Mütter haben sich miteinander unterhalten. Dann wurden wir Eingeladenen von der Besitzerin in dieses Stüberl heraufgeführt, dieses Mansardenzimmer, Heinrichs Zimmer. Nur eine Lampe brannte, eine Stehlampe, und uns wurde erklärt: Der Lampenschirm, das ist Pergament aus Menschenhaut. ... Und dann die Prachtausgabe von Adolf Hitlers „Mein Kampf“, handgeschrieben auf Menschenrücken-Pergament.“*⁶²

Erich Wagner war übrigens kurz vor seiner Verhaftung durch einen freundlichen Telefonanruf gewarnt worden, mit dem Hinweis, sich der drohenden Verhaftung durch Flucht außer Landes zu entziehen. Es ist wahrscheinlich, dass dieser Anruf von einer „undichten Stelle“ aus den Reihen der Polizei kam⁶³ – auch dort waren noch immer genügend „Alte Kämpfer“ im Dienst, welche sich als verschworene Seilschaften ansahen. Trotzdem erfolgte seine Festnahme am 5. August 1958. Im September darauf mahnte noch ein Leserbrief in der „Lahrer Zeitung“ Gerechtigkeit für Wagner an, welcher sich dann am 22. März 1959 im Gerichtsgefängnis Oberkirch selbst richtete. Dies hatte zur Folge, dass sich wenige Tage nach dem Tod des „Mörders in Weiß“ beim baden-württembergischen Ministerpräsidenten mittels eines Briefes ein Rechtsanwalt meldete und eine genaue Untersuchung des „unnötigen Selbstmordes“ forderte.⁶⁴ Der Anwalt gehörte zum Sumpf der „Stillen Hilfe“, einem leider noch bis 1994 gemeinnützigen Verein, welcher sich der „Hilfe für verfolgte Nationalsozialisten“ – „weil der Rest der Gesellschaft diese Menschen doch vergessen

hat ...“ verschrieben hatte. Zu den prominenten Mitgliedern dieses Vereins gehört Gudrun Burwitz, geborene Himmler, die Tochter des „Reichsführers SS“. ⁶⁵ Wie sich die Kreise schließen ...

Literatur

- Auskunft der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, Universitätsarchiv, durch Frau Margit Hartleb, vom 12. Februar 2004 an den Verfasser. Im Privatarchiv des Verfassers.
- Auskunft der Gedenkstätte Buchenwald, Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, durch Kustos Dr. Harry Stein vom 13. Februar 2004: Erinnerungen des Häftlingsarztschreibers Paul Grünewald, Erklärung vom 5. Dezember 1957, Buchenwaldarchiv 31/76, an den Verfasser. Im Privatarchiv des Verfassers.
- Auskunft des Staatsarchivs Freiburg, durch Herrn Rees, vom 11. Februar 2004, im Privatarchiv des Verfassers. Die Strafakten der Staatsanwaltschaft Offenburg gegen Dr. Erich Wagner (AZ: 3 JS 1047/58) werden im Staatsarchiv Freiburg unter der Signatur F 179/Nr. 16 und 17 verwahrt und umfassen 11 Bände.
- Biege, Bernd: Helfer unter Hitler. Das Rote Kreuz im Dritten Reich. Kindler-Verlag, 1. Aufl., Reinbeck bei Hamburg, 2000, zitiert: Biege.
- Chaussy, Ulrich/Püschner, Christoph: Nachbar Hitler. Führerkult und Heimatzerstörung auf dem Obersalzberg, Ch. Links Verlag, 4. Aufl. Berlin Juli 2004, zitiert: Chaussy/Püschner.
- Frei, Norbert (Hrsg): Hitlers Eliten nach 1945, dtv München 2003 (Campus Verlag Frankfurt 2001), zitiert: Frei.
- Gellately, Robert: Hingeschaut und weggesehen – Hitler und sein Volk, Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und München 2002 / Lizenz Ausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, 2. Aufl. Bonn 2004, zitiert: Gellately.
- Herden, Ralf Bernd: Roter Hahn und Rotes Kreuz. Chronik der Geschichte des Feuerlösch- und Rettungswesens. Band 2004/2 der Diskussionspapiere der Hochschule für öffentliche Verwaltung – University of applied sciences in Kehl am Rhein. BoD Norderstedt 2005, zitiert: Herden.
- Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg (Hrsg.): Der Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vom 14. November 1945 – 1. Oktober 1946. Bände 1–23. Zitiert nach der Ausgabe der „Digitalen Bibliothek“, Direct Media Publishing Berlin 1999, zitiert: Nürnberg, (Gesamtseite) Tag (Seite).
- Karger-Decker, Bernd: Die Geschichte der Medizin von der Antike bis zur Gegenwart. Patmos Verlag / Albatros Verlag Düsseldorf 2001. Titel der Originalausgabe: Von Arzney bis Zipperlein, Bilder zur Kulturgeschichte der Medizin, edition q Berlin 1992, zitiert: Karger-Decker.
- Kautsky, Benedikt: Teufel und Verdammte. Büchergilde Gutenberg Zürich 1946, zitiert: Kautsky.
- Kogon, Eugen: Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager. Ungekürzte Taschenbuchausgabe, Heyne Taschenbuch, 18. Aufl. München 1988, zitiert: Kogon.
- Klee, Ernst: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945? Lizenz Ausgabe der Büchergilde Gutenberg, Frankfurt am Main 2003, mit freundlicher Genehmigung des S. Fischer Verlages, Frankfurt am Main, zitiert: Klee.
- Klemperer, Victor: LTI. Notizbuch eine Philologen. Reclam Verlag Leipzig 1975 (16. Aufl. 1996), Reclam-Bibliothek Band 278, zitiert: Klemperer, LTI.

- Lebert, Norbert/Lebert Stephan: *Denn Du trägst meinen Namen*. Verlag Karl Blessing, 1. Aufl. München 2001, zitiert: Lebert.
- Leserbrief vom 5. September 1958, gezeichnet K.Le., „Die Wahrheit suchen“, erschienen in der „Lahrer Zeitung“. Es ist auffällig, dass dieser Leserbrief – im Gegensatz zu heute üblichen Verfahren – zwar nicht anonym, jedoch nur mit einem Kürzel versehen erschienen ist. Den „Alten Lehrern“ wird so nicht verborgen geblieben sein, wer der Autor des Leserbriefes war. Und selbst der Autor (Jahrgang 1960) hat eine (nicht beweisbare) Vermutung, wer sich hinter den drei Buchstaben verbirgt.
- Mitscherlich, Alexander/Mielke, Fred (Hrsg.): *Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*. Fischer Taschenbuch Verlag, 15. Aufl. Frankfurt am Main, Januar 2001, zitiert: Mitscherlich/Mielke.
- Ries, Helmut: *Kronprinz Wilhelm*. Verlag Mittler, Hamburg/Berlin/Bonn 2002, zitiert: Ries.
- Schenk, Ernst Günther: *Das Notlazarett unter der Reichskanzlei. Ein Arzt erlebt Hitlers Ende in Berlin*. VMA Verlag, Wiesbaden 2000. Das Buch ist mit größter Vorsicht zu genießen, da es vom Autor, seinerzeit SS-Obersturmbannführer und seit 1940 „Ernährungsinspekteur der Waffen-SS“, wohl auch als Rechtfertigungsversuch gedacht ist; zitiert: Schenk.
- Wagner, Erich: *Ein Beitrag zur Tätowierungsfrage*. Inaugural-Dissertation einer Hohen Medizinischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität zu Jena, zur Erlangung der Würde des Doktors der Medizin, vorgelegt von approb. Arzt Dr. Erich Wagner, an der Universitätsanstalt für gerichtliche Medizin und naturwissenschaftliche Kriminalistik, Direktor: Professor Dr. Friedrich Timm, Jena 1940.
- Wein, Eberhard: „Flehend rief sein Opfer: Nicht sterben!“ – In Lahr wollte der KZ-Arzt Erich Wagner wieder ein normales Leben führen. Artikel in der „Badischen Zeitung“, Ausgabe „Lahrer Anzeiger“ vom 31. Oktober 1996.
- Zimmermann, Susanne: *Die Medizinische Fakultät der Universität Jena während der Zeit des Nationalsozialismus*. Ernst-Heackel-Haus-Studien, Monographien zur Geschichte der Biowissenschaften und der Medizin, Verlag für Wissenschaft und Bildung, Berlin 2000.

Anmerkungen

- 1 Frei, 289.
- 2 Siehe hierzu Wein.
- 3 Dienstaltersliste der Waffen-SS, SS-Obergruppenführer bis SS-Hauptsturmführer, Stand 1. Juli 1944. Wagner hatte die SS-Nummer 279 572.
- 4 Klee, Artikel „Wagner, Erich“, 649.
- 5 Dissertationslebenslauf im Eingang der Arbeit, in der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena, Fotokopie im Archiv der Gedenkstätte Buchenwald.
- 6 So Wein.
- 7 Erinnerungen des Häftlingsarztschreibers Paul Grünewald, Erklärung vom 5. Dezember 1957, Buchenwaldarchiv 31/76, Auskunft der Gedenkstätte Buchenwald, Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, durch Kustos Dr. Harry Stein vom 13. Februar 2004 an den Autor.
- 8 Gellately, 185.
- 9 Klemperer, LTI, 22.

- 10 Klemperer, LTI, 51.
- 11 Klemperer, LTI, 52.
- 12 Chaussy/Püschner, 71.
- 13 Siehe hierzu Wein.
- 14 Hierzu auch: Tätowierungen in der Heilkunst, Karger-Decker, 372 f.
- 15 Zimmermann, 179.
- 16 Ebd.
- 17 Klee, Artikel „Hoven, Waldemar“, 272.
- 18 Mitscherlich/Mielke, 365.
- 19 Kogon, 312.
- 20 Klee, Artikel „Müller, Hans“, 420.
- 21 Klee, Artikel „Koch, Ilse“, 323.
- 22 Klee, Artikel „Koch, Karl“, 323. 1944 nach Urteil durch ein SS-Gericht wegen Korruption in Buchenwald hingerichtet.
- 23 Nürnberg, 3264, Neunzehnter Tag. Donnerstag, 13. Dezember 1945, 78.
- 24 Kautsky, Anhang 3.
- 25 Klee, Artikel „Morgen, Konrad“, 416.
- 26 Nürnberg, 5098/5099, Dreiunddreißigster Tag. Montag, 14. Januar 1946, 9/10.
- 27 Nürnberg, 6432, Vierundvierzigster Tag, Montag, 28. Januar 1946, 100.
- 28 Nürnberg, 6583–6585, Fünfundvierzigster Tag, Dienstag, 29. Januar 1946, 104–106.
- 29 Nürnberg, 6446/6447, Vierundvierzigster Tag, Montag, 28. Januar 1946, 115/116.
- 30 Kogon, 318.
- 31 Auskunft der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, Universitätsarchiv, Frau Margit Hartleb, vom 16. Februar 2004 an den Autor.
- 32 Zimmermann, 179.
- 33 Klee, Artikel „Timm, Friedrich“, 626.
- 34 Klee, Artikel „Hämel, Josef“, 216.
- 35 Klee, Artikel „Lintzel, Wolfgang“, 374.
- 36 Ebd.
- 37 Staatsanwaltschaft beim Landgericht Offenburg, Auskunft vom 4. Februar 2004.
- 38 Der Verfasser dankt dem Staatsarchiv Freiburg, Herrn Rees, für die Auskunft vom 11. Februar 2004, im Privatarchiv des Verfassers. Die Strafakten der Staatsanwaltschaft Offenburg gegen Dr. Erich Wagner (AZ: 3 JS 1047/58) werden im Staatsarchiv Freiburg unter der Signatur F 179/ Nr. 16 und 17 verwahrt und umfassen 11 Bände.
- 39 Hierzu auch Wein.
- 40 Kogon, 181.
- 41 In seinem Schreiben vom 13. Februar 2004 an den Verfasser.
- 42 Vgl. wiederum Kustos Dr. Harry Stein in seinem Schreiben vom 13. Februar 2004 an den Verfasser.
- 43 Kautsky, Anhang 4.
- 44 Mitscherlich/Mielke, insbesondere 225 ff.
- 45 Klee, Artikel „Hirt, August“, 259.
- 46 Herden, Exkurs Grawitz, 223.
- 48 Klee, Artikel „Grawitz, Ernst“, 198.
- 48 Klee, Artikel „Wimmer, Karl“, 678.
- 49 Klee, Artikel „Lolling, Enno“, 379, sowie Kogon, 163 und 181.
- 50 Ries, 89.
- 51 Klee, Artikel „Gebhardt, Karl“, 176, sowie Herden, 270; 23. April 1945 (Gebhardt).

- 52 Hierzu auch Biege, Fußnote 220 auf 265, und Schenck, 85. Nach Schenck war Gebhardt, bevor er von Hohenlychen nach Süddeutschland floh, noch bei Hitler in der Reichskanzlei gewesen.
- 53 Klee, Artikel „Brandt, Karl“, 70.
- 54 Vgl. zu diesem Komplex: Mitscherlich/Mielke.
- 55 Kogon, 162 ff., insbesondere 166.
- 56 Klee, Artikel „Hoven, Waldemar“, 272.
- 57 Klee, Artikel „Reiter, Hans“, 490.
- 58 Sonntag wurde 1948 für seine Verbrechen von einem britischen Militärgericht zum Tode verurteilt und am 17. September 1948 in Hameln hingerichtet; vgl. Klee, Artikel „Sonntag, Walter“, 588.
- 59 Klee, Artikel „Ortmann, Gustav“, 445.
- 60 Auskunft der Friedrich-Schiller-Universität Jena, a. a. v O.
- 61 In der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena, Fotokopie im Archiv der Gedenkstätte Buchenwald.
- 62 Chaussy/Püschner, 200.
- 63 So Wein.
- 64 Ebd.
- 65 Lebert, 171.

Der Arzt, der kein Mörder war

Dr. Gustav Ortmann aus Hornberg und „Die Blechschachtel“

Frank Flechtmann

„Mörder“ waren sie fast alle nicht, denn ihre braunen Kollegen von der Paragraphenfront hatten rechtzeitig im Krieg das Strafgesetzbuch geändert – kurz nach dem Überfall auf die Sowjetunion.¹ Und nach dem Krieg hatten diese Experten, nunmehr in Bonn, wieder alles so arrangiert, dass man sie allenfalls als „Gehilfen“ belangen konnte. „Täter“ waren nach höchst richterlicher Rechtsprechung nur die Herren Hitler, Himmler, Heydrich – denn die waren schon lange tot. Nur diese Haupttäter hätten grundsätzlich aus niedrigen Beweggründen gehandelt. Alle anderen, soweit sie nicht Exzess-täter waren, töteten nur „auf Befehl“ und waren damit keine Mörder.

Schon früh, gleich nach dem Krieg, wurde auf die unvorstellbaren Verbrechen des Berufsstandes hingewiesen, der schon kraft seines Berufseides diese Taten nicht hätte begehen dürfen. Dem Nürnberger Prozess 1946 folgten einige Prozesse gegen bestimmte Gruppen, u. a. gegen Ärzte. Aus dem Nürnberger Ärzteprozess stammen die Unterlagen, die im März 1947 in Heidelberg veröffentlicht wurden (Alexander Mitscherlich und Fred Mielke, *Das Diktat der Menschenverachtung*²). In der Dokumentation ging es um die Tätigkeit von 23 SS-Ärzten und deutschen Wissenschaftlern: Medizinische Versuche in den Lagern, das „Euthanasie“-Programm und die „Jüdische Skelettsammlung für das Anatomische Institut der Reichsuniversität Straßburg“. Der rassistische Alltag der Erbgesundheitsgerichte mit zehntausenden Verfahren kam dabei nicht vor.

Nachdem das deutsche Volk jahrzehntelang hin und wieder von Verbrechen einzelner Ärzte gehört hatte – Mengele und Heim, Eisele und Heyde alias Sawade, Ding-Schuler und Hirt – war im Sommer 2004 dann in der Zeitung zu lesen, dass nun der ganze Berufsstand der NS-Mediziner endlich untersucht werden solle. Die Daten der 97.000 Ärzte aus dem Reichsarztregister lagen schon lange vor.³

Ein paar Jahre bevor man nun endlich beschloss, den Berufsstand mit dem hohen Ethos ganz zu untersuchen, widmete sich ein Arzt am Bodensee der Aufgabe, am Beispiel eines bestimmten Arztes aus Hornberg die Verbrechen der ganzen Zunft belletristisch zu verarbeiten.⁴

Die Titelgeschichte in dem Band „Die Blechschachtel – Erzählungen aus der Medizin“ – er ist 2000 in Konstanz erschienen – handelt von einer Landarztpraxis in Hornberg. Nach dem Krieg war ein neuer Arzt aufgetaucht und hatte sie weitergeführt. Er war verheiratet und hatte Kinder – darunter der spätere Autor des Bandes. In der Erzählung kamen – „es war

ein wolkgiger Tag im Jahre 1953“ – zwei Unbekannte vom Hornberger Bahnhof (13) durch die Stadt gelaufen. Ein „sehr schmaler, großer, etwa 40-jähriger Mann“ und eine deutlich jüngere „Frau in einem hellen Sommerkostüm und einem Hut, der sicher für diese kleine Gemeinde etwas zu auffallend war“ (14). „Der Mann mit den stechenden schwarzen Augen“ und seine Begleiterin gingen zielsicher zur Hauptstraße, damals floss dort sogar die Kinzig (15). Sie platzten in die Sprechstunde des Landarztes, der darob „wie vom Donner gerührt“ war und zu dem Ankömmling sagte: „Herr Kollege Burkhardt!“ Das war natürlich nicht der richtige Name. Den hat der Autor diskret geändert, „um den noch Lebenden die Gelegenheit zu geben, sich auf der einen Seite wiederzuerkennen und auf der anderen Seite abzutauchen in die Anonymität ihres Berufes und ihrer Familien“ (13). Der folgende Wortwechsel, während dessen die Landarztgattin „mit Schaffschürze und Besen, Eimer und Staubwedel unter dem Arm“ (18) hinzutrat, gipfelte in der Forderung des Neuankömmlings, er wolle „seine Praxis“ auf der Stelle zurück: „Ich bin wieder da, lieber Herr Kollege, und Sie haben nur kurz Zeit, hier Ihre Sachen zu packen und wieder zu gehen“ (17).

Doch die beim Putzen gestörte Arztgattin, zunächst „zu Tode erschrocken“ (18), hatte schnell begriffen, wer da die Familie vertreiben wollte, und sagte zu „Dr. Felix Burkhardt“ und seiner „berechnend schauenden Freundin Gisela“, was dem Landarzt nicht einfiel: „Was für eine Art Wissenschaft war das denn, die Sie zwischen 1938 und 1941 gemacht haben, wenn ich fragen darf?“ Der „Orthopäde“ (22), der hier nur seine „Habilitation im Fach Orthopädie zu Ende“ führen wollte (21), hört nun von der Mutter des Erzählers „in ihrem grauen Schaffschurz“: „Ich habe beim Umgraben im Garten eine Blechschachtel gefunden und mich sehr darüber gewundert, was es war.“ In der Schachtel seien nicht die sonst im Krieg vergrabenen Reichtümer gewesen, „sondern es waren jede Menge Filme darin“. Da springt Dr. Burkhardt auf, „plötzlich aschfahl geworden“, also waren es keine Urlaubsdias vom Gardasee. Er fordert die sofortige Herausgabe, droht mit der Polizei. Doch die Mutter erklärt, sie habe sich „erlaubt, die Filme entwickeln zu lassen.“ Man sehe nur „sehr viele abgeschnittene Kniegelenke, präparierte Kniescheiben“ und dergleichen. Dr. Burkhardt, der schon aschfahl gewesen war, wurde nun „grau und sein Gesicht fiel immer mehr in sich zusammen“. Er fordert die Filme, die „Frucht seiner wissenschaftlichen Arbeit von drei Jahren“. Doch die Mutter des Erzählers erwidert nur: „Bitte, lieber Kollege Burkhardt, gehen Sie zur Polizei“, und verweist auf die Beschriftung der Filmdosen: „Einer trug sogar noch beim Entwickeln die Herkunft vom Lager Auschwitz ...“ (23). Da „ergriff Dr. med. Burkhardt schnell seine technische Assistentin und verließ fluchtartig“ das Haus, verschwand. Die Mutter in ihrer Schürze erklärt nun ihrem Gatten Auschwitz, ähnlich frei wie die Kinzig in Hornberg⁵: „... Ich war

mir schon klar darüber, wo dieser Mann von 1938 bis 1941 gearbeitet und was er dort getan hatte. Wußten wir nicht, dass in Auschwitz Versuche an Menschen gemacht wurden⁶ und sich so manche wissenschaftliche Arbeit hinter dem furchtbaren Elend von Menschen abgespielt hatte?“ Der Landarzt erfährt nun von der Hausfrau, was diese schon „vor ein, zwei Jahren beim Umgraben vor dem Hundestall gefunden hatte“: „Eine ganze Menge offener Kniegelenke von gesunden Patienten oder besser von Sträflingen mit noch sichtbaren, gestreiften Kleidern. Unsteril operiert, keine Desinfektion oder vorherige Jodierung der Kniegelenke, alles an Lebenden“ – warum hält diese medizinische Expertin keine Vorträge an der Universität in Freiburg über die Auswertung von Fotos? Sie schuftet stattdessen als Dienstmädchen, zieht mit Eimer und Besen durchs Haus.

Der Erzähler – „ich war noch ein Junge, der sich nicht vorstellen konnte, was da in Auschwitz an Unrechtem fotografiert worden war“ – ahnt nur Schlimmes. Er tut, was so viele taten. Er vergisst „diese Geschichte für lange Zeit“. Erst viel später, als auch ihn „das medizinische Fieber gepackt hatte“, holt er die Blechschachtel, nimmt die „ungefähr 50 belichteten Filmpatronen“ heraus und betrachtet sie. Irgendwann will er die Filme „alle einmal ansehen und entwickeln, wenn ich erst größer wäre“ (25). Wichtig war zunächst nur, „Dr. Burkhardt kam nie wieder und erst viel später war eine Notiz in der Ärztezeitung zu lesen, dass er wegen seiner Verstrickung in medizinische Versuche an Juden und Gefangenen in Auschwitz⁷ die Approbation verloren hatte und freiwillig aus seinem Leben schied.“

Es ist alles frei erfunden. Lediglich den Bahnhof und die Arztpraxis gibt es in Hornberg. Und welchem NS-Arzt wurde jemals später die Approbation entzogen?⁸ Sie betrieben nicht nur Privatpraxen oder machten Karriere an den Universitäten, sondern sie besetzten auch Leitungsposten in Ärztenverbänden.⁹ Sie scheuten auch nicht davor zurück, vor Gerichten als Gutachter aufzutreten, selbst in ihrem einstigen Wirkungsfeld. Das waren dann die „Wiedergutmachungsprozesse“ ihrer einstigen Opfer. Lediglich einem RAF-Angeklagten blieb es vorbehalten, die Vergangenheit des vom Gericht bestellten Gutachters in Frage zu stellen.¹⁰

Der SS-Arzt aus Hornberg

Es gab tatsächlich einen Arzt in Hornberg, der im Krieg einen hohen SS-Rang hatte. Dr. Gustav Ortman, geboren 1904 in Gelsenkirchen, war an Krankenhäusern in Berlin, Tuttlingen und Freiburg tätig, bevor er als Facharzt für Chirurgie im Februar 1937 ärztlicher Leiter des Städtischen Krankenhauses in Hornberg wurde. Kurz danach heiratete er Esther Howaldt aus Kiel. Aus seinen SS-Akten geht nirgends hervor, dass ihr Vorname Anstoß erregt hätte.¹¹ Auch das Ehepaar sah keinen Anlass, den unzeitgemäßen Namen zu ändern. Noch Ende 1944 lautete die Heimatanschrift der

Feldpost für den SS-Obersturmbannführer: Esther Ortmann, Hornberg/Schwarzwaldbahn.

Im April 1940 gehörte Dr. Ortmann als SS-Hauptsturmführer noch der Sanitätsstaffel 86 an, also zur 86. SS-Standarte mit Sitz in Offenburg. Auf eine kurze Ausbildung bei der SS-Verfügungstruppe (der späteren Waffen-SS) ab Ende November 1939 folgte ab dem 20. April 1940 bis zum 12.2.1941 seine Tätigkeit als Leitender Arzt der Inspektion der Konzentrationslager und zugleich im Lager Sachsenhausen als Lagerarzt.¹² Dabei unterschied er sich stark von den anderen SS-Ärzten. Der damalige kommunistische Lagerälteste Harry Naujoks erinnert sich:

„Seit April 1940 haben wir einen neuen SS-Lagerarzt. Es ist SS-Hauptsturmführer Dr. med. Gustav Ortmann, ein ruhiger, zurückhaltender Mensch. Er brüllt nicht und schlägt auch nicht. Er nimmt sich der Kranken ernsthaft an. Wir haben auch den Einruck, dass er Verkehr mit anderen SS-Leuten nicht gerade sucht. Bei den Blockführern gilt er als Außenseiter. Die Häftlingspfleger finden bei ihm ein offenes Ohr, wenn sie ihre Vorschläge für Verbesserungen im Krankenhausbetrieb machen. So setzt er sich für eine Erweiterung des Krankenbaus ein, was gleichzeitig eine erhöhte Bettenzahl und auch eine gewisse Modernisierung mit sich bringt. Er wehrt sich dagegen, dass SS-Leute die Häftlingspfleger unter Druck setzen, um die Herausgabe von Medikamenten zu erreichen. Eingriffe der Lager-SS in den Krankenhausbetrieb rufen seinen Protest hervor, da er darin eine Einmischung in seine Kompetenz sieht.

Eines Morgens müssen alle Blockältesten am Tor antreten. Nach und nach finden sich auch die verfügbaren SS-Blockführer, die SS-Rapportführer, die Arbeitsdienstführer, der 2. Lagerführer, SS-Hauptsturmführer Forster, und der Lagerarzt Dr. med. Ortmann ein. Wir warten eine Ewigkeit. Dr. Ortmann spricht erregt auf Lagerführer Forster ein, der sich – demonstrativ unbeteiligt – alles anhört. Endlich geht das Tor auf. Es erscheint der 1. Schutzhaftlagerführer, SS-Hauptsturmführer Florstedt¹³. Nach der üblichen Begrüßung sagt Florstedt zu den versammelten SS-Leuten und Blockältesten: „Mir ist zu Ohren gekommen, dass kranke Häftlinge gehindert werden, zum Arzt zu gehen. Jeder kranke Häftling muß dem Arzt vorgeführt werden. Wer diesen Befehl nicht befolgt, wird bestraft.“ Dann dreht er sich um und verlässt mit „Heil Hitler“ das Lager. Beim Auseinandergehen ruft Campe¹⁴ mich zu sich: „Es bleibt alles beim alten. Ist das klar?“ Kurz darauf lässt der 2. Lagerführer Forster¹⁵ mich rufen: „Es bleibt alles so, wie es war. Machen Sie keine Geschichten, sonst kriegen Sie es mit mir zu tun!“ „Jawohl, Lagerführer.“ Und so blieb alles beim alten. Wie sollte es denn auch anders sein.

Jeden Abend nach dem Appell zogen die Kranken – oft hundert und mehr – zum Krankenbau, um sich von den Häftlingspflegern behandeln zu

lassen. Ein Arzt war nicht dabei, gelegentlich jedoch ein SS-SDG (Sanitätsdienstgrad). Es wurden Wunden verbunden und Medikamente ausgegeben. (...)“¹⁶

Im Januar 1942 wird Ortmann zum SS-Sturmbannführer befördert, bereits Anfang 1941 wird er zu einer SS-Division versetzt.¹⁷ Ab Mai 1942 ist er Chefarzt im Feldlazarett der SS-Totenkopf-Division G. Ab November 1942 ist der Chirurg bei der SS-Panzergrenadier-Division Totenkopf, bis zum 1. März 1944.

Es gab für Chirurgen in den Lazaretten¹⁸ viel zu tun. Man behandelte die eigenen Soldaten, keine Juden oder andere Gefangene. Im März 1944 ist Dr. Ortmann 40 Jahre alt und im Generalkommando II des SS-Panzerkorps tätig – als Chirurg im Korpslazarett. Er erhält das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse und soll im April 1944 zum Obersturmbannführer der Reserve befördert werden. Doch Heinrich Himmler, der Reichsführer SS, lehnt ab – weil Ortmann noch „kirchlich gebunden und kinderlos“ ist.

Im Mai erhält er eine sehr gute ärztliche Beurteilung zum Zwecke der Beförderung („... militärisch wenig in Erscheinung tretend, setzt sich überall durch und besitzt wegen seines ärztlichen Könnens größte Achtung ...“) und am 1. Juni 1944 eine allgemeine Beurteilung, recht kritisch („1. ... Charakterschwächen und Süchte bis auf eine leichte Neigung zum Alkohol nicht beobachtet. Neigungen: guter Amateurphotograph. 2. ... körperlich als Pykniker etwas behindert, aber sehr ausdauernd und leistungsfähig.“) Nun erbarmt sich auch der Reichsführer in seinem Salonwagen, der bald in Triberg stehen wird¹⁹, und verfügt am 31. August in seiner Feldkommandostelle die Beförderung zum 1. September 1944.

Bei Kriegsende kam Ortmann „am Tag der Kapitulation“ „zunächst in russische Gefangenschaft, konnte flüchten und dann in amerikanische Gefangenschaft in Österreich. Ostern 1948 wurde ich den Franzosen überstellt, da ich Angehöriger der Frz.-Zone war. Im Oktober 1948 wurde ich von den Franzosen entlassen.“²⁰

Die NS-Prozesse

Ab 1951 ist er Arzt in Kippenheim bei Lahr. Dort und im Amtsgericht Etenheim wird er als Zeuge über Verbrechen anderer SS-Männer befragt. Ein Verfahren gegen ihn selbst konnte nicht ermittelt werden. Dem stehen die vielen überaus positiven Aussagen ehemaliger Häftlinge in Sachsenhausen gegenüber. Sie und Dr. Ortmann wurden unter anderem eingehend zu zwei SS-Massenmördern befragt, Wilhelm Schubert und Gustav Sorge.

Adolf Soberg aus Mülheim war 9 Jahre in KZ-Haft und schrieb 1956²¹: „Nachdem im Winter 1939/40 fast 2/3 des Häftlingsbestandes, ungefähr 8.000 zu Grunde gegangen sind, machte Sorge und noch einige seiner

Kumpane sich ein Privatvergnügen, Häftlinge schneller sterben zu lassen. Sie drangen in die Krankenbaracken ein und schlugen wahllos auf die Schwerkranken. Dieses währte lange Zeit.

Ich war zur Zeit Sanitäter im Krankenbau. Um dem abzustellen, wirkte ich und mein Mitkamerad Franz Ciranek auf dem damaligen SS-Arzt Dr. Ortmann ein, den Zutritt Sorges und seines Gefolges in die Krankenbaracken zu unterbinden, was er auch tat. Als Repressalie und Rache wurden wir Sanitäter abends durch ‚sogenannten Sport‘ gefoltert²².“

Die ermittelnde Stelle²³ hatte Anfang der 1960er Jahre ein Heft „KZ Sachsenhausen“ drucken lassen mit Angaben zu mehreren hundert SS-Leuten. Im Anhang waren sie auf Fototafeln abgebildet. Dieses Heft wurde an die Mitglieder der Lagergemeinschaft verschickt. Darauf meldeten sich sehr viele ehemalige Häftlinge. Der Zeuge Weidler aus Berlin benannte 1964 mehrere Lagerärzte aus dem Heft, die er kannte. Positiv konnte er sich aber nur zu Nr. 357 äußern: „7. Dr. Ortmann, Nr. 357, Hauptsturmführer und Lagerarzt; Dr. O. hat sich persönlich dafür eingesetzt, dass die Häftlingsverpflegung angehoben wurde und dafür Sorge getragen, dass die ärztlich verordnete Kost laufend nach der Kalorientafel durch die Schreibstube des Krankenbaus kontrolliert wurde. Dr. O. hat die Kompetenz des Lagerarztes für den Krankenbaubereich durchgesetzt und jeden unbefugten Zutritt der übrigen SS-Chargen verboten.“²⁴

Nicht nur Kommunisten lobten Dr. Ortmann. Ernst Seliger, ein früherer Drogist und Prediger der Zeugen Jehovas, war ab 1937 bis Kriegsende in Sachsenhausen. Auch er erinnert sich an viele seiner Peiniger und auch er lobt die Nr. 357 aus der Broschüre²⁵: „4. Dr. Ortmann, Nr. 357, Hauptsturmführer und vom Sommer bis Herbst 1940 erster Lagerarzt. Dr. O. war ein sehr geschätzter Chirurg und hat immer wieder auf die anderen Lagerärzte dahingehend eingewirkt, die Gefangenen genauso als Patienten zu behandeln, wie sie es aus dem Privatleben gewohnt waren. Durch seine guten Beziehungen²⁶ zu den höchsten Stellen der SS in Berlin hatte er erwirkt, dass die Häftlinge besser gepflegt wurden und erreichte damit ein rapides Zurückgehen der Sterblichkeit, die im Dezember 1939 begonnen hatte.“

Derselbe Zeuge ergänzt seine Aussage 1967²⁷: „Wie ich bereits bei meiner Vernehmung vom 14.10.1964 angegeben habe, war ich von Juli 1937 bis Mai 1945 als Schutzhäftling (Zeuge Jehovas) im KL Sachsenhausen inhaftiert. Von März oder April 1940 bis April 1944 war ich als Sanitäter im Krankenbau, R 1, und zwar im aseptischen Operationssaal, eingesetzt. (...) Ich möchte aussagen. Mein erster Arzt, mit dem ich ab 1940 im Revier 1 in Berührung kam, war Dr. Ortmann. Er arbeitete zunächst als Stationsarzt in der Chirurgie von März bis etwa Juni/Juli 1940. Anschließend wurde er erster Lagerarzt und blieb bis etwa Ende 1940 im KL Sachsenhausen. Als 1. Lagerarzt wurde er nur noch zu größeren Operationen herangezogen.“

Über Dr. Ortmann kann ich nur Positives sagen. Wie ich bereits in meiner Vernehmung vom 14.10.64 zu Ziff. 4 angegeben habe, behandelte er die Häftlinge, die zu ihm als Patienten kamen, vorbildlich und menschlich und wirkte auch in diesem Sinne auf seine Assistenzärzte ein.“ Der Zeuge äußert sich dann zu der einzigen negativen Aussage eines Häftlings, die er bezweifelt: „So etwas hätte sich bestimmt herumgesprochen und wäre auch zu meiner Kenntnis gelangt, wenn die Sache stimmen würde. Auf Befragen: Ein Häftling namens Reuter ist mir nicht bekannt. Ich kann auch nicht bestätigen, dass Dr. Ortmann sinnlose Operationen an Häftlingen ausgeführt haben soll.

Ich habe bei sämtlichen Operationen, die er im aseptischen Operationsaal ausgeführt hat, assistiert. Mir wäre in jedem Fall aufgefallen, wenn er bei einem Patienten, der über Blinddarmschmerzen geklagt hätte, eine Thoraxoperation o. ä. durchgeführt hätte. Wie schon gesagt, halte ich einmal Dr. Ortmann einer solchen Handlungsweise nicht für fähig, zum anderen hat er auch derartige Operationen in meinem Beisein nie vorgenommen.

Mir ist auch nicht bekannt, dass Dr. Ortmann Häftlinge zu Versuchszwecken ausgesucht hat. Dass Versuche im septischen Operationssaal mit vergifteten Geschossen durchgeführt wurden, ist mir allerdings bekannt.“

In dieser Aussage folgen nun Schilderungen grässlicher Medizinversuche durch andere Ärzte an den liegend festgeschnallten Patienten, die „nach einigen Tagen, trotz Sonderverpflegung, starben.“

Ähnlich bestritt auch ein Angestellter aus Hagen 1968 die negative Aussage des Zeugen Reuter. „Über Dr. Ortmann kann ich sowohl in menschlicher als auch in ärztlicher Hinsicht nur das Allerbeste sagen. Wenn ihm vorgeworfen wird, a) einen Häftling mit einer Ratte zu Tode gequält zu haben, b) sinnlose Operationen durchgeführt zu haben, an deren Folgen Häftlinge verstorben sind, c) 5 bis 6 Häftlinge ausgesucht zu haben, an denen Versuche mit vergifteter Munition²⁸ durchgeführt wurden, dann möchte ich dazu sagen, dass ich davon nichts weiß und auch nie im Lager davon gehört habe. M.E. handelt es sich bei dem Zeugen, der diese Angaben gemacht hat, um einen pathologischen Wichtigtuer. Wenn derartige Dinge unter Dr. Ortmann vorgekommen wären, wäre mir dies bekanntgeworden.“²⁹

Der Zeuge Bierbrauer³⁰ fasste sich 1964 in Mainz, auf die Broschüre bezogen, sehr kurz und deutlich: „Zu III Seite 61 lfde. Nr. 357, Dr. Ortmann, Gustav, möchte ich sagen, dass er sich menschlich, im Gegensatz zu anderen Ärzten des KZ Sachsenhausen verhalten hat.“

Sehr positiv hat ihn auch ein Verwaltungsangestellter Müller³¹ aus Oberhausen 1964 in Erinnerung: „Auch Dr. Ortmann habe ich einwandfrei auf den Lichtbildern 271–272 erkannt. Ich kenne Dr. O. innerhalb meiner Lagerzeit als Lagerarzt, der seine Aufgaben gewissenhaft durchführte. Die Häftlinge hatten Zutrauen. Z. B. war es möglich, dass man auf dem Lager-

platz Dr. Ortmann ansprechen konnte. Er war den Häftlingen gegenüber stets hilfsbereit. Ich könnte Nachteiliges über ihn nicht sagen.“

Der kurzzeitige Hornberger erinnert sich

In dem erwähnten Verfahren gegen Sorge und Schubert wurde Dr. Ortmann erstmals 1957 befragt. Nach der Vorgeschichte³² kam er zu seiner Wirkungsstätte im Lager Sachsenhausen: „Der Krankenbau, wo ich tätig war, war vom übrigen Lager streng getrennt. Als ich so etwa 14 Tage in dem Krankenbau war, kam der Hauptscharführer Sorge, der den Arbeitsinsatz der Häftlinge unter sich hatte, und wollte Patienten, die schon auf dem Wege der Besserung waren, wieder aus dem Krankenbau entfernen. Ich habe mich ganz energisch dagegen gewehrt und er musste unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Anlässlich dieses Vorfalles erzählte mir mein Hauptsanitäter³³, der auch Häftling war, dass er das bei meinem Vorgänger des Öfteren gemacht habe, der sich nicht dagegen wehren konnte. Der Name meines Vorgängers ist mir nicht mehr in Erinnerung.“ Dann bezieht er sich auf ein Schreiben dieses Hauptsanitäters von 1948 und bestätigt, „dass Sorge und Schubert in einer Baracke Juden geschlagen hatten. Daran kann ich mich insofern erinnern, dass ich zusammen mit Cziranek die Verletzten in den Krankenbau übernommen habe. (...) war ein Häftling mit einem Oberschenkelhalsbruch unter den Verletzten (...) im Sommer des Jahres 1940.“

Dem Beschuldigten Sorge wurde nun die Aussage Dr. Ortmanns vorgehalten. Er bestritt sie mit dem formalen Argument, der Arzt sei nicht sein Vorgesetzter gewesen und habe ihm daher „nichts verbieten können“. Doch darauf erwiderte Dr. Ortmann sehr überzeugend, dieses Mal vor einem Amtsrichter³⁴: „Ich bleibe dabei, dass ich dem Angeschuldigten Sorge das Betreten des Krankenbaues verboten habe. Ich war persönlich bei dem Oberführer Glücks.³⁵ Herr Glücks hat mir einige Zeit später gesagt, dass er dem Angeschuldigten Sorge den Befehl erteilt habe, er solle nicht mehr den Krankenbau betreten. (...)“

In dem Krankenbau waren ständig etwa 100 bis 200 Häftlinge. (...) Wenn der Hauptscharführer Sorge³⁶ während der Nacht eine Aktion [im Krankenbau] durchgeführt hätte, dann hätte mir mein Hauptsanitäter Cziranek dies bestimmt gemeldet. Es bestand zwischen dem Hauptsanitäter und mir ein den Umständen entsprechendes Vertrauensverhältnis. Wenn in dem KL Sachsenhausen ein Häftling verstarb, dann wurde mir dies gemeldet. Der verstorbene Häftling kam in die Leichenkammer im Krankenbau. Ich sah mir als Leiter der Krankenabteilung alle Toten an. (...)

Während meiner Tätigkeit im KL Sachsenhausen sind einmal besonders viele Häftlinge verstorben.³⁷ Dies war zu der Zeit, als in dem Lager eine Ruhrepidemie ausgebrochen war. Ich habe mir alle Ruhrtoten angesehen.

Mir ist nicht aufgefallen, dass diese Toten misshandelt worden waren. Es ist nicht möglich, dass ich die Vorgänge, die sich im Jahre 1940 im Lager Sachsenhausen zugetragen haben, infolge des langen Zeitablaufes habe vergessen können. Es ist für mich alles noch in Erinnerung, es war ein zu starkes Erlebnis.“

Im Juli 1979 starb Dr. Gustav Ortmann in Kippenheim.³⁸

Was bleibt von den Behauptungen in „Die Blechschachtel“?

Wer mag da vom Hornberger Bahnhof in die Stadt geeilt sein, „über die Brücke der Kinzig? *Die Blechschachtel* soll es aber wirklich geben, sagt der Autor. Sie ist daher auf dem Buch abgebildet. Doch er wollte dem Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen die angeblich so aussagekräftigen Fotos aus Auschwitz oder Dachau leider bisher nicht zur Verfügung stellen, wie ihm dies schon 2002 vorgeschlagen wurde.

Anmerkungen

- 1 Die Beschreibung des Mord-Tatbestands aus dem Reichsstrafgesetzbuch von 1871 war am 8. September 1941 geändert worden, in Kraft ab dem 11. September 1941 (RGBl. I 549 f.). Mörder war nun nicht mehr jeder, der vorsätzlich einen Menschen mit Überlegung tötet, sondern nur noch, wer „aus Mordlust, zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, aus Habgier oder sonst aus niedrigen Beweggründen heimtückisch oder grausam oder mit gemeingefährlichen Mitteln oder um eine andere Straftat zu ermöglichen oder zu verdecken, einen Menschen tötet.“ Diese Änderung gilt noch heute.
- 2 Dazu merkt Robert Jay Lifton, *Ärzte im Dritten Reich*, Berlin 1998, auf S. 532 an: „Die erste Auflage des Werkes von Mitscherlich und Mielke (...) wurde von der deutschen Ärztekammer in toto aufgekauft und verschwand daher kurz nach dem Erscheinen aus den Buchläden. Somit wurde sichergestellt, dass das Buch nicht in die Hände unerwünschter Leser geriet.“ (Alexander Mitscherlich, persönliche Mitteilung [an Lifton]).
- 3 ddp-Meldung am 13. Juli 2004: Arztregister zur Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, Daten von 97.000 Medizinern. – Mitscherlich/Mielke hatten noch angenommen, dass sich etwa 350 Ärzte durch Teilnahme an verbrecherischen Handlungen moralisch diskreditiert hätten, inzwischen wird die Zahl der verbrecherisch handelnden Ärzte auf 3.000 geschätzt (TRIBÜNE 144, 4/1997).
- 4 Das hatte bereits 35 Jahre vor ihm ein deutscher Schriftsteller eindrucksvoll getan, vgl. Hans Fricks Roman „Breinitzer“ (1965).
- 5 Der Rhein soll ja auch früher bei Basel nach Süden geflossen sein, zum Mittelmeer.
- 6 In der Einleitung war schon auf Mengele verwiesen worden (8). Er war ab Ende Mai 1943 in Auschwitz. Das Lager wurde erst nach der Besetzung Polens ab Mai 1940 errichtet, zunächst für Zwangsarbeiter aus der Umgebung. Die Massentötungen begannen mit einer Probe an russischen Kriegsgefangenen am 3. September 1941. Medizinische Versuche hatte es schon vorher gegeben.

- 7 Laut Vorwort war es in Dachau: „Dass dieser Mediziner an lebendigen Versuchspersonen im Konzentrationslager Dachau Versuche ausgeführt hatte und sie dann auch noch auf Filmen dokumentierte, erschien mir als eine schier undenkbbare Tatsache.“ Dann stellt ihn der Autor sogar neben den „größten medizinischen Massenmörder aller Zeiten, Doktor Josef Mengele“, und attestiert beiden als „herausragendes Merkmal aber die Bösartigkeit“ (8).
- 8 Einer der wenigen Fälle: Dr. Alois Gaberle, ab August 1943 Lagerarzt in Sachsenhausen, führte Kastrationen durch und war in Versuche mit Giftmunition verwickelt. Er praktizierte nach 1945 in Hamburg, als die Gesundheitsbehörde 1959 von den Ermittlungen erfuhr und ein Verbot der Berufsausübung verhängte. Seine sofortige Beschwerde wurde zurückgewiesen. Er trieb den Streit bis vor das Bundesverwaltungsgericht, das ihm 1969 die Unwürdigkeit zur Berufsausübung noch einmal bestätigte (Der Tagesspiegel vom 3.4.1969, BVerwG I B 26/68). – Zahllose Gegenbeispiele in den Büchern von Ernst Klee seit 1985.
- 9 Prof. Dr. Wilhelm Heim war um 1980 Präsident der Ärztekammer Berlin. Als damals zum ‚Gesundheitstag‘ vertriebene jüdische Kollegen eingeladen werden sollten, lehnte die Ärztekammer kategorisch ab. Dr. med. Hans Joachim Sewering, in die Ermordung von 900 Kindern verstrickt, war von 1973 bis 1978 Präsident der Bundesärztekammer und bis 1991 Präsident der Bayerischen Landesärztekammer.
- 10 Im Strafverfahren gegen Peter Jürgen Boock ging es 1986 um Prof. Dr. Georg Rauch, der an der Kinder-Euthanasie beteiligt war. Vgl. Heinrich Hannover, Die Republik vor Gericht 1975–1995, Erinnerungen eines unbequemen Rechtsanwalts, Berlin 2001, 181–196, 205.
- 11 Vgl. Winfried Seibert, Das Mädchen, das nicht Esther heißen durfte, Eine exemplarische Geschichte, Leipzig 1997 (mit Zitaten aus einer Entscheidung des Berliner Kammergerichts vom 28.10.1938 zum Vornamen Esther, u. a. „... eine solche verbrecherische Dirne jüdischer Rasse kann den deutschen Frauen unserer Zeit nichts bedeuten ...“).
- 12 Nach Johannes Tuchel, Die Inspektion der Konzentrationslager 1938–1945, Das System des Terrors, Berlin 1994, 218.
- 13 Ab Oktober 1942 Kommandant des Lagers Majdanek, ab Oktober 1943 Schutzhaftlagerführer in Auschwitz. Noch 1943 Verhaftung wegen Unterschlagungen usw. in Buchenwald, vor Kriegsende auf Befehl Himmlers erschossen (Ernst Klee, Das Personenlexikon zum Dritten Reich, aktualisierte Ausgabe, Frankfurt, November 2005).
- 14 Hermann Campe, Rapportführer.
- 15 Heinrich Forster, SS-Hauptsturmführer, 1944 Kommandant der KZ Kaufering und Hersbruck, Tod 1955 in Hanau (Klee, Lex.).
- 16 Harry Naujoks, Mein Leben im KZ Sachsenhausen 1936–1942, Erinnerungen des ehemaligen Lagerältesten, Berlin 1989, 209.
- 17 Angaben aus der SS-Offiziersakte im ehemaligen Berlin Document Center, jetzt Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BDC/BAL).
- 18 Nach einer zeitgenössischen Darstellung waren die SS-Ärzte nicht nur in den Lazaretten für die Krankenbehandlung tätig, sondern sogar auf dem Schlachtfeld. In einer Werbeschrift für Schulabgänger und ihre Eltern („Dich ruft die SS“, 1943) heißt es im Abschnitt „Unser Panzerdokter“: „Es ist der Ehrgeiz eines jeden Truppenarztes, seinen verwundeten Männern so schnell wie möglich die erste Hilfe zu leisten“. Dazu rollte der Arzt mit einem gerade nicht benötigten Panzer in den „Stahlhagel“ und pirschte sich an die Verwundeten heran, schirmte sie beim Einladen mit dem Panzer vor dem „feindlichen Feuer“ ab und gab ihnen im Innern des Panzers „die ersten, oft lebensret-

tenden Injektionen“. Ob und wie häufig so etwas vorkam, kann der Verfasser allerdings als Ungedienter nicht beurteilen.

- 19 Vgl. Karl Volk in: Die Ortenau 77, 1997, 509 ff. und 79, 1999, 651–660.
- 20 Aus seiner Aussage bei einer kriminalpolizeilichen Vernehmung am 28. Februar 1957 in Kippenheim (GMS).
- 21 Brief in der Ermittlungsakte, JD 2/8, 81, als Kopie in der Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen (GMS).
- 22 „Gefürchtet war das Strafoxerzieren, auch Strafsport oder kurz ‚Sport‘ genannt. (...) stundenlange Kniebeugen mit hinter dem Kopf verschränkten Armen (dem ‚Sachsengruß‘) bildeten die Hauptfiguren dieser schauerlichen Übungen.“ (Damals in Sachsenhausen, Solidarität und Widerstand im Konzentrationslager Sachsenhausen, Berlin o.J. [1961], 46).
- 23 Zentralstelle im Land Nordrhein-Westfalen für die Bearbeitung von nationalsozialistischen Massenverbrechen in Konzentrationslagern bei dem Leitenden Oberstaatsanwalt in Köln. – Zur Entstehung der Zuständigkeit vgl. Justizministerium des Landes Nordrhein-Westfalen, Die Zentralstellen zur Verfolgung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen, Versuch einer Bilanz (= Juristische Zeitgeschichte, Band 9), Recklinghausen 2001, 33 ff.
- 24 Vernehmung am 19.10.1964, JD 10/1 T. 2, 087, GMS.
- 25 Aussage Ernst Seliger aus Berlin-Neukölln, 14.10.1964, JD 8/1 T.2, 203 (GMS).
- 26 Die „guten Beziehungen“ wurden leider nirgends näher beschrieben. Vermutlich war Richard Glücks gemeint.
- 27 JD 10/1 T. 2, 099, Aussage Ernst Seliger am 9.11.1967, GMS.
- 28 Derartige Versuche wurden in Sachsenhausen erst ab 1944 durchgeführt, also lange nach Dr. Ortmanns Tätigkeit. Vgl. dazu die Ausstellung „Medizin und Verbrechen“ in der Gedenkstätte Sachsenhausen sowie Ernst Klee, Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer, Frankfurt 2004, 173 ff.
- 29 Aussage Wilhelm Thierhoff am 25.10.1968, JD 8/2 T.2, 170f (GMS). Der Zeuge Thierhoff, in der erwähnten GMS-Ausstellung als „BVer [BVer = Berufsverbrecher] und Intrigant“ bezeichnet, wird allerdings von anderen Häftlingen belastet (u. a. Weidler).
- 30 Aussage am 20.11.1964, JD 8/2 T.1, 021 ff. (GMS).
- 31 Aussage am 23.9.1964, JD 8/1 T.2, 190 (GMS).
- 32 „Vom Jahre 1937 an bis im Jahre 1939 war ich als Arzt und Krankenhausarzt in Hornberg tätig. Anfang November 1939 wurde ich zur Waffen-SS einberufen und zwar zur militärischen Grundausbildung in München-Freimann. Wir waren ca. 180 Ärzte und Apotheker. Nach Beendigung der militärischen Ausbildung, im Februar 1940, wurden wir Ärzte auf die verschiedenen Stellen verteilt. Ich kam mit 4 anderen Ärzten zu einer Sanitätseinheit in Oranienburg-Sachsenhausen und war dort Standortarzt. Gleichzeitig musste ich als solcher die Wachmannschaften und die Offiziere des Lagers (Stammpersonal) ärztlich betreuen“ (JD 2/27, 041 f., Vernehmung am 28.2.1957, GMS.).
- 33 Franz Cziranek, 1949 Kreispolizeichef in Neuruppin.
- 34 Am 14. Juni 1957 in Ettenheim, JD 2/38, 0038 ff. (GMS).
- 35 Richard Glücks war ab 1932 in der SS, ab 1936 bei der Inspektion der Konzentrationslager unter Theodor Eicke in Oranienburg. Ab November 1939 ist er Inspekteur aller Konzentrationslager, ab 1943 im SS-Wirtschaftsverwaltungshauptamt Leiter der Amtsgruppe D (Konzentrationslager). 1945 leitet er „15 Konzentrationslager und 500 Außenlager mit einer Gesamthäftlingszahl von rund 750.000 Köpfen“ (Heinrich Himmler in einem Beförderungsvorschlag, Januar 1945).

- 36 Sorge (von Häftlingen „Eiserner Gustav“ genannt) und Schubert („Pistolen-Schubert“) wurden vom Landgericht Bonn am 6. Februar 1959 wegen Mitwirkung an der Tötung von über 10.000 Gefangenen jeweils zu Lebenslänglich und zusätzlich 15 Jahren Haft verurteilt.
- 37 „Damals in Sachsenhausen“ (Anm. 22) gibt die offizielle Lagerstatistik für jedes Jahr an. Danach gab es 1940 18.925 Zugänge und 3.892 Verstorbene. Vom Beginn 1936 bis Kriegsende sollen es bei insgesamt 204.537 Zugängen 45.282 Verstorbene und 33.190 Ermordete gewesen sein (22 f.).
- 38 Sterbedatum nach Ernst Klee, Das Personenlexikon (Anm. 13).

Die Offenburger Ärztin für Frauen und Kinder

Dr. med Hertha Wiegand geb. Lion, 6.7.1890 – 12.1.1944

Rita Breit

Am 11. Januar 2004, dem Vorabend ihres 60. Todestages, hatten sich in der Offenburger Kulturagentur „in der Sonne“ zahlreiche Menschen eingefunden zu einer Gedenkstunde für die Ärztin Dr. med Hertha Wiegand geb. Lion, die in dieser Stadt und in den umliegenden Dörfern von 1919 bis zum Praxisentzug durch die Nazis 1938 als sozial engagierte Ärztin für Frauen und Kinder praktiziert hatte und am 12. Januar 1944 – 53 Jahre alt und seit Jahren schwer krank – durch die Deportation von den Nazis in den Suizid getrieben worden war. Im Ritterhausmuseum Offenburg hing lange Jahre ein vom Maler Emil Brischle geschaffenes Porträt dieser Ärztin als damals etwa Achtunddreißigjähriger: schmales Frauengesicht, ernstes Lächeln, dunkler Pagenkopf vorm Hintergrund des Praxisinterieurs – ob der eine oder die andere der alten Offenburger die Ärztin so als Kindheitserinnerung behalten haben mochte? Seit 1992 trägt eine kleine Straße am westlichen Rand des Stadtteils „Kreuzschlag“ den Namen Dr.-Hertha-Wiegand-Straße. Der Nachlass Dr. Hertha Wiegands wird seit dem 22.11.1919 im Archiv der Stadt Offenburg aufbewahrt, als Schenkung ihrer Tochter Dorothea Siegler-Wiegand (1964–1986 Leiterin der Stadtbücherei Offenburg). Dieser Nachlass ist der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich, indes sind Bearbeitung und Findbuch-Katalogisierung nunmehr abgeschlossen.

Bereits die Lebensdaten Dr. Hertha Wiegands geb. Lion lassen über die Tragik von Verfolgung und Tod unter der Gewaltherrschaft der Nazis hinaus etwas vom Vorbildcharakter des ursprünglichen Lebensentwurfs der hochbegabten jungen jüdischen Badnerin Hertha Lion aus Ettenheim im damaligen Großherzogtum erahnen. Aus den Dokumente im Nachlass – Urkunden, Fotos, Schul- und Universitätszeugnisse, Kliniks- und Lazarett-dienstnachweise, Doktorarbeit, Briefwechsel etc. – zusammen mit den Vorträgen und mündlichen Berichten und Erinnerungen ihrer Tochter und anderer Zeitzeugen verdeutlicht sich immer mehr die Gestalt einer mutigen „unzeitgemäßen“ Frauenpersönlichkeit. Im bescheidenen Ettenheimer jüdischen Elternhaus hatte Bildung einen hohen Stellenwert, Hertha Lion war 1909 eine der ersten weiblichen Abiturienten ihrer Heimatstadt. Sie studierte Medizin an den Universitäten München, Freiburg i. Br. und Heidelberg, schrieb ihre medizinische Doktorarbeit über die im 1. Weltkrieg massenhaft auftretenden „Granatkomotionsneurosen“: schwere Nervenschockzustände nach Granatenexplosionen. 1919 ließ sie sich als Ärztin für Frauen und Kinder zusammen mit ihrem Mann, dem Facharzt für Chir-

urgie und Frauenkrankheiten Dr. Otto Wiegand in Offenburg nieder, der 1925 an einer Kriegsfolgekrankheit starb. Unter den fortschrittlichen Behandlungsmethoden Dr. med Hertha Wiegands waren Krampfaderverödung und – lange vorm Zeitalter der In-vitro-Fertilisation – Unfruchtbarkeitsbehandlung bei Frauen. Nachlassdokumente und mündliche Zeitzeugenberichte legen zugleich Zeugnis ab vom jahrelangen Kampf der Ärztin um die berufliche und private Existenz gegen ihre und ihrer Tochter wachsende Rechtlosigkeit unter den Nazis. Zuletzt nahm sie die einzige Freiheit wahr, die die Henker ihr gelassen haben: den selbstbestimmten Tod statt des angeordneten qualvolleren in einer der Vorhöllen von Auschwitz – oder in Auschwitz selbst.

Dr. Leo Wolff aus Appenweier: „Der praktische, bewegliche Landarzt“

Karl Maier

In Appenweier lag wie in anderen Landorten ähnlicher Größe die Betreuung der Kranken durch ausgebildete Helfer bis ins 19. Jahrhundert hinein im Wesentlichen in den Händen der Chirurgen, Wundärzte oder Barbieri, die wie die Hebammen einer gewissen staatlichen Aufsicht unterstanden. Für einen Arzt, der an einer Universität studiert hatte, besaß das Dorf offensichtlich noch wenig Anreiz. Als 1810 das zweite Landamt Offenburg in Appenweier eingerichtet wurde, war damit auch ein Physikat, die Stelle eines Bezirksarztes, verbunden. Dr. Jessele aus Offenburg übernahm diese Aufgabe, er war aber nicht bereit, seinen Wohnsitz aufs Land zu verlegen, auch nicht, als ihm das Ministerium mit einer Gehaltskürzung gedroht hatte.¹

Die Gemeindeverwaltung jedoch bemühte sich sehr, ihre Einwohner ordentlich medizinisch zu versorgen, und bot jedem qualifizierten Manne, wenn er sich im Ort niederließ, freie Wohnung im Rathaus mit Keller, Nebengebäude, Garten und Holzlieferung; er musste dafür allerdings die Ortsarmen ohne Entgelt behandeln.² Erst 1829 hatten die Gemeindeväter Erfolg.³ Wie sehr der Gemeinderat die ärztliche Arbeit schätzte, zeigt, dass er später die Leistungen um ein Wartegeld von 500 M erhöhte.

Zu diesen Bedingungen stellte der Gemeinderat während des 19. Jahrhunderts eine Reihe Ärzte ein, die Doktoren Baumann, Schneider, Mast und Krämer. Da auch viele Einwohner aus den Nachbarorten sie zu Rate zogen, entwickelte sich in Appenweier mit der Zeit eine Art Mittelpunktpraxis. Der unmittelbare Vorgänger von Dr. Wolff, Dr. Krämer, wurde Vertragsarzt der Krankenversicherung Appenweier-Nesselried-Ebersweier⁴ sowie einer Fürsorgekasse des Kirchspiels Nußbach.⁵ Patienten aus Stadelhofen kamen ebenfalls zu ihm.

Trotz dieser begrüßenswerten Entwicklung kam es 1908 zum Bruch zwischen dem Dorfarzt und der Gemeindeverwaltung Appenweier. Im Februar teilte Dr. Krämer dem Gemeinderat mit, er könne mit dem bisherigen Entgelt nicht mehr zufrieden sein. Wegen der in den letzten Jahren aufgetretenen allgemeinen Teuerung hätten sich – wie die Handwerker und Kaufleute – auch die Ärzte organisiert und die Preise erhöht. Nach einer im hiesigen Bahnhofhotel stattgefundenen Solidaritätsversammlung will sich Krämer seinen Kollegen im Renchtal anschließen und bittet um Auflösung des Vertrages und das Recht, das Honorar für die Krankenbehandlung künftighin selbst zu bestimmen. Obwohl sich Krämer bereit erklärte,

Nachdem Herr *caud. med. Leo Wolff*
 aus *Oberstein* am *8^{ten} März 1897* die Prüfung
 vor der ärztlichen Prüfungs-Kommission zu *Würzburg*
 mit dem Prädikat „*gut*“ — „*—*“ bestanden hat, wird ihm hier-
 durch die Approbation als Arzt mit der Geltung vom bezeichneten Tage
 ab für das Gebiet des Deutschen Reichs gemäss § 29 der Gewerbeordnung
 vom 21. Juni 1869 erteilt.

MÜNCHEN, den *30^{ten} März 1897*.

**K. BAYERISCHE STAATSMINISTERIEN DES INNERN
 BEIDER ABTEILUNGEN.**

gez. Freiherr von Feilitzsch / L. S. / gez. Dr. von Landmann.

Approbation

für

Herrn Leo Wolff

als

Arzt.

Staatsgebühr 10 Mark.
 Kontr. Reg. Nr. 72.

Zur Beglaubigung:
München, den 21. März 1908.

*Geheimes Sekretariat
 des K. Bayer. Staatsministeriums des Innern
 für Kirchen- und Schulangelegenheiten.*

210 H. O. G. v. J. / K. R. M. v. J.



*Präsident
 Dr. G. v. J. v. J.*

die Ortsarmen weiterhin gratis zu behandeln, trennte sich die Gemeinde von ihm.⁶

Schnell fand Bürgermeister Wiedemer – wer ihn empfohlen hatte, können wir nicht feststellen – einen Nachfolger, den praktischen Arzt Dr. Wolff, der sich auch rasch persönlich vorstellte. Er kam aus Strümpfelbrunn und „zeigte sich nicht abgeneigt, die demnächst dahier in Erledigung befindende Arztstelle zu übernehmen“⁷.

Dr. Wolff wurde am 4. Mai 1874 in Oberstein geboren und wuchs dort unter acht Geschwistern auf. Zwei seiner Brüder, Julius Karl und Max, gründeten unter dem Namen des Vaters, eines Kaufmannes, die „Firma Elias Wolff“, die mit Edelsteinen und Halbedelsteinen handelte und eine eigene Edelsteinschleiferei betrieb. Nach offensichtlich erfolgreichen Jahren, das sei chronologisch vorweggenommen, traf auch sie die Härte des nationalsozialistischen Rassenwahns. In der „Reichspogromnacht“ 1938 verwüsteten Schlägertrupps ihre Villa am Schlossberg, die Karl Julius ein Jahr später verkaufen musste. Während des Krieges wurde einer der Brüder und seine Frau verschleppt und wahrscheinlich in Theresienstadt umgebracht.⁸

Leo besuchte das „königliche Gymnasium zu Wiesbaden“, an dem er, so können wir annehmen, das Abitur ablegte.⁹ Vom Sommersemester 1892 bis einschließlich Wintersemester 1896/97 studierte er an der Julius-Maximilian-Universität in Würzburg Medizin, bestand 1897 das Staatsexamen und erhielt die Approbation für das Gebiet des Deutschen Reiches.¹⁰ Er schrieb eine Dissertation über das Thema „Die Entwicklung der Lungentuberkulose unter besonderer Berücksichtigung der Stellung des Frühinfiltrates als Beginn der tertiären Pthise“¹¹, die allerdings erst Jahre später publiziert wurde.

Am 30. Juli 1904 heiratete Leo Wolff Frau Anna Glaßner in Würzburg. Schon vor der Eheschließung, 1895, hatte Frau Glaßner den Sohn Carl geboren, der nach der Konfession der Mutter katholisch getauft worden war. Noch vor der Hochzeit konvertierte Frau Glaßner zum jüdischen Glauben.¹²

Über die berufliche Laufbahn Dr. Wolffs ab 1901 erhalten wir glaubwürdige Informationen, da sie von Amtsinhabern geliefert werden. Im genannten Jahr übernahm Wolff die Aufgaben eines Verbandsarztes für sieben Gemeinden mit dem Sitz in Strümpfelbrunn. Um sicherzugehen, bat der Appenweierer Bürgermeister seine Kollegen aus dem Odenwald um ihre Meinungen über den Doktor. Was er als Rückmeldungen erhielt, dürfte er kaum erwartet haben.

Einhellig bedauern die bisherigen Arbeitgeber, dass Dr. Wolff nach Appenweier wechselt, gönnen jedoch dem allgemein verehrten Manne die höhere Entlohnung und gratulieren den zukünftigen Patienten zur Hilfe, die sie erwartet. Ohne Tadel sieht man seine Wesensart: „*Er besitzt einen ehr-*

lichen, wahrheitsliebenden Charakter, ist ein fein gebildeter Herr, hat ein nobles Benehmen, jedoch für seine Umgebung ist er nicht hochgetragen und stolz, er ist gegen jedermann freundlich und leutselig ... Was einer seiner besten und schönsten Vorzüge noch ergeben, so ist Herr Dr. Wolff ein ganz nüchterner Herr, er liebt Gesellschaften und Vereine, ist dabei sehr lebenslustig, aber zum etwas über die Schnur zu trinken, ist er nicht zu haben und nicht zu bewegen, er sagt, meine Stellung als Arzt und meine Pflichten als solcher erlauben mir dies nicht“ (Waldkatzenbach).¹³

Hoch geschätzt werden seine medizinischen Fähigkeiten, äußere und innere Krankheiten zu behandeln. Als Geburtshelfer sei er ein Spezialist, als Chirurg außerordentlich erfolgreich, selbst bei Blinddarmentzündungen, was wir heute fast nicht mehr nachvollziehen können. Bürgermeister Backfisch aus Oberdielbach berichtet aus seiner eigenen Erfahrung, bei einem Unfall sei seine rechte Hand „ganz zerrissen und zerquetscht“ worden. Dr. Wolff habe sie soweit hergestellt, dass er fast alle Arbeiten wieder leisten könne. Seine Geschicklichkeit und sein Wissen würden seine Reputation weit über die Grenzen seines Bezirkes tragen und man rufe ihn noch in 5 bis 6 km entfernten Orten im Amt Buchen-Mosbach zu Patienten, besonders in Notfällen (Waldkatzenbach).

Mit einer Ausnahme merken alle Bürgermeister an, dass Dr. Wolff Jude sei, alle ohne Wertung. Nur Heisner aus Weisbach spricht indirekt in seinem Lob das Problem des Antisemitismus an: „Derselbe hat sich ... das vollste Vertrauen und Achtung bei unserer ganzen Bevölkerung erworben, in dem Maße (obgleich Israelit von Confession), wo selten ein anderer Arzt zu besitzen sich rühmen könnte.“

Bei diesen überschwänglichen Zeugnissen ist es kein Wunder, dass der Gemeinderat von Appenweier rasch handelt. Mitte April schrieben die Verbandsgemeinden ihre Beurteilungen, am 25. April 1908 beschließt man im Rathaus: „Der praktische Arzt Dr. Wolff wird anstelle des praktischen Arztes Dr. Krämer für hiesige Gemeinde angestellt u. zwar unter den bisherigen Bedingungen. Er erhält insbesondere das Wartegeld mit 500 M pro Jahr. Desgleichen wird demselben die von Krämer innegehabte Wohnung nebst Zubehör unter den bisherigen Bedingungen belassen.“¹⁴

Dr. Wolff zog in das alte Barockgebäude an der Landstraße ein, das einmal das Landgericht beherbergte, später das Bezirksamt und in dem nun die Gemeindeverwaltung arbeitete. Im zweiten Stock richtete er seine Wohnung und die Praxis ein.

Wenn wir die Arbeit Dr. Wolffs beschreiben wollen, dann suchen wir gerade für sein Amt als Armenarzt systematisch geführte Unterlagen vergeblich. Die Gemeinde zahlte gewöhnlich Anteile an den Pflegekosten von Insassen von Heilstätten. Direkte Zuwendungen, aus denen man auf die Anzahl der behandelten Personen schließen könnte, gab es kaum. Auf sicherer Grundlage lassen sich dagegen die Patienten zusammenstellen, die



Im Lazarett St. Elisabeth, ca. 1915; Dr. Wolff: Zweiter von rechts in der hinteren Reihe; links Pfarrer Schultheiß. Quelle: Hist. Verein, Mitgliedergruppe Appenweier

von der „Krankenversicherung Appenweier-Nesselried-Ebersweier“ betreut wurden. Hier lagen die Honorare für Besuche und Behandlung vertraglich fest, gestaffelt von 1,- M in Appenweier, über 3,- M in Nesselried und Ebersweier, bis zu 3,50 M in Illental. Operationen, Beinbrüche sowie Geburtshilfe kosteten besondere Gebühren.¹⁵ Um 1910 suchten im Durchschnitt 180 Menschen den Rat des Arztes während eines Jahres.¹⁶ Zu den Besuchern seiner Praxis gehörten damals auch, abgesichert durch ihre Kassen, eine Reihe von Beamten, Angestellten und Arbeitern der Bahn und Post, aber auch viele Landwirte und Handwerker mussten versorgt werden, die sich als Selbstständige noch nicht auf eine Standessolidarität verlassen konnten. Die Verantwortung für die Nachbargemeinden, zu denen sein Vorgänger schon Verbindungen geknüpft hatte, übernahm Dr. Wolff, ebenso wie er seinen Wirkungsbereich ausbaute, nach Durbach oder Legelshurst, wo er mit der heute noch gerühmten Schwester Käthchen Seebacher eine Krankenfürsorge einrichtete, auf der später eine eigene Arztstelle entstand.¹⁷

Neben diesen ihm eigentlichen Leistungen als Arzt stand Dr. Wolff karitativen und sozialen Vereinigungen der Orte als Berater, Ausbilder und

Seine Königliche Hoheit
der Großherzog von Baden

haben Sich gnädigst bewogen gefunden, dem praktischen Arzt

Dr. Leo Wolff

in Appenweiler, Amt Offenburg

das Kriegsverdienstkreuz

zu verleihen.

Über den rechtmässigen Besitz dieser Auszeichnung wird die gegenwärtige Urkunde ausgestellt.

Karlsruhe, den 2. November 1916.

Großherzogliche Ordenskanzlei.



L. Wolff

Helfer zur Seite. In Appenweier unterstützte er die Mitgliedergruppe des Badischen Frauenvereins in ihren vielfältigen, auch medizinischen Aktivitäten. Als man zu Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 am Bahnhof mit seiner nun auch militärisch wichtig gewordenen Verbindung nach Straßburg und die Vogesenfront eine Erfrischungsstation für deutsche Soldaten und Kriegsgefangene einrichtete, arbeitete der jüdische Arzt in der „Bahnhofskommission“ erfolgreich mit dem katholischen Ortspfarrer zusammen.¹⁸

Von Pfarrer Schultheiß zwar erwartet, aber ohne längere Vorbereitung und wohl durch die hohen Verluste an der Vogesenfront bewirkt, wandelte das Militärkommando das der katholischen Kirchengemeinde gehörende Spital St. Elisabeth in ein militärisches Lazarett um. Dr. Wolff versorgte die Verwundeten, Deutsche und Franzosen, während der ganzen zwei Jahre über, die es bestand. Von einem zweiten Arzt wird nichts gemeldet. Ihn unterstützte die katholische Oberschwester Mathia und Rote-Kreuz-Helferinnen, die Dr. Wolff ausgebildet hatte.¹⁹

In der Zeit bis September 1916 hatte die Gruppe um Wolff 550 Soldaten gepflegt. Vier Deutsche und zwei Franzosen waren ihren Verletzungen erlegen. Die Landesregierung würdigte die Leistung, die man in Appenweier erbracht hatte, und verlieh Pfarrer Schultheiß und Oberin Mathia das Kriegshilfekreuz, Dr. Wolff jedoch das Kriegsverdienstkreuz.²⁰

In Urloffen ist Dr. Wolff wegen seiner Tätigkeit im Ortsverein des Deutschen Roten Kreuzes heute noch unvergessen. Als Kolonnenarzt hatte er einen wesentlichen Anteil am Neuaufbau der Sanitätsabteilung nach dem Ersten Weltkrieg. Zusammen mit dem Vorstand verhalf er ihr zu einem beachtlichen Leistungsniveau, bis die Gesetzgebung der Nationalsozialisten seine erfolgreiche Arbeit beendete.²¹

In den Berichten der Bürgermeister der Verbandsgemeinden um Strümpfelbrunn wird Dr. Wolff aus dem damals gegenwärtigen Leben beschrieben. Heute kann man erstaunt und respektvoll feststellen, wie viele Menschen sich 60 Jahre nach seinem Tod noch daran erinnern, was sie mit Leo Wolff erlebt haben, denn er ist wirklich legendär geworden wie wohl keine andere Gestalt aus der jüngeren lokalen Geschichte. Was als hervorstechendstes Merkmal mit ihm verbunden wird, ist sein soziales Verhalten, sein Verzicht auf ein Honorar, wenn er mittellose Leute behandelt hatte. Dass er als Armenarzt dazu verpflichtet war, nimmt dem Lob nichts von seiner Gültigkeit, denn es wird in zwei Nachbarorten – mit Namensnennung – gezollt, wo die Appenweierer Regelung nicht galt und in Appenweier für die Zeit nach 1933, als die Krankenkassen Rechnungen von jüdischen Ärzten nicht mehr bezahlten. Wie schon der Bürgermeister von Strümpfelbrunn betont man auch jetzt noch seine Toleranz in religiösen Dingen: Nie habe er es unterlassen, den Angehörigen der Sterbenden, die ja alle Christen waren, rechtzeitig den Gang zum Seelsorger zu empfeh-



Einweihung des neuen Postamtes in Appenweier 1931; Dr. Wolff: Vierter von rechts in der dritten Reihe.

len.²² Man ruft dankbar seine sicheren Diagnosen und manchmal riskanten medizinischen Eingriffe, wenn die Zeit drängte, aus dem Gedächtnis. Ein Zeitzeuge, heute 80 Jahre alt, schreibt in seinen sehr zuverlässig gesammelten „Erinnerungen“: „Unser Dorfarzt Dr. Wolff ... war nicht nur ein hervorragender Arzt, sondern auch wegen seiner Persönlichkeit geschätzt und angesehen ... Als ihm eines Tages ... die Kassenpraxis entzogen wurde, waren meine Eltern außer sich, denn Dr. Wolff hatte unsere Familie viele Jahre vorbildlich versorgt. Vater erzählte oft, er habe mir das Leben gerettet, denn nach einem schweren Keuchhustenanfall war er nach wenigen Minuten, noch nicht einmal ganz angezogen und mit offenen Schuhnesteln zur Stelle. Auch als ich als fünfjähriger Bub in eine offene Sense fiel, hat er mir erste Hilfe geleistet und das von meinen Fingern hängende Fleisch vorbildlich vernäht. Die Narben am Zeigefinger und Mittelfinger meiner linken Hand zeugen noch heute davon.“²³

In diesem Zusammenhang gilt es auch an jene Leutseligkeit zu erinnern, von der die Bürgermeister sprachen, die Fähigkeit, auf andere Menschen zuzugehen und ihre Zuneigung zu gewinnen. Heute noch wird er aus dem früheren kindlichen Blickwinkel heraus als „liebvoller älterer Herr“ be-

Ein entsetzliches Autounglück

Zusammenstoß mit einem Güterzug bei Windschlag - Eine Person lebendig verbrannt - Der Fahrer schwer verletzt

Gestern abend, 21,45 Uhr, ereignete sich an dem Bahnübergang bei Windschlag auf der Straße von Ebersweiler her, ein furchtbares Unglück. Der Vertreter des sich zur Zeit im Urlaub befindlichen prakt. Arztes Dr. Wolf in Appenweiler, Dr. med. Eugen Marg aus Frankfurt, fuhr mit Frau Dr. Wolf zusammen von einem Krankenbesuch nach Hause. Die Bahnstranke war beim Herannahen des Wagens geschlossen, und das Auto hielt auch. Aber aus unerklärlichen Ursachen schleuderte der Wagen in dem Augenblick wieder in Fahrt, als auf dem Nebengleise ein Güterzug von Offenburg herannahte. Dr. Marg versuchte mit aller Kraft, den Wagen noch zum Halten zu bringen. Dieser durchschlag jedoch die Barriere und wurde vom Zuge erfasst und an die Mauer gedrückt.

Zu allem Unglück explodierte gleichzeitig der Benzintank und im Nu stand das Auto in hellen Flammen. Dr. Marg gelang es noch, die Scheiben durchzuschlagen und sich aus dem brennenden Wagen zu retten. Aber er war schon schwer verletzt, Haare und Kleider waren verbrannt, und er mußte sofort ins Krankenhaus nach Offenburg eingeliefert werden.

Die im Alter von etwa 50 Jahren stehende Frau Dr. Wolf wurde dagegen ein Opfer der Flammen. Von ihr wurden nur noch die verbliebenen Reste gefunden. Die HJ hatte sofort die Feuerwehr alarmiert, die auch schnell zur Stelle war, aber nur noch die Trümmer des Wagens zu beseitigen hatte. Polizei, Gendarmen und Staatsanwaltschaft trafen noch am Abend ein, um den Tatbestand aufzunehmen. (D)

Bericht aus dem „Offenburger Tageblatt“ vom 21.1.1937

schrieben. Es gelang ihm ohne Mühe, sich auch gesellschaftlich in die Dorfgemeinschaft zu integrieren. Es gibt zwei Fotografien, die dies beweisen mögen: Auf der einen stellen sich im Park Dr. Wolffs an Pfingsten 1925 die Mitglieder des Schwarzwaldvereines dem Fotografen zu einem Jubiläumsbild, unter ihnen ein Sohn und die Tochter des Arztes, Curt und Irma. Die andere, knapp 10 Jahre später aufgenommen, zeigt, was Rang und Namen hat im Ort bei der Einweihung des neuen Postgebäudes und zwischen den Feiernden selbstverständlich den Doktor.

Und sogar ein Zeitungsartikel schon aus dem Jahre 1937 über ein sehr trauriges Ereignis lässt auf ein noch ungetrübtetes Zusammenleben der Familie Wolff mit der Bevölkerung schließen: Am 20. Januar starb die Ehefrau Leo Wolffs bei einem Unglück auf dem Windschläger Bahnübergang, nachdem ihr Auto die geschlossene Schranke durchbrochen hatte und auf den Schienen von einem Zug erfasst worden war. Das „Offenburger Tageblatt“ berichtete darüber, aber obwohl sich die „Nürnberger Gesetze“ schon in der alltäglichen Realität auszuwirken begannen, finden wir keinen hämischen Hinweis auf die Religionszugehörigkeit der Toten oder des Fahrers, die natürlich viele Leser kannten. Ehrliches Entsetzen beherrscht die

Zeilen, und selbst die Gruppe Hitlerjungen verweigert ihre Anteilnahme nicht.²⁴

Zweifellos waren die „Zwanziger“ von außen gesehen glückliche Jahre für Leo Wolff in Appenweier. Bei ihm wohnten seine Tochter, 1905 geboren, und sein Sohn Curt, Jahrgang 1907. Irma heiratete nach Frankfurt und kehrte nach dem frühen Tod ihres Mannes mit den beiden Kindern Bertram und Steffen zu den Eltern nach Appenweier zurück. 1921/22 kaufte Wolff ein großes Grundstück zwischen der Ebbostraße und dem Dorfbach, das entlang der damaligen Eisenbahnstraße verlief. Darauf ließ er sich ein schönes Haus in einem Park erbauen, in das er seine Wohnung und die Praxis aus dem Rathaus verlegte. Damit endete auch seine Amtszeit als Armenarzt, die alte Wohnung wurde weitervermietet und das Wartegeld verschwindet aus den Rechnungsbüchern. Vielleicht erübrigte der steigende Schutz der staatlichen Versicherungen die Fürsorge der Gemeinde.

Die gute Zeit dauerte bis zum 1. April 1933. Unter diesem Datum wurden die jüdischen Kassenärzte aus ihren Ämtern entfernt und durften künftighin nur noch Privatpatienten behandeln, die ihre Rechnungen selber bezahlten.²⁵ Die persönliche Entlassungsverfügung erhielt Dr. Wolff zusammen mit einigen Offenburger Kollegen am 13. April.²⁶ Damit begann die berufliche und gesellschaftliche Isolierung, und die ganze wohlwollende Normalität, die oben dargestellt wurde, konnte Leo Wolff nicht vor den nationalsozialistischen Zwangsmaßnahmen schützen.

Die Berichte zweier Zeitzeugen mögen die Situation verdeutlichen, wie Dr. Wolff sie selbst gesehen hat. *„Der Arzt fuhr eines Tages mit einer bekannten Frau von Offenburg im selben Zugabteil nach Appenweier, wobei man sich freundschaftlich unterhielt. Am Bahnhof Appenweier verabschiedete sich Dr. Wolff abrupt, obwohl man noch ein Stück Weg hätte zusammen gehen können, mit den Worten: ‚Ihr Mann ist Beamter, man darf uns nicht beieinander sehen. Das könnte ihm schaden.‘“* – *„Mein Vater zahlte das Arzthonorar für Dr. Wolff aus eigener Tasche und als Mutter mit Bruder Erwin wegen einer langanhaltenden Wurmerkrankung immer wieder zu Dr. Wolff ging, meinte dieser, hoffentlich habe mein Vater hierwegen keine Schwierigkeiten. Man fühlte sich bei solchen Arztbesuchen doch schon beobachtet.“*²⁷

1938 führte das nationalsozialistische Regime einen weiteren schweren Schlag gegen die jüdische Ärzteschaft. Mit Bezug auf die Nürnberger Gesetze erklärte die 4. Durchführungsverordnung zum Reichsbürgergesetz die „Bestellungen“ (Approbationen) jüdischer Ärzte für erloschen. Das bedeutete ein Berufsverbot für diesen Personenkreis ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen Folgen. Da man arischen Ärzte nicht zumuten konnte, Juden zu heilen, nahm die Verfügung einige wenige unter den Betroffenen aus, und erlaubte ihnen, *„neben seiner Frau und seinen ehelichen Kindern auch andere Juden zu behandeln“*, und diskriminierte sie zugleich mit dem

**Orfenauer Aerzleverein
e. V.**

Herrn Dr Bloch,
Facharzt
Hier

Ihre Zeichen:

Ihre Nachricht vom:

Unsere Zeichen:

Tag:

31/388
33

Betreff:

**Verfügung des Staatskommissar für die Aerztliche
Landeszentrale**

Sehr geehrter Herr Kollege!

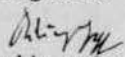
Soeben erhalte ich folgenden Befehl:

Zur Abwehr der internationalen jüdischen Greuelpropaganda gegen Deutschland verfüge ich, dass in ganz Baden die jüdischen Aerzte von ihrer Tätigkeit bei den Krankenkassen und Fürsorgestellen mit sofortiger Wirkung ausgeschlossen werden und nur noch zu dem Prozentsatz zugelassen sind, den die jüdische Bevölkerung ausmacht. Durch diese Verfügung darf jedoch die ärztliche Versorgung der Bevölkerung nicht gefährdet werden.

Die Verfügung muss bis zum 1 April vollzogen sein und der Vollzug muss unter Angabe der Namen der ausgeschlossenen Aerzte umgehend hierher gemeldet werden .

gez Schütz

Mit kollegialer Hochachtung


Vorsitzender

Entlassung der jüdischen Ärzte aus dem Fürsorgedienst. Quelle: StAOG 28

Zusatz: „Diejenigen, die die Genehmigung erhalten, dürfen nicht die Bezeichnung Arzt, sondern nur die Bezeichnung Krankenbehandler führen.“²⁸

Dieses ausschließlich nur an eine Person gebundene Recht erhielt für „die Gegend von Offenburg“ Dr. Wolff aus Appenweier zugeteilt. Leider haben wir über diesen rechtlich doch wichtigen Vorgang keine offiziellen schriftlichen Unterlagen und wissen davon nur aus den „Erinnerungen“ der Offenburger Bürgerin Frau Dorothea Siegler-Wiegand²⁹. Bei der begrifflich nicht festgelegten Beschreibung fällt es schwer, sich einen genauen Überblick über die praktische Arbeit Dr. Wolffs zu verschaffen.

Ein Amt zählt für 1938 in Offenburg 221 jüdische Bewohner, in Diersburg 17, in Durbach 11.³⁰ Auch wenn wir mögliche Patienten der bisher von Wolff betreuten Gemeinden des Renchtals und des Hanauerlandes einbeziehen, können wir diese Zahlen nicht mit einem für Arzt und Kranke gleichermaßen Mitleid erregenden Hinweis in einem Brief aus Appenweier an die Tochter Irma Herzog in Einklang bringen: „Ich habe zunächst ein paar hundert Mahnschreiben abgefasst und als Erfolg von immerhin einem Drittel Zahlungen empfangen.“³¹ Die Frage nach der Größe der Praxis muss also offen bleiben. Bedenkt man, dass er, weil er sein Auto hatte abliefern müssen, auf den Zug und das Fahrrad angewiesen war, erkennt man Mühe und Zeitaufwand, die ihn belasteten. Möglicherweise hatte ihm die Post auch das Telefon gesperrt.

Bei solchen Verhältnissen, meinen heute noch Zeitzeugen, hätte Dr. Wolff doch Deutschland verlassen sollen. Mit seinen überragenden Kenntnissen hätte er überall seinen Lebensunterhalt verdienen können. Warnungen gab es genug über die normalen Repressalien hinaus. Der Mitbesitzer und Geschäftsführer des Oberrheinischen Säge- und Hobelwerkes Appenweier, Heinrich Falk, wurde 1938 ausgewiesen, und einer seiner Angestellten, Julius Wormser, Jude wie er, ebenso im selben Jahr;³² zwei Ehepaare, die zum Bekanntenkreis Wolffs gehörten, die Schleichers und Rosenbergs, bereiteten ihre Emigration nach Irland bzw. Argentinien vor.³³ Auch durch die eigene Familie wurde Dr. Wolff die ganzen Jahre des Dritten Reiches mit dem Problem Auswanderung konfrontiert. Im November 1933 fuhr sein zweiter Sohn Curt nach Frankreich; die Gestapo ermittelte und befand, dass Curt an geheimen Treffen jüdischer Jungen teilgenommen habe und aus Angst vor Strafe über die Grenze gegangen sei.³⁴ In Wahrheit war sein wichtigster Grund nicht, den widrigen Umständen seiner Heimat zu entfliehen, sondern den ersten Schritt nach Palästina zu tun, um dort, wohl im Sinne des Zionismus, als Landwirt zu arbeiten.³⁵ 1935 reiste er ab, nachdem seine Freundin Bella Geismar von Offenburg nach Straßburg gekommen war.³⁶

Die neu gewonnene Existenz Curts beeinflusste bald die Lebensplanung seines Vaters, denn bereits 1936 erfuhr die Gestapo aus Appenweier, dass Dr. Wolff und die beiden Enkelkinder beabsichtigten, sich vom Wohnort

Curts Cedera aus das Land anzuschauen, und wenn es ihnen gefiele, dort zu bleiben und zu siedeln. Bert und Steffen sollen auch bestätigt haben, dass dann der Großvater die Praxis dem arischen Arzt Dr. Steiger aus Offenburg übergeben würde.³⁷ Nach einer Bemerkung von Curts Sohn Uri sei Wolff tatsächlich in Palästina gewesen, habe aber dort keine Möglichkeit gefunden, seinen Beruf auszuüben,³⁸ und den Plan aufgegeben. Anstelle des „Landes der Väter“ rückten nun England und Amerika in den Blickpunkt der Hoffnung, und offensichtlich nach den bedrohlichen Ereignissen des Jahres 1938 leitete Irma Herzog das Auswanderungsverfahren für sich und die beiden Kinder ein, um über Großbritannien nach den USA zu gelangen.³⁹ Schneller als erwartet hatten sie Erfolg. Durch Zufall bekamen die Jungen noch zwei Plätze auf dem Kindertransport der englischen Regierung im Frühjahr 1939, und auch die Mutter konnte noch einen Monat vor Ausbruch des Krieges nach Großbritannien ausreisen.⁴⁰

Nun war Leo Wolff allein. Sein ältester Sohn Carl arbeitete als Handlungsgehilfe in Mannheim, und aus dem vertrauten Kreis wohnte nur noch die Haushälterin Frau Pfefferkorn bei ihm. Während des ersten Kriegsjahres litt er sehr unter der wachsenden Isolierung. In einem Brief von Mitte Januar 1940 an seine Tochter schildert er, was er erlebt und empfindet.⁴¹ *„In Peterstal war ich seit Weihnachten nicht mehr; dafür waren Rosenbergs, die es dort vor Kälte kaum aushalten können, immer wieder ein paar Tage hier. Ihr Besuch hilft mir, zumal sonst selten jemand kommt, über viele langweilige Tage weg. Abends spielen wir mit Eifer Karten und knabbern Kuchen und Gutsel. Morgens, wenn Frau Pfefferkorn die Zimmer macht, laufen wir, sonst lesen wir; ... ich schreibe Lebenserinnerungen aus Kriegs(zeiten?) auf lose Blätter; das macht viel Freude, und beim Durchblättern meiner alten Tagebücher manch Weh.“* In Offenburg treffe er kaum noch Bekannte, Bodenheimers habe er schon lange nicht mehr besucht, es sei zu kalt und zu glatt zum Radfahren gewesen. Ganz seien die alten Verbindungen jedoch nicht abgebrochen, Leute aus dem Dorf ließen sie, Irma, grüßen, Kupferer, Bollacks (bei denen er gelegentlich Skat spielte⁴²), aber auch Schwester Käthchen (Seebacher aus Legelshurst) *„und viele andere“*.

In dieser Zeit aber betrieb er auch seine eigene Auswanderung nach Amerika, er hatte seinen Antrag und andere Unterlagen eingereicht und kümmerte sich nun um Bürgschaften und Quoten; er riet seiner Tochter, den Wert ihrer Bürgschaften für die Weiterfahrt nach den USA zu überprüfen und sie ergänzen zu lassen. Die Gedanken an Irma und die Engelkinder hielten ihn aufrecht, und es ist erschütternd, wie überzeugt von einem baldigen Wiedersehen er seine Vorfreude ausdrückt.⁴³

Wir wissen, dass die Erwartungen furchtbar trogen. Der Arzt aus Appenweier dürfte von Beginn an das Schicksal der Offenburger Juden geteilt haben, das schon mehrfach dargestellt wurde. Über die Vorgänge im Ort,

die von der Bevölkerung kaum bemerkt wurden, gibt es keine Unterlagen außer dem lapidaren Eintrag 303 im Einwohnermeldebuch „22.10.1940 ausgewiesen“. Bereits auf der Fahrt von Offenburg nach Gurs bewies Dr. Wolff seine Eigenschaft, die man später im Lager immer wieder rühmen wird, auch unter den widrigsten Umständen seine Pflicht zu tun und den Mitmenschen zu helfen. Lili Reckendorf, eine Jüdin aus Freiburg, die den Holocaust überlebte, berichtet über die traurige Reise und die ersten Eindrücke im Camp.⁴⁴ Voller Respekt schildert sie, wie der „saubere, wendige Landarzt“ aus Appenweier ohne Auftrag und ohne Organisation den Kranken – es fuhren auch viele alte Menschen im Zug – in ihren Schmerzen half. Der eingeplante Sanitätswagen fehlte. „Man wußte bald, wo unser guter Dr. Wolf seinen Wagen hatte, schickte auf einer Haltestation einen Boten hin, und auf der nächsten Station kletterte er dann in den gewünschten Wagen.“ Er brachte in einem rosa Säckchen Spritze, Ampullen etc. mit und konnte oft helfen. „Ich sehe noch Dr. Wolf (damals etwa 65 Jahre alt) am Wagenfenster stehen, und die von Reisen her bekannte südfranzösische Landschaft betrachten. So stand er, stieg aus, stieg ein, Tag und Nacht.“⁴⁵

Im Lager wurde Dr. Wolff Chefarzt der Infirmerie (Krankenstation) des Ilôt I, das nur Frauen beherbergte, und wertvoller Berater der Ilôtchefin Frau Scheidt⁴⁶. Zuerst musste er im Männerilôt schlafen, bis er später ein Zimmerchen in der Infirmerie eingebaut bekam mit Sprechraum und Ambulanz. „Seine Aufmerksamkeit, seine Diagnostik, seine Aufopferung, wie er im Anfang noch mit dem Rucksack über Land ging, um in der Apotheke einzukaufen, das war mustergültig, er war eben der praktische, erfahrene, bewegliche, anpassungsfähige Landarzt.“⁴⁷

Den Alltag, den Frau Reckendorf so lobend beurteilt, stellt Dr. Wolff seiner Tochter folgendermaßen dar: „7 Uhr, früher als andere, Tee (weil der Kaffee erst später fertig wird), und dann einige schriftliche Arbeiten (Rapporte, Recepte etc.); 8–9 Visite, 9–11 Sprechstunde, während derer ein Glas Milch. 11–12 1/2 Besuche bei Kranken. Nach dem Mittagessen 1 1/2–3 Zeitung, Schweizer mediz. Wochenschrift, selten ein paar Minuten Schlaf im Liegestuhl. Ab 3 Uhr Untersuchungen, Reihenuntersuchungen, Lagerhygiene ... eine Sprechstunde für Männer u. soziale Hilfe. 5 1/2–6 1/2 Abendvisite und Krankenbesuche, manchmal auch später, Nachtessen, u. dazu gebe ich 2mal in der Woche Sanitätsunterricht, den ich nach alter Gewohnheit ohne Lehrbuch erteile.“⁴⁸

In den drei Briefen Dr. Wolffs, die mir zur Verfügung stehen, fällt auf, dass die furchtbaren äußeren Verhältnisse, unter denen die Menschen zu leiden hatten und über die viele Insassen geklagt haben, keine Beachtung finden. Im Gegenteil, Dr. Wolff hebt die Glanzpunkte seines Daseins hervor, die Feier des Rosh Hashanas, des jüdischen Neujahrsfestes, mit Gottesdienst im Krankensaal, mit Brezeln, Bergen von Trauben, Melonen, Pfirsichen, Birnen und einer allerdings von außerhalb des Lagers gestifte-



Grab Dr. Wolffs in Toulouse.
Quelle: Archiv Herzog.

ten Apfelcharlotte. Und besonders berichtet er von dem kulturellen Angebot an Konzertabenden und Matineen, an denen Gefangene des Lagers Violinsonaten von Mozart, Beethoven, Brahms, Franck spielten oder auch ganze Violinkonzerte von Beethoven, Mendelsohn-Bartholdy und Bruch. Schauspieler gaben „Ein Sommernachtstraum“ und „Die Gespenster“ und selbst die Kabarettisten wagten ihre „Kleinbühne“ vorzustellen: Tanz, Revuen, Humor, „*lauter geistvolle Dinge*“, kommentiert der Arzt. Nur die Jazzbegleitung mochte er nicht.⁴⁹

Die Bedeutung dieser Veranstaltungen für die Menschen in Gefangenschaft wurde an anderen Stellen ausführlich gewürdigt,⁵⁰ hier gilt es lediglich ihren großen Wert als Überlebenshilfe festzustellen, die sie Leo Wolff boten. Mit ihnen stemmte er sich gegen die Misere seiner Umgebung, immer bemüht, „*auf die Füße zu fallen*“, und indem er von Kunst und schöner Unterhaltung berichtet, beruhigt er sich selbst und seine Tochter: „*Du siehst, mein Kind, man kann auch hier leben.*“

Die Grundlage seiner Gemütsverfassung aber baute sich darauf auf, dass er eine wesentliche Aufgabe erfüllte. Mit ihm waren Freunde aus der

Ortenau ins Lager gekommen, Mitglieder der Familien Bodenheimer, Hammel und Hauser. Diese konnten sich in einem Dorf in der Nähe – zusammen 11 Personen – eine Bleibe kaufen und lebten dort „in Freiheit“ und „glücklich“. Sie hatten auch Wolff eingeladen, zu ihnen zu ziehen, er hatte jedoch abgelehnt, z. T. aus finanziellen Gründen, hauptsächlich aber, „weil ich hier ein Amt zu versehen hatte, das mir die nicht hoch genug zu veranschlagende Möglichkeit gab, in meinen alten Tagen nützlich zu sein“. Dieses Amt verlangte eine geistige Disziplin, die ihn dazu brachte, sich in einer Fachzeitschrift weiterzubilden oder in Gesprächen mit Kollegen Erfahrungen auszutauschen. Daraus erwachsen wiederum Bestätigungen seiner Leistung durch die Patienten, Dankbarkeit und Liebe. Wenn man die verehrenden Kondolenzbriefe gelesen hat, versteht man, dass Leo seiner Tochter schreibt: „Ich möchte diese Zeit im Ablauf meines Lebens nicht missen.“⁵¹

Wir haben versucht zu erklären, warum Dr. Wolff die bösen Zustände des Lagers verschwiegen hat. Ein Grund dafür muss noch genannt werden: seine Hoffnung, bald nach Amerika auswandern, Tochter und Enkel in die Arme schließen zu können. Er hatte alle bürokratischen Hürden abzubauen versucht, Anträge beim amerikanischen Konsulat gestellt, ja, die Passage bereits bezahlt. Vor diesem Hintergrund hatte man den Eindruck, dass er Gurs nur als eine beschwerliche Zwischenstation zum endgültigen Glück betrachtete.

Im Frühjahr 1942 meldete sich eine schwere Magenerkrankung durch große Schmerzen an, er konnte nicht mehr arbeiten. Frau Julchen Hammel aus Freistett pflegte ihn. Eine Operation in Pau brachte keine Besserung, sodass Wolff auf eine zweite in Toulouse drängte. Die Vertreterin der Quäker brachte ihn persönlich mit ihrem Auto ins Krankenhaus, auch das eine Geste des Respekts. Aber bevor Dr. Weil, ein Kollege aus Gurs, den Eingriff durchführen konnte, starb Dr. Leo Wolff an einer Magenblutung am 1. Mai 1942 in der Privatklinik Ambroise Pacé in Toulouse.⁵²

Eine Fülle von Beileidsbriefen würdigen die Bedeutung des Arztes Dr. Leo Wolff. Am Tag vor seinem Tod besuchte ihn noch am Krankenbett sein früherer Nachbar in Appenweier, der damalige Sägewerksbesitzer Heinrich Falk. Er wird sich später um die Formalitäten und das Grab seines Freundes aus der alten Heimat kümmern.⁵³

Anmerkungen

Die persönlichen Briefe und Dokumente, die zu dieser Arbeit verwendet wurden, gehören Dr. Bertram Herzog, USA, bert.umich.edu, abgekürzt AH; bei ihm liegen alle Rechte. Der Autor benutzte vom Besitzer hergestellte Kopien.

- 1 Vgl. Karl Maier: Das Bezirksamt Appenweier. In: Die Ortenau 83/2003, 337–354, hier 352.
- 2 Gemeindearchiv Appenweier, künftig GAA, Protokollbuch des Gemeinderates, künftig PbGR, 8.7.1839.
- 3 GAA Rechnungsbuch, künftig Rb, 1829: Gebäude und Grundstücke.
- 4 GAA Rb der Versicherung 23.12.1901.
- 5 Heinz G. Huber: Nußbach im Renschal. Grimmelshausen Buchhandlung und Verlag Oberkirch o.D. 204.
- 6 GAA VIII/523, Schreiben Dr. Krämers v. 25.2.1908.
- 7 GAA VIII/523, Schreiben Bürgermeister Wiedemers v. 19.4.1908.
- 8 Freundliche Auskunft durch Herrn Rauscher v. 27.9.2005 Stadtverwaltung Idar-Oberstein.
- 9 Archiv Herzog, künftig AH, Zeugnis des Kgl. Gymnasiums Wiesbaden 1888/89.
- 10 AH Approbationsurkunde v. 30.3.1897 der Bayerischen Staatsministerien des Inneren beider Abteilungen München.
- 11 Freundliche Auskunft der Bayerischen-Julius-Maximilian-Universität Würzburg v. 26.2.2006.
- 12 Gemeinde Appenweier Einwohnermeldeamt Hausnummernkartei 303, Stadtrabbinat Mannheim v. 27.7.1904, Pfarrarchiv St. Michael Appenweier Sterbebuch.
- 13 GAA VIII/523 Schreiben der Bürgermeister.
- 14 GAA PbGR v. 25.4.1908, S. 135.
- 15 GAA Rb Krankenversicherung 1911 o.D. März.
- 16 GAA Rb Krankenversicherung Abrechnung 1910.
- 17 Gerhard Klumpp: Die medizinische Versorgung der Legelshurster Bürger in früheren Zeiten. In: Ortsverwaltung Legelshurst (Hg.): 700 Jahre Legelshurst, Legelshurst 1994, 399.
- 18 Vgl. Karl Maier: Der Badische Frauenverein Appenweier. In: Appenweierer Heimatblatt 1978, 56 f.
- 19 Vgl. Karl Maier: Festschrift St. Elisabeth Appenweier 1972, 38.
- 20 AH Urkunde zur Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes v. 2.11.1916; Chronik St. Elisabeth Appenweier, 17.
- 21 Rotes Kreuz Ortsverein Urloffen: Festschrift 1983, 10 f.
- 22 Zeitzeugin Frau Klara Schaufler, Windschlag.
- 23 Adolf Götz: Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Erinnerungen zwischen 1929–1946. Selbstverlag des Autors. Hohlgasse 4, 79189 Kirchzarten o.D. (2005), 72.
- 24 Offenburger Tageblatt v. 2.11.1937.
- 25 StAOG 28 Sammlung Ruch, Ortenauer Ärzteverein v. 31.3.1933.
- 26 StAOG 28, 1,01.
- 27 Zeitzeugen Adolf Götz s. Anm. 23, S. 73 und Karl Maier.
- 28 Kreisarchiv Ortenaukreis OG-GN 1, 1361, 4. Durchführungsverordnung zum Reichsbürgergesetz.
- 29 Dorothea Siegler-Wieland: Erinnerungen. In: Heinz G. Huber (Hg.): Ortenauer Lebensläufe. Zeitgeschichtliche Episoden. Eggingen 1989, 117–120, hier 118; vgl. auch Martin Ruch: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945, Offenburg 1995, 235.

- 30 Kreisarchiv Ortenaukreis OG-Gen v. 27.12.1938.
- 31 AH Brief Leo Wolffs an Irma Herzog v. 28.2.1940.
- 32 GAA 396, 732.
- 33 AH Brief Leo Wolffs an Irma Herzog v. 15.1.1940.
- 34 STAOG B 5/1774 v. 13.4.1935.
- 35 Zeitzeuge Karl Maier.
- 36 Einwohnermeldeamt Appenweier Hausnummernkartei 303; Martin Ruch: Jüdische Stimmen, Offenburg 1995, 303.
- 37 StAOG B 5/1774 v. 14.2.1936.
- 38 Mündliche Auskunft Uri Wolffs im Oktober 2005.
- 39 GAA Grundbuchamt Erbschein v. 29.4.1939.
- 40 Mündliche Auskunft v. Dr. Bert Herzog; Einwohnermeldebuch Appenweier 1939 H Nr. 11.
- 41 AH Brief Leo Wolffs an Irma Herzog v. 15.1.1940.
- 42 Zeitzeuge Richard Bollack.
- 43 Wie Anm. 41.
- 44 Lili Reckendorf: „Wir gingen stumm und tränenlos.“ Erinnerungen an die Deportation am 22.10.1940 von Freiburg nach Gurs. In: Alemannisches Judentum. Spuren einer verlorenen Kultur; hg. v. Manfred Bosch. Diesen Aufsatz stellte mit freundlicherweise Gemeindereferent Raimund Stockinger, Appenweier, zur Verfügung.
- 45 Wie Anm. 44, 275 f.
- 46 AH Brief Maria Scheidts an Irma Herzog v. 17.6.1942.
- 47 Wie Anm. 44, 283.
- 48 AH Brief Leo Wolffs an Irma Herzog v. 22.9.1941.
- 49 Wie Anm. 48.
- 50 Zum Beispiel Gabriele Mittag: Es gibt Verdammte nur in Gurs. Literatur, Kultur und Alltag in einem südfranzösischen Internierungslager 1940–1942. Tübingen 1996. Weitere Literatur s. Martin Ruch: Aus der Heimat verjagt. Zur Geschichte der Familie Neu. Konstanz 1998.
- 51 Wie Anm. 48.
- 52 AH Briefe Julchen Hammels an Irma Herzog v. 4. u. 11.5.1942.
- 53 AH Briefe Henri Falks an Eugenia Goll v. 7. u. 21.8.1942.

Leben unter dem Sondergesetz: Jüdische Patienten im Städtischen Krankenhaus Offenburg

Martin Ruch

„Man hat ihnen die Berufe genommen, das Besitztum gestohlen, sie durften nicht erben oder vererben, sie durften nicht auf Parkbänken sitzen oder einen Kanarienvogel halten, keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen, keine Restaurants, keine Konzerte, Theater oder Kinos besuchen, für sie galten bestimmte Rassengesetze, ihnen wurden sämtliche staatsbürgerlichen Rechte entzogen, die Freizügigkeit wurde ihnen genommen, ihre Menschenrechte und ihre Menschenwürde in den Staub getreten, bis sie in Konzentrationslager deportiert wurden und in die Gaskammern kamen. Es waren Raubmorde, die das nationalsozialistische Regime an ihnen verübte, nur ein Teil konnte entkommen.“¹

So beginnt eines der grundlegenden Werke zur Geschichte der deutschen Judenverfolgung: Es dokumentiert alle Gesetze und Verfügungen, Erlasse, Befehle und Anordnungen, die zumeist in aller Offenheit, in der Öffentlichkeit und im Namen der Öffentlichkeit gegen die Juden formuliert und verwirklicht worden sind. Es waren allein im „Altreich“ 1973 Sonderrechte, deren Umsetzung den deutschen Juden das Leben erschwerte, jene Maßnahmen im Osten nicht mitgezählt. Manche dieser Erlasse und Gesetze galten nur auf Landesebene, andere hatten nur für bestimmte Verwaltungseinheiten Gültigkeit. Doch die meisten betrafen alle deutsche Juden.

Auf lokaler Ebene kamen zu den offiziellen Einschränkungen die vielfältigen Aktivitäten jener Erfüllungsgehilfen hinzu, jener „kleinen Führer“, denen die Brutalität und Gemeinheit des Systems in Fleisch und Blut übergegangen war. Widerspruchslos. Es entsprach ihnen bestens. Denn schließlich waren sie dieses System.

Der Offenburger Stadtrat befasste sich am 22. März 1937 mit dem Thema „Anbringung von antisemitischen Spruchtafeln in Krankenhäusern“ und stellte für das Städtische Krankenhaus lapidar fest: „Gegen die Aufhängung der Spruchtafeln im Krankenhaus bestehen keine Bedenken.“²

SS-Obersturmführer Gustav Herd, Leiter der Außenstelle Offenburg des SD, des „Sicherheitsdienstes des Reichsführers SS“, war einer jener vielen „Führer der Provinz“, ohne die das Nazisystem nicht hätte funktionieren können. Seine Biographie, sein Werdegang vom Bierfahrer und Hilfspolizisten zum SS-Obersturmführer muss noch geschrieben werden. Er organisierte den Sturz des „Kartoffelmannes“, des berühmten Sir Francis Drake-Denkmal („Feindlicher Ausländer!“) in Offenburg im Jahr 1939. Seine

Biographie wird aber auch sein Verhalten nach 1945 bis zum Tod in den 1990er Jahren nicht verschweigen dürfen. Er war, so viel kann gesagt werden, ein Unbelehrbarer bis zum Schluss.

Dieser Gustav Herd schrieb am 6.12.1938 an den „Parteigenossen Oberbürgermeister Dr. Rombach“, knapp einen Monat nach dem Novemberpogrom:

„Wie unserer Dienststelle mitgeteilt wurde, liegen heute noch in hiesigem Krankenhaus jüdische und arische Patienten in ein und demselben Zimmer. So liegt z.B. seit 1.12.38 auf der med. Abt., Zimmer 3, eine Jüdin mit noch 3 weiteren Patienten. Dieselbe wurde von Frl. Dr. Menne in das Krankenhaus eingewiesen. Auch ist es nicht ganz erklärlich, daß eine arische Ärztin noch Juden behandelt. Diesem Zustand muß unbedingt baldmöglichst Abhilfe geschaffen werden.“

Rechtlich konnte sich Herd bei seiner Forderung auf einen neuen Runderlass des Reichsministeriums des Innern vom 22. Juni 1938 (IV a 2361/38-3916) über die Unterbringung jüdischer Patienten in Krankenhäusern berufen: „Juden sind in besonderen Zimmern unterzubringen!“

Von wem Herd die Mitteilung bekommen hatte, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Fest steht aber, dass bereits ein Tag zuvor „in der Rats herrnsitzung am 5.12.38 mitgeteilt wurde, daß die Ärztin Dr. Menne eine Jüdin Frau Moch (oder ähnlich) in das Krankenhaus soll eingewiesen haben, deren Zustand soll nicht so gewesen sein, daß Krankenpflege notwendig gewesen sei. Diese Jüdin soll zu anderen Kranken ins Zimmer gelegt worden sein.“ Diese Meldung stammte von Bürgermeister Fellhauer, der die Krankenhausdirektion mit gleichem Schreiben zur Rückmeldung in der Sache aufforderte.

Die Antwort des Chefarztes des Städtischen Krankenhauses Dr. Herzog vom 10.12.1938 lautete:

„Frl. Moch wurde von Frl. Dr. Menne wegen einer chronischen Gallenblasenentzündung bereits seit Anfang November behandelt. (...) Die Einweisung war berechtigt. Der Platzmangel im Krankenhaus Offenburg ermöglicht es nicht, besondere Räume für jüdische Patienten bereit zu halten. Nach meinen Erkundigungen besteht keine gesetzliche Handhabe, jüdische Patienten abzuweisen. Da in Offenburg und Umgebung sich kein jüdisches Krankenhaus befindet, sind wir verpflichtet, jüdische Patienten aufzunehmen.“

Die Krankenhausverwaltung wurde nun von der Stadt aufgefordert, sich in anderen Städten umzuhören, wie man dort mit jüdischen Kranken umginge. Sechs badische Städte meldeten zurück:

„**Waldshut:** Jüdische Patienten haben wir in letzter Zeit einige aufgenommen. Dieselben werden entweder 1. Klasse-Einzelzimmer oder 3. Klasse in der offenen Zelle untergebracht, da wir den übrigen Volksgenossen nicht zumuten können, mit Juden das Zimmer zu teilen.

Baden-Baden: Juden werden bei uns in Einzelzimmern untergebracht.

Konstanz: Die meisten Juden wählen 1. Pflegeklasse, in seltenen Fällen die 2. oder 3. Klasse. Eine Trennung von den übrigen Kranken ist bisher nicht erfolgt. In kurzer Zeit werden nur noch wenige Juden in Konstanz wohnen.

Villingen: Juden werden nur in unumgänglichen Fällen aufgenommen. Ein Zusammenlegen mit arischen Patienten kommt natürlich nicht in Frage.

Singen: Da in hiesiger Gegend kein jüdisches Krankenhaus vorhanden ist und wir bis heute noch keine diesbezügliche Anweisung der zuständigen Dienststelle erhielten, können wir die Aufnahme von Notfällen jüdischer Patienten nicht verweigern. Allerdings werden diese jüdischen Patienten, da es sich nur um wenige handelt, gesondert untergebracht.

Pforzheim: Juden werden zur Behandlung aufgenommen. Die Aufnahme von Juden erfolgt jedoch nur unter der Voraussetzung, daß im Zeitpunkt der Aufnahme Einzelzimmer zur Verfügung stehen, damit die Juden von den arischen Kranken gesondert behandelt werden können.“

„Juden in die Isolierzelle!“

Gustav Herd schrieb am 17. Januar 1939 an den Leiter der Allgemeinen Ortskrankenkasse Offenburg:

„Auf mein diesbezügliches Schreiben (Aufnahme von Juden im Krankenhaus) habe ich bis heute eine Antwort von Ihnen noch nicht erhalten.

Der SD Unterabschnitt Baden teilt mir heute in dieser Angelegenheit mit:

„Es ist selbstverständlich keinem deutschen Menschen zuzumuten, mit Juden in einem Zimmer zu liegen. Es wird aber bis zum endgültigen Verschwinden der Juden aus Deutschland immer wieder Fälle geben, wo Juden wegen schwerer Erkrankung in ein Krankenhaus eingewiesen werden müssen, zumal ein deutscher Arzt die Behandlung eines Juden, nur weil er Jude ist, nicht ablehnen darf. Die dortige Außenstelle muß auf die dortige Krankenhausverwaltung ein-

wirken lassen, daß Juden in die in jedem Krankenhaus vorhandene Isolierzelle kommen. Wenn dieser Raum belegt ist, kann man die Juden auch auf den Korridor legen. Jedenfalls darf ein Jude nicht insofern begünstigt werden, als er allein ein gutes Krankenzimmer belegt, während deutsche Menschen deswegen eng zusammengedrängt in einem anderen Zimmer liegen.

Bei gutem Willen der Krankenhausverwaltung können Juden im Krankenhaus so untergebracht werden, daß sie gesondert bleiben, ohne deswegen noch einen Vorteil zu haben.

Sollte dies aber wirklich nicht zu erreichen sein, so bleibt immer noch die Möglichkeit, Juden in katholische Krankenhäuser abzu drängen. Diese konfessionellen Anstalten mit ihrer Sympathie für ‚die armen Juden‘ sollen sie nur aufnehmen.“

Dieses Schreiben sandte Herd auch an den Oberbürgermeister „zur Stellungnahme“. Und der OB Dr. Rombach übernahm am 24.1.1939 in einem Schreiben an die Krankenhausverwaltung der Einfachheit halber die Äußerungen des Sicherheitsdienstes „zu Kenntnisnahme und unterstelle, daß nach diesen Richtlinien gehandelt wird“.

Die Verwaltung meldete am 27.2.1939:

„Sämtlichen Ärzten ist vom Inhalte der Zuschrift Kenntnis gegeben worden.

Inzwischen ist am 30.1.39 ein Jude Goldschmidt aus Kehl in der 2. Klasse (Zellenzimmer) aufgenommen worden. Er starb am 5.2. Am 25.2. wurde ein Jude Kleeberger (richtig: Kleeberg, Anm. Ruch) aufgenommen und zwar auch in die 2. Klasse auf der allgemeinen Krankenstation der chirurgischen Abteilung.“

Über diesen Fall des Isidor Kleeberg unterrichtet uns ein Brief seiner Frau Rebekka an den Oberbürgermeister vom 7.3.1939:

„Herrn Oberbürgermeister Offenburg.

Unterzeichnete erlaubt sich, Ihnen folgendes anzutragen: Mein Mann Isidor Kleeberg, 64 Jahre alt, wurde am 25. Februar in das hiesige Krankenhaus 3ter Klasse eingeliefert, kam selbigen Abend wieder aus diesem Zimmer heraus, weil er als Jude nicht mit anderen Kranken zusammen liegen darf, und wurde in ein Zimmer für unruhige Kranke untergebracht. Es ist mir gelungen ihn Montags darauf in ein Zimmer 2ter Klasse unterzubringen, wo er allein zu liegen kam. Am Dienstag abend hörte ich zu meinem Schrecken, daß mein Mann nach einer neuen Bestimmung auch nicht mehr in der 2. Klas-

se liegen dürfe. Mittwochs wurde er operiert und kam wieder in die Irrenzelle.

Ich bitte inständigst, doch zu veranlassen, daß mein Mann in ein menschenwürdiges Zimmer untergebracht wird. Der Raum bietet weder Luft noch Licht. Das Fenster ist von unten bis oben mit einem Drahtgitter versehen, die Türe zum Flur steht Tag und Nacht offen, da es sonst unerträglich wäre, die Unruhe von außen läßt meinen Mann nicht zur Ruhe kommen, die Küche ist fast nebenan, schlafen kann er nicht und infolge Mangels an frischer Luft kann er nicht essen. Benötigt er etwas muß er warten bis eine Schwester vorbei geht, da keine Schelle vorhanden. Er ist sehr elend und nachhause kann ich ihn, da er operiert ist, nicht nehmen.

Mit Hinweis darauf, daß er 4 Jahre an der Front war, bitte ich sehr um Beschleunigung meines Gesuchs.

Rebekka Kleeberg“

Am 23. Mai meldete die Krankenhausverwaltung an den Oberbürgermeister:

„In der Zeit vom 25.2. bis 18.3. war ein Jude Kleeberg von hier in stationärer Behandlung und zwar vom 25.2. bis 28.2. in der 2. Klasse, von da ab in der 3. Klasse-Zelle. Seit dieser Zeit ist kein Jude mehr hier gewesen.“

Frau Kleeberg (geb. 1880) starb am 1.8.1942 in Offenburg. Sie hatte schon zwei Wochen vor ihrem Tod einen Suizid-Versuch unternommen. Unklar ist, ob sie zu diesem Zeitpunkt bereits die Deportationsmitteilung nach Theresienstadt erhalten hatte und deshalb wie so viele andere den Freitod wählte. Ihr Mann, Isidor Kleeberg (von Beruf Händler, geboren 1874), wurde drei Wochen nach dem Tod seiner Frau am 21.8. in das Sammelager Stuttgart, dann mit Transport XIII/1 (1078 Personen, davon 1029 umgekommen) am 23.8. nach Theresienstadt deportiert und starb dort am 24.11.1942.³

Zur Einlieferung von Rebekka Kleeberg meldete sich ein städtischer Beigeordneter:

„15.7.1942: Beigeordneter Kraus macht darauf aufmerksam, daß die Jüdin Kleeberg im Krankenhaus aufgenommen worden sei, weil sie infolge Mißbrauchs von Schlafmitteln einen längeren Anfall der Bewußtlosigkeit hatte. Beigeordneter Kraus beanstandet, daß die Jüdin im Krankenhaus aufgenommen wurde – offenbar in einem Einzelzimmer bzw. Gemeinschaftsraum, wie arische Patientinnen – vor allem aber, daß der in Frage kommende Arzt ihr eine entsprechend übergroße Zahl von Schlaftabletten oder dergl. verschrieben hat.

Ich habe den Beigeordneten Kraus beauftragt, die nötigen Erhebungen im Krankenhaus vorzunehmen und mir zusammengefaßt zu berichten.“⁴

Welche Verzweiflung gerade die älteren Juden empfunden haben, als 1942 die Deportationen nach Theresienstadt begannen, geht aus vielen Abschiedsbriefen hervor. Ein Beispiel: Helene Waldeck, geborene Rosenfeld (1862–1942), schrieb im August 1942 in Mannheim: „Ich scheid freiwillig aus dem Leben, das ich nicht mehr ertragen kann. Es ist zu viel für einen Menschen von 80 Jahren, der stets anständig durchs Leben ging. Hoffentlich gelingt mir mein Vorhaben, ich habe die Tabletten schon viele Jahre bei mir, schon bei dem Freitod meiner Tochter, mit der ich damals hätte gehen sollen, da wäre mir viel erspart geblieben ...“⁵

Die im Zusammenhang mit den Offenburger Ereignissen mehrmals genannte Ärztin Dr. Elisabeth Menne (1905–1996) verdient an dieser Stelle eine besondere Würdigung und Ehrung. Sie kam 1933 nach Offenburg, wo sie sich als praktische Ärztin niederließ. Vier Jahre später schrieb ihre ältere Kollegin, Frau Dr. Herta Wiegand, geb. Lion, der man als Jüdin bereits Berufsverbot erteilt hatte, voller Ahnungen in einem Brief: „Ein wenig faßt einen auch ein Schauer, was wird das nächste Jahr bringen und hat man auch die Widerstandsfähigkeit, dem allen zu begegnen? Man muß es abschütteln und seine täglichen Pflichten ausüben und hoffentlich bleibt die Menge der Arbeit so, daß man nicht zum Besinnen kommt. Es ist schade, daß ich mit der netten jungen Collegin (Frau Dr. E. Menne) hier nicht arbeiten kann, wir mögen einander gut leiden, sie benutzt jede Gelegenheit, mit mir zusammen zu kommen.“⁶ Daran erinnerte sich später auch Frau Dr. Menne in einem Interview: „Mit den jüdischen Patienten hat man nicht nur über Krankheit gesprochen, sondern da hat man auch viel mitbekommen vom Leben der Juden, wie schwierig es geworden war, Klagen, alles natürlich. Eine Patientin, ehe sie wegging, sagte zu mir: ‚Hier haben Sie ein Schreiben, die Zeit geht mal rum, und da hab ich geschrieben, daß Sie immer gut zu den Juden gewesen wären und das werden Sie mal brauchen.‘“⁷

Die Quellen zeigen: Nach wie vor sind in den Ortsarchiven Belege über die Scheußlichkeit und perfide Gemeinheit des lokalen Nationalsozialismus zu suchen und zu finden. Es ist über sechzig Jahre nach dem Ende des Terrors noch lange nicht die Zeit, mit der Quellensuche aufzuhören. Wir sind es Menschen wie Rebekka und Isidor Kleeberg, Frau Dr. Wiegand und Frau Dr. Menne schuldig.

„Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. Sie geht so sehr jeglicher anderen voran, dass

*ich weder glaube, sie begründen zu müssen noch zu sollen. Sie zu begründen, hätte etwas Ungeheuerliches, angesichts des Ungeheuerlichen, was sich zutrug.*⁸

Epilog: Zur Geschichte der Krankenpflege in der jüdischen Gemeinde Offenburg

Die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten brachte 1933 den Ausschluss der angesehenen jüdischen Ärzte aus dem Ortenauer Ärzteverein: Dr. Wolff aus Appenweier (geb. 1874, seit 1930 im Gesamtvorstand als Schriftführer tätig, gest. 1942; vgl. den Aufsatz von Karl Maier in diesem Jahresband), Frau Dr. Hertha Wiegand (1890–1944), Dr. Paul Nathan (geb. 1898, 1935 nach USA) und Dr. Werner Bloch (geb. 1900, 1936 nach USA). Wolff starb im Deportationslager Gurs, Frau Wiegand wurde 1944 in den Selbstmord getrieben, Bloch und Nathan konnten noch emigrieren.

Der Kinderarzt Dr. Werner Bloch schrieb 1976 nach Offenburg:

„Vor mir liegt Ihr Brief, dessen Beantwortung ich immer wieder hinausgeschoben habe. Ich glaubte, daß 40 Jahre seit unserer Auswanderung genügend Zeit gewesen sind, aus der Vergangenheit persönliche Erinnerungen hervorzuholen, ‚sine ira et studio‘. Nach reiflicher Überlegung muß ich Ihnen aber schreiben, daß es mir unmöglich ist, Ihrer Bitte nachzukommen. Ich lege Ihnen für das Archiv 2 Mitteilungen im Original bei. Der Vorsitzende des Ortenauer Ärztevereins Dr. Klingelhöffer leitete die Verfügung des Nazistaatskommissars für das Heilwesen in Baden ohne irgendeinen moralischen Protest an den Oberbürgermeister weiter, auch ohne eine persönliche Entschuldigung an einen der jüdischen Ärzte, die er jahrelang gekannt hatte.“⁹

Am 25. Juli 1938 erfolgt die 4. Durchführungsverordnung zum Reichsbürgergesetz: „Nichtarische“ Ärzte erhalten ab diesem Zeitpunkt endgültiges Berufsverbot.

Frau Dr. Wiegand im Brief an ihre Schwiegermutter:

„Liebe Mutter, seit meinem letzten Brief an Dich hat sich grundlegendes verändert. Du wirst gelesen haben, daß die Approbation sämtlicher jüdischer Ärzte ab 30.9.1938 erlischt. Ich werde also arbeitslos. Was ich in den letzten 2 Tagen durch klagende, bis zur letzten Möglichkeit getreue Patientinnen an Nervenkraft gebraucht habe, kannst Du denken. Ich muß nun aufs Äußerste versuchen hinauszukommen. Was ich möglichst lange vor allem um Deinetwillen hinauszögern wollte, muß jetzt in Bälde eintreten. Wir müssen ruhig Blut behalten, ich kann nur wiederholen: bleib gesund, liebe Mutter. Und Dank für Deine Bemühungen.“¹⁰

„Die letzten 10 Tage tat ich mit Anstrengung Dienst, um meine guten lieben Patientinnen nicht einfach ohne Abschied zu verlassen. Ab heute bin ich nicht mehr Arzt in Deutschland.“

Die Sozialhilfe und Krankenfürsorge in der Jüdischen Gemeinde Offenburg hatte Tradition und wurde von mehreren Vereinen praktiziert. Der „Führer durch die jüdische Gemeindeverwaltung und Wohlfahrtspflege in Deutschland 1932–33, hsg. v. der Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden“ meldete für Offenburg:

„Frauenverein, gegr. ca. 1875, Vors. Jette Weil, Lange Str. 23; Zweck Krankenunterstützung, Bestattung. Mitglieder ca. 80.

Männerkrankenverein e.V., gegr. ca. 1875, Vors. Dr. Heinrich Veit, Okenstr. 5. Zweck Unterstützung Ortansässiger, Liebesdienste in Sterbefällen, Mitgl. ca. 79.

Wohltätigkeitsverein, gegr. ca. 1875, Vors. Dr. Max Haberer, Bühlerstr. 20, Zweck Unterstützung Hilfebedürftiger, Thorastudium, Mitgl. ca. 80.

Wanderfürsorge der Israelitischen Gemeinde, gegr. 1927, Lange Str. 52, Vors. Emil Neu, Ortenberger Str., Zweck Wandererfürsorge, Mitgl. ca. 40.“

Anmerkungen

- 1 Kempner, R.W.; Einführung zu: Walk, Joseph (Hrsg.), Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien. Heidelberg/Karlsruhe 1981, XIII.
- 2 Stadtarchiv Offenburg (StA OG) 5/5.070.
- 3 Theresienstädter Gedenkbuch, Prag 2000, 659.
- 4 StA OG 8/2.179.
- 5 Die Judenverfolgung in Mannheim 1933–1945, Bd. 2: Dokumente. Stuttgart 1971.
- 6 StA OG Bestand 9 Wiegand I, 11.7.1937.
- 7 StA OG 28.3.02: 1.
- 8 Theodor Adorno, 1966; zitiert nach: Manfred Hildenbrand, Juden in Haslach im Kinzigtal, vom Mittelalter bis zur NS-Gewaltherrschaft; in dieser „Ortenau“.
- 9 StA OG 28.1.01, Schreiben Dr. Bloch 12.7.1976.
- 10 StA OG Bestand 9 Nachlass Wiegand I, Briefe vom 6.8.1938 und 1.10.1938.

Hirudo medicinalis in Kehl: Die blutige Karriere eines Ringelwurms

Angelika Stüwe*

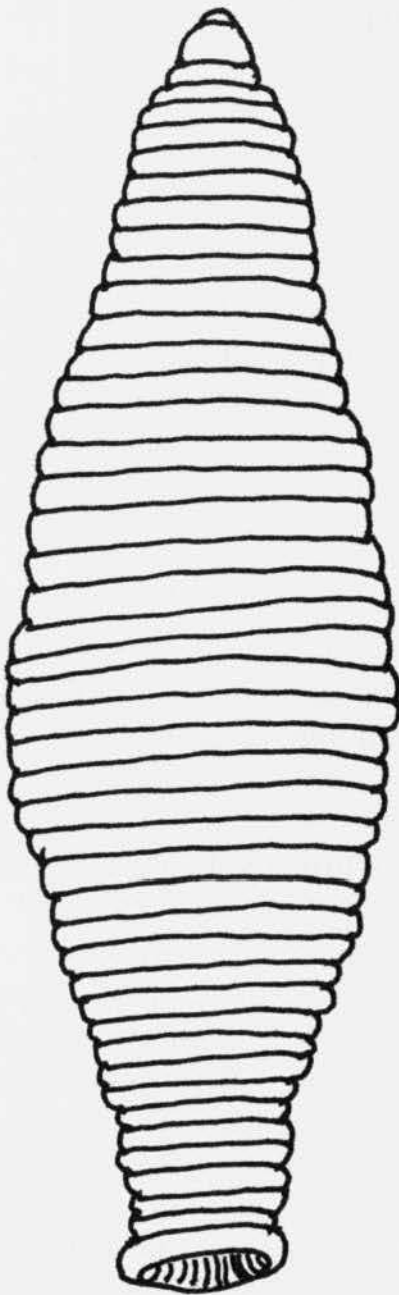
Vielleicht erinnern Sie sich an diese Szene aus „African Queen“? Charlie hat die Schiffsschraube von Gestrüpp befreit und zieht sich aus dem Mangrovensumpf an Bord. An seinem Körper klebt eine ganze Kolonie von Blutegeln. Charlie schüttelt sich und flucht: „*Igitt! Diese Bestien!*“¹ Ob es sich wirklich um so blutrünstige Schmarotzer handelt?

Wasserbewohnende Ringelwürmer

Von den etwa 300 Egelarten, die es auf der Erde gibt, leben die meisten in Süßwasser. Je nach Größe, Anzahl und Bissstelle können sie für Fische und Amphibien, für badende Tiere oder Menschen unterschiedlich gefährlich sein. Umgekehrt hat sich der Mensch einige wenige Arten dieser Parasiten für medizinische Zwecke zunutze gemacht. Zu ihnen gehört der europäische, etwa zehn bis maximal fünfzehn Zentimeter lang werdende Medizinische Blutegel (*Hirudo medicinalis*).

Dieser Kieferegel lebt in flachem Süßwasser mit reichem Pflanzenbewuchs. Sein länglicher, borstenloser Körper ist fein geringelt: Auf der dünnen, Schleim absondernden Haut lassen sich äußerlich etwa einhundert Ringfurchen ausmachen. Anders als bei seinen entfernten Verwandten, den Regenwürmern, sind die beiden Körperenden zu muskulösen Saugnäpfen umgebildet: der vordere umschließt den Mund, der hintere, größere sitzt an der Bauchfläche. Auf festem Untergrund bewegt er sich mithilfe dieser Saugnäpfe raupenartig fort. Ein erwachsenes Tier kann auf diese Weise fast fünf Zentimeter pro Sekunde zurücklegen. Im Wasser schwimmen gesunde, hungrige Blutegel lebhaft mit wellenförmigen Bewegungen, ermüden aber rasch. Sowohl die Fortbewegung als auch die Hautatmung (bei einer Wassertemperatur von 20 Grad Celsius etwa 75 Atembewegungen pro Minute) ermöglichen ihnen Bündel von Längs-, Ring- und Diagonalmuskeln, die den größten Teil ihres Inneren ausfüllen und ihre Befehle von einem einfachen Nervensystem erhalten. Ein Gehirn gibt es nicht. Sobald diese „hirnlosen Muskelprotze“ ihre Wirtstiere aufgespürt haben, die sie an ihren Schatten, ihrer Wärmeausstrahlung, Erschütterungen und chemischen Reizen erkennen, saugen sie sich an ihnen fest, um sich von ihren Körpersäften zu ernähren.

Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts der reine Aderlass als Allheilmittel an Bedeutung verlor und man dem sanfteren Blutentzug mittels Blut-



Der ringel- und wurmförmige Körper des Medizinischen Blutegels. Unten das mit hervorstehendem, rundem Saugnapf ausgestattete Hinterende, ein kleinerer Saugnapf am Vorderende umschließt die Mundöffnung. Das Aussehen des Hirudo Medicinalis ist großen Veränderungen unterworfen, da sich die Tiere stark zusammenziehen und ausdehnen können.

egeln den Vorzug gab, wurde *Hirudo medicinalis* in großen Mengen gefangen – in der Regel „eingesammelt“, indem die „Fänger“ mit nackten Beinen Tümpel und Bäche durchwateten; denn – egal, ob Geschwulst, Scharlach oder Hämorrhoiden – die Blutegelbehandlung war „in“. Ja, im 19. Jahrhundert stieg die Nachfrage derart an, dass die einheimischen Gewässer nicht mehr die gewünschte Anzahl Tiere liefern konnten. Zudem trug die zunehmende Wasserverschmutzung zur fast völligen Ausrottung bei. Da halfen nur zwei Dinge: entweder die mit langen Transportwegen verbundene Einfuhr aus Osteuropa (Böhmen, Ungarn) oder die systematische Zucht in künstlich angelegten Blutegelweihern.

Handwritten signature: Johann Baptist Reuber.

Zur Dec. 861. H. Pr.

Da bei dem täglich mehr zunehmenden Gebrauch der Blutegel und wegen der jetzt fast ganz fehlenden Zufuhr derselben, ein Mangel an diesen in der Heilkunde so unentbehrlichen Thierchen zu entstehen droht; so fordern Wir Sie zur schleunigen, an den betreffenden Physikus von Ihnen einzusendenden schriftlichen Aeußerung darüber auf:

- 1) ob Sie für Ihren wahrscheinlichen Bedarf hinlänglich mit Blutegeln versehen sind;
- 2) ob Sie vielleicht deren noch mehr anzuschaffen vermögen und zu welchem Preise Sie dieselben etwa ablassen könnten;
- 3) ob sich in der Nähe Ihres Wohnortes Teiche u. befinden, in denen sich Blutegel aufhalten, um Apotheken damit zu versehen, und durch welche Maassregeln, Ihrer Ansicht nach, deren Zucht zu befördern seyn möchte, so wie
- 4) ob Sie Erfahrungen darüber haben, wie bereits angewendete Blutegel wieder zum Gebrauche nutzbar zu machen sind.

Cassel, am 3. Juli 1831.

Kurfürstl. Hessisches Ober-Medizinal-Kollegium.

H e r a u s.

Vt. Schwarzenberg.

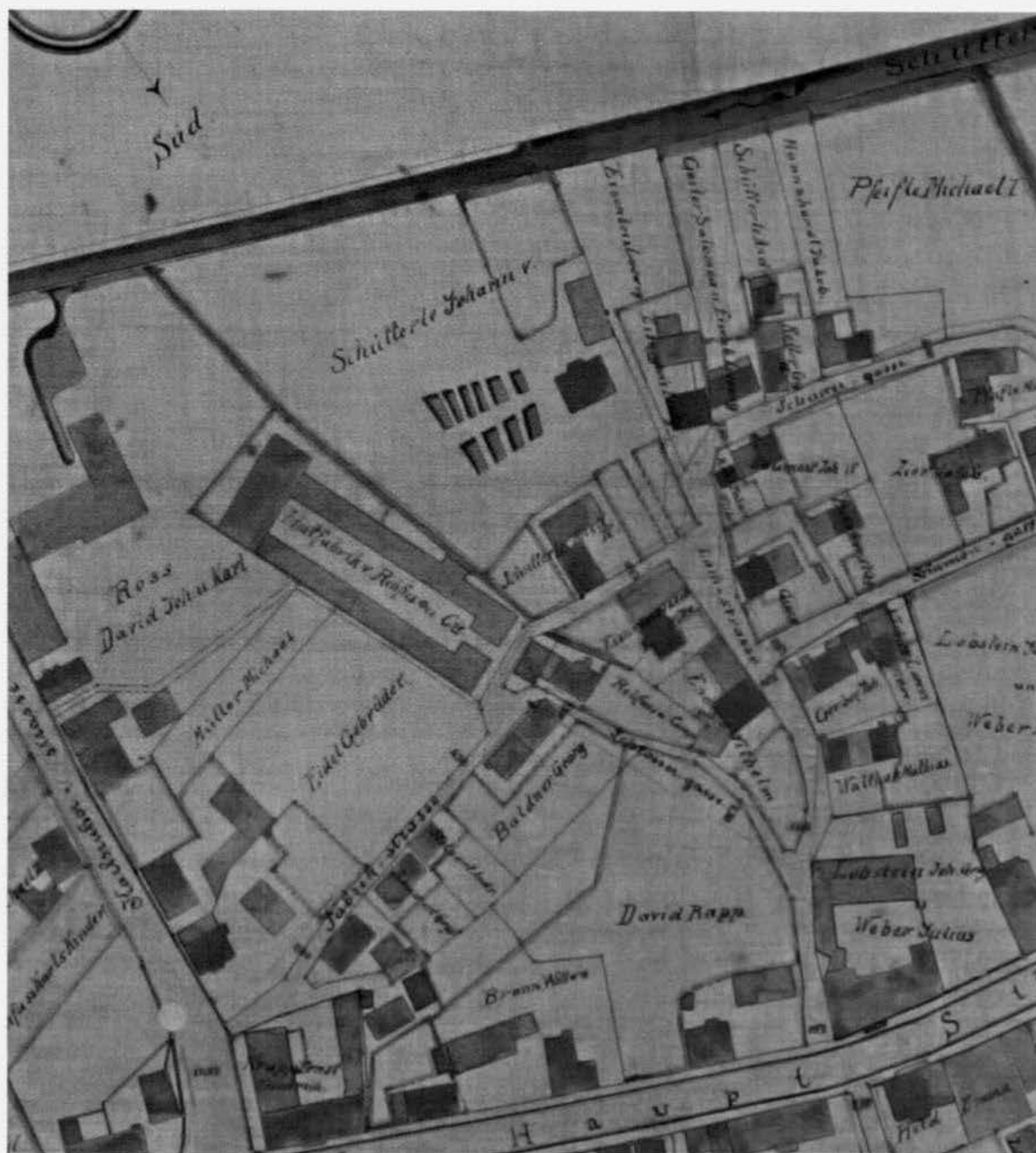
Der steigende Bedarf bei gleichzeitigem Mangel an Blutegeln im 19. Jahrhundert veranlasste diesen dringenden Erlass des Kurfürstlichen Hessischen Obermedizinalkollegiums (Die Originalurkunde befindet sich im Bestand des Deutschen Apotheken-Museums in Heidelberg, Inventarnummer: VII A 41).

Die Blutegelzucht von Michael Schütterle in Dorf Kehl

Wie Blutegel damals gehalten wurden, schildert der Dorf-Kehler Pfarrer Ludwig Dorn (1833–1849) in einem Bericht vom 17. Februar 1841, der 1842 im „Landwirthschaftlichen Wochenblatt für das Großherzogthum Baden“² erschien. Darin beschreibt er die Blutegelzucht von Michael Schütterle IV. (3.7.1815–24.8.1885), der im Bürgerbuch der Gemeinde Dorf Kehl als „*Fischer und Blutegelhändler*“ eingetragen ist.³

Dieser Dorf-Kehler hatte auf seinem Grundstück in der heutigen Fabrikstraße neben der späteren Hutfabrik Rehfus zwei bis neunzig Zentimeter tiefe Blutegelweiher angelegt. Den Boden der Teiche bildete eine feste Kiesschicht, darauf kam eine Lage Lehm und zuletzt etwas Schlamm aus der Schutter. Die Schlammschicht musste alle zwei bis drei Jahre erneuert und vor allem im Herbst vom abgefallenen Laub gesäubert werden, da der Medizinische Blutegel unreines Wasser mit Faulschlamm meidet. Um zu verhindern, dass die Egel entwischten, zog Michael Schütterle um die Weiher viereinhalb Fuß (1,35 Meter) hohe Dämme und bepflanzte die Ränder mit zwei winterharten Ufer- und Sumpfpflanzen: mit Wassersüßgras (*Glyceria aquatica* oder Wasserschwaden), dessen kriechende Wurzelstöcke halfen, die Böschung zu befestigen, und mit Kalmus (*Acorus calamus* oder Deutscher Ingwer), einer anspruchslosen, grasartigen Staude aus der Familie der Aronstabgewächse. Dem Kalmus sprach man stark wasserreinigende Kräfte zu. Heute weiß man, dass der duftende Wurzelstock neben ätherischen Ölen, Stärke, Harz und Vitamin C u. a. mit dem â-Asaron tatsächlich antibiotisch und schmerzstillend wirkt, aber wahrscheinlich auch toxische und karzinogene Eigenschaften besitzt. Steine und Pflanzen dienen Blutegeln nicht nur als Versteck, sondern helfen ihnen auch, ihre Häute regelmäßig abzustreifen.

Das Wasser erhielten die Teiche durch eine Zuleitung „*vom Schuttermühlbach, welcher zwischen Dorf Kehl und dem Kinzigdamme fließt*“⁴. Der größere, im Grasgarten gelegene Weiher, der 94 Fuß (28,20 Meter) lang und 40 Fuß (zwölf Meter) breit war, wurde zur Zucht verwendet. Zwischen Mai und August laichten die Egel. Diese Zwitter, die sich wechselseitig begatten, legten ihre in eichelförmigen Kokons eingeschlossenen Eier vier bis fünf Zoll (zwölf bis fünfzehn Zentimeter) tief in den Boden oder die Seitendämme. Nach etwa einem Monat schlüpften die weißen, etwa 10 bis 20 Millimeter langen Jungen – zwischen sechs und zwölf Stück pro Egel. Sie versteckten sich in den kahnförmigen Blättern der *Glyceria* und im Kalmus, bis sie nach zwei Monaten ihre Färbung erhielten. Die europäischen Medizinischen Blutegel zeigen unterschiedliche Farbvarianten und Rückenmuster: Der gewölbte Rücken ist dunkelolivgrün bis grünbraun gefärbt, mit rostbraunen, dunkelgefleckten Längsstreifen. Die hellere, schmutzig-grüngelbe, abgeplattete Unterseite weist wolkige, schwarze Fle-



Im Auftrag der Gemeinde Dorf Kehl von Joh. Nückles 1885 gezeichneter Ortsplan. Das Grundstück von Michael Schütterle IV. mit den Blutegelteichen liegt in der Fabrikstraße rechts neben der Hutfabrik Rehfus. Am unteren Bildrand verläuft die Hauptstraße, links die Karlsruher Straße (heute Oberländer-) und oben der Schüttertermühlkanal mit einer Zuleitung für Schütterles Teiche (Stadtarchiv Kehl).

cken und Punkte auf. Auf den vorderen Ringen sind fünf Paar einfache Augen als schwarze Punkte erkennbar.

Schnecken, Würmer, Insektenlarven und Kaulquappen stehen auf dem Speisezettel des jugendlichen Blutegels. Auch erwachsene Tiere saugen noch gerne an Kaltblütlern wie Grasfröschen, Erdkröten oder Molchen,

wobei kleine Wirtstiere oft zugrunde gehen. Die Geschlechtsreife soll aber erst nach der Aufnahme von Säugetierblut erreicht werden.

Wenn die Jungen im Weiher nicht genügend Nahrung fanden, griffen sie die erwachsenen Tiere an, die dann abnorme Knoten davontrugen und dadurch für medizinische Zwecke unbrauchbar wurden oder sogar starben. In einem solchen Fall von Kannibalismus (der von modernen Autoren geleugnet wird) wurden die Tiere ausnahmsweise gefüttert. *„Dies geschieht so: Man fängt sie heraus und thut 400–600 Stück in ein dünnes leinenes Säckchen, das ein starkes Meßle hält, und nun fest zugebunden wird. Sodann gießt man 2–3 Schoppen frisches Kalbsblut in einen Hafen und taucht das Säckchen ganz darin unter, damit die Thiere, wenn sie nun saugen, ja keine bloße Luft in sich bekommen.“*⁵ Nach sechsminütigem Blutbad wurden sie herausgenommen, gut gewaschen und wieder in den Weiher gesetzt. Sofort versteckten sich die Blutegel und kamen erst nach drei bis vier Monaten, sichtlich gediehen, wieder zum Vorschein.

Da Blutegel bis zum vollständigen Erwachsensein drei Jahre brauchten (bei guter Ernährung bis zum Ende des zweiten Jahres), mussten sie im Teich überwintern. Um sich gegen Frost zu schützen, krochen sie in den Schlamm oder – bei großer Kälte – bis vier Zoll (zwölf Zentimeter) tief in den Boden.

Obwohl bis zu einem Drittel der Tiere jährlich verloren ging – sei es durch Einbohren in den Boden oder die Dämme, durch natürlichen Tod oder Vernichtung (durch Wasserkäfer, Libellenlarven, Wasserwanzen, Wasserratten oder Wasserspitzmäuse) – belief sich der Vorrat von Michael Schütterle auf etwa 16.000 zum Gebrauch fähige und etwa 23.000 junge Blutegel vom Vorjahr. Die Nachfrage im In- und Ausland war aber so groß, dass der Züchter zusätzlich eine ansehnliche Anzahl von Blutegeln von Händlern kaufen musste.

Für seine *„Bemühungen um die Emporbringung der Blutegelzucht“*⁶ wurde Michael Schütterle von der Centralstelle des landwirtschaftlichen Vereins in Karlsruhe mit der großen silbernen Preismedaille ausgezeichnet. Wie lange allerdings diese Blutegelzucht bzw. der Blutegelhandel bestanden hat, geben die Archivalien nicht genau Preis. Im Januar 1842 verkaufte Michael Schütterle einen Blutegelwagen. *„Bei Michael Schütterle, Blutegelhändler in Dorf Kehl, ist ein noch ganz neuer Blutegelwagen mit Druckfedern und einem beschlüssigen Hinterkasten, der sich sehr gut für einen Kaufmann eignet, um seine Waaren auf die Märkte zu führen, um biligen Preis zu verkaufen.“*⁷ 1855 erwähnt Schaible noch den *„nicht unbedeutenden Blutegelhandel“* von Michael Schütterle *„selbst über die Grenzen unseres Landes hinaus“*⁸. Angesichts dieser Bemerkung erscheint es verwunderlich, dass die Blutegelweiher auf dem Übersichtsplan der Gemarkungen Kehl Stadt und Kehl-Dorf (Zeichnung 1862, Druck 1863) nicht verzeichnet sind, während andernorts – zum Beispiel in Kork und Auenheim – die Be-

zeichnung „Blutegelweier“ als Flurname erhalten geblieben ist. Einer Zeitungsnotiz nach sollen die Teiche jedenfalls erst während der Bombardierung im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 zerstört worden und dabei ein Schaden von 8.000 Gulden entstanden sein.⁹ Das war damals eine stattliche Summe. Zum Vergleich: Ein so genannter Hauptlehrer an der Volksschule in Dorf Kehl erhielt – neben den üblichen Naturalien, Güternutzungen, Personal- oder Alterszulagen etc. – ein Jahresgehalt von 400 Gulden.¹⁰

Eine Geschichte von Blutigeln

Dass Blutegel im 19. Jahrhundert in Baden von therapeutischer Bedeutung waren, belegt auch eine Episode aus der Zeit der Revolution 1848/49, als preußische Truppen im Juli 1849 eine über 5.500 Mann starke Revolutionsarmee in der Rastatter Festung belagerten: *„Rastatt, den 11. Juli. Gestern Nachmittag herrschte große Neugierde im preußischen Lager. Die lieben Preußen glaubten, als sie den Parlamentär von unserer Seite sahen, dass wir anfangen wollten, mit ihnen zu unterhandeln. Als sie aber erfuhren, dass es sich nur um Blutigel handelte, ließen sie die Köpfe hängen ... Die Angelegenheit mit dem Parlamentär verhält sich folgendermaßen: Die Festung litt Mangel an Blutigeln und der Gouverneur sah sich genöthigt, einen Parlamentär in das preußische Lager zu schicken, um durch die Vermittlung des feindlichen Kommandanten Blutigel für unsere Kranken zu erhalten. Es ging deshalb der Adjutant vom 2. Bataillon des 2. Infanterie-Regiments als Parlamentär nach Kuppenheim in's preußische Lager ... er überreichte seine Depesche und der General versprach ihm, so viel an ihm läge, die Bitte des Gouverneurs in der kürzesten Zeit zu erfüllen und die Blutigel, sobald sie im Lager angekommen seien, nach der Festung zu senden ... Heute früh erschien ein preußischer Parlamentär und überreichte dem Gouverneur eine Schachtel mit tausend Stück Blutigeln. Er hatte sonst keinen Auftrag.“*¹¹

Diese Mitteilung sollte wohl die Moral der in der Festung eingeschlossenen Truppen heben. Doch ihre Situation war aussichtslos. Nachdem mehrere Ausfallversuche am dichten Belagerungsring der preußischen Truppen gescheitert und zudem die Eingeschlossenen in zwei Parteien gespalten waren, mussten die Belagerten am Nachmittag des 23. Juli 1849 bedingungslos kapitulieren.

Vampirismus und Abkehr

Die Blutegeltherapie, die in Griechenland seit dem ersten Jahrhundert vor Christus und in Deutschland gegen Ende des 16. Jahrhunderts praktiziert wurde, nahm in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vor allem in



Portrait von François Joseph
Victor Broussais

Frankreich maßlos übersteigerte Formen an. Diese Methode des extremen Blutentzugs, die als „Vampirismus“ in die Geschichte der Medizin eingegangen ist, wurde insbesondere von François Joseph Victor Broussais (1772–1838) und seinem Schüler Jean-Baptiste Bouillaud (1796–1881) publik gemacht. Broussais, seit 1814 Arzt am Pariser Militärhospital Val-de-Grâce, lehrte ab 1831 Pathologie an der Pariser Universität. Er führte einen Großteil aller Krankheiten, sogar Pocken, Scharlach und Geisteskrankheiten, auf eine Reizung der Magen-Darm-Schleimhaut zurück und wandte mit Diäten, Fasten und extremem Blutentzug per Aderlass und Blutegel eine einseitige, schwächende Behandlung an. Sechzig bis achtzig Blutegel pro Behandlung waren keine Seltenheit und ließen in den Pariser Spitälern das Blut in Strömen fließen. So wurden 1819 allein auf Broussais' Abteilung 100.000 Blutegel verbraucht. Im Vergleich dazu: An der Berliner Charité waren es im gleichen Zeitraum nur 13.100. *„Die Resultate waren herzlich schlechte; nirgends war die Sterblichkeit größer als in der von B. [Broussais, Anm. d. Verf.] geleiteten Abteilung.“*¹² Schon durch die hohe Sterblichkeit war Broussais' Lehre das Urteil gesprochen. *„Aber auch die wissenschaftliche Reaktion blieb nicht aus; sie fegte den ‚Vampirismus‘ ... von der Bildfläche hinweg.“*¹³ Denn mit genaueren Kenntnissen in der Organpathologie (Virchowsche Zellularpathologie Mitte der fünfziger Jahre des 18. Jahrhunderts) und Bakteriologie sowie dem Aufkommen der asep-

tischen Wundbehandlung (Blutegel lassen sich weder desinfizieren noch sterilisieren, ohne sie zu töten) wurde die Blutegelbehandlung gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der Volksmedizin aufgegeben.

Blutegeltherapie seit dem 20. Jahrhundert

Ende der 1920er bis in die 1950er Jahre besann man sich wieder auf die Domäne der Blutegelbehandlung: das Lindern von Beinleiden wie Venenentzündung, Krampfadern, Thrombosen oder offenen Beinen. Nach einer gewissen Stagnation von über 30 Jahren interessiert man sich seit den 1980er Jahren wieder für diese Therapie, als mehrere Wirkstoffe im Speichel des Medizinischen Blutegels entdeckt wurden. Zudem hoffte die Pharmaindustrie mit neuen Produkten eine Marktlücke zu schließen. Doch davon später.

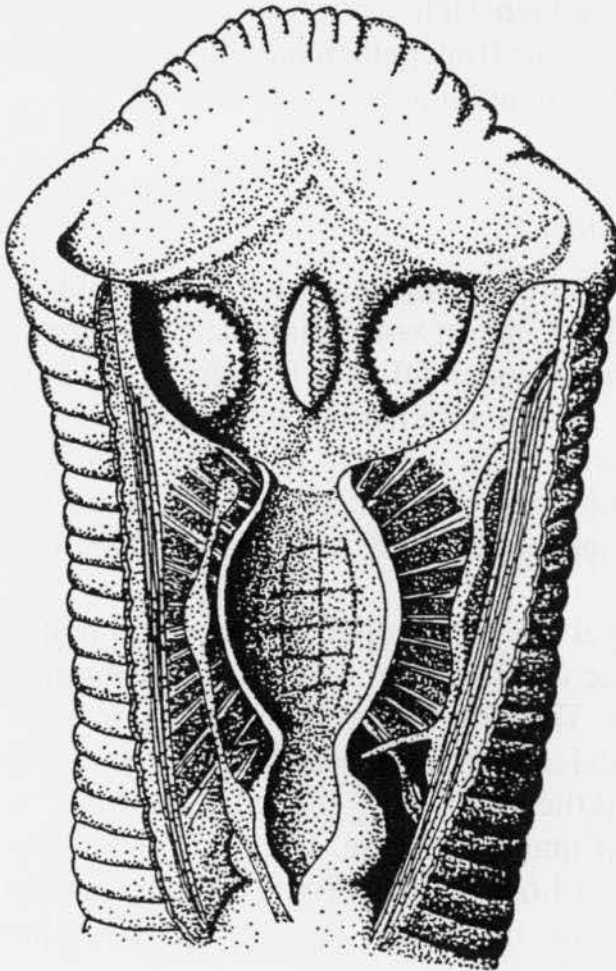
Unter Umständen können Blutegel bei entzündlichen Prozessen helfen, Antibiotika zu sparen oder sogar eine Operation zu vermeiden. So empfehlen Befürworter dieser alternativen Therapie diese Behandlung u. a. bei Furunkeln, Tennisarm, Schleimbeutelentzündung, bei chronisch gestauter Leber, Trigeminusneuralgie, Gelenkrheumatismus, manchen Formen der Migräne, Asthma, Bronchitis, Gicht und Gürtelrose. Darüber hinaus werden Blutegel in Osteuropa in der kardiovaskulären Bypass-Chirurgie und der Unfallchirurgie eingesetzt, wo sie nach dem Annähen abgetrennter Gliedmaßen bei der Durchblutung helfen sollen.

Bei bestimmten Erkrankungen, z. B. bei sehr niedrigem Blutdruck, bei Blutern, starken Allergien oder schweren chronischen Erkrankungen, Geschwüren im Magen-Darm-Trakt, schwacher Konstitution, schlechter Heilungstendenz oder regelmäßiger Einnahme blutverdünnender Mittel sollte eine Blutegelbehandlung wegen des hohen Risikos unterbleiben.

Blutegel können auf Vorbestellung über Apotheken oder direkt vom Züchter oder Importeur bezogen werden. *„Sie kommen in einer verschlossenen Styroporschachtel, die mit feuchtem Moos ausgekleidet ist. Darin liegt ein fest zugeschnürtes Leinensäckchen, in dem sich die Blutegel befinden.“*¹⁴

Um fatale Folgen auszuschließen (Bei einem Kleinkind kann ein einziger Blutegel – an die falsche Stelle gesetzt – zur Verblutung führen.¹⁵), sollten sich die Patienten von einem erfahrenen Therapeuten ambulant in einer Praxis oder Klinik behandeln lassen. Am besten geschieht dies morgens, da die Behandlung zeitaufwendig ist. Je nach Krankheitsbild, Konstitution des Patienten, Größe der Blutegel und Häufigkeit der Anwendung werden in der Regel zwei bis vier Blutegel verwendet.

*„Er sauft, wie manche Menschen, so lange, bis er nicht mehr kann.“*¹⁶



Querschnitt durch das Vorderende des Hirudo Medicinalis. In der unteren Mundhöhle sitzen die drei gezähnten Kiefer.

Dieses Zitat bringt es auf den Punkt: Ein Blutegel saugt sich randvoll – allerdings nur, wenn er tatsächlich hungrig ist. Der Blutegelbiss erfolgt in zwei ineinander übergehenden Phasen: Wenn der Egel mit seinen je 80 Kalkzähnen seiner drei hornigen Kiefer eine etwa anderthalb Millimeter tiefe Dreisternwunde in die Haut raspelt, verspürt der Patient einen kurzen, stechenden Schmerz. Zunächst tritt noch kein Blut aus. Der Blutegel spritzt eine histaminartige Substanz in die Wunde. Dieses zu den Gewebeshormonen gerechnete Stoffwechselprodukt wirkt blutdrucksenkend und gefäßerweiternd. Durch rhythmisches Saugen des Egels werden die Haargefäße besonders gedehnt. Ist die Bisswunde tief genug, beginnt die Saugphase. Dabei injiziert der Egel etwa 1 bis 1,5 mg Hirudin¹⁷, einen blutgerinnungshemmenden Wirkstoff, der in seinen Schlunddrüsen produziert wird.

In etwa 30 bis 60 Minuten saugt sich ein Blutegel mit Blut- und Gewebeflüssigkeit voll. Dabei nimmt sein dehnbarer Darm, der zehn Paar Blindsäcke aufweist, so viel Blut auf, dass der Körper unförmig anschwillt – er wird „etwa so dick wie ein kräftiger Mannesdaumen“¹⁸ – und sich das Gewicht des Wurmes verfünffacht. „E. Graetz (1934) hat die

*Kraft, mit der das Blut aus der Wunde gesaugt wird, gemessen: sie vermag eine Wassersäule von 1 m Höhe das Gleichgewicht zu halten. Demgegenüber beträgt die Saugkraft des Mundes, z.B. eines tüchtigen Pfeifenrauchers, ca. 3,3 m.*¹⁹

Die Egel fallen schließlich gesättigt ab. Das gerinnungshemmende Speichelsekret Hirudin lässt die Wunde jedoch noch mehrere Stunden nachbluten. „*Pro Blutegel verliert ein Patient – beim Saugen und Nachbluten – zwischen 25 und maximal 40 oder 45 Millilitern Blut; bei zehn Blutegeln kommt es also zu einem Blutverlust von circa 250 Kubikzentimetern oder einem Viertelliter; vielleicht auch bis zu einem knappen halben Liter. Dies geschieht im Lauf von zwölf bis 24 Stunden, keinesfalls auf einmal.*“²⁰ Durch diese Sickerblutung soll der entzündete Bereich auf schonende Weise entlastet werden: alte Schlacken würden kontinuierlich ausgeschwemmt. „*Der Blutverlust erfolgt ja im Gegensatz zum Aderlaß so langsam, dass die Regulationsmechanismen des Körpers den Volumenmangel mühelos ausgleichen können. Flüssigkeitszufuhr kann den Vorgang unterstützen.*“²¹ Hirudin wirkt nicht nur antithrombotisch, sondern auch gefäßkrampflösend (die Schmerzen lassen nach) und immunisierend. Wenn möglich, soll die Nachblutung nicht zu früh gestoppt werden, damit die Reste des Blutegel-Histamins restlos ausgeschwemmt werden. Die Wunden heilen sonst schlecht und es könnte zu Entzündungen oder Abszessen kommen. Um die Bissstelle herum tritt – ähnlich wie bei einem Insektenstich – eine quaddelartige, juckende Rötung auf, die jedoch nach etwa zwei bis vier Wochen abheilt und millimetergroße, weiße Narben hinterlässt, die meist gut verwachsen. Der kosmetische Effekt soll jedenfalls weit günstiger sein als gegenüber dem Messer (vorausgesetzt, es werden kleine Blutegel von etwa einem Gramm Gewicht verwendet).

In etwa fünf Prozent aller Fälle treten Komplikationen in Form einer starken Nachblutung, Kreislaufschwäche, allergischen Reaktionen oder Entzündungen auf.

Der Wirkstoffcocktail des Medizinischen Blutegels

Im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts gelang es noch nicht, den Blutegelwirkstoff von unerwünschten Beimengungen aus Muskel- oder anderen Organteilen zu reinigen. Erst Mitte der 1950er Jahre glückte in Tierversuchen die Isolierung und chemische Charakterisierung des gerinnungshemmenden Wirkstoffes Hirudin. Es handelt sich um ein hochmolekulares Polypeptid (Eiweiß), das sich mit der Geschwindigkeit einer Ionenreaktion speziell mit dem Gerinnungsferment Thrombin verbindet und dessen Wirkung blockiert (aktives Hirudin + aktives Thrombin = inaktives Hirudin-Thrombin oder Antithrombin). Intravenös gespritztes reines Hirudin wirkte nicht toxisch, verschwand nach etwa zwei Stunden aus dem Blut und wur-

de zum größten Teil über die Nieren ausgeschieden, während intravenöse Thrombininjektionen tödlich wirken können.

Die Isolierung dieser Substanz erwies sich allerdings als recht aufwendig: bis zu siebzig Blutegel wurden gebraucht, um ein Milligramm Hirudin zu erhalten. So wurde der Wirkstoff bis in die 1980er Jahre nur wenig klinisch getestet, sondern meist äußerlich angewendet. Beispielsweise werden bei Blutergüssen, Venenentzündung oder Hämorrhoiden Salben mit Blutegelextrakt unterschiedlicher Konzentration (z. B. 500 oder 750 ATE = Antithrombin-Einheiten) mit gutem Erfolg verwendet. *„Diese Salben und Gels können natürlich nicht das ursprüngliche Wirkungsprinzip der Blutegel-Therapie ersetzen. Aber in der ersten Phase einer Erkrankung – als Erste Hilfe – und in der Nachbehandlung helfen sie den Patienten sehr.“*²²

In den letzten beiden Jahrzehnten konnte die Wissenschaft weitere gerinnungs- und entzündungshemmende Substanzen im Speichel des medizinischen Blutegels identifizieren: Calin, Egline, Bdellin, Apyrase, Kollagenase, Destabilase und Piyavit. Erst im Zusammenspiel mit Histamin und Hirudin scheinen sie ihre volle Wirkung zu erzielen. Da die Behandlung jedoch zeit- und kostenaufwendig ist, wird sie nur noch von einigen Heilpraktikern und Rheumakliniken angeboten. Eine Umfrage in Kehler Apotheken Ende 2005 ergab folgende Ergebnisse: Ein Medizinischer Blutegel kostete zwischen 2,50 und 4,00 Euro. Die Verkaufszahlen schwankten zwischen „sehr, sehr selten“ und maximal elf Exemplaren in zehn Monaten. Käufer waren Heilpraktiker und Privatkunden, die sich schon einmal mit Blutegeln hatten behandeln lassen. Die Kosten muss der Patient selber tragen.

Zudem ist es nicht jedermanns Sache, sich an Bein, Nacken oder Kreuzbein Blutegel ansetzen zu lassen. In diesem Fall wird man sich für andere Therapieformen entscheiden. Da es darüber hinaus immer noch an klinischen Studien fehlt, die die Wirksamkeit der Egel-Therapie gesichert nachweisen, empfiehlt die Stiftung Warentest: *„Blutegelbehandlung ist bei oben genannten Beschwerden [rheumatischen Entzündungen, Schwellungen, Venenentzündungen mit Thrombosen, Stauungen in Venen und Lymphgefäßen, Migräne, Anm. d. Verf.] nur empfehlenswert, wenn andere Behandlungsmethoden nicht helfen. Bei anderen Erkrankungen ist von ihrem Einsatz abzuraten.“*²³

Übrigens: 1984 wurde die Molekularstruktur des „reinen“ Antithrombins Hirudin (C₃₀ H₆₀ O₂₀ N₈) aufgeklärt. Noch im gleichen Jahr gelang es, synthetische Hirudin-Gene in das Bakterium *Escherichia coli* einzupflanzen und es zur Herstellung von Hirudin zu aktivieren, d. h. zu klonen. 1986 stellten sich Hefezellen (*Saccharomyces cerevisiae*) als noch vorteilhaftere Wirte heraus. Bis 1991 haben schließlich zwölf europäische Pharmakonzerne Patente zur gentechnischen Herstellung von Hirudin angemeldet, wobei nur noch drei teilweise Blutegel verwenden.



Standgefäß zur Aufbewahrung von Blutegeln in der Apotheke. Porzellan, frühes 20. Jahrhundert, 18,5 cm hoch (Original im Deutschen Apotheken-Museum Heidelberg, Inventarnummer: II B 673).

Diese so genannten rekombinanten Hirudine, die intravenös gespritzt oder per Infusion verabreicht werden, finden seit 1989 bei verschiedenen Indikationen in klinischen Studien Verwendung (z. B. Prophylaxe von postoperativen tiefen Venenthrombosen oder Lungenembolien). 1997 wurde ein Medikament bei einer bestimmten Heparin-Unverträglichkeit (bei „Heparin-induzierter Thrombozytopenie vom Typ II“, bei instabiler Angina pectoris oder nach Herzinfarkt) zugelassen. Im klinischen Alltag wird gelegentlich ein mögliches Reservemedikament eingesetzt. Im Vordergrund stehen aber weiterhin die herkömmlichen, mit weniger Nebenwirkungen verbundenen blutgerinnungshemmenden Medikamente wie Heparine, Curaminderivate und andere.

Hirudo medicinalis als Versuchstier

Somit droht dem Blutegel das Aus als medizinischer Blutsauger, aber nicht als Versuchstier in der Forschung. Biologie- und Medizinstudenten lernen an ihm den Bauplan der Anneliden (Ringelwürmer) kennen und machen

Versuche über die Physiologie des Nervensystems und des Muskeltonus. Es wird beobachtet, wie Blutegel auf chemische Substanzen reagieren, wie sie sich fortbewegen oder wie viel Blut sie aufnehmen können bis hin zu einfachen Lernexperimenten. Oder hier ein Beispiel aus der Arzneimittelforschung: An der Universität Gießen wurde ein neues Medikament (Benzamil) zur Linderung der Mukoviszidose zunächst an Blutegelhaut getestet, bevor es Testpersonen ausprobieren durften.

Bei Mukoviszidose-Patienten arbeiten die schleimproduzierenden Zellen fehlerhaft. *„Der zähe Schleim verstopft nicht nur die Lungen, behindert das Atmen und ist ein ständiger Herd für vielerlei Infektionen. Auch an anderen Organen führt der Schleim zu Beschwerden und Organschäden und damit auch zum frühen Tod.“*²⁴

Tierphysiologen der Universität Gießen haben nun herausgefunden, dass sich die Schleim ausscheidende Haut des Blutegels genauso verhält wie menschliches Gewebe der Atemwege in Nase, Luftröhre oder Lungen. Für den Test genügt ein pfenniggroßes Stück Egelhaut, bei dem in einem so genannten Faraday-Käfig (der gegen äußere elektrische Felder abgeschirmt ist) der Ionenfluss gemessen wird: *„Eine gesunde Zelle nimmt von der einen Seite ständig Chlorid-Ionen auf und schleust sie über bestimmte Kanäle nach außen zur schleimüberzogenen Seite. Gleichzeitig fließen Natrium-Ionen in entgegengesetzter Richtung. Das an den Ionen haftende Wasser sorgt dafür, dass der Schleim immer flüssig bleibt – wenn sich das System im Gleichgewicht befindet ... Bei Mukoviszidose-Kranken laufen die Ionenflüsse nicht mehr ordnungsgemäß ab. Der Grund: Durch den Gendefekt ist der obere Kanal verschlossen: die Chlorid-Ionen mit ihrem Wassermantel können nicht nach außen fließen. Den (schleimbefeuchteten) Atemwegen werden (durch den Gendefekt) noch zusätzlich Natrium-Ionen und Wasser entzogen. Die Folge: es bildet sich zäher, dicker Schleim, der die Bronchien lebensbedrohlich verstopft.“*²⁵

Seit Anfang der 1990er Jahre gibt es Medikamente (z. B. Amilorid), die den Schleim verflüssigen. Die Patienten müssen aber täglich mehrmals inhalieren und den Schleim abhusten. Die neue Substanz Benzamil *„blockiert den Natriumkanal und verhindert so, dass den Atemwegen noch zusätzlich Wasser entzogen wird. Der Schleim verflüssigt sich und fließt wieder ab.“*²⁶ Messungen am Blutegel und an menschlichen Zellen haben gezeigt, dass Benzamil deutlich länger wirkt (bis zu zehn Stunden), d. h. die Patienten bräuchten nur zweimal am Tag zu inhalieren. *„Doch noch ist dies Grundlagenforschung, denn Benzamil ist nicht zugelassen. Einzig an der Nasenschleimhaut von Freiwilligen darf das Mittel bisher getestet werden – nur zu Forschungszwecken. Fest steht: auch in 1.000-fach geringerer Konzentration erzielt es die gleichen Ergebnisse wie das üblicherweise eingesetzte Amilorid ... Die Erkenntnisse der Gießener Physiologen versprechen keine Heilung, doch sie eröffnen neue Behandlungskonzepte.“*²⁷

Das Karriereende eines gebrauchten Blutegels

Hirudo medicinalis wird heute nur noch in in- wie ausländischen Zuchtanstalten herangezogen. Die Züchter versichern, es kämen wirklich nur hungerrige, gesunde Exemplare in den Versand. Theoretisch könnte ein Medizinischer Blutegel in einer solchen Egefarm über zwanzig Jahre alt werden. Er kann bis zu maximal zwei Jahren von einer Blutmahlzeit zehren; denn Darmbakterien der Art *Aeromonas hydrophila* (früher als *Pseudomonas hirudinis* bezeichnet) halten das Blut so lange flüssig, bis es gänzlich verdaut ist. Doch die Tiere dürfen nur einmal beim Menschen angesetzt werden, um eine etwaige Übertragung von Krankheitskeimen mit Sicherheit auszuschließen. Deswegen wird er in der Regel nach dem Gebrauch abgetötet.

Solche Vorschriften galten bereits im 19. Jahrhundert. Doch in Zeiten, da ein Mangel an Medizinischen Blutegeln herrschte, war es offenbar üblich, diese Tiere wiederzuverwenden. Dies belegt folgende Verordnung aus dem Jahre 1842: *„Sämmtliche Physikate werden beauftragt, den Wundärzten und Wundarzneidienern, welche sich mit Application der Blutegel beschäftigen, die mehrmalige Benützung derselben strenge zu untersagen, und ihnen ihre Unbrauchbarmachung mittelst mehrmaligen Durchschneidens, sobald sie abgefallen sind, und nachherigen Wegwerfens an einem geeigneten Orte zur Pflicht zu machen.“*²⁸

Heute werden die Tiere nach ihrem Gebrauch schnell abgetötet, zum Beispiel in Essig, 70-%-igem Spiritus oder kochendem Wasser. Eine Ausnahme von der Regel: Die größte Blutegelzucht Europas in Biebertal bei Gießen – hier tummeln sich an die 100.000 Exemplare in vierzehn Teichen in lichten Gewächshäusern – wirbt im Internet damit, gebrauchte Egel gegen geringes Entgelt zurückzunehmen, sie in einen „Rentnerteich“ auszusetzen und nicht wieder zu verwenden.

Anmerkungen

* Kurz nach Fertigstellung dieses Artikels ist die Autorin, Angelika Stüwe (geb. Sadlau), an den Folgen einer langjährigen Erkrankung am 24. Januar 2006 gestorben.

- 1 Forester, Cecil Scott: *Die „African Queen“* – Frankfurt a.M./Berlin 1990, 133.
- 2 Pfarrer Dorn: Beschreibung der Blutegelzucht des Michael Schütterle in Dorf Kehl, in: *Landwirthschaftliches Wochenblatt für das Großherzogthum Baden*, hrsg. von der Centralstelle des landwirthschaftl. Vereins, 10. Jg., Karlsruhe: Braun'sche Hofbuchdruckerei, 1842.
- 3 Michael Schütterle trat sein angeborenes Bürgerrecht am 11. August 1846 an (Stadtarchiv Kehl, Bürgerbuch der Gemeinde Dorf Kehl).
- 4 Schaible, Joseph: *Geschichte des badischen Hanauerlandes nebst einer medizinisch=statistischen Topographie des großherzoglich badischen Amtsbezirkes Kork.* – Karlsruhe 1855, 128.
- 5 Pfarrer Dorn, a. a. O., 70.
- 6 Pfarrer Dorn, a. a. O., 69.

- 7 Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg, Oberkirch, Achern, Rheinbischofsheim, Kork, Gengenbach, Haslach und Wolfach, No. 2, Offenburg, den 14. Januar 1842, 13.
- 8 Schaible, a. a. O., 203f.
- 9 Mechler, Wilhelm: Kehl im Kriege 1870/71, in: Kehler Zeitung vom 4.12.1952. Der Autor erwähnt allerdings (irrtümlicherweise?) die Blutegelzucht eines Georg Schütterle. Die Summe von 8.000 Gulden könnte zutreffen. Denn Blutegelhändler haben offenbar gut verdient. Laut brieflicher Mitteilung des Deutschen Apothekenmuseums in Heidelberg vom 10.10.2005 nennt das Großherzoglich Badische Regierungsblatt vom 13.8.1853 einen Preis von 12 Kreuzern pro Blutegel. Das entspräche also einem badischen Gulden für 5 Blutegel und 8.000 Gulden für 40.000 Blutegel. Pfarrer Dorn hatte in seinem schon erwähnten Bericht von 1841 Michael Schütterles Vorrat an Blutegeln mit 39.000 Exemplaren beziffert.
- 10 Kehler Wochenblatt 10 vom 22.1.1867.
- 11 Der Festungs-Bote, Nr.6, Freitag, den 13. Juli 1849. – Reprint: Rastatt 1997.
- 12 Sudhoff, Karl: Kurzes Handbuch der Geschichte der Medizin. – Berlin 1922, 383.
- 13 Ebd.
- 14 Pukownik, Peter: Blutegel-Therapie. Den Körper entgiften, 2. Aufl. München 1998, 92.
- 15 Müller, Ingo Wilhelm: Handbuch der Blutegeltherapie. Theorie und Praxis. Heidelberg 2000, 198.
- 16 Herter, Konrad: Der Medizinische Blutegel und seine Verwandten. Wittenberg 1968, S.190. Herter schreibt dieses Zitat Wilhelm Busch zu. Das Wilhelm-Busch-Museum in Hannover konnte dies allerdings nicht bestätigen.
- 17 Die Bezeichnung „Hirudin“ wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts (etwa 1904) geprägt – zunächst als Bezeichnung für die blutgerinnungshemmende Substanz des Blutegels, später auch für aus Blutegelextrakten hergestellte Medikamente. Als eigentlicher Entdecker gilt der Birminghamer Physiologie-Professor J.B. Haycraft, der 1884 in Experimenten, die er großenteils im Pharmakologischen Laboratorium in Straßburg durchführte, in einem aus zerkleinerten Kopf-, Mund- und Schlundteilen gewonnenen wässrigen Extrakt eine gerinnungshemmende Substanz nachwies.
- 18 Bottenberg, Heinz: Die Blutegelbehandlung. Ein vielseitiges Verfahren der Biologischen Medizin, 3., unveränd. Aufl., Stuttgart 1983 (1. Aufl. 1935, 2. Aufl. 1948), 21.
- 19 Bottenberg, a. a. O., 21.
- 20 Pukownik, a. a. O., 45f.
- 21 Müller, a. a. O., 198.
- 22 Pukownik, a. a. O., 48.
- 23 Stiftung Warentest (Hrsg.): Die Andere Medizin, Nutzen und Risiken sanfter Heilmethoden, 4. überarb. und erw. Aufl., Berlin 1996, 70.
- 24 Begleittext zu einer Fernsehsendung des Hessischen Rundfunks (Studio Kassel, Redaktion Herr Brunnengräber), „Aus Wissenschaft und Forschung“, vom 4.5.1997.
- 25 Ebd.
- 26 Ebd.
- 27 Ebd.
- 28 Verordnung No. 155 der Großherzoglichen Sanitäts=Commission vom 6. Januar 1842, in: Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg, Oberkirch, Achern, Rheinbischofsheim, Kork, Gengenbach, Haslach und Wolfach, No.4, Offenburg, den 28. Januar 1842.

Krankhede, adjee!

Brigitte Neidig

Krankhede, adjee!
 Alleritt duen mi Breschde blooge,
 vum Kopf naazues bis unde an d'Zeh,
 e huffe, kaan se bal nit zeehle, uuglooge,
 emol kräägs i rum mid Gichder oddr Schädelweh.

Pilverle, Pille, Drepfli, Salbe
 wurks i naa oddr schmier mi ii;
 d'Chemie, wu drinn isch, hilft allethalbe,
 numme froog i, kaans au uhni sii?

Vum Große haw-i e Biichli bekumme,
 voll mid Rootschläg, e ganzi Liddenai,
 habb se ussprobiert un au gnumme,
 Huusmiddele vu frièger, eiwandfrei.

Heschs s'Ranzepfiffe oddr s'Grimme
 naijsch zerschd e Säckli uss Liineduch,
 heiß un dämpfig, dess mueß schdimme,
 gisch Erdepfel im Säckli uff de Buch.

Isch mer naakeijt, uff e Knoche druff,
 un s'Glänk isch heiß un gschwolle,
 uss Bibileskääs legd mer e Wiggel uff,
 d'Hitz gehd wägg un wägg isch au de Bolle.

E grusige Kumedi isch de Hoorussfall,
 e Lackaff kaan dess nit vrkrafde,
 aabrièhdi Sängessle helfe-m ball,
 deno, wänn d'Brièh am Deets duet hafde.

Will mr Hueschdesaft selwer fabriziere,
 nimmt mr e schwarzr Reddig un Kandis dezue,
 usshehle, Zickerle nii, deno de Saft probiere,
 noch-eme Wiili worgst mr nimmi un hett sinni Rueh.

Duet mr emol näwe de Kapp dabbe,
wiil ainem d'Suuchd aarg maldrediert,
ain in haißem Schwiineschmalz gedunkder Labbe
kummt uff d'Bruschd un de Beller isch ball usskuriert.

Isch bi de Suuchd au noch de Hals entzunde,
brìeht mr uss Salbei mid Wassr e Sued,
domid gurgelt mr alli halwi Schdunde,
bis ainem kehrig isch un de Hals widdr gued.

Hett mr Fièwer, e Aise oddr andri Maleschde
helfe Laimewiggel, Haibluedämpf un noch meh,
sitewiis gits im Biichli Rootschläg, allerbeschde,
draa glauwe muesch noch, deno duets ball nimmi weh.

Jesus Christus, behüte mich vor böse Hund und Blutvergießen

„Schutzbriefe“ – Ausdruck einer magisch-religiösen Geisteshaltung

Gerhard Finkbeiner

Aus heutiger Sicht erscheinen uns „Schutzbriefe“ völlig unverständlich, ja abergläubisch. In der Glaubenswelt unserer Vorfahren hatten die „Schutzbriefe“ jedoch neben einer Vielzahl von kirchlichen Schutzmitteln durchaus Sinn.

Sie waren Mittel zur Daseinsbewältigung, der Versuch, Kräfte und Mächte zum eigenen Vorteil zu nutzen, aber auch dem Bösen und den Bedrohungen der menschlichen Existenz wirksam zu begegnen.

Die dem „Schutzbrief“ zugrundeliegenden Anschauungen gehen kulturhistorisch teilweise auf vorchristliches und mittelalterliches Gedankengut zurück. Gefährliche Dämonen, Geister und Hexen bedrohen und beeinflussen das menschliche Dasein, so die Auffassung unserer Vorfahren.

Über dem Dachfirst, durch Kamin, Fenster, Tür und Tor konnten sich die unheilvollen Mächte Einlass verschaffen.

Deshalb war es wichtig, die Wohnräume und Viehställe zu schützen und den ungebetenen Gästen mit einem Abwehr- und Gegenzauber zu begegnen.

Die „Schutzbriefe“, die an einem verborgenen Ort im Haus aufbewahrt oder direkt am Körper getragen wurden, sollten jedoch nicht nur Haus und Hof schützen, sondern den Menschen – unter Anrufung der drei göttlichen Personen – auch vor ganz allgemeiner Lebensgefahr wie Pest, Krieg, Unwetter und Feuer bewahren.

Durch Zufall fand der Autor dieses Beitrages drei handgeschriebene „Schutzbriefe“ in einer alten Spanschachtel im Anwesen „Zieglers“ in Seelbach. Die Texte hat der Bauer und Ziegler August Fehrenbacher von alten Vorlagen abgeschrieben.

Es mache Gott der Vater einen goldenen Ring um dieses Haus

Es mache Gott der Vater einen goldenen Ring, wodurch nicht allein Haus und Hof, sondern Mensch und Vieh vor allem Unglück, Seuchen und Krankheiten, vor des Teufels Macht und List gesichert ist. Das walte Gott, dass diese Stunde, Tag, Jahr und allezeit so gut und so glücklich sei als unser lieber Herr Jesus Christus. Das walte Gott der Vater und Gott der Sohn und Gott der heilige Christ. Amen.

Es mache Gott der Vater einen goldenen Ring um dieses Haus, um diesen Stall, um alle Menschen und Vieh, was darine gehört und allda gehet



Die alten Spanschachteln auf den Bauernhöfen sind, sofern noch erhalten, für Heimatforscher wahre Fundgruben. Auswandererbriefe, geistliche Apotheken, Schutzbriefe, Reliquienkreuze, alte Fotos und Hofverträge gehören oft zu den seit Generationen aufbewahrten „Schätzen“ – und harren der Entdeckung.

Foto: Gerhard Finkbeiner

ein und aus. Auch um die Felder und Wälder. Denselben Ring beschließt unsere liebe Frau Maria mit ihrem lieben Kindlein Jesum Christum; die behüten, beschützen, beschirmen, erhalten und bewahren alle Menschen, männlichen und weiblichen Geschlechts, klein und groß, jung und alt; auch alles Vieh, Ochsen, Stier, Küh und Kälber, Ross und Füllen, Schaf, Geisen, Rinder und Schweine, Gänse, Enten, Hühner, Täuber, groß und klein, was in diesem Haus und Stallung ist und alles, was gehet aus und ein, vor allem Unglück, Übel, Grimm, wildem Feuer, Schaden, Seuchen und Krankheiten, vor allem bösen wilden Blut, vor allen bösen Feinden und Wind, vor allen bösen Stunden, Tag und Nacht, vor aller Zauberei und vor aller Teufels Macht und seinem ganzen Anhang, sie seien sichtbar oder unsichtbar, und vor allen bösen Leute, die mir etwas stehlen wollen, nicht fortbringen, noch beschädigen können, dass sie diesen Menschen und Vieh, jung und alt, groß und klein, nichts ausgenommen, was in dieses Haus und Stallung gehört, und allda gehet aus und ein, keinen Schaden zufügen können oder übles thun; es sei zu Hause oder über Land, im Feld oder Wald,



*Familie August Fehrenbacher / Elisabeth geb. Isemann.
Oben (v. l.) Sophie (*1894), Ludwig (*1892), Albert (*1890), Lo (1883), August (*1889), Otto (*1891), Maria (*1887).
Unten (v. l.) Bertha (*1898), August Fehrenbacher (1895–1940), Ziegler und Landwirt, Josef (*1901), Wilhelm (*1904), Elisabeth Fehrenbacher geb. Isemann (1860–1931) vom Isemann-Hof in Dörlnbach-Höfen, Ida (*1900), Elisabeth (*1896).
Foto: privat*

in Wiesen oder Heiden, im Gras, Holz oder Weiden; es arbeite, ruhe, sitze, liege, laufe oder fliehe, so seien sie allezeit mit und in diesem Ring eingeschlossen und für Kugel und Degen verwehrt und sicher gestellt mit deinem allerheiligsten Blutstropfen des lieben Kindleins Jesu Christi, die er in seiner Beschneidung und am Stamm des Kreuzes so mildiglich für uns vergossen, versiegelt und verpfändet; für solches werden sie die Zauberer kein Kraut finden, dass solches aufthun, brechen, verrücken, noch verwenden, den unser lieber Herr Jesus Christus mit seinen allerheiligsten fünf Wunden beschützt, beschirmt, solches alles zu aller Zeit, Tag und Nacht und zu allen Stunden immer ewiglich. Amen.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

(Drei Freitag nacheinander morgens über sein Haus und Hof dreimal gesprochen, so ist alles, was darinnen lebt, vor allem Übel bewahrt).

Jesus, der wahre Gott und Mensch, behüte mich August Fehrenbacher vor allerlei Gewehr und Waffen

Jesus, der wahre Gott und Mensch, behüte mich August Fehrenbacher vor allerlei Gewehr und Waffen; es sei gleich Eisen, Stahl, Blei, Nägel, Messer oder Holz, was seit Christi Geburt geschmiedet und gewachsen.

Jesus Christus, der wahre Gott und Mensch, behüte mich August Fehrenbacher vor Todtschlagen und Bomben, vor Kugel und Degen, vor Donner und Blitz, Feuer und Wassernoth, vor Ketten und Kerker, vor Gift und Hexerei, vor böse Hund und Blutvergießen und vor einem bößen und schnellen Tod.

Jesus, der wahre Gott und Mensch, behüte mich August Fehrenbacher vor allerlei Wehr und Waffen, vor allem vor jenen, die hoffen, mich zu überwältigen. Alle ihre Kraft muß an mir verloren bleiben. In allen meinen Nächten und zu allen Zeiten gebeut (gebiete) allem Geschütz, dass es nicht möge losgehen, und allen Degen, Spieß und Helbarten, was faißt stechig ist, dass ihre Schneide möge so weich werden wie das Blut Christi am Kreuz.

Jesus Christus, behüte mich August Fehrenbacher, wo ich bin, vor allerlei Feinden, sie seien sichtbar oder unsichtbar, heimlich oder öffentlich.

Es behüte mich die ewige Gottheit durch das bittere Leiden, Sterben und Auferstehen Jesus Kristus und durch sein heiliges rosenfarbiges Blut, so er am Stamme des heiligen Kreuzes vergossen hat.

Jesus ist zu Nazareth empfangen, zu Bethlehem geboren, zu Jerusalem gestorben, gekreuzigt und gemartert. Dieß sind wahrhaftige Worte, die in diesem Brief geschrieben sind, dass ich von keinem Mörder oder anderen Menschen gefangen, gedödtet, geprügelt, verwundet noch gebunden werde.

Es müssen von mir weichen und verschwinden alle Feinde, alles Geschütz, Wehre und Waffen, sie mögen Namen haben wie sie wollen. Keines wird an mir haften, auch alle Kraft müsse an mir verloren bleiben, und alle ihre Streiche verlieren ihre Gewalt. Blei behalte dein Geschütz um Christi Marter und seiner heiligen fünf Wunden.

Im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes und heiligen Geistes.

August Fehrenbacher

Wer diesen Brief bei sich hat, wird nicht gefangen

*Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.
Amen.*

So wie Christus am Ölberg still stand, so sollen alle Geschütze still stehen.

*Wer das geschrieben hat und trägt bei sich, den wird nichts schaden.
Es wird ihn nichts treffen von des Feindes Geschütz. Den wird Gott*



August Fehrenbacher vom Winterbauernhof in Schuttertal kaufte zwischen 1880 und 1890 das bäuerliche Anwesen „Zieglers“ in der Eisenbahnstraße in Seelbach. Zu dem kleinen Bauerngut gehörte ein Ziegelofen und ein Trockenschuppen. Die handwerkliche Herstellung von Ziegeln wurde 1929 eingestellt. Auf dem Foto im Vordergrund Wilhelm Fehrenbacher (1904–1976), der Sohn von August Fehrenbacher (1859–1940).
Foto: privat

*beschützen vor Dieben und Mörder. Es soll ihm nichts schaden. Geschütz und Waffen, Pistolen und alle Gewehr müssen still stehn, wenn man auf mich los hält. Durch den Befehl und Tod Jesus Christus müssen still stehn alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch den Befehl des heiligen Christus. Amen.
Gott sei mit mir. Wer diesen Brief bei sich hat gegen die Feinde, der wird vor Gefahr geschützt bleiben, und wer dieses nicht glaubt, der*

schreibe es ab und hänge es seinem Hund um den Hals und schieße nach ihm, so wird er erfahren, dass es wahr ist.

Wer diesen Brief bei sich hat, der wird nicht gefangen, noch durch des Feindes Waffen verletzt werden. Amen.

So wahr, dass Christus gestorben ist und gen Himmel gefahren ist, so wahr auch auf Erden gewandelt, kann er nicht gestochen noch an dem Leibe verletzt werden. Und Fleisch und Blut sollen unverletzt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehre, alle Waffen dieser Welt bei dem Gott, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Ich bitte im Namen unseres Heilandes Jesus Christi Blut, dass mich keine Kugel trifft, sei sie von Gold, Silber oder Blei. Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Gott im Himmel macht mich von Allem frei. Dieser Brief ist vom Himmel gesend und ist in Holstein gefunden worden 1742.

Seelbach, den 6. Oktober 1912

August Fehrenbacher

Zentrales Motiv aller drei „Schutzbriefe“ ist der Glaube an die Möglichkeit unmittelbarer Einwirkung göttlicher und magischer Kräfte auf irdische Geschehnisse zum Vorteil menschlicher Daseinsbewältigung. Während der christlich denkende Mensch glaubt, die Hilfe göttlicher Personen erfahren zu können, ist sich der im magischen Denken verhaftete Mensch gewiss, dass die Einflussnahme auf das Irrationale allein durch menschliche Fähigkeiten und Kräfte geschieht – und erzwungen werden kann.

Für den katholisch gläubigen Familienvater August Fehrenbacher standen die „Schutzbriefe“ mit ihren religiösen und magischen Denkstrukturen offensichtlich nicht im Widerspruch zur Glaubensverkündigung der Amtskirche. Denn „Schutzbriefe“ waren in der Volksfrömmigkeit¹ seit dem 17. Jahrhundert ein gebräuchliches Mittel, um sich, seine Familie, sein Haus und seinen Besitz vor den allgegenwärtigen Mächten des Bösen zu schützen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Fassbinder, Stefan: Eine geistliche Apotheke aus dem Schuttertal. In: Die Ortenau, 1997, 363–387.

Gesundheit und Krankheit im Spiegel einiger Beiträge der 85 Jahrgänge der „Ortenau“

Wichtige Spitäler, Mediziner, Volksmediziner und Kurorte im mittelbadischen Raum

Andreas Klotz

Hospitäler und Orden unter geistlicher Trägerschaft

Vorbemerkung

Das Thema „Gesundheit und Krankheit im mittelbadischen Raum“ ist ein passender Anlass dafür, auf die bisherigen Abhandlungen zu diesem Thema in den bisher 85 Jahrgängen der „Ortenau“ einzugehen. Im Hinblick auf die Gliederung soll zwischen den weltlichen und geistlichen Trägern der Institutionen, welche sich um das gesundheitliche Wohl der Menschen verdient gemacht haben, unterschieden werden.

Ferner stehen im dritten Kapitel die Kurzbiographien von wichtigen Medizinerinnen und Sanatoriumsgrundern zur Erörterung an. Die Medizin im Mittelalter und der frühen Neuzeit beruhte oftmals auf dem Volksglauben. Deswegen erfährt auch das Kapitel „Volksmedizin in Altenheim“ die notwendige Beachtung. Abschließend wird die Geschichte der Kurorte Peterstal und Griesbach im Vordergrund stehen.

Der Beitrag von Wolfgang Müller „Beginen und Inklusien“ ist zwar im Gesamtregister der erschienenen Bände der „Ortenau“ unter der Überschrift „Krankenfürsorge-Krankenflege“ zu finden. Er geht aber nicht auf dieses Thema ein, sondern hat den Charakter einer uberblicksdarstellung über die in der Ortenau existierenden „Beginen und Inklusien“. Gleiches gilt für den Beitrag von Augustin Kast.¹

Das St. Andreas Hospital in Offenburg

Am Anfang der Schilderung steht das St. Andreas Hospital, das von Otto Kähni im ersten Band der „Ortenau“ nach Ende des Zweiten Weltkrieges im Jahr 1949 und im Jahresband des Jahres 1973 thematisiert wird.²

Die erste Nachricht über das St. Andreas Hospital stammt aus dem Jahr 1301. An diesem Datum bestimmte der Offenburger Bürger Hug von Altheim, dass nach seinem und nach dem Tode seiner Frau der Hof dem

Offenburger Armenhaus geschenkt werden solle. Der Bischof Johann I. gab dazu am 7. September 1306 seine ausdrückliche Genehmigung.

Damit wurden alle Insassen und das zum Hospital gehörende Eigentum unter den Schutz der Kirche gestellt. Bischof Johann I. stellte den Gläubigen einen 40-tägigen Ablass in Aussicht, sofern sie bereit waren, für das Hospital zu spenden. Auch war es vorgesehen, dass eine „legaler Bote“ einmal pro Jahr für das St. Andreas Hospital Spenden sammeln sollte.³

Das St. Andreas Hospital wurde von der katholischen Kirche als „ureigene Anstalt“ gesehen, wie eine Urkunde vom 23. Februar 1309 belegt. Der Rat der Stadt zeigte sich mit dieser Auffassung nicht einverstanden und erklärte den von der Stadt eingesetzten Spitalpfleger für abgesetzt. Daraufhin veranlasste Bischof Johann I., dass der Schultheiß Walter, der Schulmeister Johann Hödel und der Offenburger Bürger Nikolaus Salm vor ein Offenburger Gericht gestellt würden: Im Februar 1310 konnte schließlich der Streit zwischen dem Rat der Stadt und dem Bischof mit folgendem Kompromiss beigelegt werden. Mit ausdrücklicher Genehmigung des Bischofs Johann I. konnte der erwähnte Schultheiß Walter und die Gemeinde der Bürger von Offenburg eine Satzung für das St. Andreas Hospital erstellen.

Sie bestimmte, dass dem St. Andreas Hospital dieselben Vorrechte wie allen anderen kirchlichen Institutionen gegeben werden sollten. Der Stadt kam die Pflicht zu, die aufgeführten Rechte des Hospitals zu schützen.

Das Hospital musste dieser Übereinkunft zufolge keine „bürgerliche Lasten“, d. h. Abgaben oder Frondienste leisten. Beim Tod des amtierenden Spitalpflegers schlugen sie dem Bischof einen Geistlichen oder ein Laien als Nachfolger vor, den dieser zu bestätigen hatte. Waren beide Parteien darüber uneins, so kam dem Bischof das Recht zu, den Nachfolger des Spitalpflegers zu bestimmen. Es muss erwähnt werden, dass „Tobsüchtige“ oder „Aussätzige“ gemäß des theologischen Verständnisses des Mittelalters nicht in das St. Andreas Hospital aufgenommen wurden. Die kirchlichen Funktionsträger des Mittelalters waren der Auffassung, dass diese Personen nicht krank, sondern vom „bösen Geist“ besessen seien.

Im 14. Jahrhundert, als die Zahl der ansteckenden Krankheiten erheblich zunahm, errichtete man für die davon betroffenen Menschen vor den Toren der Stadt „ein besonderes Haus“.

Die Aussätzigen oder von der Leprose betroffenen Menschen waren davon am schlimmsten betroffen. Sie wurden in einem Gebäude untergebracht, das „Gutleuthaus“ hieß. Dieses „Gutleuthaus“ wurde als ein wichtiger Teil des St. Andreas Hospitals angesehen, denn es trug den lateinischen Namen „hospitale“.³

Im 15. und 16. Jahrhundert kam das Spital durch Schenkungen und Vermächtnisse zu einem weit verzweigten Grundbesitz. Folglich bezog das Spital sowohl im Gebiet der engeren Ortenau als auch im Rench- und

Achertal bzw. im Hanauer Land Zinsen und Gülten von Einzelgütern. Zum Eigentum des Spitals gehörten ferner geschlossene Hofgüter, die als Erblehen verpachtet waren. Sie befanden sich in Appenweier, Rammersweier, Elgersweier, Bühl, Waltersweier, Windschlag, Zunsweier, Niederschopfheim und Altenheim. Im Jahre 1441 konnte das Hospital das Patronatsrecht über die Kaplanei Fautenbach bei Achern erwerben. Dies verbesserte die wirtschaftliche Lage des Hospital nochmals, da damit reiche Einkünfte aus dem Fautenbacher und Önsbacher Zehnten verbunden waren. Man kann festhalten: Für das mittelalterliche Offenburg war das St. Andreas Hospital von wirtschaftlich wichtiger Bedeutung. Dieses vergrößerte sich nochmals, als das Hospital in Besitz eines Weinbergs in Ortenberg-Käfersberg gelangte.⁴ Der wachsende Besitz des Spitals hatte zur Folge, dass laut Spitalordnung von 1763 das Amt eines Zinsmeisters geschaffen wurde. Er hatte die Aufgabe, Gülten, Kapital- und Bodenzinsen von den Pächtern einzuziehen und die Kontrolle der Lagerbücher vorzunehmen. Neben dem Spitalmeister hatte auch der Hausmeister wichtige Aufgaben bei der Verwaltung des Hospitals. Er hatte darauf zu achten, dass zwischen den Pfründnern und dem Gesinde ein friedliches Verhältnis herrschte. Dem Hausmeister unterstand die Hauswirtschaft und Feldwirtschaft, sofern diese in Eigenbau betrieben wurde. Auch musste der Hausmeister darauf achten, dass es genügend Wein und Früchte gab.

Die Spitalordnung von 1763 gibt darüber Auskunft, dass der Rat der Stadt das oberste Verwaltungsorgan des Hospitals war.⁵ Auch die Armenpflege kann als eine wichtige Aufgabe des St. Andreas Hospitals bezeichnet werden. So musste das Hospital das 1780 errichtete Armenhaus mit Lebensmitteln und Geld versorgen. Auch die Armenfürsorge fiel in den Aufgabenbereich des Hospitals. 1739 erhielten die Ortsarmen von ihm wöchentlich 1 Laib Brot. 23 von ihnen bekamen täglich Suppe und einen Viertel Laib Brot. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs die Zahl der Armen stetig an. So musste das Hospital zwischen 1814 und 1816 nicht weniger als 100 Personen mit Brot versorgen. Zwischen 1830 und 1850 verdoppelte sich die Zahl der Armen vor allem aufgrund der Missernten im Bereich des Weinbaus.⁶ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging die Zahl der Bedürftigen aus nicht genannten Gründen zurück. Zwischen 1863 und 1882 betrug sie 11. Weitere Aufnahmegesuche wurden ablehnend beschieden.⁷ Ab dem Jahr 1870 übernahm gemäß den Bestimmungen des Gesetzes über die Rechtsverhältnisse und die Verwaltung von Stiftungen der „Besondere Stiftungsrat“ die Verwaltung des Hospitals.

Geleitet wurde dieser von Bürgermeister Schaible. Die Gemeinderäte Georg Schmitt, Franz Behrle, Sylvester Braun und Louis Schweiß waren seine weiteren Mitglieder. Während des Krieges von 1870 und 1871 spendete das Hospital den durchziehenden Truppen Geld und zum Zweck der Erfrischung 150 Liter Wein. In das im Waisenhaus befindliche Lazarett

lieferte das Hospital unter der Leitung des Speisewirtes Carl Schmitt während dieser Zeit Brot und Wein. Seine Witwe kündigte den mit dem Hospital geschlossenen Vertrag, was sein Ende bedeutete.⁸

Die Schwesternschaft der Korker Anstalten

Die Korker Anstalten wurden 1892 als Heil- und Pflegeanstalten für epileptische Kinder gegründet. In diesem Jahr waren zwei Diakone und zwei Pflegerinnen aus der Schweiz namens Fanny Steiger und Anna Wildfür für die Pflege der Kinder zuständig. Bald unterstützten sie einheimische Pflegekräfte wie zum Beispiel Karoline Lutz aus Meisenheim. Die Schwestern waren eine wichtige Stütze für den Anstaltsarzt. Er führte sie in das damals noch unerforschte Gebiet der Anfallkrankheiten ein und gab entsprechende medizinische Ratschläge.

Die Betreuung und die Pflege der Patienten nahm die Schwestern derart in Anspruch, dass ihnen kaum Möglichkeiten zur Gestaltung des eigenen Lebens blieben. Der 16. November 1905 war für die Korker Schwesternschaft ein positives Datum, denn an diesem Tage genehmigte der Landesausschuss die Satzung der Anstalten. Die Lage der Kranken erschwerte sich durch den Ersten wie auch später durch den Zweiten Weltkrieg, da die Anstalten während dieser Zeit als Lazarette dienten. Dies hatte zur Folge, dass sowohl die Insassen als auch das Pflegepersonal evakuiert wurden. Trotz dieser Schwierigkeiten, den problematischen Jahren zwischen 1914–1918 und der Tatsache, dass in diesen Jahren nur schwere Fälle in die Korker Anstalten eingewiesen wurden, erlahmte die Schaffenskraft der Korker Schwestern nicht. Sie brachten sogar Zeit auf, durch die Teilnahme an Kursen in Krankenpflege, Physiologie und Hygiene sich immer auf den erforderlichen medizinischen Wissensstand zu bringen. Die Tatsache in schweren Zeiten zusammengehalten zu haben, stärkte ihr Gemeinschaftsgefühl.

Die nationalsozialistische Diktatur zwischen 1933 und 1945 erschwerte die Lage der Kranken. Sie wurden durch das Gesetz „zur Verhütung des erbkranken Nachwuchses“ bedroht. Auch die durch den Beginn des Zweiten Weltkrieges erforderlich gewordene Evakuierung der Korker Anstalten nach Stetten erschwerte ihre Lage. Viele von ihnen starben dort. Am 23. Oktober 1942 sollten insgesamt 110 Kranke in nationalsozialistische Vernichtungslager transportiert werden. Dank der Bemühungen des damaligen Anstaltsleiters Pfarrer Meerwein wurden 67 Pfleglinge gerettet. Der Einmarsch der Franzosen führte nochmals zu einer Evakuierung eines großen Teils der Gebäude. Ende 1945 war die Gefahr endgültig überstanden. Von nun an konnten sich unter der Leitung von Pfarrer Meerwein insgesamt 31 Schwestern und 15 Ärzte der Pflege der Kranken widmen. 1946

wartete eine neue Aufgabe auf die Korker Schwesternschaft. Es stand nämlich die Übernahme und Einrichtung des Kehler Krankenhauses im leerstehenden Haus der Korker Anstalten an.

Neben der Pflege der an Epilepsie leidenden Patienten nahmen die Schwestern von nun an auch andere Aufgaben aus dem Bereich der Krankenpflege wahr. Deshalb fiel die am 1. Mai 1951 eröffnete Krankenpflegeschule in das Aufgabengebiet der Korker Schwestern. Dem am 10. Februar 1956 durch einen Schlossbrand bedingten Brandschaden folgte wenig später ein Wasserschaden. Beide Ereignisse hatten die vorübergehende Unbrauchbarkeit des Pflegehauses zur Konsequenz. Dass nach der Unterbrechung der Pflegebetrieb wieder aufgenommen werden konnte, war ein erneuter Verdienst des Pfarrers Meerwein.

Er begann die Anstalt in eine moderne Einrichtung für epilepsiekranke Menschen umzubauen. In der Gegenwart nimmt sie den Rang des Epilepsiezentrum für Baden-Württemberg ein. Am 13. September 1956 predigte Pfarrer Geiger über die Offenbarung des Johannes. Sie enthält folgenden Wortlaut: „Fürchte Dich nicht. Ich bin der Erste und der Letzte. Ich war tot und siehe ich bin lebendig und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“

Dieses Bibelwort stellt den Ausgangspunkt zur Gestaltung einer neuen Brosche der Korker Schwesternschaft des Kreuzes und der Krone dar. Dies ist ein Zeichen dafür, dass es eine unauflösbare Verbindung zwischen dem Leid und der Herrlichkeit im Leben der Schwestern gibt. 1976 nahmen die Korker Schwestern durch den Eintritt in den Kaiserswerther Verband eine Verbindung zum weltweiten Zusammenschluss der Schwestern in der Diakonie auf.⁹

Die Schwestern vom Allerheiligsten Heiland Provinz Mutterhaus „Maria Hilf“ in Bühl

Neben Hanna Barner befasste sich im 58. Jahresband der „Ortenau“ auch Wolfgang Müller mit einem Orden, der sich Verdienste im Bereich der Krankenpflege erworben hat. Es handelte sich dabei um die „Schwestern vom Allerheiligsten Heiland Provinz Mutterhaus Bühl“.

Die Person der Elisabeth Eppinger konnte als Anlass und Grund für die Gründung des Ordens gesehen werden. Sie wollte Klosterschwester werden, doch die Rappolsteiner Schwestern, bei denen sie um Eintritt nachsuchte, nahmen sie infolge ihrer schlechten Gesundheit nicht auf. Eppinger fasste im Alter von 32 Jahren daraufhin den Entschluss, in ihrer elsässischen Heimat selbst einen Orden zu gründen. Von diesem Zeitpunkt an gesundete sie. Der Plan der Ordensgründung wurde vom für Bühl zuständigen Straßburger Bischof Raß ausdrücklich bejaht. 1849 konnte der Orden vom

Allerheiligsten Heiland gegründet werden und seine Tore für Zutrittswillige öffnen. Kurz nach der Gründung war der Zustrom so stark, dass in der Region von Bühl verschiedene Stationen des Ordens gegründet wurden.

Ziel des neu gegründeten Ordens war es, die Krankenpflege in den Hospitälern zu übernehmen und sich im Bereich der Armenpflege zu engagieren. Der Orden der Elisabeth Eppinger, sie hieß als seine Gründerin „Mutter Alfons Maria“, konnte sich trotz mancher Schwierigkeiten gut entwickeln. Deshalb war es möglich, 1857 zuerst in Karlsruhe und im Jahr darauf in Rastatt, Heidelberg und Mannheim sowie 1859 in Bruchsal neue Niederlassungen des Ordens zu gründen. Den weltlichen Behörden war dies keineswegs recht. So musste auf folgende Weise vorgegangen werden: Bei allen genehmigungspflichtigen Dingen, welche im Zusammenhang mit den Ordensgründungen standen, wurde darauf verwiesen, dass die im Dienste der kranken Menschen stehenden Tätigkeiten von Laien ausgeübt wurden. Eine solche vom christlichen Geist geprägte Einstellung konnte von den weltlichen Behörden nicht abgelehnt werden.

Auf diese Weise konnten in der Erzdiözese im Jahre 1870 elf und 1890 sogar zwanzig Stationen des Ordens gegründet werden. Die bekannteste Station des Ordens war das Vinzentinus-Krankenhaus in Karlsruhe. 1890 gab die badische Regierung den Schwestern des Ordens die Erlaubnis, innerhalb und außerhalb Badens Niederlassungen des Ordens zu errichten. Dies geschah sehr schnell, so dass sich die Zahl im Jahre 1900 bereits auf 50 belief. Der durch die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg bedingte Wegfall des Elsass führte dazu, dass sich die deutschen Niederlassungen des Ordens zu verselbstständigen hatten. Schließlich mussten ja auch die nicht elsässischen Schwestern aufgenommen werden. Aus diesem Grunde erbat die Ordensleitung beim Vatikan in Rom eine Aufteilung des Ordens in Provinzen. Auch aufgrund der mit 2721 hohen Mitgliederzahl im Jahre 1920 war diese Maßnahme durchaus als begrifflich zu erachten. Der Vatikan kam dieser Bitte nach und veranlasste die Einrichtung einer elsass-lothringischen, einer bayrischen und badisch-hessischen Station des Ordens.

Dem Engagement des Stadtpfarrers Wilhelm Röckel ist es zu verdanken, dass das Mutterhaus der badisch-hessischen Provinz in Bühl eingerichtet wurde.

Der Baubeginn des Mutterhauses stand aufgrund der Inflation unter keineswegs günstigen Vorzeichen. Dennoch konnte er in zwei Bauabschnitten zwischen 1923 und 1925 bzw. zwischen 1927 und 1929 mit dem Hauptbau, der Kirche, dem Heim für die alten Schwestern und dem neubarocken Mutterhaus verwirklicht werden. Am 28. Juni 1928 weihte der Erzbischof Fritz die Kirche ein, welche ebenfalls im neubarocken Stil erbaut wurde.

Im Jahre 1939 belief sich die Zahl der Schwestern, welche in der hessisch-badischen Provinz tätig waren, auf 1670 bei 158 Stationen. Der

Zweite Weltkrieg führte zu einem Rückgang der Zahl der Schwestern. Sie betrug 1958 1476. Dagegen stieg die Zahl der Stationen mit 162 nochmals leicht an. Die geographischen Zentren des Ordens vom Allerheiligsten Heiland lagen u. a. im badischen Mittelland und der badischen Pfalz. Die Arbeit der Schwestern führte u. a. dazu, dass der Betrieb einiger Krankenhäuser ins Leben gerufen und aufrecht erhalten werden konnte. Im badischen Raum gehören u. a. die Caritas Kinderheilstätten in Feldberg bzw. Friedenweiler sowie die St. Hedwigs-Klinik in Mannheim dazu.¹⁰

Das mittelalterliche Spital des Augustinerklosters in Lahr

Es wurde 1259 durch den Grafen Walter von Geroldseck gegründet. Die Gründung beruhte auf einem Wunsch seiner kurz zuvor verstorbenen Frau Heilika, welche ihn in ihrem Testament zum Ausdruck brachte. Dazu gehörte auch die Bitte, ein Spital für Arme und Kranke zu gründen. Ihr wurde entsprochen, denn laut Gründungsurkunde wurden neben den vier die Gemeinschaft tragenden Fratres samt ihren Dienern auch zwölf Kranke untergebracht. Das Spital und die Stiftskirche lagen eng nebeneinander.¹¹ 1349 wurde die Trennung zwischen Spital und Kloster vollzogen. Hierfür sprach die Stiftung eines eigenen Altares im Spital, der dem Heiligen Nikolaus, dem Heiligen Erhard und dem Heiligen Leonhard geweiht worden war. Er wurde von einem namentlich nicht genannten Mitglied der Familie von Geroldseck gestiftet. Dieses legt den Schluss nahe, dass sie als Nachfahren des Stifters mit der Trennung von Kloster und Spital einverstanden waren.¹²

Die Kongregation der Franziskanerinnen in Gengenbach

Die Gründung der Kongregation der Franziskanerinnen in Gengenbach ist in enger Verbindung mit dem Pfarrverweser Berger zu sehen. Er war es, der einige Mädchen aus der Gegend von Sasbach holte, und mit ihnen im Jahre 1866 zunächst auf dem Gelände des zum Verkauf stehenden Gasthaus „Ochsen“ und ein Jahr später auf dem Gelände des Trettenhofes die Gründung des Ordens vornahm bzw. die Anfänge seines Wirkens in die Wege leitete. Dieses bestand in der Krankenpflege, welche an „vielerlei Orten“ betrieben wurde. Während des Krieges 1870/71 waren es 26 junge Frauen, die für eine solche Tätigkeit zur Verfügung standen.¹³ Sie waren Franziskanerinnen, Mitglieder des „dritten Ordens“. Bis 1876 wuchs die Zahl der Schwestern auf 59 an. In diesem Jahr versuchten sie eine staatliche Genehmigung für die Existenz des Ordens zu bekommen, doch ihre Bitte wurde ablehnend beschieden. Es wurde sogar befohlen, den mit der Krankenpflege befassten Orden aufzulösen. Die Schwestern wies man an,

als Einzelpersonen in den jeweiligen Dörfern die Krankenpflege weiter zu betreiben. In Wirklichkeit aber konnte der Orden seine Existenz ohne Kenntnis der staatlichen Behörden weiterführen. Bis 1888 wuchs er auf 210 Schwestern an, die auf 210 Stationen verteilt waren. Als „verschwiegener Mittelpunkt“ diente dazu das Spital in Gengenbach. Hier konnten sie auch zum Zweck ihres wohltätigen Wirkens auf privater Basis Grundstücke und Gebäude käuflich erwerben.

1891 bekam der Orden seine kirchliche Approbation. Es folgte im Jahr darauf die staatliche Genehmigung. Bald darauf begann der Bau des Mutterhauses. Eines seiner signifikantesten Merkmale war die dem Hauptgebäude zugeordnete Klosterkirche.¹⁴ 1893 erfolgte dem Wunsch der Kirchenbehörde gemäß der Anschluss der kleinen Gemeinschaft von Heiligenzell an die Kongregation.¹⁵ 1904 schloss sich die Kongregation der Gengenbacher Schwestern offiziell an die Gemeinschaft des Franziskanerordens an.¹⁶

Zwischen 1891 und 1930 wuchs die Zahl der Schwestern auf 1303 an. Ihren Höchststand erreichte sie mit 1616 im Jahr 1939. Seit Ende des Zweiten Weltkrieges nahm die Zahl der im Orden tätigen Schwestern kontinuierlich ab. Sie lag 1966 bei 1318 auf 257 Stationen. Diese Entwicklung mutet umso erstaunlicher an, da die Kongregation zwischen 1954 und 1956 durch den Bau des St. Josefskrankenhauses ein ordenseigenes Krankenhaus erhielt.¹⁷

Hospitäler in weltlicher Trägerschaft

Zu den Hospitälern in weltlicher Trägerschaft zählen das Triberger Bezirksspital, das Kreispflegeheim Bermersbach-Fußbach und die Heil- und Pflegeanstalt Illenau.

Das Triberger Bezirksspital

Es wurde am 3. Dezember 1578 eröffnet. Dabei handelte es sich um eine weltliche Stiftung, die vom Bürger Lazarus von Schwendi getätigt wurde.¹⁸ Er gab zur Einrichtung des Bezirksspitals 200 fl. und eine Reihe „weitere Gefälle“. Das Spital diente zur Aufnahme, Beherbergung und Verpflegung von Armen und Kranken des Herrschaftsgebietes. Zum Spital gehörte auch ein Siechenhaus zum Zweck „der Aufnahme und Verpflegung notdürftiger Armer und Kranker“ des Herrschaftsgebietes. 1824 wurde das Siechen-, später Gutleuthaus genannt, abgebrochen und das Spital neu gebaut. Es stand sowohl in der Gemeinde als auch im gleichnamigen Bezirk lebenden armen, kranken und bedürftigen Menschen offen. Ferner war das Spital rechtlich gesehen in einem Spitalverband eingebunden. Die Leitung des Spitals war diesem weisungsgebunden.

Laut der Satzung des Bezirksspitals mussten vom Rat und Obervogt zu Triberg zwei Spitalpfleger und Siechenhauspfleger bestellt werden, die zusammen Rechenschaft gegenüber einer besonderen Kommission abzugeben hatten. Ihr gehörten der Obervogt, der Rat und der Pfarrer und je zwei Schonacher und Nußbacher Vertreter an.¹⁹

Aufgrund der industriellen Revolution kam es zu einem vermehrten Zuzug von Menschen nach Furtwangen. Daraus resultierte die Notwendigkeit, selbst ein Krankenhaus zu bauen. Somit bot das Verbleiben der Gemeinde im Spitalverband für diese keinen Vorteil. Deshalb stellte sie 1906 den Antrag auf Ausscheiden aus diesem Gremium. Ihr schlossen sich die benachbarten Gemeinden Gutenbach und Neukirch an. 1908 kam es zur Regelung, derzufolge diese drei Gemeinden am Verwaltungsleben des Spitalverbandes nicht mehr teilnehmen mussten. Ein endgültiges Ausscheiden der Gemeinde Furtwangen wurde vom Spitalverband aber nicht akzeptiert. Er war der Ansicht, dass aufgrund der dann fälligen Rückzahlung des Anteils von Furtwangen, der Spitalverband einen nicht zu rechtfertigenden Beitrag für die Finanzierung dieses Krankenhauses hätte leisten müssen.²⁰

Das Kreispflegeheim Bermersbach-Fußbach

Die Gründung des Kreispflegeheims Bermersbach-Fußbach ist in enger Beziehung mit dem 3. Oktober 1863, dem Datum des Badischen Verwaltungsgesetzes, zu sehen. Dieses wies den Gemeinden die Aufgabe zu, sich der Fürsorge um Kranke, Schwache und Bedürftige anzunehmen. Das Verwaltungsgesetz hatte auch die Aufteilung des Landes Baden in elf Kreise und Amtsbezirke zum Gegenstand. Zum Kreis Offenburg zählten die Amtsbezirke Offenburg, Gengenbach (seit 1881 mit Offenburg vereinigt), Kork (seit 1881 Kehl), Oberkirch und Wolfach.

Im Sitzungsprotokoll der Kreisversammlung vom 29. November 1872 wurde folgender Beschluss festgehalten: „Der Kreis soll sich der Verpflegung von Siechen durch Errichtung einer Siechenanstalt unterziehen.“²¹ Das Seidenecksche Anwesen, welches aus einem Wirtshaus mit Ökonomiegebäude bestand, schien dafür am geeignetsten. Der Kaufpreis war mit 12500 Gulden für die Gemeinde sehr erschwinglich. Nachdem alle Bauarbeiten erledigt waren, konnte die Anstalt am 15. Juli 1874 eröffnet werden. Die Zahl der Pflinglinge betrug zu diesem Zeitpunkt 15. Sie stieg bis 1. August 1878 auf 158 an, und lag 1937 bei über 200. Dem Kreisausschuss oblag die Oberaufsicht der Anstalt. Er setzte eine Kommission ein, die die ökonomischen und baulichen Verhältnisse sowie die Fürsorge der Pflinglinge und die Einhaltung der Dienstpflichten durch die Wärter zu überwachen hatte. Die Betreuung der Pflinglinge erstreckte sich nicht nur auf die Medizin, sondern auch auf den psychologischen und seelsorgerischen Bereich

beider christlicher Konfessionen. Im Laufe der Jahre erfuhr die Kreispflegeanstalt viele bauliche Veränderungen. Der Bau eines Hauses für 84 normale Pfleglinge im Jahre 1927 bzw. der zweimalige Umbau der Kapelle, die Renovierung des Glockenstuhles zwischen 1965–1967 sind Beispiele für die vielen baulichen Veränderungen.

Zum Abschluss dieses Abschnittes sei die Landwirtschaft der Anstalt erwähnt. Sie umfasste 13,2 Hektar und diente der Erzeugung von Milch, Fleisch, Viehfutter, Getreide und Gemüse.²²

Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau

Nach fünfjährigen Bauarbeiten zwischen 1837 und 1842 wurde die Heil- und Pflegeanstalt Illenau im Sommer 1842 bezugsfertig. Am 23. August 1843 zogen die ersten Patienten in die Heil- und Pflegeanstalt ein. Die Betreuer waren die drei Ärzte, einschließlich dem Direktor und einem evangelischen und einem katholischen Geistlichen, 28 Wärter, drei Oberaufseher, sowie 25 Wärterinnen und zwei Oberaufseherinnen. Ferner zählten ein Verwalter, ein Ökonom, Büroangestellte und Betreuer dazu.²³ Die Leitung der Anstalt oblag einem Direktor, der den Beruf eines Arztes ausübte. Neben seinem Fachwissen musste er auch über die Fähigkeiten des wirtschaftlichen Denkens und der Menschenführung verfügen. Der Direktor war dem großherzoglichen Innenministerium weisungsgebunden. Friedrich Wilhelm Roller war der erste Direktor der Illenau. Er arbeitete ein Statut aus, das die Aufgabe und die Mittel der Illenau beschrieb. Jenes trat zum 18. Oktober 1893 in Kraft und regelte u. a. die Verfahren zur Aufnahme und Entlassung von Kranken. Ferner waren darin eine Beschreibung der Mittel und der Aufgabe der Illenau enthalten. Gleiches galt für die Grundsätze der Behandlung, den Tagesablauf der Pfleglinge, ihre Verköstigung usw. Natürlich wurden diese Bestimmungen dem jeweiligen medizinischen Wissen der Zeit angepasst. Der Grundgedanke, welcher für diese Bestimmungen maßgebend war, blieb in allen Zeiten der Gleiche. Er ließ sich mit dem Wahlspruch des Sozialpolitikers Lord Ashley²⁴ umschreiben, der „Liebe, diene“ lautete. Ihm lag eine sehr tiefe christliche Gesinnung zugrunde, welche dem Arzt die Patienten nicht als Fall, sondern als Mensch erscheinen ließ. Deshalb war es das Bestreben Rollers und seiner Nachfolger, den Kranken das Gefühl zu geben, sie seien in einer Familie integriert.²⁵ Interessant ist es auch, auf die Entwicklung der Patientenzahlen in den Jahren des Bestehens der „Ortenau“ einzugehen. Bereits 1846 betrug sie über 400. Bis zum Jahr 1916 stieg sie auf 630 an, ehe sie 1940, zum Zeitpunkt der Auflösung der Illenau, einen Wert von 713 hatte. In den ersten Jahren ihrer Existenz stand die Illenau lediglich für „Inländer“, d. h. für Geisteskranke aus dem badischen Land offen. Dies änderte sich

jedoch sehr bald. So waren zum 1.1.1865 bei einer Gesamtzahl von 437 Patienten 47 „Ausländer“. Neun davon kamen aus der Schweiz, acht aus Frankreich, einer aus Rumänien und einer aus Holland. Die Behandlung der Kranken bestand zum einen – so wie heute auch noch – aus der Verabreichung von Beruhigungsmitteln oder Schlafmitteln. Zum anderen wollten Roller und seine Nachfolger die Patienten ihren Fähigkeiten gemäß fördern und fordern. Aus diesem Grunde konnten sich die Männer körperlich betätigen, indem sie z. B. Holz sägten oder in der Landwirtschaft anfallende Aufgaben erledigten. Die Arbeiten der Frauen bestanden im Putzen von Gemüse bzw. im Bügeln. Turnen und Ballspiele dienten der körperlichen Ertüchtigung der Patienten. Deshalb wurden auch Konzerte u. a. veranstaltet und Theaterstücke gespielt. Eine umfangreiche Bibliothek, welche von beiden Anstaltspfarrern verwaltet wurde, stand sowohl den Patienten als auch dem Personal zur Verfügung. Dass die kranken Menschen durchaus über ein schöpferisches und künstlerisches Potenzial verfügten, zeigte das 1861 geschaffene „Illenauer Liederbuch“ und das zwischen 1861 und 1896 erschienene „Illenauer Wochenblatt“. Es berichtete u. a. über unternommene Ausflüge, veranstaltete Konzerte usw. Auch die alljährlichen Oster- und Weihnachtsfeste gaben durch die abgehaltenen Gottesdienste, aber auch durch die Bescherung am Heiligen Abend, Patienten, Personal und Ärzten eine willkommene Abwechslung. Dazu gehörten auch die Geburtstage des großherzoglichen Ehepaares und der Direktoren der Anstalt bzw. deren Dienstjubiläen.²⁶

Das Ende der Bezirkspflegeanstalt Illenau erfolgte nicht aus einer etwaigen schlechten Belegung bzw. aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Vielmehr war sie eine Konsequenz von Hitlers Euthanasie-Erlass, welcher die Ermordung von Geisteskranken befahl. Sie nahm ihren Anfang damit, dass die Anstaltsleitung der Illenau vom „Reichsministerium des Innern“ am 9. Oktober 1939 ein Schreiben erhielt. Gegenstand desselben war die Aufforderung, die Namen der Insassen zu melden, welche „nicht arbeiteten und an bestimmten, genau aufgezählten Geisteskrankheiten litten“. Ferner mussten die Namen der Patienten gemeldet werden, die sich seit fünf Jahren in der Anstalt befanden. Gleiches galt für „kriminelle Geistesranke“ und jene, „welche nicht die deutsche Staatsangehörigkeit hatten oder fremdrassig waren.“ Ungefähr zwei Monate nach dem 1. Dezember 1939, dem Datum, als die Meldebögen nach Berlin zurückgesandt werden mussten, bekam die Leitung der Anstalt die Mitteilung, dass zu einem nicht näher bestimmten Zeitpunkt die Verlegung der Kranken durch die Gemeinnützige Krankenhaus GmbH erfolgen würde.

Am 18. Mai 1940 wurden 75 Patienten (50 Männer und 25 Frauen) anstatt der 50 gemeldeten Patienten abgeholt, um nach Grafeneck transportiert zu werden. Hier wurden sie durch Vergasung brutal ermordet. Es sprach für die moralische Verkommenheit der am Standesamt in Grafeneck

tätigen nationalsozialistischen Standesbeamten, dass den Angehörigen aller Toten fälschlicherweise mitgeteilt wurde, sie seien an einer plötzlichen unheilbaren Krankheit verstorben.²⁷ Am 22. Juni 1940 erhielt der stellvertretende Leiter der Anstalt, Dr. Römer²⁸, von seinem Vorgesetzten Dr. Spranner²⁹ die Weisung, 60 Patienten nach Reichenau zu verlegen. Römer vermutete, dass den Patienten ein schlimmes Schicksal drohte, was er mit seinem Gewissen nicht hätte vereinbaren können. Deshalb suchte er beim evangelischen Stadtpfarrer, von Achern, Herbert Wettmann³⁰, Rat. Nach seiner Unterredung mit dem Geistlichen trat Römer von seinem Amt als stellvertretender Anstaltsleiter zurück. Danach folgten am 19. Juli 1940 und 26. Juli 1940 zwei weitere Transporte nach Reichenau und Emmendingen mit 40 Frauen und 40 Männern.

Zwei weitere Transporte mit je 70 Männern am 2. und 16. August 1940 schlossen sich dem an. Nach fünf weiteren Transporten mit 232 Patienten nach Emmendingen und 17 nach Wiesloch war die Illenau schließlich geleert. Am 19.12.1940 wurde sie aufgrund einer Verordnung schließlich als Heil- und Pflegeanstalt gestrichen.³¹

Kurzbiographien von berühmten Ärzten und Sanatoriumsgründern

Dr. Otto Walther und Dr. Johannes Widmann haben sich auf unterschiedliche Weise um das Wohl der Gesundheit der Menschen verdient gemacht. Wie dies geschah, soll im Nachfolgenden erörtert werden.

Dr. Otto Walther

Dr. Otto Walther, der Gründer des Sanatoriums „Nordrach-Kolonie“ ist eine Persönlichkeit, die sich um das gesundheitliche Wohl der Menschen verdient gemacht hat. Ihm widmete sich Sepp Schülj in einem Beitrag der „Ortenau“ aus dem Jahre 1969.

Dr. Otto Walther kam am 1. August 1855 in Limbach im sächsischen Erzgebirge zur Welt. Nach seiner Schulzeit betrieb er das Studium der Medizin in Leipzig. Hier traf er die Engländerin Hope Adams und schloss mit ihr Freundschaft. Er folgte ihr 1880 nach England. Zuvor hatte er erfolgreich sein Medizinstudium absolviert. Walther blieb nicht lange in England, um dort seine Stelle an einem deutschen Hospital auszuüben. Nach der Hochzeit im Jahre 1883 zog das junge Paar nach Frankfurt am Main. Hier waren Otto Walther und seine englische Frau als praktische Ärzte tätig. Das Paar hatte zwei Kinder.

Otto Walther stand in politischer Hinsicht auf der Seite der Sozialdemokratie. Deshalb zählte er zu den Betroffenen der negativen Auswirkungen des Sozialistengesetzes des Reichskanzlers Otto von Bismarck. Als be-

kannt wurde, dass alle Sozialisten aus Frankfurt ausgewiesen werden sollten, kam er einer Ausweisung zuvor. Dass er seinem Wunsch gemäß im liberalen Baden am Brandeck-Lindle eine Existenz aufbauen konnte, lag an folgender Tatsache: Dem österreichisch-ungarischen Rittmeister Strehlen, dem die Villa am Brandeck-Lindle gehörte, wurde es dort zu einsam. Aus diesem Grund vermachte er die Villa an die sozialdemokratische Partei. Sie trug sich mit dem Gedanken, dort ein Erholungsheim für Parlamentarier einzurichten. Dies stimmte mit den Intentionen von Walther überein. Dank der Vermittlung des Druckereibesitzers und Reichstagsabgeordneten Adolf Geck konnte Otto Walther die Villa am Brandeck-Lindle käuflich erwerben. Auch für seine Frau Hope war dies ein Glücksfall, denn sie konnte in der milden Schwarzwaldluft ihre Lungentuberkulose auskurieren.

Vor diesem Hintergrund erscheint es sehr plausibel, dass Walther und seine Frau eine Rückkehr nach Frankfurt ausschlossen, als die Bestimmungen des Sozialistengesetzes nicht mehr in Kraft waren. Stattdessen wollte das Paar in der milden Schwarzwaldluft eine Lungenheilstätte eröffnen.

Otto Walther beabsichtigte, dieses Vorhaben in der Umgebung des „Brandeck-Lindle“ realisieren. Doch die Wasserknappheit verhinderte dies. Sie war verantwortlich, dass Walter nicht die für den Betrieb der Lungenheilstätte notwendigen elektrischen Anlagen hatte installieren lassen können. Deswegen suchte Walther in der Umgebung des „Brandeck-Lindle“ nach einem geeigneten Platz. Bei der Suche kam er auch zum Nordrach-Tal. Hier erschien ihm die Rückseite des Mooskopfes geeignet. Walter vermochte nach langen Verhandlungen das Grundstück des Ankerwirtes und Sägereibesitzers Erdrich käuflich zu erwerben. Die alten Gebäude der Sägerei und der Gastwirtschaft wurden den Bedürfnissen einer Lungenheilstätte entsprechend umgebaut. Sie erhielten Namen wie „Doktorhaus“, „Herrenhaus“ oder „Bergfried“. 1891 konnte Otto Walther mit seiner Frau und seinen Assistenzärzten schließlich das Sanatorium eröffnen. Dank der fachlichen Kompetenz bzw. der Tüchtigkeit der genannten Personen erhielt das Sanatorium im In- und Ausland bald einen guten Ruf. Der letztgenannte Aspekt führte dazu, dass zahlreiche Amerikaner, Holländer, Skandinavier und Asiaten zum Zweck der Gesundung und Erholung in dem von Dr. Walther geleiteten Sanatorium weilten. Für jeden Patienten stellte Walther einen eigens konzipierten Gesundheitsplan auf, in welchem u. a. die Zahl der von dem Patienten zu absolvierenden Wanderungen festgelegt waren. Eine der berühmtesten Patientinnen von Otto Walther war Ranghild Bajer. Sie wurde seine zweite Frau, nachdem Hope ihn verließ, um den Offenburger Arzt und Gerbersohn Carl Lehmann zu heiraten. Ranghild Bajer konnte bald von der Lungentuberkulose geheilt werden. Doch starb sie, als die gemeinsame Tochter sechs Jahre alt war. Ihrem Wunsch gemäß wurde sie an der Ruine Geroldseck beigesetzt. Bald nach dem Tod von Bajer sah sich Otto Walther nicht mehr in der Lage, sein Lebenswerk fortzusetzen. Des-

halb bot er der Stadt Offenburg die Heilstätte zum Kauf an. Doch sie lehnte dies ab. Otto Walter verstarb am 6. April 1919. Die zwischen 1924 und 1927 vorgenommene Vergrößerung des Sanatoriums erlebte er nicht mehr.³²

Dr. Johannes Widmann

Der Beitrag von R.G. Haebler über Dr. Johannes Widmann in der „Ortenau“ (dem 43. Jahresband von 1963 und dem 44. Jahresband von 1969), ist der ausführlichste über einen in der Ortenau tätigen Mediziner. Deshalb sei in diesem Abschnitt auf seine Biographie eingegangen. Dr. Johannes Widmann kam wohl im Jahre 1440 in Maichingen bei Böblingen zur Welt. Über die ersten 21 Lebensjahre Widmanns gab Haebler aus Mangel an Quellen keine Auskunft. Die erste zweifelsfreie Nachricht, so Haebler, datierte vom 9. Juli 1460, als er einer Urkunde zufolge „Bacalaureus“ der „via moderna“, der modernen Philosophie wurde.

Ab seinen 23. Lebensjahr blieb er für sechs Jahre in Italien, wo er von Universität zu Universität zog, um seinen akademischen Horizont zu erweitern. Dabei gelangte er auch nach Padua. Hier promovierte er 1469. Nach seiner Promotion kehrte Widmann nach Deutschland zurück, um zunächst in Ingolstadt Medizin zu lehren. Markgraf Christoph von Baden veranlasste, dass Widmann die Nachfolge von Hans Ulrich antreten konnte. Jener wandte sich dem in dieser Zeit aufkommenden Badewesen zu. Widmann war zunächst zwischen 1474 und 1476 als Leibarzt tätig. Dort fehlte ihm freilich die von ihm geschätzte Umgebung einer Universität. Es war folglich im Sinne Widmanns, dass Papst Pius II. die Universität Basel gründete, die von Beginn an eine medizinische Fakultät hatte. Widmann hatte sehr große Lust, die Aufgabe eines Lehrenden an einer Universität wahrzunehmen. Doch es gab folgendes Problem:

Widmann hatte seinen Pflichten am Hof von Markgraf Christoph nachzukommen, und konnte sich diesen nicht ohne weiteres entziehen. Er musste Markgraf Christoph um Urlaub bitten, damit er für eine begrenzte Zeit nach Basel gehen konnte. Christoph gab der Bitte Widmanns statt, denn am 12. Juli 1477 war im Öffnungsbuch des Rates der Stadt Basel von 24 Gulden die Rede. Darüber hinaus durfte Widmann so viele Veranstaltungen an der Universität Basel durchführen, wie er mochte. Den einjährigen Urlaub von seinem Hofe verlängerte Christoph Johannes Widmann nicht, so dass dieser 1478 nach Baden-Baden zurückkehrte. Bald darauf heiratete er die „Jungfrau Ingelhan“, welche den Beruf einer Baderin ausübte. 1479 wurde der Sohn der Widmanns geboren. Von Baden-Baden aus fuhr Widmann sehr oft nach Straßburg, um u. a. die Familie des Domherren Peter Schott medizinisch zu beraten und zu behandeln. Aus Dankbarkeit

dafür veranlasste Schott, dass Dr. Johannes Widmann die Bürgerrechte verliehen wurden. Damit verbunden war die Aufnahme in die Zunft „zur Lutzerne“. Dies war die Zunft, welcher sowohl die Fruchthändler und Barbierere als auch die Bader und Ärzte angehörten.

In Straßburg wollte Widmann erreichen, dass im Bereich des Gesundheitswesens Reformen durchgeführt würden. So empfahl er dem Rat der Stadt in einer Denkschrift die „Heranbildung der Hebammen“ und entwickelte eine diesbezügliche Ordnung. Doch der Rat der Stadt hatte kein Interesse an den Vorschlägen Widmanns.

Im Frühsommer des Jahres 1484 verließ Widmann den badischen Hof und zog ins schwäbische Tübingen, wo die 1477 gegründete Universität ihm Gelegenheit gab, seiner Leidenschaft des wissenschaftlichen Arbeitens nachzukommen. Dort arbeitete er als Leibarzt des Fürstenpaares. Widmann musste dabei keine Sorge um sein materielles Auskommen haben, denn er erhielt neben „100, später 150 Gulden Jahressold (auch noch) Hofkleidung, Pferde und Naturalleistungen.“³³ Auch in Schwaben erlahmte der Eifer von Johannes Widmann nicht, was die aus seiner Sicht notwendigen Reformen anbelangte. So schlug er die Einrichtung einer Art Landesbehörde vor, die darauf zu achten hatte, dass die Apotheken das Schwergewicht ihrer Arbeit auf die medizinische Versorgung der Menschen richteten.³⁴ Widmanns Vorschlag entsprechend wurde in Tübingen eine alljährliche Visitation eingeführt. Damit sollte überprüft werden, ob die Apotheken sich an die diversen Bestimmungen hielten.

Widmann war als Leibarzt und Dozent an der Universität Tübingen sehr beliebt. Die letztgenannte Tatsache wurde daran offensichtlich, dass der junge Philip Melanchthon zu seinen Hörern zählte. Der Fürst honorierte die medizinische Kompetenz Widmanns dadurch, dass er ihm am 27. September des Jahres 1493 das ganze „Examen der Sondersiechen zu Wirtemberg“ übertrug. Widmann bekam damit eine wichtige Aufgabe im Kampf der weltlichen Behörden gegen den Aussatz, der zur damaligen Zeit eine Volkskrankheit war, zugeteilt. Er glaubte sie durch „Kasernierung“ der davon betroffenen Menschen in den Siechenhäusern und den damit verbundenen Ausschluss aus dem Gemeinschaftsleben lösen zu müssen.³⁵ Die Vermutung liegt nahe, dass Widmann schon während seiner Baden-Badener Zeit mit der Einrichtung des dortigen Siechen- bzw. Gutleuthauses befasst war, denn dieses enthielt seinen Vorstellungen gemäß ein Thermalbad. Die medizinische Kompetenz Widmanns kam auch dadurch zum Ausdruck, dass er vom Grafen Eberhard im Barte als Berater in medizinischen Fragen zum Reichstag nach Worms mitgenommen wurde. Diese Stadt schien ihm aufgrund der dort grassierenden Syphilis wichtige medizinische Anregungen geliefert zu haben, wie sein im Jahre 1497 veröffentlichtes Büchlein mit dem Titel „tractatus de pustilis et morbo qui vulgato de franzos apelui“ zeigt.³⁶

Während Widmann an diesem Büchlein schrieb, erkrankte Eberhard im Barte. Widmann behandelte ihn. Er konnte ihn aber nicht retten, denn Eberhard im Barte starb 1496. Daraufhin gab es am herzoglichen Hofe Stimmen, Widmann trage am Tode des Herzogs eine Mitschuld.

Diese blieben nicht ohne Wirkung, denn der Nachfolger von Eberhard legte keinen Wert auf Widmanns Dienste als Leibarzt. Als Markgraf Christoph davon Kenntnis erlangte, versuchte er ihn nach Baden zurückzuholen. Deshalb sicherte er Widmann mit einem Angebot von 100 Gulden jährlich, inklusive 30 Malter Korn, 2 Fuder Wein und dem Versprechen, Hofkleidung gestellt zu bekommen, ein materielles Auskommen zu. Dass Widmann nicht nach Baden zurückkehrte, lag am Sturz von Eberhard II., dem Nachfolger des Grafen Eberhard im Barte.

Der Nachfolger Eberhards II., Herzog Ulrich, sicherte Widmann ein Jahresalar von 174 Gulden zuzüglich Donationen für Reisen zu. Des weiteren hatte der Herzog für Widmann den folgenden Sonderauftrag. Er sollte dafür sorgen, dass Stuttgart über genügend geschickte Hebammen verfügte – acht für die Altstadt, drei für die Liebfrauenvorstadt und zwei für die Esslinger Vorstadt. Vor dem Hintergrund dieses im Vergleich zu Baden besseren Angebotes ist es nachvollziehbar, dass Widmann in Tübingen blieb.

Für die Zeit zwischen 1501 und 1511 ist in Bezug auf die Biographie Widmanns bekannt, dass er die Tätigkeit eines Stadtarztes in Ulm ausgeübt hat, ohne seine Tätigkeit bei Herzog Ulrich aufgegeben zu haben. 1512 kehrte Widmann ganz nach Württemberg zurück. Dieses geschah deshalb, weil er glaubte, dort seine Abhandlung über die eisenhaltigen Quellen in Wildbad beenden zu können. Das Buch erschien unter dem Titel „tractatus de balneis ferrinarum therarum vulgo Wildbad“. Über die Jahre zwischen 1513 und 1518 lagen dem Autor keine Quellen zum Leben Widmanns vor, denn er schrieb über dieses Zeit nichts.

1519 floh Widmann, als sein Freund und Gönner Herzog Ulrich aus Württemberg vertrieben wurde, an einen nicht bekannten Ort in Württemberg. Dort starb er 1522.³⁷

Volksmedizin in Altenheim

Wie am Anfang des Beitrags angedeutet, gehören zu einem Überblick über die tätigen Mediziner auch die Bader, Chirurgen und Wundarzneidiener.

Die Bader

Sie waren u. a. mit der Versorgung von Verletzungen, dem Schneiden von Abszessen, dem Schröpfen und dem Zähneziehen befasst. Die Namen der in Altenheim tätigen Bader lauteten u. a. Hanß Georg Klein, Andreas Meltenberger, Heinrich Bart usw. Das Kirchenbuch von Altenheim berichtet

sehr anschaulich über die dort tätigen Bader, wie folgender Eintrag beweist:

*„1657, 1659 und 1661 ließ Andreas Mellenberger Bader hier Kinder taufen. Er war gebürtig von Niedlingen, zwei Stunden von Bern. Donnerstags, den 23. Januar 1662 starb Andreas Mellenberger der Bader allhie, ein Schweitzer, Zwinglianer und Weinbruder Sine Ceremonis“.*³⁹

Die Chirurgen

Die erste Nachricht über einen in Altenheim tätigen Chirurgen datiert aus dem Jahr 1660.

Es war Johann Michael Zimmermann, welcher mit der Tochter des evangelischen Pfarrers Johanna Juliane Fischer verheiratet war. Die Tätigkeiten des Chirurgen bestanden u. a. im Zähneziehen, im Impfen und in der Behandlung von Knochenbrüchen. Die Chirurgen gaben ihren Patienten Tee, Pulver und Mixturen aus Kräutern. Die Chirurgen erlernten ihre Fähigkeiten bei einem Meister und nicht an der Universität, da das Fach Chirurgie im 18. und 19. Jahrhundert nicht an Universitäten gelehrt wurde.⁴⁰

Die Wundarzneidiener

In Altenheim übte Christian Schaffhauser bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts diesen Beruf aus.

Von 1851 taten dies für vier Generationen Angehörige der Familie Leibiger. Dazu gehörte auch, Leichenschauen vorzunehmen. Alle vier Generationen der Familie Leibiger betrieben nebenher eine kleine Landwirtschaft.⁴¹

Die „Brüchner“ und „Brüchnerinnen“

Sie waren in der Zeit, als es die uns bekannte medizinische Betreuung auf dem Lande nicht gab, mit der Heilung von Krankheiten befasst. Die „Brüchner“ und „Brüchnerinnen“ können zu einem Teil mit den uns bekannten Naturheilpraktikern verglichen werden, denn sie verwendeten zum Beispiel „Auszüge aus Maiglöckchen“ als Herzstärkungsmittel. Ferner nahmen sie die Aufgabe der seelischen Betreuung kranker Menschen wahr, indem sie ihnen die Schmerzen linderten, Hoffnung gaben oder Trost spendeten. Der wohl bekannteste Brüchner war Johann Georg Nerlin. Er lebte zwischen 1839 und 1927. Er lernte einen Teil seines Handwerks, so die mündliche Überlieferung, beim Henker Großholz in Membrechtshofen.

Nerlin lebte sehr zurückgezogen, was ihm den Ruf des Unnahbaren und Geheimnisvollen einbrachte.

Den größten Teil von Nerlins Behandlungsmethoden umfassten Formeln und Gebete. Sie waren von großem Umfang und hatten zum einen christliche Züge, wie folgendes Zitat zum Ausdruck bringt: „Du Jesu wolltest mit der himmlischen Gewalt mit Deinem Geist mich erfüllen, dass ich die Menschen mit ihren Geistern aus der Untern Welt, die stehlen und gestohlen haben ... zwingen und keine Ruhe lassen Tag und Nacht, dass sie müssen laufen oder einander verathen, so wie Dich Judas verathen hat, oder dass die Diebe das Gestohlene wieder zurückbringen ... und sich zeigen müssen ... an dem Orte, wo sie gestohlen haben und nicht von dem Ort und nicht von der Stelle gehen, bis sie sind gesehen...“. Zum anderen beinhalteten die Formeln Nerlins auch heidnische Gedanken, wenn es um die Erwähnung „der Luft-, Erd- (oder) Hahnengeister“ geht.

Bad Peterstal und Bad Griesbach – die wichtigsten Kurorte der Ortenau

Zum Abschluss des Themas „Gesundheit und Krankheit im mittelbadi-schen Raum“ ist es wichtig, auf Peterstal und Griesbach einzugehen. Beide können als Kurorte mit langer Tradition bezeichnet werden, denn sie sind über 400 Jahre alt. Die Entstehung beider Kurorte kann auf das genaue Jahr hin nicht datiert werden. Es ist aber davon auszugehen, dass beide Kurorte als ein Resultat der Bemühungen von Herzog Friedrich I. zu bezeichnen waren.⁴³

Die Badeordnungen der Jahre 1605, 1617 und 1639 zeigten, dass schon zu früher Zeit ein reger Betrieb in beiden Kurorten geherrscht haben musste, da sie das dortige Leben bis in das kleinste Detail regelten. So enthielten die Badeordnungen Verhaltensrichtlinien für das Badepersonal und die Badegäste. Die Anordnung, „2 klare und reine Tischweine“ bereit zu halten, sprach dafür, dass auch der Einkauf der Lebensmittel klar geregelt war. Auch das Thema der Gesundheit der Angestellten spielte schon zur damaligen Zeit eine wichtige Rolle, denn die Badeordnung von 1618 wies eindringlich darauf hin, dass allein „fürnemlich gesunde Brunnenknecht oder Wasserschöpfer“ vom Badewirt eingestellt werden sollten.

Am Beginn einer jeden Badesaison wurde dem Badepersonal, den Badewirten und den Kurgästen, die Badeordnung im Wortlaut verlesen. Der Badewirt musste zweimal wöchentlich die Namen dem Amtmann von Oberkirch melden.

Der Fürst garantierte den Badeanstalten einen besonderen Frieden und Schutz: Von der Quelle zu Griesbach bis zur Kirche St. Peterstal sollte ferner ein Burgfriede herrschen. Ein Verstoß gegen den Burgfrieden wurde unter Strafe gestellt: „Wer diesen beständigen Burgfrieden, welchen Standes er auch sei, (bricht) soll einer gerechten Strafe zugeführt werden“.⁴⁴

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nahmen sowohl in Griesbach als auch in Peterstal die Bade- und Trinkkuren zu. Den Beginn eines Kurtages bildete ein Bad um cirka 5 Uhr morgens. Je nach Gesundheitszustand der Patienten stand am Nachmittag um cirka 15 Uhr ein weiteres Bad an. Es war untersagt, zwischen den Bädern etwas zu sich zu nehmen. Zwischen den Bädern unterzogen sich die Kurgäste in regelmäßigen Abständen Trinkkuren. Dabei war die Konstitution der Gäste entscheidend. Nach den Trinkkuren war eine Liegezeit im Bett einzuhalten.

Aus heutiger Sicht war auch die Therapie bei Gliederschmerzen interessant. Das erkrankte Glied war in diesem Falle mit erwärmtem Sauerwasser einzureiben und danach mit Schlamm zu bestreichen. In der Frühe und am Abend eines Tages wurde diese Prozedur durchgeführt. Man beließ den Schlamm so lange, bis er abfiel. Dass es zur Durchführung dieser aus medizinischer Sicht höchst ungewöhnlichen Maßnahme gab, lag auch am Fehlen eines Arztes, der dies hätte abstellen können. Ein solcher war ab dem Beginn des 18. Jahrhunderts in Griesbach und Peterstal wohnhaft und zugange.⁴⁵ Im 18. Jahrhundert verschuldeten sich die Bäder in Griesbach und Peterstal in einem nicht unbeträchtlichen Umfange. Aus diesem Grunde gehörte das Bad in Peterstal zwischen 1696-1750 dem Kloster Allerheiligen. Das Bad in Griesbach fiel zwischen 1712 und 1763 in den Besitz des Klosters Schuttern. Um das Jahr 1765 kam es zu einem erneuten Aufschwung der genannten Bäder, wie eine von Johann Böcklin aus Straßburg an der dortigen Universität eingereichte Dissertation zeigte. Sie wurde von der medizinischen Fakultät angenommen, und verschaffte Peterstal und Griesbach ein positives Renommee, das über die badischen Landesgrenzen hinausging.

Die französische Revolution und die folgenden Koalitionskriege bedeuteten das Ende der vorläufigen Erholung von Griesbach und Peterstal.

Die Entdeckung des Moores als Heilmittel und die Einführung der Moorbadekur durch den Direktor der medizinischen Poliklinik in Freiburg Professor A. Werber waren ein neuerlicher Grund für den Aufschwung der Bäder in Peterstal und Griesbach.⁴⁶

1817 erfolgte der Verkauf der Quellen und eines Teils des Badegeländes von Anton Mönch an Friedrich Domätsch in Karlsruhe. Er war nunmehr Eigentümer der Quellen und eines Teils des Badegeländes. Auch Domätsch beherbergte Badegäste, die ungehindert an die im Besitz von Domätsch befindlichen Quellen gelangen konnten. Er selbst „erbaute“ in einem seiner Badegebäude einen Speisesaal, der mit großen Säulen geziert war. Das Haus von Domätsch umfasste etwas über 100 Zimmer, was für die Zeit zwischen 1850–1870 als eine staatliche Anzahl zu bezeichnen war.

Albert Haller, der um das Jahr 1860 als Badearzt in Peterstal tätig war, kann als Förderer dieses Bades bezeichnet werden.⁴⁷

Die landschaftliche Schönheit von Griesbach und von Peterstal waren auch für prominente Besucher Anreiz, dorthin zur Kur zu kommen. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang der russische Zar Alexander und die Familie des badischen Großherzogs, welche alle 1871 zur Kur in Peterstal weilten.⁴⁸

Peterstal wurde zwei Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges für seine lange Tradition der Titel „Bad“ verliehen. Am 1. Januar 1932 erhielt auch Griesbach dieses Prädikat zugesprochen.

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges erweiterte man 1949 in beiden Kurorten das Spektrum der Therapiemaßnahmen. Es stand nunmehr das gesamte physikalische Therapiespektrum zur Verfügung. Auch erfuhr zu diesem Zeitpunkt das Angebot der therapeutischen Bewegungsbäder eine Erweiterung. Ferner richtete sich der gastronomische Service in beiden Kurorten auf die jeweiligen persönlichen Bedürfnisse der Patienten ein. So gab es z. B. eine auf die Bedürfnisse der Patienten abgestimmte Diät, so es denn diese notwendig hatten.

1973 wurden die beiden Kurorte Bad Peterstal und Bad Griesbach zu dem einen Ort Bad-Peterstal zusammengefasst.⁴⁹

Zusammenfassung

Für die Versorgung der Kranken und Schwachen in der Ortenau waren die Hospitäler von Belang, die sich entweder in geistlicher oder in weltlicher Trägerschaft befanden. Dr. Otto Walther und Johannes Widmann, die in verschiedenen Zeiten ihre Tätigkeit ausübten, können dafür als entsprechende Beispiele bezeichnet werden. Sie gaben durch die Gründung des Nordrach Sanatoriums bzw. durch das Wirken am Hofe des badischen Markgrafen Christophs wichtige Impulse für die medizinische Versorgung der Menschen. Dafür waren auch die Kurorte Bad Peterstal und Bad Griesbach von Bedeutung.

Anmerkungen

- 1 Ich beziehe mich auf die Beiträge von Wolfgang Müller: Beginen und Inklusien; in: Wolfgang Müller: Klöster der Ortenau, Offenburg 1978, 417–430; Augustin Kast: Der Urgroßvater von Victor von Scheffel wird Stadtarzt in Gengenbach; in: Die Ortenau, Jahrgang 1936, 9–16.

Es sei angefügt, dass die Darstellung aus Gründen des vorgegebenen Umfangs nicht auf alle Beiträge zum Thema eingehen kann.

- 2 Otto Kähni lebte zwischen 1900 und 1975. Er leitete zwischen 1960 und 1971 den badischen Geschichtsverein, um danach von 1971 bis 1975 als Zweiter Vorsitzender für diesen Verein tätig zu sein. Siehe auch: Günther Haselier: Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden, 55. Jahresband. Offenburg 1975, 1 und 5–10.

- 3 siehe Kähni, Otto: Das Offenburger St. Andreas Hospital; in: Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden. 29. Jahresband, Offenburg 1949, 150.
- 4 so auch Kähni, Otto: Kirchliches und religiöses Leben im mittelalterlichen Offenburg; in: Die Ortenau, 29. Jahresband 1949, 150; und Otto Kähni: Das Offenburger St. Andreas Hospital; in: Die Ortenau 53, 1973, 78f.
- 5 vgl. Kähni, Otto: Leben im mittelalterlichen Offenburg, 150–153.
- 6 Ders.: Das Offenburger St. Andreas Hospital, 91.
- 7 A. a. O., 92ff.
- 8 A. a. O., 94.
- 9 Dieser Abschnitt bezieht sich auf: Hanna Barner: Die Schwesternschaft der Korker Anstalten; in: Die Klöster der Ortenau. Hrsg. von Wolfgang Müller, Offenburg 1978, 623–633.
- 10 so auch Müller, Wolfgang: Schwestern vom Allerheiligsten Heiland Provinz Mutterhaus „Maria Hilf in Bühl“; in: Die Klöster der Ortenau, Offenburg 1978, 603ff.
- 11 ebenda Müller, Wolfgang: Das Augustinerkloster der Steigherren in Lahr, in: Wolfgang Müller: Die Klöster der Ortenau, Offenburg 1978, 419.
- 12 A. a. O., 419ff.
- 13 siehe Schneider, Hugo: Die Kongregation der Franziskanerinnen in Gengenbach, in: Wolfgang Müller: Die Klöster der Ortenau. Offenburg, 1978, 594.
- 14 A. a. O., 599.
- 15 A. a. O., 600.
- 16 A. a. O., 596.
- 17 A. a. O., 596f.
- 18 ebenda Schüßler, Martin: Das Triberger Bezirksspital; in: Die Ortenau, 15 Jahrgang, Offenburg 1928, 86.
- 19 A. a. O., 91. Das Herrschaftsgebiet von Triberg umfasste außer der Stadt Triberg den Sitz der Herrschaft die Gemeinden Schonach, Schönwald, Rohrhardsberg, Niederwasser, Gremmelsbach, Nußbach, Furtwangen, Gütenbach, Neukirch und Rohrbach.
- 20 ebenda: Schüßler, Martin: Das Triberger Bezirksspital, 91.
- 21 so auch Müller, Wolfgang: Das Kreispflegeheim Bermersbach-Fußbach; in: Die Ortenau, Offenburg 1974, 190–197.
- 22 ebenso Schneider, Hugo: Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau; in: Die Ortenau, 61. Jahrgang, Offenburg 1980, 201.
- 23 A. a. O., 202–211.
- 24 Über Ashley liegen mir keine Informationen vor.
- 25 siehe Schneider, Hugo: Die Heil- und Pflegeanstalt Illenau, 214f.
- 26 A. a. O., 218ff.
- 27 A. a. O., 226.
- 28 Hans Römer wurde am 2. August 1878 in Pfrondorf bei Tübingen geboren. 1906 wurde er Hilfsarzt in der Illenau. 1918 wechselte er als Oberarzt an die Anstalt in Renchen. Zwischen 1922 und 1929 war er Obermedizinalrat am badischen Ministerium des Innern. Hier war er für das badische Gesundheitswesen zuständig. 1929 wurde er Direktor der Illenau. Hans Römer starb am 30. November 1947.
- 29 Über Spranner sind mir keine biographischen Fakten bekannt.
- 30 Gleiches gilt für den Pfarrer Wettman.
- 31 so auch Schneider, Hugo: Die Heil und Pflegeanstalt Illenau, 226f.
- 32 siehe Schülj, Sepp: Dr. Otto Walther. Gründer des Sanatoriums Nordrach; in: Die Ortenau, 49. Jahrgang, 1969, 191–194.

- 33 ebenda; Haebeler, Rolf Georg: Dr. Johannes Widmann; in: Die Ortenau, 43. Jahrgang, Offenburg 1963, 204–210.
- 34 Zur Erläuterung sei gesagt, dass die Apotheken in der damaligen Zeit mehr Gewürze, Wein und Konfekt als Heilkräuter anboten.
- 35 ebenso Haebeler, Rolf Georg: Dr. Johannes Widmann, 43. Jahrgang 1963, 221f.
- 36 Der deutsche Titel lautete: „Eine Abhandlung über Pusteln und die Krankheit, welche vom Volk das französische Übel genannt wird.“
- 38 Haebeler, Rolf Georg: Dr. Johannes Widmann; in: Die Ortenau, 44. Jahrgang, Offenburg 1964, 213–226.
- 39 so auch Marx, Wilhelm: Die Volksmedizin in Altenheim; in: Die Ortenau, 66. Jahrgang, Offenburg 1986, 484.
- 40 A. a. O., 485.
- 41 A. a. O., 487.
- 42 A. a. O., 489–492.
- 43 ebenda: Huber, Bernhard: 400 Jahre Kur in Bad Peterstal-Griesbach; in: Die Ortenau. 66. Jahrgang, Offenburg 1986, 467.
- 44 A. a. O., 468.
- 45 A. a. O., 469f.
- 46 Werber wies auch auf die zahlreichen Moorkommen im Kniebisgebiet hin. Biographische Daten über ihn liegen mir nicht vor.
- 47 Huber weist auf seine Verdienste nicht hin.
- 48 ebenda Huber, Bernhard: 400 Jahre Kur in Bad Peterstal-Griesbach, 475f.
- 49 A. a. O., 479f.

Offenburger Stifterinnen im 19. Jahrhundert

*Ruth Jansen-Degott, Cornelia Roth und Ute Scherb
(Frauengeschichtswerkstatt Offenburg)*¹

Stiften als Lebensaufgabe: Anna von Heimburg

Stiftungen boten seit jeher Begüterten die Möglichkeit, sich wohltätig in ihrem Gemeinwesen zu engagieren. Dahinter mochten religiöse Motive stehen oder der Wunsch, den erreichten gesellschaftlichen Status öffentlich zur Schau zu stellen, oder ein den eigenen Tod überdauerndes Renommee für die Nachwelt zu schaffen.² Allgemein gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Stiftungsboom, und Offenburg war keine Ausnahme. Die Anna-von-Heimburg-Stiftung fällt somit in eine Zeit, in der die mittelbadische Stadt einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebte. Bedingt durch die Industrialisierung wuchs die Bevölkerung von 3.831 Einwohnern im Jahre 1855 auf 7.274 Einwohner im Jahre 1880 an.³ Dieser Aufschwung hatte jedoch auch seine Schattenseiten. Die Versorgung der Armen und Kranken erwies sich zunehmend als schwieriger, denn in Folge der Landflucht als Grundbedingung für das beschriebene Wachstum waren frühere feudale Versorgungssysteme gänzlich außer Kraft getreten, während gleichzeitig noch keine neuen Absicherungen existierten, etwa in Form der ab 1883 von Bismarck zur innenpolitischen Befriedung eingeführten Sozialversicherungen gegen Krankheit und Unfall, Invalidität und Alter.⁴ So konnte z. B. das St. Andreas-Hospital die Armenpflege nur noch schwer bewältigen, da das Geld nicht mehr reichte. Immer wieder ergingen an die Bürgerschaft Aufrufe zu stiften.⁵ Genau genommen wurden die Menschen zu einer Schenkung aufgefordert, denn es ging nicht ausschließlich darum, an einen Kapitalstock zu gelangen, dessen Erträge dem Spital hätten zufließen können, sondern darum, entweder das bereits vorhandene Vermögen über „Zustiftungen“ aufzustocken oder Geldbeträge einzusammeln, welche direkt in die Armenpflege fließen sollten.⁶

Nicht selten waren es Frauen, die solchen Aufrufen Folge leisteten. Unbedingte Voraussetzung war selbstverständlich, dass sie über eigenen Besitz verfügen konnten. Dieser Befund gilt nicht nur für Offenburg, sondern lässt sich in vielen deutschen Städten nachweisen.⁷ Frühe Wurzeln finden sich bereits in den Klostergründungen adeliger Frauen im Mittelalter, und auch in der Frühen Neuzeit betätigten sich Frauen, insbesondere Witwen, immer wieder als großzügige Stifterinnen.⁸ Im 19. Jahrhundert standen in erster Linie die Kranken- und Wohlfahrtspflege im Zentrum weiblichen



Anna von Heimburg

Stiftungsverhaltens, hinzu kamen Dotationen, welche sich auf Bildungs- oder andere kulturelle Einrichtungen fokussierten.⁹

Die Offenburger Anna-von-Heimburg-Stiftung, die sich dem sozialen karitativen Bereich zuordnen lässt, mag als Beispiel für typisch weibliches Stiften dienen. Anna von Heimburg vermachte in ihrem Testament 1879 einen Großteil ihres Vermögens dem katholischen Krankenpflegeverein Offenburg. Immer wieder wurde sie deshalb später als „große Wohltäterin“ gepriesen.¹⁰

Wer war diese Frau, was wissen wir über sie und ihre Beweggründe? Sie wurde am 8. Februar 1836 als Anna Maria Kuenzer in Offenburg geboren.¹¹ Ihr Vater war der vermögende Bürger und Konditor Johann Baptist Kuenzer, er wohnte in der Hauptstraße im Salzhaus.¹² Kuenzer,

der 1845 zur Klasse der Höchstbesteuerten gehörte, engagierte sich im Vormärz und in der 48er Revolution in Offenburg. Er unterstützte 1832 die Polen in ihrem Freiheitskampf und war 1848 führendes Mitglied in der Bürgerwehr.¹³ Nach der Revolution wurde er zwar von der Justiz nicht belangt, er blieb seinen Idealen jedoch treu und zahlte für den als Revolutionär beschuldigten Joseph Anton Schmiederer 6.000 Gulden Kautions, um dessen Haftentlassung zu erreichen.¹⁴ Schmiederer war übrigens Taufpate seines Sohnes Josef. Überhaupt waren Offenburgs bürgerliche Demokraten damals durch eine Vielzahl von Beziehungen miteinander vernetzt: Der spätere Bürgermeister Bernhard Schaible zum Beispiel, der wie Kuenzer und Schmiederer den Freiheitskampf der Polen unterstützt hatte, war Taufpate von Anna Maria.¹⁵

Anna Maria hatte fünf Geschwister bzw. Halbgeschwister, von denen nur ein Halbbruder das Erwachsenenalter erreichte. Ihr Vater war dreimal verheiratet, zwei seiner Ehefrauen starben ganz jung nach der Geburt eines Kindes – so auch Annas Mutter Katharina 1839 im Alter von 28 Jahren. Anna war zu diesem Zeitpunkt noch nicht einmal drei Jahre alt.

Anna Maria Kuenzer gehörte ebenso wie 250 andere Frauen dem Offenburger Frauenverein an. Wir finden sie zusammen mit ihrer Stiefmutter

Euphrosine im Mitgliederverzeichnis, das 1852 im Ortenauer Boten abgedruckt war.¹⁶ Anna Maria engagierte sich also schon früh auf sozialem Gebiet, 1852 war sie erst 16 Jahre alt. Der Offenburger Frauenverein war am 7. Februar 1846 „zur Unterstützung dürftiger Wöchnerinnen“¹⁷ gegründet worden und kümmerte sich schon bald auch um „Arbeitsunfähige, Kranke, Kinder“ und andere „würdige“ Arme.¹⁸

Am 16. Januar 1868 starb ihr Vater Johann Baptist Kuenzer, auf den Tag genau ein Jahr später auch ihr Halbbruder Josef Hermann Kuenzer nach kurzer Krankheit mit nur 26 Jahren. Nur drei Monate nach dem Tod des Josef Hermann unterzeichneten beide, Euphrosine Kuenzer und ihre Stieftochter Anna Maria, eine Stiftungsurkunde, in der sie dem Waisenhausfonds 500 Gulden spendeten. Zunächst sollten die Zinsen aus ihrem gestifteten Vermögen dazu verwendet werden, den Spitalpfündner Thaddäus Braunstein bis zu seinem Tod zu versorgen. Wer Thaddäus Braunstein war, ob ein Verwandter oder ein Angestellter der Konditorei, wissen wir nicht. Nach seinem Ableben sollte das Geld „zur Verpflegung der armen Waisenkinder“ dienen.¹⁹

Am 5. Oktober 1871 heiratete die 35-jährige Anna Maria Kuenzer den Kunstmaler Emil von Heimburg, der am 14. Februar 1837 in Wildhausen in der Grafschaft Oldenburg geboren war.²⁰ Emil von Heimburg war 1864 aus beruflichen Gründen nach Offenburg gezogen, denn er hatte den Auftrag erhalten, im Kloster „Unserer Lieben Frau“ den Chor auszumalen. Er wohnte im Haus des Klosterpfarrers und wurde vom Kloster verköstigt, so berichtete eine Nonne in ihren Annalen von 1860 bis 1870.²¹ Einigen Klosterfrauen gab er damals Unterrichtsstunden im Zeichnen und in der Malerei. Daneben porträtierte er namhafte Offenburger Persönlichkeiten auf Wandfresken in verschiedenen Bürgerhäusern und Gaststätten.²² 1867 versah er die St. Andreas-Kirche mit verschiedenen Wandmalereien. Einige dieser Heiligenfiguren stattete er mit Gesichtszügen von Offenburger Bürgern aus. So erschien z. B. die Arztgattin Frau Schmidt, die im Übrigen auch 1852 Mitglied im Frauenverein war, auf dem Gemälde der Hl. Margarete.²³ Für die Empore gestaltete er sieben Medaillons, auf einem ist eine barmherzige Schwester an einem Krankenlager zu sehen.²⁴

Die St. Andreas-Kirche befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Wohnhaus der Anna Maria Kuenzer. Möglicherweise lernte sie ihren späteren Mann Emil von Heimburg aber erst kennen, als dieser 1867 bzw. 1868 ihren Vater und ihren Bruder malte.²⁵

Die Ehe der von Heimburgs blieb kinderlos. 1877 hatte Emil von Heimburg einen Unfall mit fatalen Folgen. Als er im nahen Önsbach bei einem Verwandtenbesuch die Treppe herunterstürzte, erlitt er schwere Kopfverletzungen. Nach nur 14-tägiger Krankheit starb er gerade mal 40 Jahre alt in der Heil- und Pflegeanstalt Illenau bei Achern. Hier wurde er am 7. Februar 1877 beigesetzt.²⁶ Seine Frau ließ auf seinen Grabstein folgende In-

schrift aus dem Matthäusevangelium eingravieren: „Du bist über Weniges getreu gewesen, gehe ein in deines Herren Freude.“ (Matth. 25,21).²⁷ Anna von Heimbürg folgte ihrem Mann nach vier Jahren, sie starb am 28. April 1881 in Offenburg. Sie wurde nur 45 Jahre alt, ihr Grab befindet sich auf dem alten Stadtfriedhof.

Nach dem Tod ihres Vaters und Bruders hatte Anna von Heimbürg zusammen mit ihrer Stiefmutter dem Waisenhausfonds 500 Gulden vermacht.²⁸ Nun, nach dem plötzlichen Tod ihres Mannes, spendete sie, diesmal allein, wieder eine beträchtliche Summe an den Waisenhausfonds, nämlich zehn Obligationen zu je 200 Gulden und 200 Mark in Gold. Ihr Schreiben an den Stiftungsrat der Stadt Offenburg ist datiert vom 4. Dezember 1877, nur neun Monate nach dem Ableben ihres Mannes. Über ihre Beweggründe gab sie selbst Auskunft: *„Mit dem Tod meines Mannes traf mich der größte Verlust meines Lebens. Meinen Schmerzen glaube ich keinen würdigeren Ausdruck geben zu können, als wenn ich das Andenken meines gutherzigen und liebevollen Mannes Emil von Heimbürg auf eine Weise zu ehren und zu erhalten sehe, welche seiner gutthätigen Milde und Freundlichkeit entspricht. Ein Grabstein würde nur marmorkalt den Namen des Verstorbenen nennen. Dank aus Kindermund, glaube ich, spräche ihn wärmer aus.“*²⁹

Mit den Zinserträgen ihrer Schenkung waren jährlich je ein „hübsches und zweckmäßiges Kleidungsstück“ für einen Knaben und ein Mädchen des Waisenhauses als Belohnung für deren gutes Verhalten anzuschaffen, welche bei der Weihnachtsfeier überreicht werden sollten. Am Schluss ihres Schreibens verfügte sie: *„Bei der Überreichung soll der Inhalt dieser Stiftungsurkunde vorgelesen werden.“*

Indem die Kinder bei der Feier den Namen ihres verstorbenen Mannes hörten und von dessen Mildtätigkeit erfuhren, sollte die Erinnerung an Emil von Heimbürg wachgehalten werden. Auch wenn diese Stiftung einen karitativen Zweck erfüllte, so ging es der Witwe Anna von Heimbürg doch in erster Linie darum, ihrem Mann ein Denkmal zu setzen.

In ihrem Testament vom 9. November 1879 initiierte Anna von Heimbürg eine weitere Stiftung.³⁰ Zunächst vermachte sie ihrer Stiefmutter Euphrosine Kuenzer (geb. Stöckle) ihre „sämtlichen Fahrnisse“. Die weitläufigen Verwandten der Familie Kuenzer (es handelt sich um vier Personen, wahrscheinlich Cousinen und Cousins) und ihre drei Patenkinder sollten jeweils 2.000 Mark bzw. 300 Mark erhalten. Ferner verfügte sie, dass ihre in Holland wohnenden Schwiegereltern bis an deren Lebensende jährlich 800 Mark in Quartalsraten zu bekommen hätten. Auch der Waisenhausfonds erhielt nochmals eine Geldsumme, nämlich 6.000 Mark.

Der Rest ihres Vermögens und somit der größere Teil war für ihre Stiftung vorgesehen: Das Stiftungskapital betrug damals insgesamt 27.652 Mark bestehend aus Kapitalvermögen und Grundstücken. In ihrem Testa-

ment schrieb sie: „Sodann bestimme ich, dass (...) eine Stiftung errichtet werde, welche zum Zwecke hat, die Pflegerinnen von kranken Personen in den Häusern zu unterhalten.“

In der folgenden Passage legte sie ganz konkret ihre Bedingungen fest: Zunächst sollte ein Haus als Wohnung für die Krankenschwestern gekauft oder gemietet werden, die verbleibenden Erträgnisse sollten für den Lebensunterhalt der Schwestern verwendet werden. Auch der bedachte Personenkreis war exakt bestimmt, denn sie verfügte, dass „in erster Reihe und ausschließlich die schon seit längerer Zeit dahier wirksamen Schwestern zum Hl. Kreuz von Ingenbohl zum Genusse der ganzen Stiftung berechtigt sind“. Und auch für die Zukunft hatte sie bereits vorgesorgt. Sollten die Ingenbohl-Schwestern Offenburg eines Tages verlassen, „so treten ähnliche katholische Ordensfrauen an ihre Stelle“. Und falls der Zweck ihrer Stiftung nicht mehr erfüllt werden könne, so solle „dieses Vermögen ebenfalls dem hiesigen Waisenhausfonds zufallen“.

Anna von Heimbürg zeigte sich als selbstbewusste und zielstrebige Stifterin, die ganz genau bestimmte, wofür ihr gestiftetes Vermögen verwendet werden sollte. Auf der anderen Seite trat sie jedoch sehr bescheiden auf, wenn es um ihre eigene Person ging. Sie formulierte in ihrem Testament, wie ihr Grab auszusehen habe: „Ein einfaches Holzkreuz und der Hügel mit Efeu bewachsen soll meine Ruhestätte bezeichnen und somit alles Gott befohlen.“

In ihrem Testament ließ sie sich an keiner Stelle über eine Namensgebung für ihre Stiftung aus. Sie trat gänzlich in den Hintergrund, ihr Anliegen war es, den katholischen Krankenpflegeverein zu unterstützen, ohne explizit genannt zu werden. Sich selbst wollte sie kein Denkmal setzen – anders als bei der Waisenhausstiftung, bei der sie auf kluge Weise den Namen ihres Mannes in Erinnerung halten ließ.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Anna von Heimbürg in ihrem Leben drei Mal gestiftet hat: Zuerst nach dem Tod ihres Vaters und Halbbruders zusammen mit der Stiefmutter für den Waisenhausfonds; zum zweiten Mal nach dem Tod ihres Mannes für die Waisenhauskinder, um an ihren Mann, den Maler Emil von Heimbürg zu erinnern; und schließlich bestimmte sie, dass nach ihrem Tod ein Großteil ihres Vermögens an den katholischen Krankenpflegeverein Offenburg gehen sollte.

Diese letzte Stiftung ist die eigentliche Anna-von-Heimbürg-Stiftung (obgleich sie bis vor kurzem auch Emil-von-Heimbürg-Stiftung³¹ genannt wurde), die im kollektiven Gedächtnis der Stadtgeschichte geblieben ist und über 100 Jahre existiert hat. Sie wurde 1997 mit einem Kapitalvermögen von 300.000 DM aufgelöst.³² Schon 1969 hatte Offenburgs Gemeinderat der Stifterin als Zeichen städtischer Dankbarkeit mit der Benennung des Städtischen Altersheimes in „Anna-von-Heimbürg-Haus“ ein Denkmal gesetzt.³³

Breit gestreut: Die Stiftungen der Babette Nerlinger

Eine andere Stifterin war Babette Nerlinger, geborene Battiany. Sie stammte aus einer bekannten Offenburger Kaufmannsfamilie, deren Name vielen in der Stadt bis heute ein Begriff ist. Die Familie kam ursprünglich aus Gressoney in Savoyen und war Ende des 18. Jahrhunderts über Italien nach Offenburg gelangt.³⁴ Vater Johann Valentin Battiany gründete hier 1783 ein Manufakturgeschäft. Wann seine Tochter Barbara, die man Babette rief, geboren wurde, lässt sich nicht mehr exakt eruieren – es war entweder im Jahr 1800 oder 1801. 1820 heiratete sie den drei Jahre älteren Valentin Nerlinger.³⁵ Die Verbindung war standesgemäß, denn Valentin Nerlinger ging dem Beruf eines Handelsmannes nach und hatte zwei Jahre zuvor das Bürgerrecht der Stadt Offenburg erhalten.³⁶ Valentin Nerlinger soll übrigens am 12. September 1847 an der „Versammlung der entschiedenen Freunde der Verfassung“ im Gasthaus Salmen teilgenommen haben.³⁷ Zwar bestritt er dies, als er nach der gescheiterten Revolution von Amts wegen danach gefragt wurde, gleichwohl lässt sich sein politisches Engagement nachweisen: Immerhin hatte er 1848 das Amt eines Wahlmannes für die Frankfurter Paulskirchenversammlung inne.³⁸ Es ist gut möglich, dass auch seine Frau Babette 1847 im Salmen anwesend war – konkret nachweisen lässt sich das bei ihr wie bei vielen anderen Frauen leider nicht. Amalie Struve ist jedoch die Mitteilung zu verdanken, dass außer ihr noch zahlreiche weitere Frauen teilgenommen hätten.³⁹

Im Frühsommer 1849 erkrankten die Eheleute Nerlinger schwer – Babette konnte sich wieder erholen, Valentin hingegen nicht: Er starb am 24. Juni 1849.⁴⁰ Da die Ehe kinderlos geblieben war, suchte Babette Nerlinger, die übrigens der damaligen Diktion entsprechend ausschließlich als „Valentin Nerlinger Witwe“ bezeichnet wurde, spätestens jetzt nach einer neuen Lebensaufgabe. Diese fand sie beim Frauenverein, dem schon ihre Mutter in maßgeblicher Funktion angehört hatte.⁴¹ Verwendet man einen weiten Stiftungsbegriff in dem Sinne, dass eigene Ideen und vor allem persönliches Engagement ins öffentliche Leben eingebracht werden, so trat Babette Nerlinger bereits hier als „Stifterin“ in Erscheinung.⁴²

Zur Stifterin im eigentlichen Sinne wurde sie allerdings erst mit der Abfassung ihres Testaments am 1. Dezember 1860 bzw. nach ihrem Tod am 6. November 1863.⁴³ Sie vermachte dem städtischen Armenfonds 10.000 Gulden mit der Auflage, dass die Zinsen zur „lebenslangen Nutznießung“ an Rosa Huber von Kippenheimweiler weiterzugeben seien. Erst nach deren Tod sollte das Geld einem öffentlichen Zweck zugeführt werden, und auch dafür erließ Babette Nerlinger klare Auflagen: Der Betrag war zu halbieren, so dass „aus 5.000 Gulden der jährliche Zins an arme hiesige Bürgerskinder gegeben werde, Jünglinge ein Handwerk oder die Mädchen Bügeln, Nähen oder Kochen erlernen sollten.“⁴⁴ Es ging also bei den weiblichen Empfängerinnen um die Ausbildung zur Dienstbotin.

Vor allem Dienstbotinnen waren es auch, denen der Zins aus der zweiten Hälfte der Stiftung zukommen sollte, genauer: „arme hiesige Dienstboten, welche durch Zeugnisse nachweisen, daß sie 30 Jahre treu, redlich und sittlich gedient haben.“⁴⁵ Dieser Berufsstand lag Babette Nerlinger offenbar besonders am Herzen, denn auch die bereits erwähnte Rosa Huber war Dienstbotin gewesen, und zwar, so ist den offiziellen Unterlagen zu entnehmen, verdingte sie sich als Haushälterin bei Witwe Nerlinger.⁴⁶ Rosa Huber war zur Zeit der Testamentsabfassung bereits 48 Jahre alt und es lag auf der Hand, dass sie im Falle des Todes ihrer „Herrschaft“ nur noch schwer eine neue Anstellung bekommen würde.⁴⁷ Dieses Los teilte sie mit vielen ihrer Berufsgenossinnen. Da es keinerlei gesetzlich geregelte Absicherung für invalide oder alte Dienstbotinnen gab, waren sie auf das Wohlwollen ihrer Arbeitgeber angewiesen. So kam es öfter vor, dass diese das Eintrittsgeld für ein örtliches Spital bezahlten, in dem ihre Dienstboten dann den Rest ihres Lebens zubringen konnten. Oder sie verpflichteten testamentarisch ihre Nachkommen zur Übernahme des alten Hauspersonals. In den meisten Fällen blieb den Betroffenen jedoch nichts anderes übrig, als bei der zuständigen Armenkasse um Almosen zu bitten. Vielerorts gab es aber auch Stiftungen wie die hier beschriebene, von Babette Nerlinger eingerichtete, aus deren Erträgen den Dienstboten quasi eine Rente finanziert wurde.⁴⁸ Mithin handelt es sich hier also um die private Übernahme einer eigentlich kommunalen Fürsorgeaufgabe.

Doch zurück zu Rosa Huber. Nachdem „Jungfrau Rosa Huber dahier“ (so wurde sie offiziell genannt) über den Inhalt des Nerlingerschen Testaments informiert worden war und man ihr mitgeteilt hatte, dass ihr jährlich 3,5 Prozent Zinsen zustünden, griff sie, offenbar erbost, zur Feder und teilte dem Stiftungsvorstand mit, sie könne sich mit dieser Regelung nicht einverstanden erklären: Üblich sei doch eine Verzinsung in Höhe von weit über 4 Prozent – und sie folgerte daraus: „So dürfte es gewiß nicht unbillig erscheinen wenn mir eine vierprozentige Rente (...) zugesagt würde“.⁴⁹ Die Stiftungskommission konnte den Einwand nicht einfach übergehen, es wurde nachverhandelt, und schließlich einigte man sich auf 3,75 Prozent, das entsprach 375 Gulden im Jahr. Wie berechtigt der Einspruch von Rosa Huber tatsächlich war, geht aus einem Schreiben hervor, das Stiftungsverwalter König anschließend an die Kreisregierung richtete, der gegenüber die Stiftung zur Rechenschaftsablegung verpflichtet war. Bei den aus der Erbschaft erhaltenen Wertpapieren handele es sich, so führte er aus, um Pfandurkunden, die größtenteils mit 5 Prozent, zum geringeren Teil mit 4,5 Prozent verzinst seien, so dass „bei dem mit Rosa Huber getroffenen Uebereinkommniß dem Armenfond (...) alljährlich noch ein erklecklicher Zusammenschluß verbleibt.“⁵⁰ Inwieweit es die Stiftungsverwalter gefuchst hat, dass sie zunächst nicht über die Zinsen verfügen durften, sondern lediglich als „Geldausgabeorgan“ fungieren sollten, lässt sich natürlich nicht mehr klären.

Rosa Huber jedenfalls hatte sich alles andere als aufmüpfig verhalten, sondern schlicht ihr Recht eingefordert. Vermutlich war sie von Babette Nerlinger entsprechend instruiert worden. Möglicherweise hatte sie bei ihrer Dienstherrin auch gelernt, dass Frauen eben nicht immer schweigen sollten, wie es dem damaligen gesellschaftlichen Bild entsprochen hätte. Rosa Huber starb am 15. November 1892, nachdem sie 29 Jahre lang Nutznießerin der Nerlinger'schen Stiftung gewesen war.⁵¹ Fortan wurden alljährlich, wie im Testament vorgegeben, hälftig eine langgediente Dienstinne und ein Auszubildender unterstützt – mit exakt dieser Geschlechtsverteilung.⁵²

Rosa Huber übrigens trat ebenfalls, wenn auch in sehr viel bescheidenerem Maße, als Stifterin auf: Sie vermachte dem städtischen Waisenhausfonds eine „Zustiftung“ in Höhe von 100 Mark.⁵³ Das Waisenhaus hatte ähnlich wie das Offenburger Krankenhaus auch schon vom Testament der Babette Nerlinger profitiert: Ersteres erhielt ohne weitere Zweckbestimmung ein Legat in Höhe von 3.000, letzteres eines in Höhe von 1.000 Gulden.⁵⁴ Für das Waisenhaus hatte sich Babette Nerlinger noch eine andere Stiftung ausgedacht: Dem Waisenhausfonds ließ sie weitere 100 Gulden anweisen mit der Maßgabe, dass von dem Ertrag ihr Grab zu pflegen sei. Diese Aufgabe sollten Waisenkinder übernehmen, gleichsam als Dankbarkeitsbezeugung gegenüber der Stifterin. Hier allerdings hatte sich die sonst so großzügige Babette Nerlinger als etwas knauserig erwiesen. Tatsächlich reichten die Zinsen nämlich für die Beschaffung eines adäquaten Grab schmucks nicht aus. So musste der Waisenhausvater persönlich einspringen und die Blumen aus eigener Tasche finanzieren.⁵⁵

Des Weiteren hatte Babette Nerlinger testamentarisch verfügt, dass der Stadt für den Bau einer Friedhofskapelle 4.000 Gulden zufließen sollten. Das Geld wurde vorläufig dem katholischen Stiftungsfonds anvertraut, bis im Jahr 1875 mit Zustimmung der Erben beschlossen wurde, mit dem Betrag den Bau einer Friedhofskapelle zu finanzieren. Allerdings nicht auf dem von der Stifterin vorgesehenen Friedhof, der 1830 angelegt, nun aber schon wieder aufgegeben worden war. Es ist etwas verwirrend: Die Kapelle wurde auf dem heutigen alten Friedhof gebaut, der damals – 1875 – gerade erst eingerichtet wurde.⁵⁶

Obgleich das Stiftungskapital inzwischen auf 5.500 Gulden angewachsen war, stand außer Zweifel, dass die anfallenden Kosten damit nicht gedeckt werden konnten, und das Geld, wenn überhaupt, gerade für den Außenbau reichen würde. Schon bald zeichnete sich ab, dass auch die Stadt einen großen Obolus leisten musste, zumal mit dem Kapellenbau auch die Errichtung einer Leichenhalle und einer Wohnung für den Friedhofswärter verbunden war. Um den städtischen Beitrag möglichst niedrig zu halten, wandte sich das Bürgermeisteramt an die Stiftungskommission und rechnete dieser vor, dass ihr Zinsenfonds in den letzten Jahren erheb-

lich von der schlechten Verzinsung des Nerlingerschen Legates profitiert habe und es nur fair sei, wenn sich die katholische Stiftungsverwaltung an den Baukosten beteiligen würde. Es war übrigens elf Jahre lang derselbe Zinssatz gutgeschrieben worden, den Rosa Huber hatte aushandeln können, nämlich 3,75 Prozent.⁵⁷

Im Einverständnis mit den Erben wurden Babette und Valentin Nerlinger, deren Gräber sich auf dem inzwischen aufgelassenen Friedhof befanden, exhumiert und in unmittelbarer Nähe der Kapelle neu beigesetzt.⁵⁸

Betrachtet man die Stiftungen der Babette Nerlinger in ihrer Gesamtheit, so ist zunächst festzustellen, dass vor allem der karitative Gedanke ihr Stiftungsverhalten bestimmte, wenn sie dem Waisenhaus 3.000 Gulden, dem Krankenhaus 1.000 Gulden und dem Armenfonds 10.000 Gulden zukommen ließ, davon die Hälfte für die Absicherung altgedienter Dienstboten. Die andere Hälfte war, wie beschrieben, als Ausbildungsbeihilfe vorgesehen. Hier befand sie sich in Übereinstimmung mit den meisten Stifterinnen ihrer Zeit, denen sowohl die Unterstützung der Armen als auch die Förderung der Bildung ein entschiedenes Anliegen war. Mit ihrer Kapellenstiftung berührte sie schon eher Neuland, denn hier griff sie konkret in die städtische Planungspolitik ein. Hinzu kommt, dass Architektur damals reine Männersache war.⁵⁹ Aber Babette Nerlinger wusste genau, was sie wollte, als sie in ihrem Testament darauf drängte, dass der Stiftungsvorstand „für recht baldige Erbauung besorgt sein möchte“.⁶⁰ Gleichwohl bewegte sie sich klar innerhalb der Grenzen des für Frauen schicklichen Terrains, denn die Kapelle sollte nicht protzig in der Öffentlichkeit von seiner Stifterin künden, sondern war „nur“ für den eher privaten Bereich eines Friedhofs vorgesehen – einen Bereich, dessen Alltag vorwiegend von Frauen geprägt war: Sie waren es, die die Gräber schmückten, und meist waren auch sie diejenigen, die hier trauerten.

Ausblick: Offenburger Stiftungen im 20. Jahrhundert

Selbstverständlich gab es im Offenburg des 19. Jahrhunderts neben Babette Nerlinger und Anna von Heimburg noch weitere Stifterinnen – die meisten von ihnen vermachten wie Rosa Huber ihr oft kleines Legat als Zustiftung dem hiesigen Waisenhaus. Und selbst in der Zeit der Weimarer Republik wurde, wenn auch wesentlich seltener, in der beschriebenen Zielrichtung weiter gestiftet. Hier sei noch kurz auf die Josephine-Hund-Stiftung hingewiesen, die von ihrem in Berkeley lebenden Bruder August Hund und dessen Ehefrau, deren Name leider nicht überliefert ist, ins Leben gerufen wurde. Sie vermachten 1922 dem Armenfonds 10.000 Mark, dessen Erträge an „arme Kranke“ ausgezahlt werden sollten, und zwar alljährlich am 21. April, dem Todestag von Josephine Hund.⁶¹ Dieser Stiftung wohnte so



*Wanda Schubert.
Gemälde von Otto Vittali.*

eine eindeutige Denkmalfunktion inne, denn es sollte alljährlich an die Schwester und Schwägerin der Geldgeber erinnert werden, die, 1889 geboren, eine der ersten Abiturientinnen der Stadt gewesen war, dann Medizin studiert und schließlich in München als Ärztin praktiziert hatte.⁶² Bis dato war diese Form der „Denkmalstiftung“ zur Erinnerung an eine Person beinahe ausschließlich Männern vorbehalten gewesen.⁶³

Und noch auf eine weitere Stiftung sei hier verwiesen, die Anfang der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts getätigt wurde. Stifterin war die Gymnasiallehrerin für Deutsch und Französisch, Wanda Schubert (1911–1972), die der Stadt testamentarisch zwei Häuser, eine Eigentumswohnung und ein stattliches Barver-

mögen hinterließ mit der Auflage, „ein Heim für ältere, alleinstehende Damen“ zu eröffnen.⁶⁴ Da ein solches Wohnheim für Offenburg nicht geplant war, einigten sich der Testamentsvollstrecker und die Stadt, das Geld in ein schon bestehendes Altenheim zu investieren. Allerdings bestand der Nachlassverwalter darauf, dass vor Ort an die Stifterin erinnert werden sollte.⁶⁵ So kam es, dass ein 1943 von dem Offenburger Maler Otto Vittali erstelltes Ölgemälde mit dem Porträt Wanda Schuberts über 20 Jahre lang im Annan-von-Heimburg-Haus hing – ergänzt durch eine Plakette, die darauf verwies, dass die Dargestellte eine „Wohltäterin zugunsten städtischer Altersheime“ gewesen sei.⁶⁶ Da in „Seniorenheimen“ mehrheitlich Frauen leben, dürfte der Stifterinnenwille, dem durchaus ein emanzipatorischer Zug anhaftete, tatsächlich erfüllt worden sein.

Erst jüngst wurde diese Tradition durch Aenne Burda (1909–2005) fortgeführt, die 1990 mit einer großzügigen Stiftung den Bau von über 50 betreuten Altenwohnungen im Vinzentiushaus ermöglichte.⁶⁷ Die Seniorenwohnanlage konnte 2001 im Herzen der Stadt eröffnet werden und trägt ihren Namen.⁶⁸

Aenne Burda war jedoch nicht die einzige Offenburgerin, die sich in den letzten Jahren als Stifterin engagierte. Auch unter den 200 Erststiftenden für die 2001 neu gegründete Offenburger Bürgerstiftung findet sich eine Vielzahl von Frauen.⁶⁹

Anmerkungen

- 1 Bei diesem Text handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Vortrags, der im Rahmen der am 8.10.2005 in Offenburg durchgeführten Tagung „Wie Frauen ‚stiften‘ gehen“ gehalten wurde. Die Tagung wurde von „Frauen & Geschichte Baden-Württemberg e.V.“ in Kooperation mit der Stadt Offenburg und der Frauengeschichtswerkstatt Offenburg veranstaltet, unterstützt von der Offenburger Bürgerstiftung St. Andreas sowie vom Fachbereich Kultur der Stadt Offenburg.
- 2 Wörner-Heil, Ortrud: „Anstifterinnen“. Frauenengagement in Kassel im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: *Ariadne*, Heft 42, 2002: Stifterinnen – Zeit, Geld und Engagement. Vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert, 34–42, 34 f.; Stödter, Helga: Frauen im deutschen Stiftungswesen. Aktuelle Trends, in: ebd., 64–67, 64 f.
- 3 Friedmann, Michael: Die Offenburger Innenstadt. Ein historischer Rundgang, Karlsruhe 1979, 31; hier die Entwicklung der Bevölkerungszahl von 1802 bis 1978.
- 4 Dies galt nicht nur für Offenburg. Vgl. Hering, Sabine/Münchmeier, Richard: *Geschichte der Sozialen Arbeit. Eine Einführung*, Weinheim/München 2000, 23 f.; Wehler, Hans-Ulrich: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914*, München 1995, 503 f.; zur Sozialversicherung vgl. ebd., 907–915.
- 5 Friedmann, Innenstadt (wie Anm. 3), 37–39. Beim St. Andreas-Hospital handelt es sich um eine Stiftung, die um 1300 gegründet und 1943 von den Nationalsozialisten aufgehoben wurde.
- 6 Dieser juristisch etwas unsaubere Stiftungsbegriff wurde das gesamte 19. Jahrhundert hindurch verwendet. Die Forschung über das weibliche Stiftungswesen hat diesen „erweiterten“ Begriff übernommen und weiter ausgedehnt, indem sie auch „ideelle“ Stiftungen, wie z. B. ehrenamtliche Mitarbeit, Zeit und Ideen, in ihre Untersuchungen mit einbezieht. Vgl. Wörner-Heil, Anstifterinnen (wie Anm. 2), 38 f.
- 7 Vgl. ebd., 35.
- 8 Vgl. Göbel, Daniela: *Memoria und Seelenheil. Klostergründungen adeliger Frauen im frühen und hohen Mittelalter*, in: *Ariadne* 42 (2002), 8–15; Kruse, Britta-Juliane: *Witwen als Stifterinnen in deutschen Städten der Frühen Neuzeit*, in: ebd., 16–23.
- 9 Vgl. Schimpf, Gudrun-Christine: *Jüdin und Bürgerin. Hannah Louise von Rothschild und ihre Bibliothek*, in: *Ariadne* 42 (2002), 52–59, bes. 55 ff. Einige frühe „Bildungsstifterinnen“ werden auch genannt in: Eva Brinckmann to Brixton, *Für Frauen stiften*, in: Dackweiler, Regina-Maria/Hornung, Ursula (Hrsg.): *frauen – macht – geld*, Münster 2003, 102–116, 104.
- 10 Rechenschaftsberichte des Vereins für Privatkrankenpflege, in: StAO 5/10.420; *Geschichte des Vinzentiushauses*, in: *Zeitgeschichtliche Sammlung*, 520-1, in: StAO.
- 11 Taufbuch Nr. 11, 1829–1844 S, Fiche-Nr. 147, in: StAO; im Folgenden alle Daten zu Geburt, Heirat und Tod in: StAO Taufbücher, Ehebücher bzw. Sterbebücher.
- 12 Adreß-Kalender der Stadt Offenburg, Offenburg 1868. Kuenzer wurde am 12.8.1807 in Offenburg geboren und starb dort am 16.1.1868.
- 13 Offenburger Wochenblatt, 6.3.1832; Franz X. Vollmer, *Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution*, Karlsruhe 1997, 389.
- 14 Ebd., 297.
- 15 Taufbuch Nr. 11, 1829–1844 S, Fiche-Nr. 147, in: StAO. Jahrzehnte später, von 1860 bis 1875, sollte Schaible (1803–1890) als Bürgermeister von Offenburg amtieren. Vgl. Kähni, Otto: *Offenburgs Stadtoberhäupter seit 1803*, in: *Die Ortenau* 47 (1967), 41–76, 54 f.

- 16 Ortenauer Bote vom 14.5.1852.
- 17 Offenburger Wochenblatt vom 16.1.1846.
- 18 Rechenschaftsbericht des Vereins, in: Offenburger Wochenblatt vom 16.10.1846.
- 19 Stiftungsurkunde vom 16.4.1869, in: StAO 5/8445.
- 20 Ehebuch Nr. 5, 1853–1886 S. 300, in: StAO. Biografische Angaben zu Emil von Heimburg, in: Von Heimburgscher Familien-Verband. Nachrichten-Blatt, Jahrgang 1988, 14–21, in: Zeitgeschichtliche Sammlung 9, Personen und Familien, in: StAO.
- 21 Ebd., 18.
- 22 In der Kegelbahn der Kopfhalle, Hauptstraße 100, hatte Emil von Heimburg die bekanntesten Kegler gemalt, die heute nicht mehr sichtbar sind. Die von ihm angefertigten Wandfresken im heutigen Schuhhaus Heckmann, Hauptstraße 78, wurden jedoch wieder freigelegt und können dort betrachtet werden. Friedmann, Innenstadt (wie Anm. 3), 150, 117.
- 23 Diese Bilder wurden in den 1930er Jahren leider übermalt; ebd., 37.
- 24 Diese Bilder wurden erst 1991 freigelegt. Vgl. Trägerkreis Offene Kirche St. Andreas Offenburg (Hrsg.), Kleiner Kirchenführer St. Andreas, Offenburg, 2000, 10 f.
- 25 Ortenauer Rundschau vom 31.5.1941.
- 26 Von Heimburgscher Familien-Verband (wie Anm. 20), 20.
- 27 Den Wortlaut der Grabinschrift teilte mir freundlicherweise Herr Klaus Schmoll aus Baden-Baden (Urneffe von Anna von Heimburg) in einem Telefonat im September 2005 mit.
- 28 StAO 5/8445.
- 29 StAO 5/8512. Hier auch das folgende Zitat.
- 30 Das Testament ist überliefert in: StAO 5/8529. Alle folgenden Zitate sind daraus entnommen.
- 31 So z. B. in: Offenburger Tageblatt vom 26.6.1968 oder vom 14.5.1997.
- 32 Offenburger Tageblatt vom 14.5.1997.
- 33 An dem Haus befindet sich eine Erinnerungstafel, die an die Entscheidung mit folgender Inschrift erinnert: „1969 beschloß der Gemeinderat die Benennung des Anwesens in ‚Anna-von-Heimburg-Haus‘.“
- 34 Schwanke, Irmgard: Fremde in Offenburg. Religiöse Minderheiten und Zuwanderer in der Frühen Neuzeit, Konstanz 2005, 153 und 155.
- 35 Vollmer, Offenburg (wie Anm. 13), 390; Battiany und Nerlinger, in: Zeitgeschichtliche Sammlung 9, Personen und Familien, in: StAO.
- 36 Schimpf, Rainer: Offenburg 1802–1847. Zwischen Reichsstadt und Revolution, Karlsruhe 1997, 257. Nerlinger war von 1828 bis 1830 Mitglied, zeitweise sogar Vorsitzender des Bürgerausschusses der Stadt Offenburg, 1832 wurde er in den Gemeinderat gewählt. Ebd., 134, 202, 185.
- 37 Am 12. September 1847 trafen sich im Gasthaus Salmen (Offenburg, Langestraße 52) die „entschiedenen Freunde der Verfassung“ und verabschiedeten mit den „Forderungen des Volkes in Baden“ das erste demokratische Programm Deutschlands. Im November 1938 wurde das seit 1875 als Synagoge genutzte Gebäude während der so genannten Reichskristallnacht verwüstet und damit zum Symbol der Vernichtung der 91 Jahre zuvor an demselben Ort formulierten Werte. Auf der Empore des Saales befinden sich heute zwei historische Inszenierungen, die zum einen den Aufbruch in die Demokratie thematisieren und zum anderen an die vernichtete jüdische Gemeinde erinnern. Schimpf (wie Anm. 36), 263–277; <http://www.offenburg.de/html/salmen244.html> (Stand: 25.3.2006).

- 38 Vollmer, Offenburg (wie Anm. 13), 381, 391. Schon 1834 hatte Nerlinger in Verdacht gestanden, illegale politische Schriften zu verbreiten, und war nur knapp einem Verfahren entgangen. Schimpf, Offenburg (wie Anm. 36), 202.
- 39 „Die Galerien waren von Frauen eingenommen“, schrieb Amalie Struve nur wenige Jahre später in ihren „Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen“, die 1850 in Hamburg erschienen sind. Zit. nach: Hummel-Haasis, Gerlinde (Hrsg.): *Schwestern zerreißt eure Ketten. Zeugnisse zur Geschichte der Frauen in der Revolution von 1848/49*, München 1982, 206. Vgl. auch: Jansen-Degott, Ruth: *Wie Frauen in Offenburg die Revolution unterstützten*, in: Junk, Anne (Hsg.): *„Ihr werdet für ewige Zeiten Euch ein ruhmvolles Denkmal setzen“*. *Wie Frauen 1848/49 die Revolution unterstützten*, Offenburg 1999, 48–56, hier 51. Eine Woche nach der Versammlung, am 19.9.1847, gab auch der Offenburger Buchhändler Friedrich Braun zu Protokoll, es hätten „sogar auch Weibsleute, sowohl vom gebildeten, als ungebildeten Stande“ teilgenommen. Zit. nach: Schimpf, Offenburg (wie Anm. 36), 264; vgl. ebd., 330, Anm. 237.
- 40 Danksagung von Babette Nerlinger geb. Battiany, in: *Offenburger Wochenblatt* vom 29.6.1849.
- 41 Mitgliederliste des Frauenvereins zu Offenburg, in: *Ortenauer Bote* vom 14.5.1852; Rechenschaftsbericht des Frauenvereins, in: *Offenburger Wochenblatt* vom 19.3.1847.
- 42 Vgl. Wörner-Heil, Anstifterinnen (wie Anm. 2), 39–41.
- 43 Das Todesdatum ist nicht überliefert, lässt sich aber aus der Tatsache erschließen, dass ihre Dienstin Rosa Huber ab 7.11.1863 Zahlungen aus ihrem Erbe erhielt. Stiftungsvorstand an Gr. Oberamt, 26.4.1864, in: StAO 5/8351.
- 44 Auszug aus dem Testament vom 1.12.1860, 11.12.1863, in: StAO 5/8351.
- 45 Ebd.
- 46 Während der Stiftungsvorstand Rosa Huber als „Haushälterin“ titulierte, bezeichnete Babette Nerlinger selbst sie in ihrem Testament schlicht als „Rosa Huber von Kippenheimweiler“. Ebd.
- 47 Rosa Hubers Lebensdaten in: StAO 5/8582.
- 48 Sproll, Heinz: *Die sozio-ökonomische Struktur von häuslichen Dienstmttern und Hausangestellten in Baden im 19. und 20. Jahrhundert. Die Organisation von Interessen dieser Gruppen in katholischen Verbänden und die institutionalisierte Fürsorge an ihnen*, Frankfurt/M. u. a. 1977, 116–118.
- 49 Rosa Huber an Stiftungsvorstand, 28.1.1864, in: StAO 5/8351.
- 50 Verwalter König an Stiftungskommission, 25.4.1864, in: StAO 5/8351.
- 51 Notiz, o. D., in: StAO, 5/8351.
- 52 Die Vergabepaxis für die Jahre 1907 und 1908 ist dokumentiert in: *D’alt Offenburger* vom 31.10.1908, für die Jahre 1921 bis 1940 in: StAO 5/8724.
- 53 Vgl. StAO 5/8582.
- 54 StAO 5/8356 und 5/8351.
- 55 Dennoch kam es mindestens in den Jahren 1879 und 1888 zu Beschwerden über den bescheidenen Zustand des Grabes. Vgl. StAO 5/8356.
- 56 StAO 5/935.
- 57 Kath. Stiftungsrat Karlsruhe an Kath. Stiftungskommission Offenburg, 12.2.1867; Bürgermeisteramt an Stiftungskommission, o. D. [Anfang 1875], beides in: ebd.
- 58 Genehmigungskoll vom 6.2.1875, in: StAO 5/935. Die inzwischen unter Denkmalschutz stehende Kapelle wurde im Jahr 2001 aufwändig restauriert. Burgmaier, Ralf: *Das Ende der Ruinenromantik. Kapelle auf dem Alten Friedhof wird für 740.000 Mark saniert*, in: *Badische Zeitung* vom 30.5.2000; Bomans, Peter: *Kleinod wird auf-*

- gefrischt. Die Kapelle auf dem Alten Friedhof wird saniert, in: *Badische Zeitung* vom 24.1.2001.
- 59 Bis ins 20. Jahrhundert hinein stand der Architektenberuf ausschließlich Männern offen. Während ab 1900 Frauen erstmals im deutschen Reich an badischen Universitäten zum Studium zugelassen wurden, blieben ihnen die Technischen Hochschulen weiter verschlossen. Erst 1911 konnte mit Elisabeth von Knobelsdorff die erste Frau in Deutschland an der TH Charlottenburg ihre Prüfungen zur Dipl.-Ingenieurin ablegen. Bereits zwei Jahre zuvor hatte Emilie Winkelmann in Berlin ein Architekturbüro eröffnet – die Teilnahme am Examen war ihr noch verwehrt worden. Sie gilt als die erste deutsche Architektin überhaupt. Scherb, Ute: „Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen“. Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart, Königstein/Ts. 2002, 41–49; Dörhöfer, Kerstin: Pionierinnen in der Architektur. Eine Baugeschichte der Moderne, Tübingen/Berlin 2004, 11, 14–16.
- 60 Zit. nach: Gemeinderat an Erben Nerlinger, 16.5.1870, in: StAO, 5/935.
- 61 August Hund an den Bürgermeister der Stadt Offenburg, 18.5.1922, in: StAO, 5/8732. So weit ersichtlich, kam es nur ein einziges Mal, nämlich im Frühjahr 1923, zur Auszahlung. Fürsorgeamt an Stadtrat, 8.5.1923, in: Ebd.
- 62 Die Angaben entstammen der Dokumentation „Ärztinnen im Kaiserreich“: <http://userpage.fu-berlin.de/~elehmus/HTML/rec00393c2.html> (28.3.2006).
- 63 Es gab wenige Ausnahmen, wie die Helene-Lange-Stiftung oder die Marie-Stritt-Stiftung, die beide 1910 von der organisierten Frauenbewegung eingerichtet wurden – erstere zur Förderung der Frauenbildung, letztere als Ehrengabe für die langjährige Vorsitzende des BDF (= Bund Deutscher Frauenvereine). Dölle, Gilla: Die (un)heimliche Macht des Geldes. Finanzierungsstrategien der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland zwischen 1865 und 1933, Frankfurt/M. 1997, 159–165, 168–179.
- 64 Testament vom 17.3.1967 und Ergänzung desselben vom 15.10.1972, in: StAO 931-24-2.
- 65 Testamentsvollzugsvertrag, 2.8.1973, 4, in: StAO 931-24-2.
- 66 Museum im Ritterhaus Offenburg, Inv.-Nr. 97/31. Die Maße des Bildes betragen 67,5 x 48 cm. Vittali (1872–1959) hatte den Höhepunkt seiner Karriere Ende der 1890er Jahre in Berlin erlebt, als er von Kaiser Wilhelm II. Aufträge wie den zur Ausmalung der Himmelfahrtskirche in Jerusalem erhielt. Nach dem Ersten Weltkrieg kehrte er nach Offenburg zurück, wo er neben einer großen Anzahl von Porträts auch stattliche Wandgemälde für die Ihlenfeldkaserne anfertigte. Schneider, Erwin: Der Offenburger Maler Otto Vittali, in: Ekkhart. Jahrbuch für das Badner Land (1961), 101–106.
- 67 http://www.hubert-burda.de/2005/11/trauer_um_aenne.html#more (Stand: 28.3.2006); http://de.wikipedia.org/wiki/Aenne_Burda (Stand: 28.3.2006).
- 68 http://www.offenburg.de/html/vinzentiushaus_aenne-burda-stift.html (Stand: 28.3.2006).
- 69 Die Namen sind aufgeführt in: http://www.buergerstiftung-offenburg.de/unsere_Stifter.html (Stand: 28.3.2006).

Juden in Haslach im Kinzigtal

Vom Mittelalter bis zur NS-Gewaltherrschaft

Manfred Hildenbrand

Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. Sie geht so sehr jeglicher anderen voran, dass ich weder glaube, sie begründen zu müssen noch zu sollen. Sie zu begründen, hätte etwas Ungeheuerliches, angesichts des Ungeheuerlichen, was sich zutrug.

Theodor Adorno, 1966

Die Geschichte der Haslacher Juden wurde von der Lokalgeschichtsschreibung in Haslach bisher ausgespart.¹ In den Akten im Stadtarchiv Haslach tauchen Juden nur sporadisch auf. Sie genealogisch zu erfassen, ist sehr schwierig, da sie in den Haslacher Kirchenbüchern naturgemäß nicht verzeichnet sind.

Judenverfolgung im Mittelalter

Zu Beginn des Jahres 1348 wurde der „Schwarze Tod“, wie man die Pest damals nannte, vom Schwarzen Meer nach Süditalien eingeschleppt und drang unaufhaltsam durch ganz Europa vor. Allein in Deutschland wurde damals nahezu ein Viertel der Bevölkerung durch die Pest hinweggerafft.

Niemand konnte sich die schnelle Ausbreitung dieser verheerenden Seuche erklären. Man suchte nach Schuldigen, die dieses Massensterben verursacht haben könnten, und kam auf den wahnwitzigen Gedanken, nur die Juden als „Christusmörder“ könnten die Verursacher des „Schwarzen Todes“ sein. Sie sollten, so erzählten vor allem die Pfarrer der unwissenden, leichtgläubigen Bevölkerung, Brunnen und Quellen vergiftet haben, um den Tod der verhassten Christen herbeizuführen.² Überall in Deutschland fanden 1348/49 Judenpogrome statt. Unter der Folter gestanden die Juden Greuelthaten, die sie nie begangen hatten. Tausende Juden wurden getötet, meistens öffentlich verbrannt.

1349 gestanden in der Reichsstadt Offenburg zwei Juden auf der Folter, in die Brunnen der Stadt Offenburg Gift geworfen zu haben. Alle Juden in Offenburg, schätzungsweise 50 bis 60 Personen, wurden daraufhin in ihren Häusern verbrannt.³ Ein Offenburger Jude hatte unter der Folter ausgesagt, einer seiner Glaubensgenossen namens Kerfholz aus Haslach im Kinzigtal habe im Herbst 1348 der Offenburger Judengemeinde das Gift gebracht.⁴



Judenverbrennung im Mittelalter aus der Schedelschen Weltchronik 1493

Repro: Manfred Hildenbrand

Dieses erpresste Geständnis wurde sofort dem Haslacher Rat mitgeteilt. Die Juden in Haslach wurden der Brunnenvergiftung angeklagt und im Mai 1349 auf dem Haslacher Marktplatz verbrannt.⁵ Wie viele Juden damals in Haslach gelebt haben, lässt sich durch das Fehlen von schriftlichen Quellen nicht feststellen. Es dürften kaum ein Dutzend jüdische Kaufleute und Händler gewesen sein.

Dass bei den Judenpogromen im Mittelalter auch wirtschaftliche Gründe eine Rolle spielten (viele Juden waren als Geldverleiher sehr wohlhabend), zeigt eine Quelle aus dem Urkundenbuch der Reichsstadt Straßburg, welche die größte Judengemeinde in dieser Region im Mittelalter besaß. Dort wird über die Judenverfolgung in Straßburg im Pestjahr 1349 Folgendes berichtet:

„An diesem Freitag fing man auch die Juden in Straßburg, und am Samstag verbrannte man sie auf einem hölzernen Gerüst in ihrem Kirchhofe, es waren an die zweitausend ... Was man den Juden schuldig war, galt als



Jahrmarkt in Haslach im Herbst 1933

Repro: Manfred Hildenbrand

bezahlt, alle Pfänder und Schuldbriefe wurden zurückgegeben. Das Bargeld der Juden nahm der Rat und verteilte es unter das Handwerk. Das Geld war auch die Ursache, warum die Juden getötet wurden. Wären sie arm und die Landesherrn ihnen nichts schuldig gewesen, so hätte man sie nicht verbrannt.“⁶

Die beiden Grafen Heinrich und Hug von Fürstenberg von der Haslacher Linie der Fürstenberger, die Mitte des 14. Jahrhunderts im Schloss zu Haslach über das Kinzigtal regierten, hatten dafür gesorgt, dass Kerfholz und die übrigen Haslacher Juden verbrannt wurden. Sie hatten auch die Ermordung der Juden in Straßburg unterstützt, weil sie hohe Schulden bei den getöteten Straßburger Juden hatten. Sie sicherten der Stadt Straßburg Hilfe zu für den Fall, dass sie wegen der in ihren Mauern begangenen Judenmorde angegriffen oder geschädigt würde.⁷

Im 19. Jahrhundert entsteht in Haslach wieder eine Judengemeinde

In Haslach ließen sich erst wieder Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts Juden nieder. 1875 gab es in der Stadt Haslach, die damals



Das Haus Bloch in der Sägerstraße 20 in Haslach. Es wurde 1981 abgebrochen.

Repro: Manfred Hildenbrand

1.704 Einwohner zählte, fünf Juden, um 1900 waren es bereits 43 Juden. Sie wurden 1895 der jüdischen Gemeinde Offenburg als Filiale angegliedert⁸ und hatten in der Sägerstraße 12 in Haslach im Obergeschoss eines Privathauses eine eigene Synagoge.⁹ Bereits nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Haslacher Synagoge wieder geschlossen; denn damals nahm die Zahl der in Haslach wohnenden Juden stark ab. Beerdigt wurden die Haslacher Juden auf dem großen jüdischen Verbandsfriedhof in Schmieheim.¹⁰ 1932 gab es in Haslach nur noch vierzehn Juden.¹¹

Nicht alle Juden besaßen in Haslach das „Bürgerrecht“, das vom Haslacher Gemeinderat verliehen und in einem „Bürgerbuch“ dokumentiert wurde. Das „Bürgerrecht“ beinhaltete gewisse Privilegien, etwa aus dem Stadtwald das „Bürgerholz“ (Brennholz) zu beziehen. Der Viehhändler Isaak Mannheimer (geb. 1865) und sein Sohn Siegfried (geb. 1892), der Viehhändler Sigmund Bloch (geb. 1878) sowie der Weinhändler Heinrich Bloch (geb. 1865) erhielten das Bürgerrecht nicht. Vermutlich hing dies mit ihren Berufen zusammen, die in Haslach als nicht reputierlich angesehen wurden – eigentlich eine weitere Diskriminierung von Juden in dieser Kleinstadt.

Das „Bürgerrecht“ wurde in Haslach nur den wohlhabenden jüdischen Händlern und Kaufleuten Isaak Bloch (geb. 1861), Salomon Bloch (geb.

1855), Gustav Bloch (geb. 1841), Max Bloch (geb. 1865), Josef Bloch (geb. 1870), Max Weil (geb. 1860) und Alfred Moses (geb. 1883) verliehen.¹²

Das Zusammenleben der in Haslach wohnenden Juden mit den übrigen Haslacher Bürgern war bis Anfang der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts gut. Max Bloch, Josef Bloch, Siegfried Mannheimer und Alfred Moses nahmen als Soldaten am Ersten Weltkrieg teil. Die Haslacher Nationalsozialisten begannen bereits Anfang der dreißiger Jahre, mit ihren antisemitischen Hetzparolen ihre jüdischen Mitbürger zu diffamieren, so dass der Weinhändler Heinrich Bloch 1932 seine Weinhandlung verkaufte und mit seiner Ehefrau und seinen fünf Kindern nach Freiburg zog.¹³

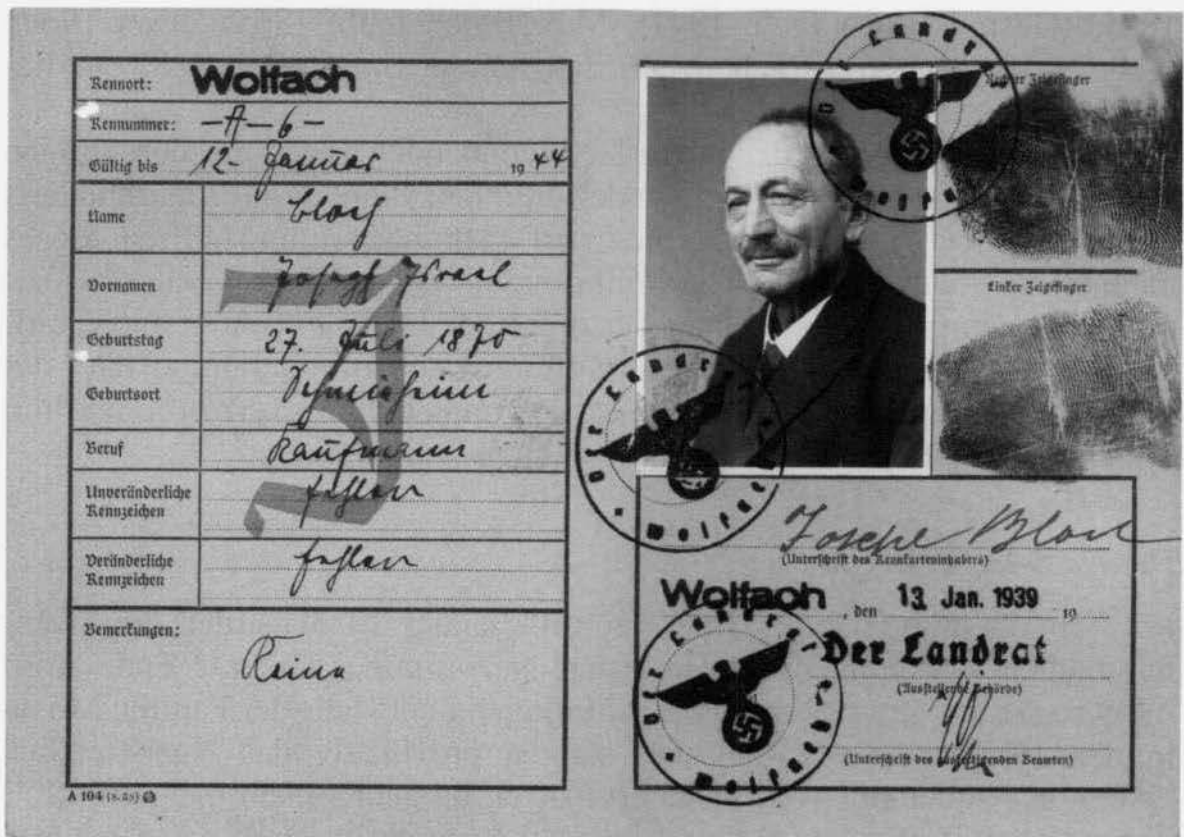
Der Nazi-Terror beginnt

Mit der Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933 wurden die jüdenfeindlichen Äußerungen der Haslacher Nazis immer lauter.¹⁴ Ende April 1933 zogen das Jungvolk und die Hitlerjugend am Haus der Familie Moses in der Mühlenstraße vorbei und sangen provokativ das Nazi-Hetzelied „Wenn das Judenblut vom Säbel spritzt, ei, da geht's noch mal so gut!“¹⁵ Zur gleichen Zeit zogen SA und SS im Siegesritt durch das Städtchen und brüllten im Chor: „Deutschland erwache – Juda verrecke!“¹⁶

Im Jahre 1933 lebten in Haslach nur noch zwei jüdische Familien: Alfred Moses, ein Kaufmann in der Mühlenstraße 9, der mit Altwaren, Altpapier, Lumpen, Fellen und Knochen handelte, seine Ehefrau Martha und seine beiden Söhne Eugen und Helmut¹⁷, sowie der Kaufmann Josef Bloch in der Sägerstraße 20, der Öle und Fette (für Maschinen, Wagen und Autos) verkaufte, seine Ehefrau Josefine und sein Sohn Artur.¹⁸

Die Haslacher Nazis waren auch sofort bereit, die von Hitler am 1. April 1933 gegen die jüdischen Geschäfte und Praxen angeordneten Boykottmaßnahmen durchzuführen, die mit einer angeblichen Greuel- und Hetzpropaganda im Ausland gegen „das neue Deutschland“ begründet wurde.¹⁹ Am 1. April stellte die Haslacher NSDAP-Ortsgruppenleitung junge SA-Leute vor die Geschäfte des Alfred Moses in der Mühlenstraße 9 und des Josef Bloch in der Sägerstraße 20. Die SA-Posten wurden alle zwei Stunden abgelöst und den Kunden den Zutritt zu den Geschäften verwehrt.²⁰ Auch auf den 1923 katholisch getauften Juden Eugen Geismar, einen Dentisten, der 1932 in Haslach eine Praxis eröffnet hatte, wurde der Boykott ausgedehnt. Seine Patienten durften die Praxis nicht betreten.²¹

Auf Antrag des Haslacher NSDAP-Ortsgruppenleiter Wilhelm Krafft, der auch stellvertretender Bürgermeister und Vorsitzender der NSDAP-Gemeinderatsfraktion war, beschloss der Haslacher Gemeinderat am 7. Juni 1933, dass Juden auf den Wochen- und Jahrmärkten sowie Viehmärkten²² als Händler nicht mehr zugelassen werden durften.²³




Kennkarte des Josef Bloch, in der ein großes J für Jude eingedruckt war. Alle männlichen Juden mussten zwangsweise den Vornamen Israel tragen.

Foto: Manfred Hildenbrand

Die Diskriminierung der deutschen Juden fand ihren ersten Höhepunkt im September 1935, als durch die Nürnberger Rassengesetze ihnen ihre bürgerliche Gleichberechtigung genommen wurde. Die Juden waren nun nicht mehr „Reichsbürger“, sondern nur noch „Staatsangehörige“. Dies hatte zur Folge, dass die Reisepässe der Juden eingezogen werden konnten. Anfang Oktober 1935 verfügte NSDAP-Ortsgruppenleiter Wilhelm Krafft, dass der Reisepass des Alfred Moses eingezogen werden sollte, da „der Jude Moses sich über die NSDAP ungünstig geäußert hat“.²⁴

Vom Sommer 1935 berichtet der Antifaschist Wilhelm Engelberg in seinem Tagebuch über folgenden Vorfall: „Am 22. Juli fand in der Haslacher Stadthalle eine Abschiedsfeier von etwa 70 Personen aus Chemnitz statt. Sie waren durch ‚Kraft durch Freude‘ nach Haslach gekommen, um ein paar erholsame Urlaubstage zu verbringen. Dabei wurde auch getanzt. Als der Sohn des jüdischen Dentisten Eugen Geismar ebenfalls mit einer Chemnitzerin tanzte, kam der Nationalsozialist Waldemar Kügele²⁵ auf die Tanzfläche und forderte Geismar auf, sofort die Stadthalle zu verlassen; denn Juden hätten ab sofort in der Stadthalle keinen Zutritt mehr. Die an-

Kennort:	Wolfach
Kennnummer:	-A-7-
Gültig bis:	12. Januar 1944
Name:	Bloch geb. Wolfach
Vorname:	Josefine Sara
Geburtsort:	9. November 1875
Geburtsort:	Bühl bei Baden
Beruf:	Wollweber
Unveränderliche Kennzeichen:	Wollweber
Veränderliche Kennzeichen:	Wollweber
Bemerkungen:	Reine



Josefine Josefine Bloch
(Unterschrift des Kennkarteninhabers)

Wollach, den **13. Jan. 1939**

Der Landrat
(Zustellende Behörde)

(Unterschrift des ausstellenden Beamten)

Kennkarte der Josefine Bloch, in der ein großes J für Jüdin eingedruckt war. Alle Jüdinnen mussten zwangsweise den Vornamen Sara tragen.

Foto: Manfred Hildenbrand

wesenden Tanzpaare haben das rücksichtslose Vorgehen Kügeles mit Lachen gebilligt.“²⁶

Die „Reichskristallnacht“ 1938

Die zunehmenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die Alfred Moses in Haslach hatte – die Nazis drohten sein Geschäft zu „arisieren“ – bewogen ihn, am 26. Juni 1938 sein Geschäft aufzugeben, sein Haus an die Stadt Haslach zu einem „Spottpreis“ zu verkaufen und nach Freiburg zu ziehen.²⁷ Er wollte mit seiner Familie in die USA auswandern. Während der „Reichskristallnacht“²⁸ am 9./10. November 1938 konnte er sich der Verhaftung entziehen, indem er mehrere Wochen lang kreuz und quer mit dem Zug durch Deutschland reiste und bei Geschäftsfreunden übernachtete.²⁹ Anfang 1939 gelang es Alfred Moses, für sich und seine Familie Ausreisepapiere für die USA zu beschaffen. Die Familie Moses gelangte auf das Auswanderungsschiff St. Louis der Hamburg-Amerika-Linie. Mit über 900 jüdischen Emigranten an Bord fuhr der Luxusdampfer am 13. Mai 1939



Kennkarte des Artur Bloch

Foto: Manfred Hildenbrand

von Hamburg über Cherbourg nach Havana auf Kuba. Die kubanische Regierung bestritt die Gültigkeit der Einreisepapiere und verweigerte dem Schiff die Landungserlaubnis. Nach mehrwöchiger Irrfahrt auf dem Atlantik wurde auch die Landung in den USA verboten und das Schiff – trotz heftiger Proteste der Weltöffentlichkeit – nach Europa zurückgeschickt. Dort wurden die jüdischen Flüchtlinge nach langen Verhandlungen von Antwerpen aus auf die Länder Niederlande, Belgien und Frankreich verteilt. Die meisten von ihnen wurden nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges und der Besetzung dieser Länder durch deutsche Truppen im Jahre 1942 von der Gestapo und der SS verhaftet und in den Vernichtungslagern im Osteuropa ermordet.

Die vierköpfige Familie Moses hatte Glück. Ihr gelang die Auswanderung in die USA beim zweiten Versuch Anfang 1940 von einem französischen Hafen aus, noch bevor deutsche Truppen Frankreich besetzt hatten.³⁰

Obwohl nur noch eine jüdische Familie, Josef, Josefine und Artur Bloch, in Haslach wohnten, inszenierten die Haslacher Nazis die „Reichskristallnacht“ in Haslach in voller Härte. Am 10. November 1938 drang die SS in das Haus der Blochs in der Sägerstraße ein und richtete im Geschäft großen Schaden an, die Öle und Fette wurden ausgeschüttet. Der 69-jährige Josef



*Alfred und Martha Moses sowie
ihre beiden Söhne Helmut und
Eugen (von links) um 1936
Repro: Manfred Hildenbrand*

Bloch und sein 35-jähriger Sohn Artur wurden am folgenden Tag verhaftet und bis zum 13. Dezember 1938 im Konzentrationslager Dachau inhaftiert.³¹ Der getaufte Jude Eugen Geismar wurde am selben Tag ebenfalls verhaftet. Allerdings kam er nicht in ein Konzentrationslager, sondern war bis zum 17. Dezember 1938 in „Schutzhaft“ im Bezirksgefängnis Wolfach.³²

Am 31. Dezember 1938 wurde das Geschäft der Blochs auf Grund der Anordnung Hitlers zur „Ausschaltung der Juden aus der deutschen Wirtschaft“ geschlossen.³³

An Fasnacht 1939 wurden die Juden von der Haslacher Narrenzunft in übelster Weise verhöhnt. Die Narrenzunft Haslach führte am Fasnachts-sonntag, dem 19. Februar, das Fasnachtsspiel „Die Teilung Palästinas“ auf. Verfasser war der Nationalsozialist Willy Kern. Der Inhalt des Spiels war folgender: Die Juden wandern nach Palästina aus, doch die dort ansässigen Araber und die britische Mandatsmacht wollen die Juden loswerden und finden einen Ausweg, sie ein für allemal loszuwerden. Mit einer Weltraumrakete werden alle Juden zum Mars geschossen. Ein Telegramm der Juden vom Mars „Gut angekommen!“ löste ungeheure Beifallstürme bei den



*Alfred Moses 1937
Repro: Manfred Hildenbrand*

zahlreichen Zuschauern auf dem Haslacher Marktplatz aus, so ein Bericht des „Offenburger Tageblatts“.³⁴ Und weiter heißt es in diesem Bericht: *„Die Judenfrage wurde für die ganze Erde in faszinierender Weise gelöst ... Die Juden sind abgeschoben, und es handelt sich jetzt darum, dass die Rakete überall zur Verwendung kommt, um so möglichst rasch das Judenproblem zum Abschluss zu bringen ... Unsere Haslacher Narren haben ein Problem gelöst, das die ganze Welt beschäftigt und Tag und Nacht in Spannung hält. Und dabei war die Lösung doch so einfach ... Haslach hat das Judenproblem gelöst, und dafür wird die Stadt und ihre Narrenführer für ewige Zeiten in die Narrengeschichte als Heroen verzeichnet stehen.“*³⁵

Deportation nach Gurs und Auschwitz

Am Morgen des 22. Oktober 1940 erschien im Hause Bloch die Gestapo und holte die Familie Bloch ab. Sie wurden nach Offenburg gebracht, wo Juden aus der ganzen Ortenau auf ihre Deportation warteten. Mit den 6.500 badischen und saarpfälzischen Juden wurden die Blochs in das Konzentrationslager Gurs nach Südfrankreich deportiert.³⁶ Gurs an der Pyre-



Das Haus Moses in der Mühlenstraße 9. Es wurde 1984 abgebrochen.

Foto: Manfred Hildenbrand

näengrenze war ein ehemaliges Internierungslager, das für Flüchtlinge des Spanischen Bürgerkriegs eingerichtet worden war. Hier wurden die badi-schen und saarpfälzischen Juden unter erbärmlichen Lebensbedingungen untergebracht. Das Leben in Gurs war geprägt durch das dort herrschende Klima. Selbst im Sommer gab es extreme Temperaturschwankungen. Fast die Hälfte des Sommers regnete es ununterbrochen. Dadurch wurde der Lagerboden zu einer undurchdringlichen Schlammwüste.

Die Verhältnisse im Lager Gurs waren unbeschreiblich. Ein Überleben-der berichtet: „Wir liegen nur bei 10 Grad Kälte auf bloßem Fußboden ohne Matratzen und ohne Stroh, mit nur zwei Decken bedeckt. Als Nahrung erhielten wir morgens ein Glas schwarzer Ersatzkaffee, mittags ein Teller Suppe, die tatsächlich nur aus reinem Wasser bestand, in dem 20 bis 25 Erbsen oder ein paar Schnitten gelbe Rüben herum schwammen, gänzlich fett- und geschmacklos. Abends genau dieselbe Suppe und dazu 350 Gramm Brot. Das ist Tag für Tag die gleiche Nahrung. Es gibt nicht den geringsten Zusatz. Wir leiden derart unter den Verhältnissen, dass mehrere vor Erschöpfung zusammenbrechen. Von den Älteren sterben täglich 20 bis 30 an Entkräftung.“³⁷



Am 15. November 1998 wurde das Mahnmal für die Opfer der NS-Gewaltherrschaft in Haslach durch ein Hakenkreuz geschändet.

Foto: Manfred Hildenbrand

Die 65-jährige Josefina Bloch starb bereits am 14. November 1940 an den schrecklichen Lebensbedingungen im Lager Gurs, ihr 70-jähriger Ehemann Josef Bloch folgte ihr am 13. Dezember 1940 nach. Beider Todesursache soll eine Ruhrepidemie gewesen sein.³⁸

Da der getaufte Jude Eugen Geismar in einer so genannten „privilegierten Mischehe“ lebte, wurde er am 22. Oktober 1940 nicht verhaftet und nach Gurs deportiert. Wie allen jüdischen Ärzten war ihm 1935 die Approbation entzogen worden, so dass er Ende 1938 gezwungen war, seine Praxis zu verkaufen. Da er als Dentist nicht mehr arbeiten durfte, musste er mit seiner Familie ums tägliche Überleben kämpfen. Das Schicksal des Eugen Geismar ist eindrucksvoll dokumentiert in einem Schreiben des Caritasverbandes in Freiburg vom 24. Oktober 1939: *„Vom Stadtpfarramt Haslach im Kinzigtal wurden wir um unser Eingreifen ersucht zu Gunsten der Familie des katholischen Nichtariers Eugen Geismar. Geismar ist Dentist und hatte kurz vor der Machtergreifung in Haslach eine Praxis eröffnet, die sich eines guten Zuspruchs erfreute ... Vor etwa Jahresfrist musste er die Praxis verkaufen, erhielt jedoch vom Käufer bis zur Stunde, von ei-*

ner bescheidenen Anzahlung abgesehen, kein Geld. Die Familie war deshalb gezwungen, Stück für Stück des Hausrates zu verkaufen, um leben zu können ... Geismar hat versucht, ins Ausland zu kommen, um sich dort eine Existenz aufzubauen ... Mit dem Ausbruch des Krieges ist diese Möglichkeit zerschlagen. Er versuchte seither vergebens durch das Arbeitsamt eine Beschäftigung zu bekommen. Leider vergebens, weil – wie man ihm sagte – die Gesetze dem entgegenstünden ... Geismar ist bereit, jede Arbeit zu verrichten, wenn er nur arbeiten darf.“³⁹

Das Haus der Familie Bloch in der Sägerstraße in Haslach wurde am 6. November 1940 enteignet.⁴⁰ Der Gerichtsvollzieher des Landratsamtes Wolfach versteigerte Anfang Dezember 1940 das gesamte Inventar der Familie Bloch in der Haslacher Stadthalle.⁴¹ Die Lagerbestände an Fetten und Ölen sowie die Geschäftsbücher der Firma Bloch wurden der „arischen“ Firma Mineralölgesellschaft Schwarz in Mannheim übergeben.⁴² Das Landratsamt Villingen, Abteilung jüdisches Vermögen, verkaufte das Haus Bloch am 13. November 1941 an den Haslacher Gärtnereibesitzer Adolf Schöner.⁴³

Der Sohn von Josef und Josefine Bloch, Artur Bloch, lebte im KZ Gurs bis August 1942. Damals wurde er mit zahlreichen anderen Überlebenden in das Durchgangslager Drancy bei Paris gebracht und von dort am 18. Dezember 1942 in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert.⁴⁴ Seitdem ist er dort verschollen. Am 8. Dezember 1948 wurde er für tot erklärt.⁴⁵

Eugen Geismar konnte zunächst noch in Haslach bleiben. Anfang Februar 1945 wurde er jedoch von der Gestapo verhaftet und nach Stuttgart gebracht. Von dort wurde er mit 57 anderen Juden am 12. Februar 1945 ins KZ Theresienstadt deportiert. Dort wurde er im Mai 1945 von der Roten Armee befreit.⁴⁶

Juden, die in Haslach geboren wurden bzw. wohnten und die während der NS-Gewaltherrschaft umkamen

Josef Bloch	geb. 27.7.1870 in Schmieheim	gest. 13.12.1940 in Gurs
Josefine Bloch geb. Wertheimer	geb. 9.11.1875 in Bühl/Baden	gest. 14.11.1940 in Gurs
Artur Bloch	geb. 11.3.1903 in Haslach	gest. 1942 in Auschwitz
Karl Bloch	geb. 13.9.1886 in Haslach	gest. 1942 in Auschwitz
Emma Bloch	geb. 14.5.1883 in Haslach	gest. 1942 in Auschwitz
Ludwig Bloch	geb. 8.10.1906 in Haslach	gest. 28.2.1945 in Flossenbürg
Sigmund Bloch	geb. 13.7.1875 in Schmieheim	gest. 1942 in Auschwitz
Julius Weil	geb. 15.5.1886 in Haslach	gest. 1942 in Auschwitz
Lydia Müller geb. Weil	geb. 11.6.1888 in Haslach	gest. 1942 in Auschwitz
Alice Bloch	geb. 22.4.1899 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Siegfried Bloch	geb. 28.5.1903 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Ernst Bloch	geb. 14.6.1909 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Max Bloch	geb. 26.2.1895 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Sofie Bloch	geb. 21.11.1883 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Paula Bloch	geb. 2.6.1910 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Luzia Bloch	geb. 3.1.1893 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Antoniette Löwenstein geb. Mannheimer	geb. 10.4.1881 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Siegfried Mannheimer	geb. 30.4.1888 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Ida Mannheimer	geb. 10.4.1895 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Albert Weil	geb. 2.8.1879 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt
Hedwig Weil	geb. 21.4.1893 in Haslach	verschollen bzw. für tot erklärt

Anmerkungen

- 1 Weder Johann Karl Kempf (1853–1934) noch Otto Göller (1881–1951) noch Franz Schmider (1884–1974), die alle eine Fülle von Abhandlungen über die Geschichte Haslach veröffentlichten, haben je erwähnt, dass Juden in Haslach lebten.
- 2 Gebhardt, Bruno: Handbuch der deutschen Geschichte. Hrsg. v. Herbert Grundmann, Bd. 1, Stuttgart 1954, 457.
- 3 Rosenthal, Berthold: Heimatgeschichte der badischen Juden, Bühl/Baden 1927, 17; Otto Kähni, Geschichte der Offenburger Judengemeinde, Die Ortenau 49, 1969, 85.
- 4 Brief des Rats in Offenburg an den Rat in Straßburg v. 2. 2. 1349, Archives municipales Strasbourg, III, 174/3, Nr. 21.
- 5 Zvi Aveni (Hrsg.), Germania Judaica, Bd. 2, 1. Halbband, Aachen/Luzern 1968, 341.
- 6 Zit. nach: Unsere Geschichte. Hrsg. v. Wolfgang Hug u. a., Frankfurt a. M. 1984, 235.
- 7 Riezler, Sigmund: Geschichte des Fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen, Tübingen 1883, 263.
- 8 Hundsnurscher, Franz; Taddey, Gerhard: Die jüdischen Gemeinden in Baden – Denkmale, Geschichte, Schicksale, Stuttgart 1968, 229.
- 9 Das Haus Sägerstraße 12 gehörte der Familie Krafft. Wilhelm Krafft war von 1933 bis 1944 NS-Ortsgruppenführer in Haslach.

- 10 Der jüdische Verbandsfriedhof in Schmieheim (Schmieheim ist seit 1971 ein Ortsteil von Kippenheim) umfasst heute noch 2.300 Gräber vom 18. bis 20. Jahrhundert. Er ist einer der bedeutendsten Kulturdenkmale des Ortenaukreises. Vgl. Dieter Kauß (Hrsg.), Daheim im Ortenaukreis, Konstanz 1990, 286.
- 11 Alte Einwohnerkartei der Stadt Haslach, Stadtarchiv Haslach.
- 12 Bürgerbuch der Stadt Haslach, Verwaltungssachen IV, 4, 18, Stadtarchiv Haslach.
- 13 Information von Egon Engler, Haslach.
- 14 Vgl. Hildenbrand, Manfred: Die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kleinstadt – Haslach i. K. im Jahre 1933, Die Ortenau 63, 1983, 219 ff.
- 15 Information von Josef Thoma.
- 16 Tagebuch Wilhelm Engelberg v. 28.4.1933, Stadtarchiv Haslach.
- 17 Alte Einwohnerkartei, a. a. O.
- 18 Ebenda.
- 19 Hildenbrand, Manfred: Die Machtergreifung in einer Kleinstadt, a. a. O., 220.
- 20 Information von Egon Engler, Haslach.
- 21 Schreiben des katholischen Pfarramtes Haslach v. 24.10.1939, Verwaltungssachen V, 2, 114, Stadtarchiv Haslach.
- 22 In Haslach gab es und gibt es heute noch fünf große Jahrmärkte: der Fastenmarkt, Mai-markt, Peter-und Paul-Markt („Heuetmarkt“), Michaelismarkt und Martinimarkt. Die Wochenmärkte fanden in der Regel am Montagmorgen statt. Wöchentlich fanden früher große Viehmärkte statt, die von zahlreichen jüdischen Viehhändlern besucht wurden.
- 23 Ratsprotokoll v. 7.6.1933, Stadtarchiv Haslach.
- 24 Angelegenheiten der Sicherheitspolizei, Verwaltungssachen XI, 2, 42, Stadtarchiv Haslach. 1938 bekam Alfred Moses seinen Reisepass wieder.
- 25 Waldemar Kügele war Obmann der Haslacher Ortsgruppe der Deutschen Arbeitsfront (DA) und 2. Beigeordneter (2. stellvertretender Bürgermeister) von Haslach.
- 26 Tagebuch Wilhelm Engelberg v. 24. Juli 1935, Stadtarchiv Haslach.
- 27 Spezialakten: Israelitische Angelegenheiten, Verwaltungssachen 371/1-3, Stadtarchiv Haslach.
- 28 Die von den Nazis erfundene Bezeichnung „Reichskristallnacht“ reduzierte die Nacht des Menschenverachtenden Terrors am 9./10. November 1938 auf die kaputt geschlagenen Fenster- und Schaufensterscheiben. Insgesamt wurde damals in Deutschland 700 Synagogen zerstört, 90 davon in Baden. Rund 8.000 jüdische Geschäfte wurden zerstört und ausgeplündert. Rund 30.000 jüdische Männer wurden am 11. November 1938 von den Nazis für einige Wochen in die Konzentrationslager gebracht, wo viele schon umkamen.
- 29 Hundsnurscher, Franz/Taddey, Gehard: Die jüdischen Gemeinden in Baden, a. a. O., 229, geben an, Alfred Moses sei nach der „Reichskristallnacht“ im KZ Buchenwald inhaftiert gewesen, was nach Information seines Sohnes Eugen Moses nicht stimmt.
- 30 Alte Einwohnerkartei, a. a. O.; Bericht von Eugen und Helmut Moses.
- 31 Alte Einwohnerkartei, a. a. O.; Information von Egon Engler.
- 32 Alte Einwohnerkartei, a. a. O.
- 33 Gewerbebetriebe und Vermögen der Juden, Verwaltungssachen V, 2, 11, Stadtarchiv Haslach.
- 34 Offenburger Tageblatt v. 20.2.1939.
- 35 Ebenda.
- 36 Spezialakten: Israelitische Angelegenheiten, Verwaltungssachen 371/1-3, Stadtarchiv Haslach; Tagebuch Wilhelm Engelberg v. 23.10.1940, Stadtarchiv Haslach; Ruch,

- Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945, Offenburg 1995, 400 ff.;
Gerhard J. Teschner, Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden am
22. Oktober 1940, Phil. Diss., Heidelberg 2002, 71 ff.
- 37 Zit n. Thomas Armbruster u. a. (Hrsg.), Jahresringe, Freiburg 1981, 82 f.
 - 38 Alte Einwohnerkartei, a. a. O.; Tagebuch Wilhelm Engelberg v. 19.1.1941, Stadtarchiv
Haslach.
 - 39 Archiv des Deutschen Caritasverbandes Freiburg, 284, 3.
 - 40 Schreiben des Landratsamtes Villingen v. 6.11.1940, Verwaltungssachen V, 2, 114,
Stadtarchiv Haslach.
 - 41 Schreiben des Gerichtsvollziehers Vollmer v. 21.11.1940, Schreiben der Stadt Haslach
an das Landratsamt Wolfach v. 28.11.1940, Verwaltungssachen V, 2, 114, Stadtarchiv
Haslach.
 - 42 Schreiben des Finanzamtes Villingen v. 13.3.1941, Verwaltungssachen V, 2, 114,
Stadtarchiv Haslach.
 - 43 Spezialakten: Israelitische Angelegenheiten, Verwaltungssachen 371/1-3, Stadtarchiv
Haslach.
 - 44 Klarsfeld, Serge: Le Mémorial de la Déportation des Juifs de France, Paris 1978. Der
Band enthält die Deportationszüge von Frankreich nach Auschwitz und die übrigen
Vernichtungslager im Osten in chronologischer Reihenfolge ihrer Abfahrt sowie Na-
menslisten jeweils mit Staatsangehörigkeit, Alter und Geburtsort. Die Seiten sind nicht
nummeriert.
 - 45 Alte Einwohnerkartei, a. a. O.
 - 46 Sauer, Paul: Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württem-
berg durch das nationalsozialistische Regime 1933–1945, Bd. II, Stuttgart 1966, 271;
Hundsnurscher/Taddey, Die jüdischen Gemeinden in Baden, a. a. O., 229.

Die Israelitische Schule Altdorf

Dieter K. Petri

Im Ettenheimer Ortsteil Altdorf, Schmieheimer Straße Nr. 7, findet sich ein Gebäude, das auf seinem Türsturz die Zahl 1806 trägt. Einheimische, die an der Ortsgeschichte interessiert sind, wissen, dass dieses Haus eine geraume Zeit die Israelitische Schule beherbergt hat. Das 200-jährige Jubiläum des ortsbildprägenden Hauses soll hier zum Anlass genommen werden, der Geschichte der Israelitischen Schule nachzugehen. Neben der Berücksichtigung ortsbedingter Besonderheiten soll auf jene gesetzlichen Regelungen hingewiesen werden, die auch die Verhältnisse an anderen Israelitischen Schulen im Großherzogtum Baden prägten.

Zu Grund gelegt werden Archivalien, die sich bis 1996 im Generallandesarchiv Karlsruhe und seither im Staatsarchiv Freiburg befinden. Altdorf gehörte in der Zeit des Großherzogtums Baden zum Bezirksamt Ettenheim. Entsprechend finden sich in den Unterlagen dieser Behörde einschlägige Dokumente zum gewählten Thema. In der Zeit der Weimarer Republik kam Altdorf zum Landratsamt Lahr. Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Staatsarchivs Freiburg sei an dieser Stelle für die Unterstützung dieser Arbeit freundlich gedankt.

1988 erschien in Ettenheim ein Sammelband über „Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust und Orschweier“.¹ Franz Oswald hat darin einiges zur „Geschichte der Altdorfer Judenschule“ festgehalten.² Ferner finden sich darin Aufsätze von Bernhard Uttenweiler über „Das Novemberpogrom in Altdorf“,³ von Dieter Weis über die Synagoge und das Frauenbad von Altdorf⁴ und von Monika Schwab über jüdisches Leben, jüdische Häuser und jüdische Familien in Altdorf.⁵ Der Verfasser dieses Beitrages hofft, einen weiteren Mosaikstein zur Geschichte der Altdorfer Juden beizutragen.

Besuch der katholischen Schule

Am 9. Januar 1809 wendet sich das Oberamt Mahlberg an die politische Gemeinde Altdorf und fordert sie auf, den jüdischen Bevölkerungsteil verwaltungsmäßig zu erfassen.⁶ Insbesondere sollten die Juden auch mit einem erblichen Nachnamen erfasst werden. Mit der Verwendung des Vaternamens als Nachname wollte man sich nicht mehr zufrieden geben. Eine solche Maßnahme war bei den Christen nicht erforderlich, weil ihre wichtigsten Daten in den Kirchenbüchern festgehalten wurden. Die Pfarrer fungierten bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als staatlich anerkannt-



In der Schmieheimer Straße 7 trägt ein Türsturz die Jahreszahl 1806. In diesem Gebäude befand sich ab 1861 die Israelitische Schule.

te Standesbeamte, die Geburt, Taufe, Eheschließung und Begräbnis in Büchern festhielten.

Nach dem Willen des Oberamtes muss die Gemeindeverwaltung die jüdischen Kinder und zwar beiderlei Geschlechts anhalten, sich beim christlichen Pfarrer zu melden und die christliche Schule zu besuchen. Eine regelrechte Schulpflicht bestand noch nicht, aber der Schulbesuch wurde dringend nahe gelegt. Die Leitung der allgemeinen Volksschule wurde aus geschichtlichen Gründen in die Hände der Kirchen gelegt. In der Vergangenheit hatten sich die Kirchen mehr als der Staat um die Bildung gekümmert. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der Pfarrer von der staatlichen Behörde zugleich als „Schul-Amtmann“ angesprochen.

Die Idee, dass die jüdischen Kinder in eine christliche Schule – in Altdorf war es die katholische – gehen sollten, führte wohl zu Spannungen. Probleme gab es auch in Orten mit konfessionell gemischter Bevölkerung, wie etwa in Kippenheim. Hier wurden rein katholische und rein evangelische Klassen gebildet. Die Schüler konnten nur von Lehrern der eigenen Konfession unterrichtet werden. Die Schulleitung lag jedoch beim Pfarrer des mehrheitlichen Bekenntnisses. So hatte das Bezirksamt immer nur einen einzigen Ansprechpartner.



Im Haus Schmieheimer Straße 27 wurde die erste Israelitische Schule eingerichtet. Im Keller befand sich das jüdische Frauenbad.

Jüdische Bekenntnisschule

1826 ersteigerte die Israelitische Gemeinde Altdorf ein halbes Wohnhaus am Dorfbach, heute Schmieheimer Straße 27, um darin eine Schule und ein Frauenbad einzurichten.⁷ 1833 tritt ein Schulgesetz in Kraft. Ihm zufolge bleiben die Schulen zwar in der Verantwortung der religiösen Gemeinden, der Staat hat jedoch ein spürbares Interesse an einer Hebung des Standards. So erhält der katholische Dekan des Dekanats Ettenheim den Auftrag, die „Israelitische Gemeindeschule“ von Altdorf zu prüfen.⁸

Die Schulen stellen für die religiösen Gemeinschaften nicht nur eine willkommene Einflussmöglichkeit, sondern auch eine erhebliche finanzielle Herausforderung dar. Nach dem Schulgesetz würde dem Lehrer der jüdischen Gemeinde mit 278 Seelen ein Jahresgrundgehalt von 140 Gulden zustehen.⁹ Hinzu sollten 6 Gulden für die Abhaltung der „Sonntags- und Fortbildungsschule“ kommen. Die Eltern mussten für ein schulpflichtiges Kind etwa einen Gulden Schulgeld im Jahr aufbringen. Bei den damals 43 Kindern hätte dies einem Gesamteinkommen von 189 Gulden entsprochen, was der Lehrer in Altdorf nicht erhielt. Letztlich formulierte das Gesetz beim Gehalt des Lehrers nur Rahmen-Empfehlungen. Der Staat beteiligte sich vorerst noch nicht an diesen Kosten. Die genaue Höhe des Schuldeldes für die Kinder sollte von der politischen mit der israelitischen Gemeinde vereinbart werden. Das Bezirksamt behielt sich dabei eine Genehmigung vor. Der Altdorfer Lehrer war nicht nur mit dem Gehalt, sondern auch mit der gestellten Lehrerwohnung unzufrieden.

Kirchliche Schulaufsicht

Die Schulprüfung durch den katholischen Dekan verlief seiner Zeit positiv. Dies ist einem Schreiben der höchsten jüdischen Behörde in Baden, des Oberrats der Israeliten in Karlsruhe, zu entnehmen.¹⁰ Der Großherzog hatte den Religionsgemeinschaften angeboten, die oberste Kirchenleitung am Sitz seiner Regierung zu etablieren. Die Juden gingen auf dieses Angebot ein, wie auch die Protestanten, die damals den Oberkirchenrat einrichteten. Der katholische Erzbischof zog es jedoch nach der Auflösung des Bistums Konstanz vor, seinen Sitz neben der schönen Kirche von Freiburg zu nehmen. Ausdrücklich gelobt wurde vom Oberrat 1834 die Leistung von Lehrer „Bernheimer“ (in der Regel wird er „Bernheim“ genannt). Die Bürokratie werde indessen erst ganz mit ihm zufrieden sein, wenn er auch die „Schultabelle nach dem anliegenden Formular“ gewissenhaft ausfülle.

Das Schulgesetz wurde beständig erweitert. 1835 regelte es den Beitrag der politischen Gemeinden an die Israelitischen Schulen im Land.¹¹ Danach muss die Kommune die jüdische Schule im Verhältnis des jüdischen Anteils an der Bevölkerung ebenso unterstützen, wie sie dies auch gegenüber der christlichen Schule tut. Gleichbehandlung ist ein Prinzip, das immer mehr respektiert wird. Die Kostenbeteiligung bezieht sich auf sämtliche Bedürfnisse „wie Schulholz, Schulapparate [d.h. Inventar], Schulhausbaukosten und Reparaturen“ sowie „Schulgeld für arme Kinder“. Letzteres war zuvor eine soziale Aufgabe der Israelitischen Gemeinde gewesen, was in Altdorf dazu führte, dass die Israelitische Gemeinde mit dem Hinweis auf ihre Armut das fehlende Schulgeld nicht ersetzte.

Mit der Umsetzung des neuen Gesetzes ließ sich die Kommune mehr Zeit als der jüdischen Seite lieb war. Sie beschwerte sich über die mangelnde Hilfe beim Bezirksamt Ettenheim. Am 27. September 1837 wurden der Bürgermeister und die Gemeinderäte von Altdorf unter Androhung einer persönlichen Geldstrafe verpflichtet, innerhalb von drei Tagen dem Bezirksamt zu berichten, wie sich der Beitrag an die Israelitische Schule gestalte. Da die Mahnung keine Wirkung zeigte, wurde die „Regierung des Oberrheinkreises“ in Freiburg eingeschaltet. Diese nimmt allerdings nicht nur den Gemeinderat, sondern auch den Synagogenrat in die Pflicht, da beide es bislang versäumten, sich an einen Tisch zu setzen und eine Vereinbarung zu treffen. Dem Bezirksamt wird der Rücken gestärkt, gegen die Säumigen „unnachsichtlich“ mit Strafen vorzugehen, wenn sie eine weitere Frist von 14 Tagen tatenlos verstreichen lassen.

Rabbiner vermittelt Gehaltszulage

Die Kontrahenten scheinen sich zwar unter dieser Gewitterdrohung verständigt zu haben, Lehrer Lion Bernheim konnte jedoch mit dem Ergebnis

nicht zufrieden sein. Er schrieb am 20. November 1837 dem Bezirksamt, der Synagogenrat wende das Schulgesetz zu seinem Nachteil an. Gemäß der Schülerzahl müsse er höher eingestuft werden. Wieder dringt die Klage bis zur Kreisregierung in Freiburg, wo sich eine Art Oberschulamt zu etablieren beginnt. Der Lehrer muss zwar fünf Monate auf eine Antwort warten, bekommt schließlich jedoch Recht.

Was die Anzahl der jüdischen Schüler 1837 im Amtsbezirk Ettenheim betrifft, so steht Altdorf hinter Schmieheim an zweiter Stelle.¹² (In Kippenheim gab es drei Volksschulen, eine katholische, eine evangelische und eine jüdische.)

Ort	Christen	Christl. Schüler	Israeliten	Israelit. Schüler
Schmieheim	625	119	398	58
Altdorf	1006	190	278	43
Kippenheim	1833	290 (120 ev.+170 kath.)	157	34
Rust	1544	269	205	30

Die Israelitische Gemeinde Altdorf trägt sich 1840 mit dem Gedanken, eine eigene Schule zu bauen. Sie möchte die Entscheidung jedoch vom Beitrag der Kommune abhängig machen und beantragt einen Zuschuss von 2.130 Gulden.¹³ Da Bürgermeister und Rat auf stur schalten, schlägt die jüdische Gemeinde wiederum den Beschwerdeweg ein. Die Regierung des Oberrheinkreises Freiburg erklärt salomonisch, dass der Betrag erst fällig werde, wenn die Israelitische Gemeinde mit dem Bau der Schule bereits begonnen habe. Dies sei aber nicht der Fall. Für den Synagogenrat war diese Auskunft wohl zu unsicher. Die Schule wurde nicht gebaut.

1845 wird das Schulgesetz erneut nachgebessert. Erstmals erklärt sich das Großherzogtum Baden bereit, zum Gehalt der Lehrer einen Zuschuss zu geben. Die dafür in den Haushalt eingestellte Summe ist jedoch begrenzt. Die bewilligte Fördersumme soll gerecht auf die Lehrer verteilt werden. Selbstverständlich soll die Zulage auch den Lehrern an den jüdischen Schulen zugute kommen. Die Kreisregierung spannt bei der heiklen Verteilung der Gelder die Bezirks-Rabbiner ein. Der für Altdorf zuständige Bezirksrabbiner hat seinen Sitz in Schmieheim, der größten jüdischen Gemeinde des Bezirks. Er soll entsprechend der Bedürftigkeit des Schul- und Anstellungsträgers, also der israelitischen Gemeinde, die Anträge stellen. Er orientiert sich an der Zahl der Kinder, deren Eltern das Schulgeld nicht aufbringen können und kommt beim Altdorfer Lehrer zu einer Gehaltszulage von 20 Gulden.¹⁴ Dies bedeutet, dass etwa für die Hälfte der Kinder kein Schulgeld bezahlt wurde. Der Lehrer von Rust erhielt 25 Gulden. Die Juden in Rust waren demnach noch ärmer.

Unzufriedener Amtsarzt

Trotz dieser Verbesserung der Bezüge fühlte sich Lion Bernheimer weiterhin benachteiligt, weil der Synagogenrat ihn nicht richtig einstuft. Dieser gab dem zu geringen Beitrag der Kommune die Schuld für das mindere Einkommen. Obwohl die Beschwerde alle Instanzen bis zum Innenministerium in Karlsruhe durchlief, änderte sich nichts. Die Regierung appellierte an den Gemeinde- und Synagogenrat, gefälligst die Gesetze zu beachten. Karlsruhe machte zwar Gesetze, respektierte jedoch zugleich die Selbstverwaltung vor Ort. Das Schulgesetz bildete lediglich einen Orientierungsrahmen. Mit Sanktionen hielt man sich eher zurück, zumal die finanziellen Möglichkeiten nicht in allen Gemeinden die gleichen waren.

Die Behörden nahmen jedoch bei der Schulverwaltung die Zügel immer mehr in die Hand. 1858 beugte das Bezirksamt einer Beschwerde dadurch vor, dass es das gesetzliche Grundgehalt berechnete und das Ergebnis dem Synagogenrat zum Vollzug mitteilte: „*Die israelitische Schule in Altdorf wird, da die Gesamtbevölkerung der politischen Gemeinde allda nach der hier maßgebenden letzten Volkszählung vom Jahre 1855 nun 1321 Individuen zählt*“ in die erste Gehaltsstufe gesetzt. Daraus folgt: „*Das Gehalt des Hauptlehrers dieser Schule besteht ... in 200 Gulden*“.¹⁵ Das Gehalt hatte sich früher nach der Anzahl der Mitglieder der Konfession des Lehrers bestimmt, jetzt wurde die Gesamtzahl der Einwohner herangezogen. Dieser Berechnungsschlüssel war nicht unbedingt nachvollziehbar. Er erschwerte auch die finanzielle Lage der katholischen und evangelischen Schulträger, wenn es an einem Ort mehr als eine Konfessionsschule gab. Steckte dahinter eine Absicht der liberalen Regierung, die Luft für die Konfessionsschulen dünner und den Wunsch nach einer Simultanschule stärker werden zu lassen? Bis zur Einführung der Einheitsschule werden noch etwa 15 Jahre vergehen.

In Abständen erhielt die Schule einen Besuch vom „Physikus“ (Amtsarzt) des Bezirksamtes. 1846 hielt er in seinem Bericht fest, dass das „Schulzimmer sehr schmal“ und „nicht geräumig genug“ sei. Eine bauliche Erweiterung sei nicht möglich. Es komme zu wenig Luft und Licht in die „Schulstube“. Die Fenster würden nicht richtig schließen. Der Hof sei aufgeweicht. Das Bezirksamt reagiert mit der Forderung an den Synagogenrat, endlich eine neue Schule zu bauen. Der aber führt in der jüdischen Gemeinde einen anderen Beschluss herbei, den Bau einer neuen Synagoge. Das alte Gotteshaus mache den Eindruck einer „Bretterhütte“, sei „baufällig und für die Gemeinde zu klein“.¹⁶ Später fügte der Amtsarzt seiner Mängelliste noch hinzu, der Hof der Schule am Bach sei bisweilen überschwemmt, die Wände des Gebäudes seien feucht und die Gerüche von anliegenden „Misthaufen und Abtritten [Toiletten]“ wären ungesund. Bürgermeister Grunninger, der sich für die Zustände mitverantwortlich fühlte,

hielt dagegen, von der christlichen Schule seien die Dunghaufen auch nicht weiter entfernt.¹⁷

1860 wird die Israelitische Schule von 75 Kindern besucht. Bei Erteilung des Religionsunterrichtes kommen weitere 13 Knaben hinzu, welche in die „höhere Bürgerschule“ in Ettenheim gehen. War es die wachsende Gleichberechtigung, welche den Zuzug von Juden in die Gemeinde verstärkten? War es leichter, eine Heiratserlaubnis von der politischen Gemeinde zu erhalten? Waren Juden zuversichtlicher und setzten daher mehr Kinder in die Welt? In dem kleinen Schulraum wurden die Zustände immer unerträglicher. Deshalb beantragte das Bezirksamt am 25. April 1860 bei der Kreisregierung, dass *„vorsichtshalber und aus sanitätspolizeilichen Hinsichten in demselben ferner der Schulunterricht nicht mehr erteilt werden kann und darf“*.

Umbau billiger als Neubau

Der Synagogenrat weiß, dass er nun aktiv werden muss, wenn er die drohende Schließung noch abwenden will. Vorstand Klein schlägt den Erwerb und Umbau eines Hauses vor, das ihm zur Hälfte gehört. Die Kreisregierung steht dem Ansinnen wohlwollend gegenüber, verlangt jedoch vor einer Genehmigung einen Plan und eine Kostenschätzung durch die Bauinspektion Offenburg und eine Prüfung des Vorhabens durch den Amtsarzt.¹⁸ Noch ehe das gesundheitliche Gutachten vorliegt, erwirbt die Synagogengemeinde das besagte Haus. Damit dem Vorsteher kein Vorwurf gemacht werden kann, in die eigene Tasche zu wirtschaften, wurde die Versteigerung öffentlich bekannt gemacht, sodass auch andere Bieter hätten zum Zuge kommen können. Der Preis sollte sich auf dem freien Markt einpendeln. Am Ende musste die jüdische Gemeinde für das Haus, heute Schmieheimer Straße 7, 2.201 Gulden auf den Tisch legen.

Am 20. Juli 1860 bescheinigt der Ettenheimer Physikus, dass in dem geplanten Schulzimmer nach den geltenden Richtlinien Platz für 112 Kinder wäre. Das ist mehr als genug. Auf keiner Seite des Gebäudes werde der Lichteinfall durch nahestehende Gebäude geschmälert. In der Nähe befinde sich auch keine *„lärmende Werkstatt wohl aber ein Brunnen mit gutem Trinkwasser“*.¹⁹ Allerdings betrage die Raumhöhe lediglich 9 Fuß. Diese Abweichung sei jedoch unbedenklich. Der Oberrat der Israeliten in Karlsruhe sieht dies genauso. Er möchte einer schnellen Verwirklichung des Projekts nicht im Wege stehen.

Der Plan der Offenburger Baurechtsbehörde sieht vor, dass auf der Westseite des Gebäudes ein zweiter Eingang geschaffen wird. Der Schulsaal soll durch die Zusammenlegung von vier Zimmern gewonnen werden. Durch geeignete Umbaumaßnahmen kann wegen der beiden Geschlechter eine zweite Toilette eingerichtet werden. Der Verkehr an der Straße sei

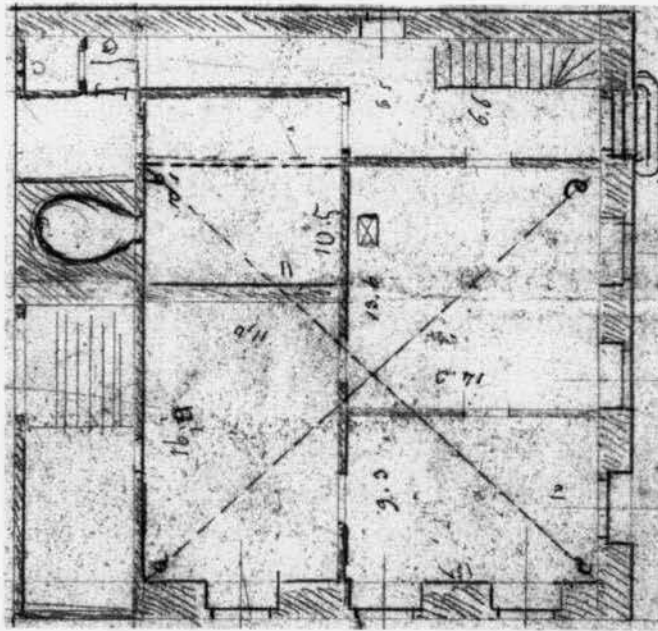


Ehemalige Israelitische Schule, heute Schmieheimer Str. 7 mit Schülereingang.

nicht so stark, dass der „Schulunterricht dadurch gestört“ werde. Ein Neubau würde „die ohnehin nicht sehr vermögliche israelitische Gemeinde Altdorf auf mindestens 6 bis 7.000 Gulden kommen“.²⁰ Die fälligen Umbaumaßnahmen werden auf lediglich 311 Gulden geschätzt. Diese Erwartung erwies sich jedoch als zu optimistisch. Als die Arbeiten ausgeschrieben und vergeben werden, ergeben sich Gesamtkosten in dreifacher Höhe, nämlich von 946 Gulden. Die Baumaßnahmen mussten auf Anordnung des Bezirksamtes von Bürgermeister Grunninger öffentlich „versteigert“ (ausgeschrieben) werden. Die Bekanntgabe von Ausschreibung und Ergebnis erfolgte, wie damals üblich, durch den Gemeindeboden.

Noch während der Bauphase verlangte das Bezirksamt, dass auch neue Schulbänke angeschafft werden müssen,²² weil die alten unbrauchbar geworden seien. Am 4. September 1861 wurde der Umbau durch den Amtsarzt abgenommen. Noch vor dem Einzug verlangte Lehrer Bernheim, dass der Schulhof durch Gitter und Tor zu sichern sei. Als alleinige Aufsichts-

Grundriss der Schule, bei der vier Zimmer zu einem Schulsaal zusammengefasst wurden. Über den Eingang rechts oben erreichte der Lehrer seine Wohnung im Obergeschoss.²¹



person fürchtete er wohl in den Hofpausen den Überblick zu verlieren. Dass er sich bei seiner Forderung gleich an die Bezirksbehörde wendet, lässt vermuten, dass Synagogenrat und Gemeinderat nicht von der Notwendigkeit überzeugt waren. Die geräumige Wohnung im Obergeschoss des Hauses dürfte der Lehrkraft behagt haben.

Pfarrer durch Oberschulrat ersetzt

Mit Schreiben vom 20. Januar 1864 legt der Oberrheinkreis dem Synagogenrat nahe, einen Schulfond zu bilden. Aus den Erträgen sollte das Gehalt des Lehrers aufgebessert werden. Der Synagogenrat Altdorf wollte daraufhin einen kleinen Acker (3 Sester) erwerben und dem Lehrer zur Nutzung überlassen. Bernheim beschwerte sich über diese Absicht beim Großherzoglichen Oberschulrat in Karlsruhe. Der Acker liege zu weit ab vom Ort und bringe keinen Ertrag. Die Behörde versagte daraufhin ihre Zustimmung zum Kauf der Pfründe. Der Synagogenrat wollte sich mit dieser Entscheidung nicht abfinden und wandte sich an das Innenministerium. Dieses genehmigte zwar den Ankauf der Liegenschaft, verwarf jedoch die Höhe der Anrechnung auf das Gehalt. Der Synagogenrat wurde verpflichtet, zum Gehalt des Lehrers jährlich 20 Gulden zuzulegen und zwar so lange, bis Grundstücke von entsprechender Qualität und Lage erworben sind.²³ Der tüchtige, wengleich unbequeme Bernheim hatte sich wieder einmal durchgesetzt.

Zur Israelitischen Schule gehörte immer schon ein Ortsschulrat. Er bestand zunächst aus zwei Mitgliedern der jüdischen Gemeinde und dem Ortspfarrer der mehrheitlichen christlichen Konfession, in Altdorf der ka-

tholischen. Als die kirchliche Schulaufsicht durch die staatliche ersetzt wurde, verlor der Pfarrer seinen Sitz im Ortsschulrat. Am 4. November 1864 wurden in Altdorf Marx Meier und Moses Ellenbogen mit 23 Stimmen von 51 Wahlberechtigten in den Ortsschulrat gewählt.²⁴ Die Amtszeit betrug sechs Jahre. Das Bezirksamt ordnete an, dass ein weiteres Mitglied für den Ortsschulrat (als Ersatz für den ausgeschiedenen Pfarrer) zu wählen sei. Gewählt wurde daraufhin Vorsänger Daniel Rheinauer, obwohl dieser gar nicht in der Altdorfer Synagoge seinen Dienst versah.

Rheinauer wohnte in Schmieheim und begleitete in der dortigen Synagoge den Gottesdienst. Dennoch wurde er vom Großherzoglichen Oberschulrat in Karlsruhe nicht nur als Mitglied des Altdorfer Ortsschulrats bestätigt, sondern auch zu dessen Vorsitzenden ernannt. Seine Amtszeit betrug nur drei Jahre. Die Vereidigung der drei israelitischen Ortsschulräte erfolgte im Bezirksamt Ettenheim. Wahl und Bekanntgabe der Gewählten hatten in der Synagoge stattzufinden. Nachfolger in diesem Amt waren Herz Wertheimer, Emanuel Hirsch und Daniel Lang. Vom Bezirksamt wurde Hirsch für den Vorsitz vorgeschlagen, da er als Schuster fast immer zu Hause sei. Bei den anderen war dies nicht gegeben. Als Handelsreisende waren sie meist unterwegs und so schwer erreichbar.

Lehrer soll in Pension

Das Gerangel zwischen politischer und jüdischer Gemeinde um die Zuständigkeit bei der Israelitischen Schule hielt an. Als 1865 bei einer „Ortsbereisung“ gerügt wurde, dass der Platz um die Schule völlig aufgeweicht sei, bat der Synagogenrat den Bürgermeister um Abhilfe. Dieser ließ eine Fuhre Sand auf den Hof werfen und schickte die Rechnung an den Synagogenrat. Der wollte jedoch nicht bezahlen. Der Streitwert betrug exakt ein Gulden zwölf Kreuzer.²⁵

Im Schuljahr 1867/68 war die Zahl der jüdischen Schülerinnen und Schüler auf 49 zurückgegangen. Nach Einführung der Freizügigkeit in Baden 1862 neigten die Juden an vielen kleineren Orten, so auch in Altdorf, zur Abwanderung in die Städte. Zum Gehalt des Lehrers Bernheim steuerte der Synagogenrat 120 Gulden und die politische Gemeinde 79 Gulden bei. Für den Synagogenrat war klar, bei weniger Kindern musste auch das Gehalt des Lehrers geringer ausfallen. Deshalb kürzte er die Zulage aus dem Schulfond von 80 auf 20 Gulden.²⁶ Auf die Höhe des Schulgeldes hatte der Synagogenrat weiterhin keinen direkten Einfluss. Er sollte nur gehört werden. Es wurde vom politischen Gemeinderat einheitlich für die jüdischen und christlichen Kinder auf einen Gulden und zwölf Kreuzer festgelegt.

Bei der neuerlichen Ortsbegehung des Bezirksamtes Ettenheim am 16. Oktober 1872 wird die politische Gemeinde Altdorf wegen ihrer Unter-

stützung der Israelitischen Schule bei den Sachausgaben gerügt. Ihre Kinderzahl betrage weniger als 50 Schüler, weshalb eine Unterstützung entfallen müsse. Diese neue Richtlinie sollte offensichtlich den Druck in Richtung Aufhebung kleiner Konfessionsschulen verstärken. In seiner Stellungnahme entschuldigt sich der Gemeinderat, man habe „um des Frieden[s] willen“ die Kosten aus der Gemeindekasse bestritten.²⁷ Das Heizmaterial werde jedoch von der jüdischen Gemeinde aufgebracht, obwohl diese beantragt habe, dass die politische Gemeinde auch diese Kosten übernehme.

Beanstandet wird von der visitierenden Behörde auch das hohe Alter von Hauptlehrer Bernheim. Er sei „zu alt“ und gehöre in Pension. Adressat der Kritik ist nun die politische Gemeinde. Der Synagogenrat erhielt von dieser Forderung lediglich Kenntnis. Die Entscheidung lag aber nicht mehr bei ihm. Die politische Gemeinde hat sich jedoch mit der Pensionierung von Lion Bernheim bis zum 1. November 1874 Zeit gelassen.²⁸ Der Behörde wurde die Vakanz sogar erst ein halbes Jahr später angezeigt. Nachfolger wurde Abraham Schweizer. Obwohl die Israelitische Schule ihre Selbstverwaltung eingebüßt hatte, wies man ihr immer noch einen jüdischen Lehrer zu.

Entsorgung aus dem Fenster

Die politische Gemeinde ist 1874 für alles zuständig, was mit der Instandhaltung des Gebäudes der Israelitischen Schule zu tun hat. Der Bürgermeister verspricht, das „Weiseln“ des Schulzimmers, das Anbringen von Fußleisten und die Instandsetzung der Türen. Nicht zuständig fühlt er sich bei der Anschaffung von Büchern, dies sei Aufgabe des Ortsschulrats. Konkret wurde das Fehlen von Atlanten bemängelt. Nicht verantwortlich sieht der Bürgermeister die Gemeinde bei der notwendigen Reparatur des Daches.²⁹

1874 ist an der Israelitischen Schule die Schülerzahl nochmals abgesunken. In den drei zurückliegenden Jahren haben durchschnittlich nur noch 34 Schüler/innen die Einrichtung besucht. Das Schulgeld wird nicht mehr vom Gemeinderat, sondern von der Schulbehörde einheitlich festgelegt. Es wird in der Zeit der Einführung einer neuen Währung nicht nur in Gulden, sondern auch in Mark beziffert. Ein Gulden und 52 Kreuzer entsprechen 3 Mark und 20 Pfennigen. Die obere Grenze dessen, was dem Lehrer davon zufließen soll, beträgt 180 Mark. Was dazu wegen der geringen Kinderzahl oder der Bedürftigkeit der Kinder fehlt, soll von der politischen Gemeinde ersetzt werden. Das Grundgehalt des Lehrers wird auf 560 Gulden oder 960 Mark festgelegt. Die jüdische Gemeinde muss sich mit 206 Mark daran beteiligen. Den Rest hat die politische Gemeinde aufzubringen. Sie kann jedoch bei eigener Bedürftigkeit einen Antrag an die Staatskasse stellen.³⁰

Aus der Begehung im Sommer 1890 geht hervor, dass die jüdischen Schüler inzwischen für den normalen Unterricht in der katholischen Schule untergebracht sind. Die Israelitische Schule wird lediglich noch für den jüdischen Religionsunterricht und für die „Industrieschule“ benutzt. Es wird beanstandet, dass die Bänke ungünstig aufgestellt sind und die Schüler am Abend in die Sonne sehen müssen. Auch der „Geruch der Abtrittgrube“ mache sich unangenehm bemerkbar. Es fehle eine solide Abdeckung. Der Lehrer, dem der obere Stock als Lehrerwohnung zugewiesen ist, bemängelt das Fehlen eines Ablaufes für das Küchenwasser. Deshalb müsse er den Eimer aus dem Fenster entleeren. Er wünscht, dass die Laube auf der Nordseite verglast werde. „Es sei für ihn lästig, dass der Stall an einen Landwirt verpachtet sei, dessen Düngerstätte er auf seinem Hof dulden müsse.“³¹

Schulzimmer als stille Reserve

Im September 1899 beantragt Lehrer Wimpfheimer im Blick auf den anstehenden Winter beim Synagogenrat einen neuen Ofen. Ferner wünscht er sich im Keller die Errichtung einer Waschküche, was damals zu den neuen Errungenschaften zählte. Beides wurde abgelehnt. Der alte Ofen tue es noch und für die Wäsche gäbe es eine örtliche Waschküche. Im Übrigen sei das Jahresbudget für die Schule bereits erschöpft. Später wollte Wimpfheimer den Stall neben dem Haus mieten mit der Begründung, er wolle darin Holz lagern. Er klagt, beim „Aus- und Eintreiben des Viehs“ würden regelmäßig seine Hühner verscheucht.³² Die Lehrerwohnung in der ehemaligen Israelitischen Schule war inzwischen von der politischen Gemeinde gepachtet worden. Da der Synagogenrat nicht viel in das Gebäude investieren wollte, spielte der Gemeinderat mit dem Gedanken, die Lehrerwohnung zu kündigen und dem Lehrer dafür ein Wohngeld zukommen zu lassen. Das Bezirksamt war damit jedoch nicht einverstanden. Die Bereitstellung einer Lehrerwohnung gehörte zu den unverzichtbaren Pflichten des örtlichen Schulträgers.

Im Frühjahr 1910 kam der Wunsch auf, die Schüler der Simultanschule, die sich mit zwei Klassenzimmern im Rathaus begnügen mussten, aufzuteilen und den Schulsaal in der ehemaligen Israelitischen Schule wieder zu nutzen. Der Oberschulrat in Karlsruhe beschied diesen Antrag positiv: „Als dritter Schulsaal kann der von der Gemeinde gemietete, ehemalige Schulsaal der israelitischen Gemeinde benützt werden, wenn er ordnungsgemäss in Stand gesetzt worden ist“.³³ 1912 beriet der Gemeinderat über den Bau eines eigenen Schulhauses. Die Mittel sollten durch einen „außerordentlichen Holzhib“ beschafft werden. Der Erste Weltkrieg jedoch verhinderte eine Verwirklichung dieses Vorhabens. Erst 1929 erhielt Altdorf ein eigenes Schulhaus mit vier Klassenzimmern. Die ehemalige Israelitische Schule wurde nun nicht mehr benötigt.



1929 baute die Gemeinde ein eigenes Schulhaus, heute Sitz der Ortsverwaltung, Orschweierer Straße 6. Bis die Nationalsozialisten die Juden aus dem Ort vertrieben, wurden die jüdischen Kinder zusammen mit den christlichen unterrichtet.

Dass den Juden wenigstens für einige Jahrzehnte eine eigene Schule zugestanden wurde, stellte kein besonderes Entgegenkommen dar. Die selbe Referenz erwies man auch Katholiken und Protestanten. Das Bedürfnis nach Pflege der eigenen religiösen Wurzeln im Zusammenhang mit dem Erwerb von Bildung verdient Respekt. Der Staat hat jedoch um des inneren Friedens willen die Pflicht, alle Bürger in eine Rechtsgemeinschaft zu integrieren. Die Schulen stellen hierfür ein hervorragendes Mittel dar, zumal der Staat hierfür auch beträchtliche finanzielle Mittel aufwendet. Wenn jedoch die religiösen Gemeinschaften das Bedürfnis haben, eigene Bildungsstätten für die Jugend zu errichten und zu einem zumutbaren finanziellen Eigenanteil bereit sind, soll der Staat dies angemessen unterstützen. Wer die eigenen religiös-kulturellen Wurzeln pflegt, muss kein schlechterer Staatsbürger sein. Im Gegenteil. Es macht daher Sinn, wenn z. B. die Jüdische Gemeinde in Berlin auch heute wieder eigene Schulen unterhält. Wenn sie die Menschenrechte und die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten akzeptieren und praktizieren, wird man diesen Wunsch auch den muslimischen Staatsbürgern nicht verwehren dürfen.

Anmerkungen

- 1 Schicksal und Geschichte der Jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier 1939–1988 (Ettenheim, 2. Auflage 1996). Abk.: Schicksal.
- 2 Ebenda 312–314.
- 3 Ebenda 43–45.
- 4 Ebenda 95–110.
- 5 Ebenda 285–311.
- 6 Staatsarchiv Freiburg: Abk.: SAF. B 701/4 Nr. 38.
- 7 Schicksal 105.
- 8 SAF B 717/8 Nr. 100.
- 9 SAF B 717/8 Nr. 100.
- 10 SAF B 717/8 Nr. 100.
- 11 SAF B 701/3 Nr. 38.
- 12 SAF B 717/8 Nr. 100.
- 13 SAF B 717/8 Nr. 94.
- 14 SAF B 701/3 Nr. 38.
- 15 SAF B 717/8 Nr. 100.
- 16 SAF B 717/8 Nr. 94.
- 17 SAF B 717/8 Nr. 94, 77/78.
- 18 SAF B 717/8 Nr. 94, 129.
- 19 SAF B 717/8 Nr. 94, 143.
- 20 SAF B 717/8 Nr. 94.
- 21 SAF B 717/8 Nr. 94.
- 22 SAF B 717/8 Nr. 94, 157.
- 23 SAF B 717/8 Nr. 100.
- 24 SAF B 701/9 Nr. 13.
- 25 SAF B 717/8 Nr. 94.
- 26 SAF B 717/8 Nr. 100.
- 27 SAF B 701/4 Nr. 37.
- 28 SAF B 701/4 Nr. 37.
- 29 SAF G 16/2 Nr. 79.
- 30 SAF B 701/4 Nr. 37.
- 31 SAF B 717/8 Nr. 94.
- 32 SAF G 16/2 Nr. 79.
- 33 SAF G 16/2 Nr. 79.

Leben mit zwei verschiedenen Zeiten: Die jüdischen Kalender aus dem Bestand der Schmieheimer Genisa

Monika Müller

Die Zahl der Objekte, die heute noch an die einst in Südbaden vorhandenen jüdischen Landgemeinden erinnern, ist gering. In den zurückliegenden Jahren konnten nur verhältnismäßig wenige Gegenstände ermittelt werden, die die Vernichtungspolitik des nationalsozialistischen Regimes überdauert haben.¹ Mit den Papier-, Textil-, Leder- und Metallobjekten, die vor einigen Jahren bei Umbauarbeiten am ehemaligen Schmieheimer Synagogengebäude gefunden wurden, liegen im südbadischen Raum nun erstmals die Überreste der Genisa (pl. Genisot) einer jüdischen Landgemeinde vor.² Eigentlich sind Genisot für die Einlagerung religiöser Schriften gedacht. Dennoch ist es keine Überraschung, dass in der Schmieheimer Genisa auch ein Wandkalender und sechs geheftete Taschenkalender gefunden wurden. Diese einst für profane Zwecke benutzten Druckwerke fanden sich in zahlreichen wieder entdeckten Genisot.³ Für die Forschung ist dies ein Glücksfall, denn jüdische Kalender sind in den vergangenen Jahrhunderten nur selten in die Bestände von Bibliotheken aufgenommen worden. Ihr Wert als historische Quelle war den Zeitgenossen offenbar nicht bewusst. Sie ahnten nicht, dass die Einträge in den Kalendern späteren Generationen interessante Einblicke in das Alltagsleben der jüdischen Landbevölkerung im 18. und 19. Jahrhundert geben können. Anhand der sieben in der Schmieheimer Genisa überlieferten Kalender soll im Rahmen dieses Beitrags aufgezeigt werden, wie diese Druckwerke gestaltet waren, und welche Erkenntnisse sich aus den darin enthaltenen Einträgen gewinnen lassen. Zuvor soll jedoch in einer längeren Einführung auf die Funktion, die Geschichte und den Inhalt der Schmieheimer Genisa eingegangen werden.

Funktion der Genisa

Der hebräische Terminus „Genisa“ bezeichnet einen Raum, in dem nicht mehr benutzbare religiöse Schriften und Gegenstände aufbewahrt werden. Etymologisch geht der Begriff auf den persischen Ausdruck für eine Art „Schatzkammer“, in der Geld, Schmuck und dergleichen verwahrt werden, zurück. Die Einrichtung von Genisot hat im Judentum eine lange Tradition. Auf diese Praxis wird bereits in der frühen rabbinischen Literatur verwiesen. Entstanden ist der Brauch aus den Vorschriften zum Umgang mit Schriften, die den heiligen Namen Gottes enthalten, den so genannten „Schemot“. Die Bezeichnung Schemot leitet sich von dem hebräischen

Wort „Schem“ ab, das in den religiösen Schriften als Umschreibung für den Gottesnamen verwendet wird. Abgenutzte, nicht mehr brauchbare Schemot dürfen nicht einfach weggeworfen werden. Sie müssen an einem Ort entsorgt werden, wo sie vor Missbrauch geschützt sind. Um dies zu gewährleisten, wurden sie in den Synagogen auf dem Dachboden oder in einem Nebenraum eingelagert. Im Lauf der Zeit fühlten sich die Juden nicht mehr nur im Hinblick auf die Schemot zur Aufbewahrung verpflichtet, sondern übernahmen den Brauch für alle mit hebräischen Buchstaben geschriebenen oder gedruckten Texte und Bücher sowie auch für die bei der Religionsausübung gebrauchten Gegenstände, die ihren Zweck erfüllt hatten. Aber auch profane Literatur, Privat- und Geschäftsbriefe, Ketubot (Eheverträge), Viehhandelsverträge, Rechnungen, Kalender und alltägliche Gebrauchsgegenstände wurden in den Genisot abgelegt, wenn sie ausgedient hatten oder nicht mehr benötigt wurden. Waren die Aufnahmekapazitäten der jeweiligen Genisa erschöpft, wurden die dort verwahrten Schriften und Gegenstände auf den jüdischen Friedhof gebracht und rituell begraben. Manchmal wurden die Begräbnisstellen anschließend eigens gekennzeichnet. So etwa auf dem jüdischen Friedhof in Altengronau in Südhessen, wo sich ein Grabstein mit der Aufschrift „Sefer Tora“ (Buch der Tora) befindet.⁴

Geschichte der Schmieheimer Genisa

Bei Renovierungsarbeiten, aber auch durch gezielte Suche wurden in den letzten drei Jahrzehnten in Süddeutschland in einer Reihe von ehemaligen Landsynagogen Genisot entdeckt.⁵ Besonders zahlreich waren die Genisafunde im fränkischen Raum, beispielhaft genannt seien hier Urspringen und Veitshöchheim.⁶ Größere Genisafunde sind zudem in der bayerisch-schwäbischen Kleinstadt Ichenhausen⁷ und in den in Württemberg gelegenen Orten Hechingen⁸, Baisingen⁹, Freudental¹⁰, Hochberg und Oberdorf gemacht worden. Im Bereich Badens sind bislang nur Funde aus dem Neckar-Odenwald-Kreis bekannt. Mitte der siebziger Jahre fand man in der inzwischen zu einer katholischen Kirche umfunktionierten früheren Synagoge von Merchingen bei Ravenstein in der Dachverschalung eine Genisa.¹¹ Eine weitere Genisa wurde Anfang der neunziger Jahre in der ehemaligen Synagoge von Sennfeld bei Adelsheim unter den Bodenbrettern des Dachgeschosses entdeckt.¹² Die Schmieheimer Genisa ist der erste Fund aus dem südbadischen Raum. Damit kommt ihr eine herausragende landesgeschichtliche Bedeutung zu.

Entdeckt wurde die Genisa 1997 bei Umbauarbeiten am alten Dachstuhl des einstigen Gotteshauses der jüdischen Gemeinde. Ein Mitglied des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim wurde damals durch Zufall auf einzelne Papierfragmente im Bauschutt vor dem Gebäude aufmerksam

und nahm diese an sich. Die geborgenen Stücke wurden im Jahr 1999 in der ehemaligen Synagoge Kippenheim im Rahmen der Ausstellung „Was blieb – Spuren jüdischen Lebens in der Ortenau“ gezeigt. Zu diesem Zeitpunkt war noch nicht bekannt, dass bei den Bauarbeiten weit mehr Materialien gesichert werden konnten. Anfang 2001 wurden diese dem Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim von den heutigen Eigentümern des früheren Schmieheimer Synagogengebäudes übergeben.¹³

Die Schmieheimer Genisa ist das Vermächtnis einer der größten jüdischen Landgemeinden, die in Baden während des 19. Jahrhunderts existierten.¹⁴ Wann genau die Genisa von der Gemeinde unter dem Dach der Schmieheimer Synagoge eingerichtet wurde, ist nicht bekannt. Als frühestmöglicher Zeitpunkt kommt das Jahr 1812 in Betracht, in dem das Gotteshaus erbaut wurde. Die größte Menge an unbrauchbar gewordenen Schriftstücken, Büchern und Objekten dürfte in den folgenden sechs Jahrzehnten in der Genisa deponiert worden sein, als Schmieheim ein Zentrum des jüdischen Lebens in der südlichen Ortenau war. Mit dem Wegzug vieler Gemeindemitglieder in die Städte ließen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wohl auch die Neueinlagerungen immer mehr nach. In Gebrauch war die Genisa vermutlich bis zum Novemberpogrom 1938. Mitglieder der Lahrer HJ-Gebietsführerschule zertrümmerten am Morgen des 10. November 1938 die Inneneinrichtung des Gotteshauses. Das Gebäude selbst überstand die Kriegszeit. Die Israelitische Landesgemeinde Südbaden verkaufte es im Jahr 1950 an eine Gerätebaufirma, die das ehemalige Gotteshaus zunächst umbaute und dann als Fabrik nutzte. In den folgenden Jahrzehnten wechselte das Gebäude mehrfach den Eigentümer. Durch die von den verschiedenen Inhabern durchgeführten Umbaumaßnahmen änderte sich sein äußeres Erscheinungsbild derart, dass heute beim Anblick des Gebäudes kaum noch seine ursprüngliche Funktion erkennbar ist.¹⁵

Inhalt der Genisa

In den wieder entdeckten Genisot ehemaliger jüdischer Landgemeinden konnten nur die Überreste der dort einst deponierten Schriften und Gegenstände ausgehoben werden. Der Großteil der Einlagerungen ist im Lauf der Zeit entfernt worden. Teilweise wurden die Genisot von den Landjuden selbst ausgeräumt und ihr Inhalt vermutlich nach alter Tradition auf dem Friedhof begraben, wenn eine Renovierung oder gar der Verkauf des Synagogengebäudes anstand. In weitaus größerem Umfang wurden die Genisabestände aber von den neuen nichtjüdischen Eigentümern weggeschafft, die die Gebäude nach der gewaltsamen Auflösung der jüdischen Landgemeinden erworben hatten. Nach dem Kauf ließen sie meist umfangreiche bauliche Veränderungen durchführen. Bis in die Gegenwart überdauern konnten meist nur die Objekte, die in unzugänglichen Hohlräumen lager-

ten. Da sie dort niemandem im Weg waren, ersparte man sich beim Umbau die Mühe, sie zu beseitigen. Die geborgenen Genisabestände stammen zum größten Teil aus dem 17. bis 19. Jahrhundert. Am umfangreichsten ist die Überlieferung aus der Zeit zwischen 1700 und 1850. Dies ist zum einen auf die damalige Prosperität der jüdischen Landgemeinden zurückzuführen. Zum anderen zeugt die Menge der Objekte aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert davon, dass die tradierten Vorschriften zum Entsorgen unbrauchbar gewordener Schriften und Gegenstände in jener Zeit allgemein beachtet wurden. Die erhalten gebliebenen Objekte sind in der Regel stark beschädigt. Dies liegt in der Natur der Sache, denn in den Genisot wurden ja nur abgenutzte und zerschlossene Dinge abgelegt. Anschließend haben aber auch die Lagerbedingungen maßgeblich zum Zerfall der Stücke beigetragen. So darf angenommen werden, dass die ausgemusterten Schriften und Utensilien bei der Ablagerung auf dem Dachboden einfach wahllos aufeinander gestapelt wurden. Ihre Konservierung war nicht beabsichtigt, sie sollten lediglich vor missbräuchlichem Umgang bewahrt werden. Stark in Mitleidenschaft gezogen wurden die Schriftstücke und Gegenstände zudem durch den Staub, den Bauschutt sowie den von Mäusen und Vögeln produzierten Dreck, mit dem sie auf den Dachböden umgeben waren. Schließlich trugen auch die Witterungseinflüsse wesentlich zu ihrem Zerfall bei.¹⁶

Auch im Falle der Schmieheimer Genisa ist davon auszugehen, dass der Gesamtumfang der Schriftstücke, Bücher und Gegenstände, die die jüdische Gemeinde auf dem Dachboden der Synagoge abgelegt hatte, wesentlich größer war. Die Objekte, die vor einigen Jahren gefunden wurden, stellen mit ziemlicher Gewissheit nur einen Restbestand der ursprünglichen Genisa dar. Das noch vorhandene Material besteht in der Hauptsache aus Papierunterlagen. Insgesamt liegen 45 Dokumente vor, die sich aus drei handschriftlichen Texten und 42 gedruckten Schriften zusammensetzen.¹⁷ Die Handschriften umfassen zwei Mesusot (Türpfosteninschriften) und einen Tefillintext, der einst in der würfelförmigen Lederkapsel eines Gebetsriemens (hebr. Tefillin) steckte. Bei den Druckschriften machen Gebetbücher, in denen die täglichen und die am Schabbat gesprochenen Gebete für das ganze Jahr zusammengestellt sind, die Hauptmasse der Überlieferung aus. Von diesen so genannten Siddurim konnten in der Genisa 25 Exemplare geborgen werden. Neben den Siddurim sind auch Fragmente von drei Machsorim erhalten geblieben. Als Machsor werden die Gebetbücher bezeichnet, die die Gebete und Texte für die Feiertage, also unter anderem für das Neujahrsfest Rosch haSchana, für den Versöhnungstag Jom Kippur, für das Laubhüttenfest Sukkot, für Pessach und für das Wochenfest Schawuot beinhalten. Von den religiösen Druckschriften, die in der jüdischen Gemeinde Schmieheim darüber hinaus in Gebrauch waren, sind nur wenige Einzelstücke überliefert: die letzten Seiten einer Pessach-Haggada,

ein Ausschnitt aus einer Hebräischen Bibel, ein Kompendium, in dem drei verschiedene Gebetbücher zusammengebunden sind, mehrere Seiten aus dem Buch „Chowot haLewawot“ (Die Pflichten des Herzens) von Bachja ibn Pakuda sowie Auszüge aus drei weiteren Druckschriften in jiddischer Sprache. Wie aus dieser Auflistung hervorgeht, sind im Bestand der Schmieheimer Genisa erwartungsgemäß vor allem religiöse Schriftstücke überliefert. Die erhaltenen profanen Druckwerke machen lediglich ein Sechstel der Papierunterlagen aus. Sie bestehen aus den bereits erwähnten sieben Kalendern, denen dieser Beitrag gewidmet ist.

Zusammen mit den handgeschriebenen Texten und den Druckschriften ist auch ein kleiner Rest der einst von der jüdischen Gemeinde eingelagerten Textil-, Leder- und Metallobjekte erhalten geblieben. Bislang konnte nur ein Teil der gefundenen Gegenstände identifiziert werden. Bei diesen handelt es sich um zwei Tefillin (Gebetsriemen), zwei Beutel zur Aufbewahrung von Tefillin, drei Mappot (Torawimpel) und die Überreste einer Mesusakapsel. Darüber hinaus sind ein geknotetes, seidenes Band und vier gleichförmige Metallstücke überliefert, deren Verwendungszweck bisher nicht geklärt werden konnte.¹⁸

Der Erhaltungszustand der Fundstücke differiert erheblich. Nur wenige Objekte sind weitgehend unversehrt erhalten geblieben. Die meisten weisen Schäden auf. Besonders stark sind die religiösen Druckschriften beschädigt. Von den vorliegenden Ausgaben ist keine vollständig überliefert, vielmehr sind bei der Mehrzahl große Teile des ursprünglichen Umfangs verloren gegangen. Die übrig gebliebenen Fragmente haben oft zerschlissene Seitenränder, außerdem sind die Seiten vielfach eingerissen, manchmal sind auch Teile des Textes von den Seiten abgerissen. Trotz dieser Beschädigungen sind die Fragmente, insgesamt betrachtet, aber bemerkenswert gut erhalten. Die darauf abgedruckten Texte sind bis auf wenige Ausnahmen problemlos lesbar.

Der fragmentarische Erhaltungszustand der religiösen Druckschriften hat zur Folge, dass in der Regel weder ihr Druckort noch ihr Erscheinungsjahr bekannt sind. Die entsprechenden Angaben waren auf den Titelblättern vermerkt, die fast durchgängig fehlen. Nur beim zweiten und dritten Teilstück des Gebetbuchkompendiums sind die Titelblätter dank ihrer Anordnung innerhalb des Buches erhalten geblieben. Auf ihnen ist festgehalten, dass die beiden Segmente 1788 und 1789 in Sulzbach bei Aaron und seinem Sohn Seckel gedruckt wurden.¹⁹ Für eine nachträgliche Bestimmung des Druckorts und des Erscheinungsjahrs der anderen religiösen Druckschriften sind umfangreiche bibliographische Recherchen notwendig, die hier nicht geleistet werden konnten.

Dass der Überlieferungszeitraum, den die Funde aus der Schmieheimer Genisa abdecken, dennoch genauer bestimmt werden kann, ist den erhaltenen Kalendern zu verdanken. Der Wandkalender und vier der Taschenka-

lender sind von kleineren Beschädigungen abgesehen vollständig mit allen Titel- und Herkunftsangaben überliefert. Dies ist nicht allein dem Zufall zuzuschreiben, sondern rührt auch daher, dass die Kalender (hebr. Luchot, im Singular Luach) schon nach einem Jahr unbrauchbar wurden. Infolgedessen waren sie bei ihrer Einlagerung auf dem Dachboden der Synagoge weit weniger abgenutzt als die Gebetbücher, die erst nach jahre-, oft jahrzehntelanger Verwendung in der Genisa deponiert wurden.²⁰ Die beiden Taschenkalender, die nur noch fragmentarisch vorliegen, können ebenfalls mühelos datiert werden. Denn in beiden Fragmenten ist die Seite enthalten, auf der nach christlicher Zeitrechnung das Jahr wechselt. Mithilfe des dort genannten neuen christlichen Jahres lässt sich der Gültigkeitszeitraum der Kalender bestimmen. In Abbildung 6 ist eine solche Seite zu sehen. Die Druckereien, in denen die Kalender hergestellt wurden, können nur bei den mitsamt Titelblatt vorliegenden Exemplaren angegeben werden.

Fasst man die verfügbaren Daten zusammen, ergibt sich folgendes Bild: Drei der sechs Taschenkalender stammen aus dem 18. Jahrhundert. Der älteste wurde 1739 in Frankfurt bei den Erben von Wolf Levi gedruckt. Die beiden anderen entstanden kurz nach 1780 in Fürth bei Isaak ben David Zirndorfer und Itzig ben Leib Buchbinder. Der Wandkalender wurde 1805 ebenfalls bei Isaak ben David Zirndorfer gefertigt. Die als Fragment vorliegenden Taschenkalender wurden 1822 und 1834 hergestellt. Der jüngste erhaltene kleinformatige Kalender wurde 1862 bei J. Lehrberger u. Comp. in Frankfurt/Rödelheim gedruckt. Die Papierdokumente der Schmieheimer Genisa reichen somit nachweisbar bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück. Wie aus den genannten Herstellungsorten ersichtlich wird, beinhalten sie Erzeugnisse aus verschiedenen traditionsreichen Standorten hebräischer Druckereien.²¹

Kalender

Die Kalender beginnen dem jüdischen Jahreszyklus entsprechend jeweils im Herbst mit dem ersten Tag des Monats Tischri, an dem das Neujahrsfest Rosch haSchana gefeiert wird, und enden ein Jahr später mit Erew Rosch haSchana, dem Vorabend des nächsten Neujahrsfestes. Zusätzlich zu den einzelnen Tagen des betreffenden jüdischen Jahres sind in ihnen stets auch die entsprechenden Monatstage nach dem christlichen Kalender abgedruckt. Präsentiert werden die Daten üblicherweise in drei Spalten: in der rechten Spalte werden jeweils die jüdischen Wochentage, in der mittleren die jüdischen Monatstage und in der linken die damit übereinstimmenden Tage des christlichen Kalenders angezeigt. In den älteren Kalendern sind alle Daten mit hebräischen Buchstaben angegeben. Im 19. Jahrhundert gingen die Druckereien dann dazu über, die hebräischen Schriftzeichen nur noch für die jüdischen Wochen- und Monatstage zu be-

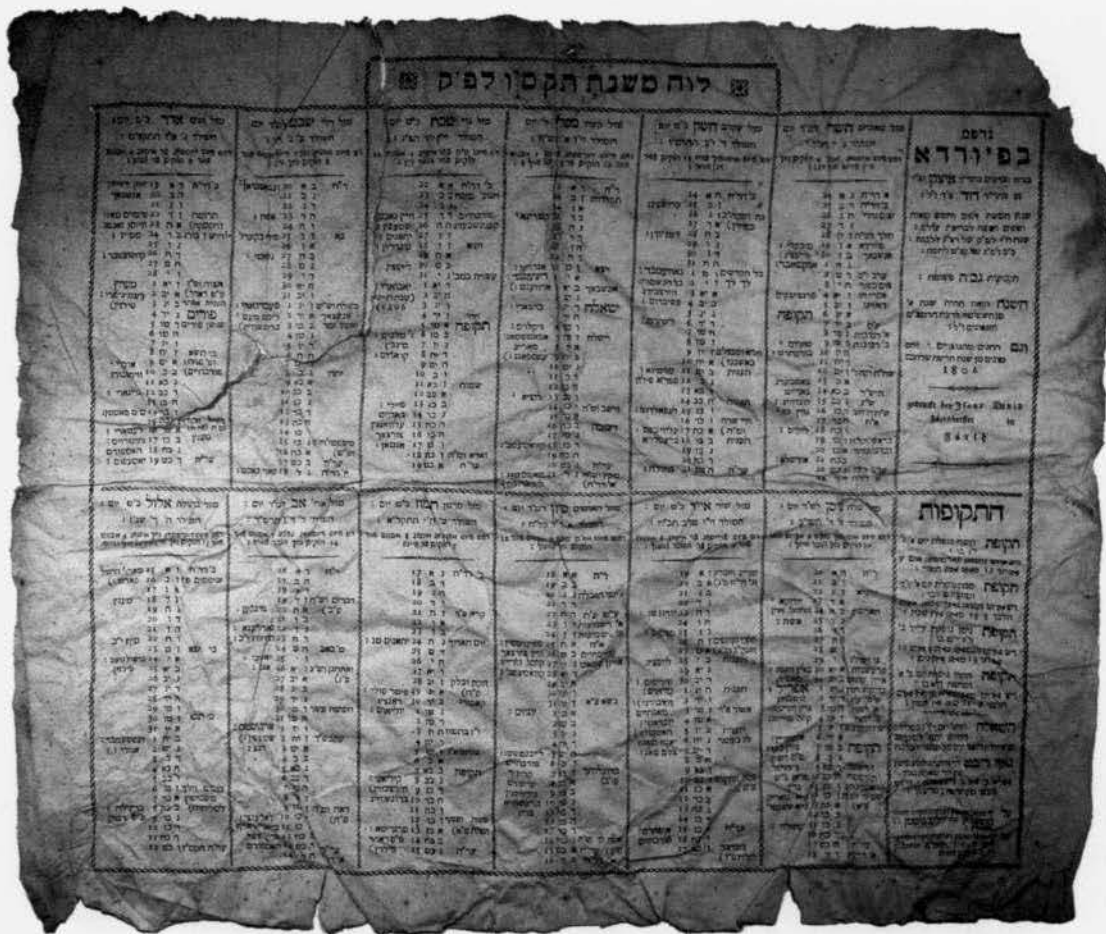


Abb. 1: Wandkalender für das Jahr 5566 (1805/1806)
 Gedruckt in Fürth bei Isaak ben David Zirndorfer 1805, 37 × 46 cm.

nutzen und für die Bezeichnung der christlichen Kalendertage arabische Ziffern zu verwenden. Die Auflistung der Monatstage ist in den Kalendern standardmäßig mit vielen ergänzenden Informationen ausgestattet. Am rechten Rand sind die jüdischen Feier- und Fasttage, der Beginn des Schabbats und die Wochenabschnitte der Tora vermerkt. Links wird auf die christlichen Feier- und Heiligtage, auf Märkte und Messen, auf Wetterprognosen sowie auch auf die Geburtstage der Regenten hingewiesen. Zum Teil sind die ergänzenden Anmerkungen in den Kalendern in zusammengefasster Form am unteren Seitenrand abgedruckt. Die Zeiten der Tekufot (Beginn der Jahreszeiten) und des Molad (Beginn des Neumonds) werden in den Kalendern getrennt von den Monatsdaten mitgeteilt. In den hier dokumentierten Ausgaben sind diese separaten Abschnitte meist dem eigentlichen Kalenderteil vorangestellt.²²

Der Wandkalender besteht aus einem großformatigen, einseitig bedruckten Blatt (Abb. 1). Dieses weist viele Knitterfalten und einen großen Riss am linken oberen Rand auf, außerdem ist die obere rechte Ecke abge-



Abb. 2: Taschenkalender für das Jahr 5500 (1739/1740)
Gedruckt in Frankfurt bei den Erben von Wolf Levi 1739, 9 × 5 cm.

rissen. Die Angaben zum jüdischen Jahr 5566 (1805/1806) sind aber vollständig erhalten. Auf dem Kalenderblatt sind mit spiralförmigen Linien 14 Felder eingetragen, die in zwei Reihen mit je sieben Feldern angeordnet sind. Im oberen Feld am rechten Rand werden einleitend das Kalenderjahr bestimmt, der Aufbau des Kalenders erläutert und sein Druckort genannt. Das Feld darunter enthält Informationen über die Tekufot. In den anschließenden 12 Monatsfeldern werden in der herkömmlichen Weise rechts die Wochentage und in der Mitte die Monatstage des jüdischen Jahres 5566 aufgelistet. In der linken Spalte sind die entsprechenden christlichen Monatstage angegeben. Am rechten Rand der Spalten finden sich die üblichen Vermerke zu den jüdischen Feier- und Fasttagen, zum Beginn des Schabbats und zu den Wochenabschnitten der Tora. Auf der linken Seite sind die christlichen Feier- und Heiligtage sowie Hinweise auf Märkte und Messen abgedruckt.

In den intakten Kalenderheften im Taschenformat sind zwischen 16 und 18 Blatt zusammengebunden. Der Taschenkalender für das Jahr 5500



Abb. 3: Taschenkalender für das Jahr 5623 (1862/1863)
Gedruckt in Frankfurt/Rödelheim bei J. Lehrberger u. Comp. 1862, 10 × 6 cm.

(1739/1740) und der Taschenkalender für das Jahr 5623 (1862/1863) sind komplett mit dem originalen farbigen Einband erhalten geblieben (Abb. 2 u. 3). Beim erstgenannten Kalenderheft handelt es sich um das älteste datierbare Fundstück im Bestand der Schmieheimer Genisa. Der Kalender für das Jahr 5623 ist das jüngste der datierbaren Objekte. Dass er aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt, ist auch daran zu erkennen, dass er zweisprachig angelegt ist. Die jüdischen Feiertage werden in ihm nicht nur am rechten Rand der Kolumnen mit den üblichen hebräischen Begriffen bezeichnet. Am Ende der betreffenden Seiten wird auf sie außerdem nochmals in deutscher Sprache hingewiesen.²³

Der Taschenkalender für das Jahr 5543 (1782/1783) befindet sich ebenfalls in gutem Zustand, ist im hinteren Teil aber beschädigt (Abb. 4 u. 5). Bei den letzten drei Blättern ist die obere Ecke abgerissen, dadurch ist auch ein Teil der Einträge verloren gegangen. Sucht man auf der Titelseite des Kalenders nach der Druckortbezeichnung, sticht zunächst die mit größeren hebräischen Schriftzeichen gesetzte Angabe „in Sulzbach“ in der



Abb. 4: Taschenkalender für das Jahr 5543 (1782/1783) Pseudo-Sulzbach, gedruckt in Fürth bei Isaak ben David Zirndorfer 1782, 11 × 7 cm.

letzten Zeile ins Auge. Liest man dann den gesamten Herkunftsnachweis, so stellt man fest, dass im vorausgehenden Text der in Fürth ansässige Drucker Isaak ben David Zirndorfer als Hersteller genannt wird.²⁴ Besonders hervorgehobene falsche Druckortnennungen sind typisch für die Taschenkalender, die zwischen 1762 und 1800 in Fürth entstanden sind. Die ortsansässigen Drucker täuschten in diesen Jahren bewusst einen renommierten Produktionsort vor. In der Regel wurde Sulzbach als fingierter Herkunftsort gewählt. Die Taschenkalender von 1762 und 1792 wurden ausnahmsweise als Amsterdamer Drucke ausgegeben.²⁵ Um einen Pseudo-Druck handelt es sich auch beim Taschenkalender für das Jahr 5545 (1784/1785) aus dem Bestand der Schmieheimer Genisa (Abb. 8 u. 9). Auf dem Titelblatt wird hier ebenfalls Sulzbach als Produktionsort vorgetäuscht. Der als Hersteller genannte Itzig ben Leib Buchbinder hatte seine Druckerei im Jahr 1761 aber in Fürth errichtet. Sie war bis 1792 in Betrieb.²⁶ Der vorliegende Kalender aus seiner Produktion ist abgesehen vom fehlenden Einband intakt überliefert.

Der Taschenkalender für das Jahr 5583 (1822/1823) ist nur fragmentarisch erhalten (Abb. 6). Er besteht aus zwei Teilstücken, die seitenverkehrt zusammengebunden sind. Von dem kleinformatigen Kalenderheft für das Jahr 5595 (1834/1835) sind nur noch zwei ungebunden ineinander liegen-



Abb. 5: Innenseite des Kalenders für das Jahr 5543 (1782/1783) mit Angaben zum Monat Adar/März
 Unter der Überschrift März wird im unteren Drittel auf der linken Seite unter anderem daran erinnert, dass in diesem Monat Kaiser Joseph II. (1741–1790) seinen Geburtstag feiert.

de Seitenbögen, also insgesamt acht Seiten vorhanden (Abb. 7). Durch die gliedernden Querstriche, die zwischen den Wochen gezogen sind, wirkt die Auflistung der Daten in dieser Kalenderausgabe viel übersichtlicher als in den anderen erhaltenen Heften. Neben der Datumsangabe vom 25. August findet sich der Vermerk „Ludwig“. Er bezieht sich auf den Geburtstag des bayerischen Königs Ludwig I. (1786–1868), der 1835 an diesem Tag 49 Jahre alt wurde.

Neben den kommentierten Monatsdaten und den Angaben zu den Tekufot und zum Molad hielten die Taschenkalender für ihre Benutzer viele weitere Daten, Informationen und Ratschläge bereit, die meist im hinteren Teil der kleinen Hefte zu finden sind.²⁷ In der so genannten „Chronik“ konnte nachgelesen werden, vor wie vielen Jahren bestimmte wichtige Ereignisse der jüdischen Geschichte stattgefunden haben. Der Liste, die mit der Erschaffung der Welt einsetzt, waren etwa in den Heften für das Jahr 5543 (1782/1783) und das Jahr 5545 (1784/1785) der Zeitpunkt der Geburt

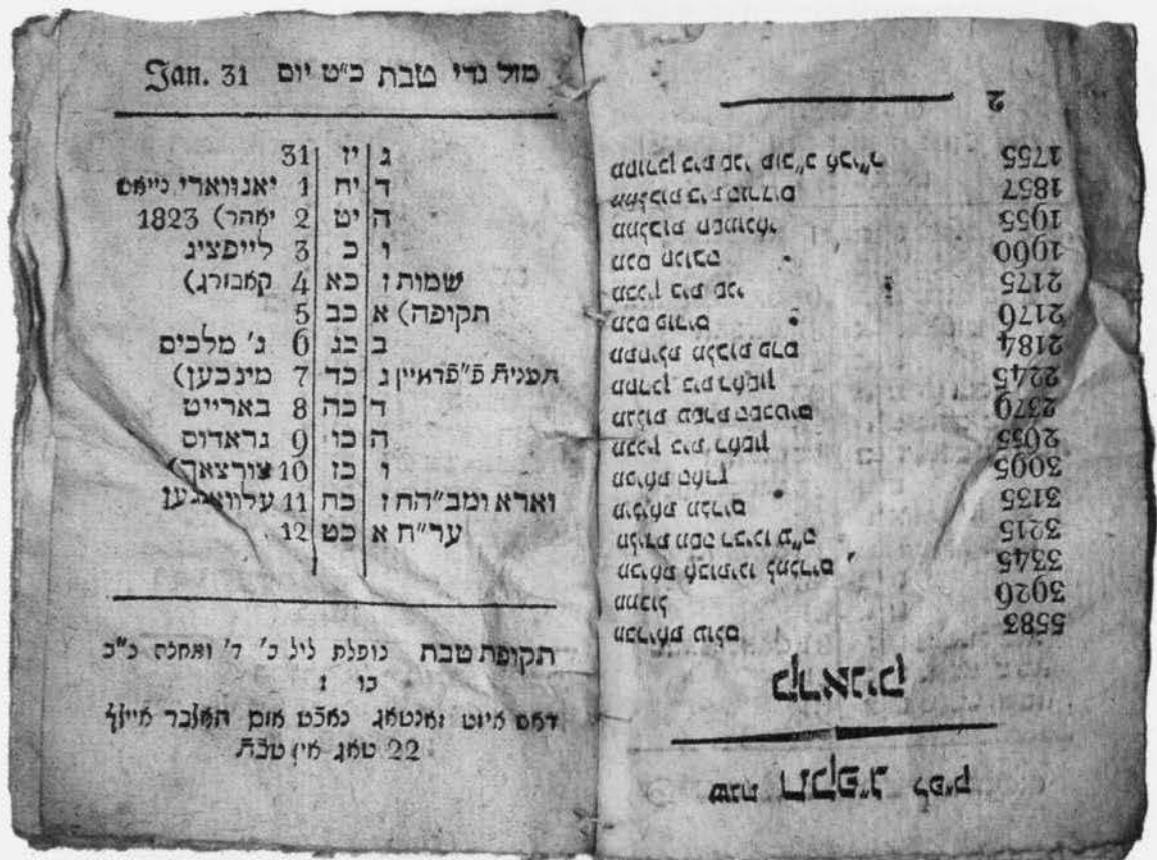


Abb. 6: Taschenkalender für das Jahr 5583 (1822/1823) Fragment, 10,5 × 7 cm.

Abrahams, der Bindung Isaaks, der Geburt Moses sowie der Zerstörung des ersten und des zweiten Tempels zu entnehmen. Die jüngeren Einträge verwiesen auf die Vertreibung der Juden aus England, Frankreich, Spanien und Portugal sowie zuletzt auf den Brand von Lissa in Großpolen.²⁸ Der mit „Aderlass-Tafel“ betitelte Abschnitt informierte die Benutzer der Kalenderhefte über die für diesen Eingriff günstigen und ungünstigen Tage. Im Taschenkalender für das Jahr 5545 (1784/1785) ist den abgegebenen Empfehlungen eine erläuternde Zeichnung beigelegt. Sie zeigt einen menschlichen Körper, auf dessen Aderlass-Punkte Striche zeigen, die von verschiedenen Sternkreiszeichen ausgehen. Mithilfe dieser bildlichen Darstellung fiel es den Zeitgenossen vermutlich um einiges leichter, sich die jeweiligen Monate einzuprägen, in denen es gemeinhin für sinnvoll gehalten wurde, an den bezeichneten Stellen zur Ader gelassen zu werden.²⁹ Im Anhang der Taschenkalender sind ferner auch Angaben zu den Gebetszeiten enthalten. In der Rubrik „Nachricht“ wird besonders für all diejenigen, die auf Reisen sind oder sich in einem Ort aufhalten, wo keine Juden wohnen, aufgeführt, wann man mit dem Nachmittagsgebet und dem Schabbat am Freitagnachmittag beginnen soll.³⁰

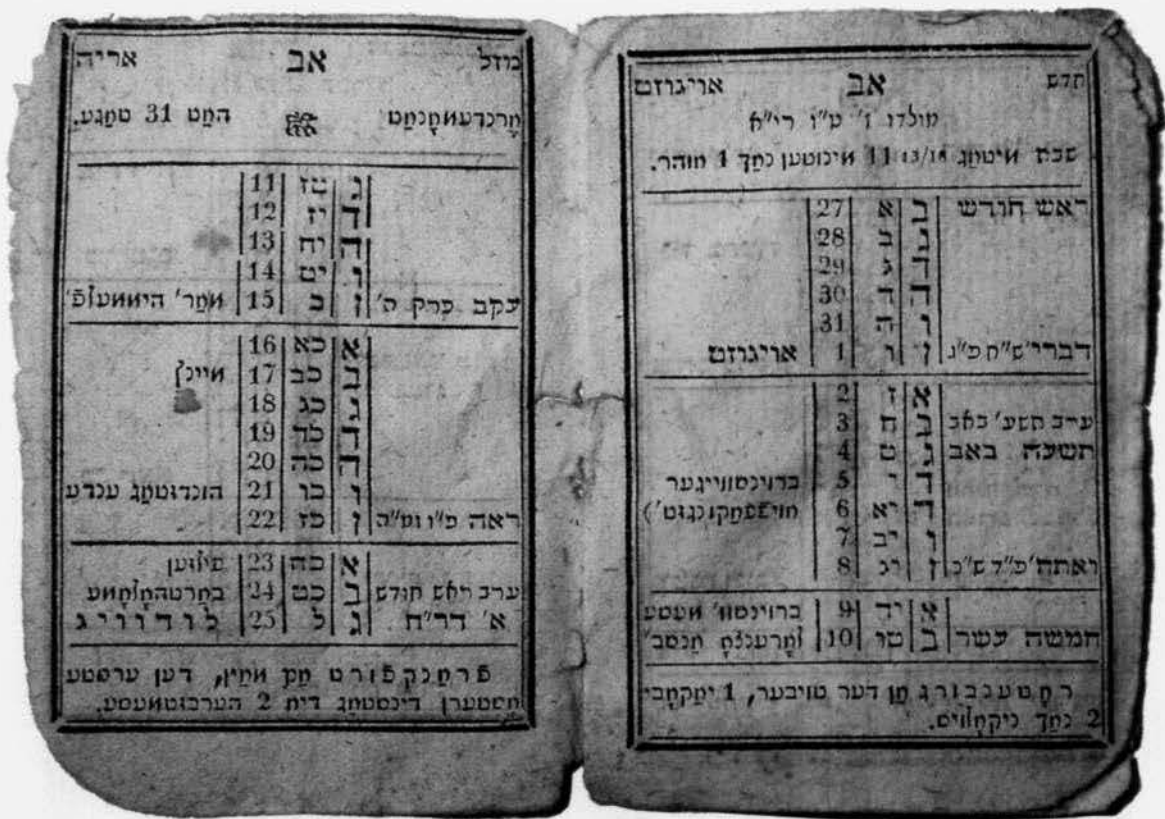


Abb. 7: Taschenkalender für das Jahr 5595 (1834/1835) Fragment, 9 × 6,5 cm.

Zur Verzierung des Titelblatts und der Monatsüberschriften im Innenteil der Kalender wurden von den jüdischen Druckern gerne Abbildungen der Sternzeichen verwendet. Auf dem Titelblatt des Taschenkalenders für das Jahr 5543 (1782/1783) sind die Symbole der Sternbilder beispielsweise zu zwei Zierleisten gruppiert, die die Angaben zum Kalenderjahr und den Herkunftsnachweis von oben und unten einrahmen (Abb. 4). Im Innern des Kalenders werden die Symbole bei den dazugehörigen Monaten wieder aufgegriffen. Sie erscheinen jeweils auf den Rückseiten rechts und links neben der Monatsüberschrift (Abb. 5).

Schlussbetrachtung

Die jüdischen Kalender waren für die Zeitgenossen gleich in mehrfacher Hinsicht sehr nützliche Nachschlagewerke. Zunächst konnten sie ihnen die Monatsdaten des aktuellen jüdischen Jahres entnehmen. Dies erscheint banal, aber die Abfolge der Monatstage ist im jüdischen Kalender starken Schwankungen unterworfen. Es erfordert aufwändige Berechnungen, um sie für jedes Jahr neu zu bestimmen. Aufgrund der starken Abweichungen



Abb. 8: Chronik aus dem Taschenkalender für das Jahr 5545 (1784/1785) Pseudo-Sulzbach, gedruckt in Fürth bei Itzig ben Leib Buchbinder 1784, 11 × 7 cm.

zwischen dem jüdischen und dem christlichen Kalender war es für die Benutzer der Hefte zudem sehr hilfreich, dass die verschiedenen Monatsdaten nebeneinander präsentiert wurden. So genügte ein Blick, um sich das aktuelle Datum anzueignen. Die Kalender dienten aber nicht nur der zeitlichen Orientierung, sondern waren auch in vielen anderen Belangen eine praktische Informationsquelle. Je nach Bedarf konnten in ihnen die Daten der jüdischen Feier- und Fasttage, die Anfangszeiten des Schabbats, die Wochenabschnitte der Tora, die christlichen Feier- und Heiligtage, Hinweise auf Märkte und Messen, Wetterprognosen, Geburtstage der Regenten, Empfehlungen zum Aderlass, Gebetszeiten und vieles mehr nachgeschlagen werden. Die Kombination der verschiedenen Daten, Informationen und Anmerkungen war vor allem für die jüdischen Händler unentbehrlich. Auf ihren tage-, je nachdem auch wochenlangen Handelsreisen waren sie auf die Kalenderhefte im handlichen Taschenformat angewiesen, um sich unterwegs zwischen den beiden Zeiten, in denen sie sich bewegten, zurechtzufinden. Die aufgelisteten Termine der wichtigsten Märkte und



Abb. 9: Illustration zur Aderlass-Tafel aus dem Taschenkalender für das Jahr 5545 (1784/1785)

Messen halfen ihnen bei der Planung ihrer Reiseroute. Mithilfe der Hinweise auf die christlichen Feiertage konnten sie sich überdies rechtzeitig über die Tage informieren, an denen sie nicht hausieren gehen durften. Schließlich unterstützten die Kalender die Händler auch bei der Ausübung ihres Glaubens. Die Angaben zu den Gebetszeiten, zum Schabbat und zu den jüdischen Feier- und Fasttagen erleichterten es ihnen, den eigenen Glauben vorschriftsmäßig zu praktizieren.³¹

Die Kalender, die in der Schmieheimer Genisa geborgen wurden, gehören zu den wenigen Unterlagen aus dem Privatbesitz der einst in der Ortenau ansässigen jüdischen Händler, die heute noch vorhanden sind.³² Als rare authentische Zeugnisse des jüdischen Alltagslebens sind sie für die regionalgeschichtliche Forschung und für die gedenkpädagogische Arbeit von hohem Wert. Allerdings ermöglichen diese Quellen für sich genommen nur sehr begrenzte Einblicke in das soziale und wirtschaftliche Leben der jüdischen Landgemeinde.³³ Wie der Gebetbuchbestand aus der Schmieheimer Genisa ist auch die Existenz der Kalender ein Beleg für die Lese- und Sprachkompetenzen der jüdischen Dorfbevölkerung im 18. und

19. Jahrhundert. Offensichtlich besaßen jedenfalls einzelne Mitglieder der Gemeinde genügend Hebräischkenntnisse, um die Kalender sinnvoll gebrauchen zu können.³⁴ Die parallele Anordnung der jüdischen und christlichen Monatsdaten verdeutlicht, dass die Juden als Minderheit in einer christlichen Umwelt lebten und sich mit zwei verschiedenen Zeitzählungen arrangieren mussten.³⁵ Für die jüdischen Händler gehörte dies ebenso selbstverständlich zum Berufsalltag wie die Teilnahme an den Märkten und Messen, die in den Kalendern vermerkt sind. Anhand der Städtenamen, mit denen auf diese Veranstaltungen hingewiesen wird, genannt werden unter anderem München, Würzburg, Bamberg, Kassel und Braunschweig, lassen sich die Distanzen erahnen, die die Händler aus der Ortenau bei der Ausübung ihres Berufes alljährlich zurücklegten.³⁶ Bislang sind die Lebensbedingungen der jüdischen Händler am Oberrhein nur unzureichend erforscht. Vielleicht dienen die Kalender, die im Bestand der Schmieheimer Genisa überliefert sind, als Anreiz, diese Bereiche künftig intensiver zu untersuchen.

Anmerkungen

- 1 Verschiedene bislang bekannte Objekte werden vorgestellt in Museum im Ritterhaus (Hrsg.): *Die Judaica-Sammlung*, Offenburg 1997 und Schellinger, Uwe/Stude, Jürgen: *Was blieb – Spuren jüdischen Lebens in der Ortenau*. Projekt und Ausstellung (1997–1999). Ehemalige Synagoge Kippenheim, unveröffentlichtes Manuskript. Zur Ausstellung in der Ehemaligen Synagoge Kippenheim siehe auch Reinbold, Wolfgang: *Was blieb – Spuren jüdischen Lebens in der Ortenau*. In: *Badische Zeitung* vom 15.09.1999 und Braun, Hildegard: *Privates und Stücke von Thora-Rollen*. In: *Lahrer Zeitung* vom 15.09.1999. Über neuere Brieffunde berichtet Schellinger, Uwe: *Wein, Wohltätigkeit und sozialer Aufstieg: Die Geschichte der jüdischen Familie Durlacher aus Kippenheim*. In: *Die Ortenau* 85 (2005), 379–400.
- 2 Die Objekte befinden sich in der Obhut des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim. Zum Zeitpunkt der Übergabe an den Förderverein befanden sie sich in einem sehr schlechten Zustand. Nachdem die Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg die notwendigen finanziellen Mittel bereitgestellt hatte, wurde die Verfasserin vom Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim damit beauftragt, die Papierunterlagen zu säubern und zu dokumentieren.
- 3 Vgl. Wiesemann, Falk: „Verborgene Zeugnisse“ der deutschen Landjuden. Eine Einführung in die Ausstellung. In: Ders.: *Genisa – Verborgenes Erbe der deutschen Landjuden*. Eine Ausstellung von The Hidden Legacy Foundation, Wien 1992, 15–31, hier: S. 26f sowie Hüttenmeister, Frowald Gil: *Die Genisot als Geschichtsquelle*. In: Ritscharz, Monika/Rürup, Reinhard (Hrsg.): *Jüdisches Leben auf dem Lande*. Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte, Tübingen 1997, 207–218, hier: 213f.
- 4 Vgl. Art. „Genizah“. In: *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 7, Jerusalem 1971, 404–407; Wiesemann: *Verborgene Zeugnisse*, 16–18, 24–28; Hüttenmeister: *Genisot als Geschichtsquelle*, 207–209, 213–216; Hüttenmeister, Frowald/Kohring, Heinrich: *Funde aus der Hechinger „Genisa“*. In: *Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte* 108 (1985), 215–234, hier: 217.

- 5 Vgl. auch zum Folgenden Wiesemann: *Verborgene Zeugnisse*, 23f; Hüttenmeister: *Genisot als Geschichtsquelle*, 217f.
- 6 Siehe hierzu Scherg, Leonhard: *Urspringen. Eine jüdische Gemeinde, eine Synagoge und eine Genisa*. In: Wiesemann: *Genisa*, 51–57; Edelmann, Martina: *Jüdisches Kulturmuseum Veitshöchheim, Haigerloch 1999*, 11–13; Süß, Hermann: *Zur literaturgeschichtlichen Bedeutung der Veitshöchheimer Genisa*. In: Wagner, Ulrich (Hrsg.): *Zeugnisse jüdischer Vergangenheit in Unterfranken, Würzburg 1987*, 78–83; außerdem Groiss-Lau, Eva: *Jüdisches Kulturgut auf dem Land. Synagogen, Realien und Tauchbäder in Oberfranken*, hrsg. von Klaus Guth, München, Berlin 1995, 112–118 sowie allgemein Baum, Hans-Peter: *Jüdisches Leben in Franken*. In: Wiesemann: *Genisa*, 33–50.
- 7 Siehe hierzu Armbruster, Fritz: *Ichenhausen. Was war, was blieb: Steine, Papier – Erinnerung*. In: Wiesemann, *Genisa*, 58–65.
- 8 Siehe hierzu den Artikel von Hüttenmeister/Kohring: *Funde aus der Hechinger „Genisa“* sowie Hüttenmeister, Gil: *Pocket-Calendars and Wall-Calendars from Two Genizot in Germany*. In: *Proceedings of the Ninth World Congress of Jewish Studies, Jerusalem 1986*, 183–189, hier: 183f.
- 9 Siehe hierzu Krins, Hubert: *Die Synagoge in Rottenburg-Baisingen. Ihre Rettung und Erhaltung*. In: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes* 24 (1995) 3, 91–98.
- 10 Siehe hierzu Hüttenmeister: *Pocket-Calendars and Wall-Calendars*, 183f.
- 11 Von den religiösen Schriften und Kultgegenständen, die darin enthalten waren, blieb offenbar aber nichts erhalten. Jedenfalls ist vor Ort über den Verbleib der Objekte nichts bekannt. Siehe hierzu http://www.alemannia-judaica.de/merchingen_synagoge.htm.
- 12 Ein Teil des größtenteils noch unbearbeiteten Fundes kann in der ständigen Ausstellung im früheren Sennfelder Synagogengebäude besichtigt werden. Ich danke Reinhart Lochmann für seine Auskünfte. Siehe hierzu http://www.alemannia-judaica.de/sennfeld_synagoge.htm.
- 13 Siehe hierzu auch http://www.alemannia-judaica.de/schmieheim_synagoge.htm.
- 14 Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Schmieheim siehe Pommerening, Günther: *Die Juden in Schmieheim. Untersuchung zur Geschichte und Kultur der Judenheit in einer badischen Landgemeinde*, Diss. Phil. Hamburg 1990; Baumann, Ulrich/Schulze, Costas: *Die Geschichte der jüdischen Gemeinde Schmieheim*. In: *Historischer Verein für Mittelbaden/Mitgliedergruppe Ettenheim (Hrsg.): Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier*, erweiterter Nachdruck Ettenheim 1997, 369–397 sowie Boll, Günter: *Die Entstehung der jüdischen Gemeinde in Schmieheim*. In: *Die Ortenau* 79 (1999), 643–646.
- 15 Vgl. Weis, Dieter: *Synagogen im früheren Amtsbezirk Ettenheim: Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim und Rust*. In: *Schicksal und Geschichte*, 127–138; Pommerening, Günther: *Der Novemberpogrom in Schmieheim*. In: *Ebd.*, 47–49 und Pommerening: *Die Juden in Schmieheim*, 75–80, 124f, 156f.
- 16 Vgl. Wiesemann: *Verborgene Zeugnisse*, 20–22, 24; siehe auch Hüttenmeister/Kohring: *Funde aus der Hechinger „Genisa“*, 218f.
- 17 Die 45 Dokumente wurden dem Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim in Form eines Papierbergs übergeben, der aus vielen zerknitterten und ineinander verkeilten Einzelseiten bestand. Anhand ihrer unterschiedlichen Formate, der verschiedenen Schriftbilder, der Seitennummerierung und der Überschriften ließen sich die meisten Seiten zu zusammengehörenden Einheiten kombinieren. Erst nach dem Abschluss die-

- ses Sortiervorgangs konnte die Anzahl der in der Genisa geborgenen Schriftstücke genau bestimmt werden.
- 18 Ein Vergleich mit den Überlieferungen aus anderen Genisot zeigt, dass es sich bei den in der ehemaligen Schmieheimer Synagoge gefundenen Objekten um typische Hinterlassenschaften einer jüdischen Landgemeinde handelt. Siehe zum Vergleich den Katalogteil in Wiesemann: Genisa sowie Hüttenmeister/Kohring: Funde aus der Hechinger „Genisa“, 218–231.
 - 19 Siehe hierzu Weinberg, Magnus: Die hebräischen Druckereien in Sulzbach. In: Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft 1 (1903), 19–203; 15 (1923), 125–155; 21 (1930), 319–370.
 - 20 Vgl. Hüttenmeister: Genisot als Geschichtsquelle, 214.
 - 21 Siehe hierzu Löwenstein, Leopold: Zur Geschichte der Juden in Fürth. Dritter Teil: Die hebräischen Druckereien in Fürth. In: Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft 10 (1912), hier: Nachdruck Hildesheim, New York 1974, 1–7; Rosenfeld, Mosche N.: Fürther Jüdische Kalender. Teil 1: Taschenkalender. In: Nachrichten für den jüdischen Bürger Fürths, 1989, 26–36, hier: 26–28; ders.: Fürther Jüdische Kalender. Teil 2: Wandkalender. In: Nachrichten für den jüdischen Bürger Fürths. 1990, 24–30, hier: 26.
 - 22 Siehe hierzu und zum Folgenden Rosenfeld: Taschenkalender, 31–35; Hüttenmeister: Pocket-Calendars and Wall-Calendars, 184; Wiesemann: Genisa, 190, 192, 195; Hüttenmeister/Kohring: Funde aus der Hechinger „Genisa“, 230.
 - 23 Vgl. Hüttenmeister: Genisot als Geschichtsquelle, 213.
 - 24 Zur Druckerei von Isaak ben David Zirndorfer siehe Löwenstein: Die hebräischen Druckereien in Fürth, 5–7.
 - 25 Vgl. Hüttenmeister: Pocket-Calendars and Wall-Calendars, 184f; Rosenfeld: Taschenkalender, 28; Wiesemann: Genisa, 194.
 - 26 Vgl. Löwenstein: Die hebräischen Druckereien in Fürth, 4.
 - 27 Zum Folgenden siehe allgemein Rosenfeld: Taschenkalender, 35; Hüttenmeister: Pocket-Calendars and Wall-Calendars, 184; Hüttenmeister/Kohring: Funde aus der Hechinger „Genisa“, 230, 232f; Wiesemann: Genisa, 191, 193.
 - 28 In Lissa gab es eine bedeutende jüdische Gemeinde. Vgl. Hüttenmeister/Kohring: Funde aus der Hechinger „Genisa“, 232; Wiesemann: Genisa, 191.
 - 29 Eine derartige Illustration ist auch abgedruckt in Wiesemann: Genisa, 191.
 - 30 Vgl. Hüttenmeister/Kohring: Funde aus der Hechinger „Genisa“, 232.
 - 31 Vgl. Wiesemann: Genisa, 195; Hüttenmeister: Genisot als Geschichtsquelle, 214.
 - 32 Auf die schlechte Quellenlage „gerade hinsichtlich der kleineren Viehhändler“ weist auch Ulrich Baumann hin: Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badischen Landgemeinden 1862–1940, Hamburg 2000, 40. Zu den Lebensbedingungen der Händlerfamilien in Südwestdeutschland siehe ebd., 37–47 sowie Richarz, Monika: Viehhandel und Landjuden im 19. Jahrhundert. Eine symbiotische Wirtschaftsbeziehung in Südwestdeutschland. In: Menora 1 (1990), 66–88.
 - 33 Siehe hierzu Hüttenmeister: Genisot als Geschichtsquelle, 208f, 216f.
 - 34 Vgl. ebd., 214; Wiesemann: Verborgene Zeugnisse, 24.
 - 35 Vgl. Wiesemann: Verborgene Zeugnisse, 27.
 - 36 Vgl. Rosenfeld: Taschenkalender, 35; Hüttenmeister: Genisot als Geschichtsquelle, 214.

Wolfram Rombach – Offenburgs Oberbürgermeister im Dritten Reich

Ludger Syré

Wenn man sich mit der Geschichte Offenburgs in der Zeit des Dritten Reiches befasst, stößt man immer wieder auf den Namen Rombach. Allerdings verbergen sich hinter diesem Namen zwei Personen, die nicht mit einander verwandt gewesen sind. Beiden Rombachs gemeinsam war die stark ausgeprägte nationalsozialistische Gesinnung; was sie unterschied, waren das Temperament und die Rigorosität, mit der sie diese Gesinnung in die Tat umsetzten. Beide waren Funktionsträger des nationalsozialistischen Regimes, pflegten aber einen unterschiedlichen politischen Stil, vermutlich als Folge einer divergierenden sozialen Herkunft und Sozialisation.

Bevor ich auf das Verhältnis der beiden lokalen NS-Leute eingehe, möchte ich einen Blick auf die Biographie des Offenburger Oberbürgermeisters werfen. Dabei werde ich an mehreren Stellen aus Wolfram Rombachs Lebenserinnerungen zitieren, die er Mitte der 1960er Jahre schrieb und später dem Stadtarchiv Offenburg zur Verfügung stellte. Bis zu seinem Tod blieben sie gesperrt.¹

Wolfram Rombach als NS-Oberbürgermeister von Offenburg

Wolfram Rombach entstammte, wie schon seine Mutter, einer Juristenfamilie. Sein Vater Dr. Hermann Rombach führte in Offenburg eine Praxis als Rechts- und Fiskalanwalt.² Es schien deshalb naheliegend, dass Sohn Wolfram, am 13. Januar 1897 in Offenburg geboren, sich nach dem Abitur am Humanistischen Gymnasium für das Studium der Rechtswissenschaft entschied, das er 1916 an der Kaiserlichen Universität zu Straßburg begann. Wie viele junge Männer seiner Generation hatte Rombach im Sommer 1914 eine tiefe Kriegsbegeisterung erfasst, doch da er in den Augen seiner Eltern einen „schwächlichen Gesundheitszustand“ hatte, erlaubten sie ihm vor dem 20. Lebensjahr den Kriegsdienst nicht. Erst im Januar 1917 konnte er sich freiwillig melden. Im März wurde er, obwohl auf dem linken Auge blind, an die Westfront geschickt, wo er jedoch nach kurzem Kampfeinsatz verwundet wurde und u. a. wegen einer Gasvergiftung mehrere Monate im Lazarett verbringen musste. Bei Kriegsende hatte er den Rang eines Vizefeldwebels der Reserve erreicht, aber leider keine Beförderung zum Reserveoffizier, was ihn so bedrückte, dass er später nichts unversucht ließ, diesen Dienstgrad doch noch zu erreichen.

Während vielen Angehörigen seiner Generation die Rückkehr ins zivile Leben nicht gelang, setzte Rombach 1919 das Jurastudium fort, bestand das Examen und promovierte, wie sein Vater, zum Dr. jur. mit einer Dissertation über „Die internationalen Grundsätze im geltenden deutschen Steuerrecht“ und trat dann in die Kanzlei des Vaters ein, die er nach dessen Tod 1930 weiterführte.

Was bewog Rombach, der nach eigener Aussage einem nationalliberal orientierten, die Weimarer Republik akzeptierenden Elternhaus entstammte, sich ab 1925 der deutsch-völkischen und ab 1928 der nationalsozialistischen Bewegung zuzuwenden? Der politische Umsturz 1918, der Vertrag von Versailles, die französische Besetzung Offenburgs 1923, der als unfähig zur Lösung aller wirtschaftlichen und sozialen Probleme angesehene Parlamentarismus mögen die politische Radikalisierung gefördert haben. Von ausschlaggebender Bedeutung wurde nach eigenem Bekunden die Begegnung mit Reichsorganisationsleiter Gregor Strasser, den Rombach in seinen Erinnerungen das „soziale Gewissen der Bewegung“ nannte und auf den er auch nach 1933 „eingeschworen“ blieb.³ Im September 1928 lauschte er Strassers Rede in der Offenburger Michelhalle. „Bekämpfung der jüdischen Vorherrschaft“, „Brechung der Zinsknechtschaft“, „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“: Diese und andere Phrasen nationalsozialistischer Rhetorik – beim gemeinsamen Frühstück im Hotel „Sonne“ vertieft – fielen bei Wolfram Rombach auf fruchtbaren Boden. Im Dezember trat er der NSDAP bei.

In den folgenden Jahren leistete Rombach seinen ganz persönlichen Anteil zum Aufstieg des Nationalsozialismus in Offenburg, auf den er sichtlich stolz war: „Weshalb und wie ich Nationalsozialist wurde und wie ich zur ‚Machtergreifung‘ beitrug“, überschrieb er dieses Kapitel seiner Erinnerungen. Im September 1929 fuhr er mit Dr. Oskar Hüsey, dem späteren braunen Oberbürgermeister Karlsruhes, zum Reichsparteitag der NSDAP nach Nürnberg. Ideologisch aufgerüstet wirkte er fortan als Propagandist für die 1924 von Otto Wacker gegründete Ortsgruppe Offenburg, bestritt zahlreiche Auftritte auf eigenen und fremden Parteiversammlungen und zog als Folge der Kommunalwahl vom 16. November 1930, bei der die NSDAP 19,5 Prozent der Stimmen erhalten hatte, in den Offenburger Gemeinderat ein. Der dreiköpfigen NSDAP-Fraktion gehörten außerdem Friedrich Kraus, Leiter der Allgemeinen Ortskrankenkasse, und Fritz Völker an, der kurze Zeit später durch Karl Rombach ersetzt wurde. In der Partei hatte Wolfram Rombach schon im Sommer 1930 Karriere gemacht: Nach dem Tod von Friedrich Klink, der während einer Wahlkundgebung einen Schlaganfall erlitten hatte, war er vom Gauleiter der badischen NSDAP, Robert Wagner, mit dem Posten des Kreisleiters betraut worden.

Zum Entschluss, dieses Amt zu übernehmen, bekannte er sich auch lange nach Kriegsende noch ohne jede Einschränkung: „Er hat mein Leben

herausgehoben aus der Eintönigkeit der billionenfach nach Schema X abgespulten Lebenswege und es trotz viel Kummer, Sorgen und Opfern erst richtig lebenswert gemacht.“⁴

Einen Höhepunkt der so genannten Kampfzeit erlebten Offenburgs Nationalsozialisten am 8. November 1930, als Adolf Hitler selbst anlässlich der bevorstehenden Kommunalwahlen vor über 10.000 aus ganz Baden angereisten Menschen sprach. Im Anschluss an seine Rede in den beiden Landwirtschaftlichen Hallen kam es zu tumultartigen Szenen, zu einem regelrechten Chaos, für das Robert Wagner den örtlichen NSDAP-Vertreter, also den Offenburger Kreisleiter verantwortlich gemacht haben soll. Glaubt man Wolfram Rombach, dann legte diese organisatorische Panne „die Grundlage für die Aversion des Gauleiters“ gegen ihn.⁵

Am 30. Januar 1933 ernannte Reichspräsident Paul Hindenburg Adolf Hitler zum Reichskanzler. Hitlers Offenburger Anhänger feierten diesen Erfolg mit einer so genannten „Freiheitskundgebung“ und einem Fackelzug durch die Stadt. Die übrigen Einwohner verharrten zunächst in der Rolle des Zuschauers, doch schon zwei Tage später, mit der Auflösung des Reichstags und der Ansetzung von Neuwahlen, konnten aufmerksame Bürger erkennen, wohin die neue Regierung steuerte. Trotz massiver Behinderung von KPD, SPD und Zentrum erreichte Hitler am 5. März die absolute Mehrheit nicht. In Offenburg blieb die NSDAP mit 41,3 Prozent (4.765 Stimmen) unter dem Reichs- und unter dem Landesdurchschnitt (von 43,9 bzw. 45,5 Prozent), wurde aber in allen Stimmbezirken stärkste Partei. Wie in vielen anderen Orten auch feierte die NSDAP-Ortsgruppe den Sieg mit dem Aufziehen der Hakenkreuzfahne auf dem Rathaus.⁶

Der Einzige, der sich dieser Provokation widersetzte, war Offenburgs sozialdemokratischer Bürgermeister Walther Blumenstock, der daraufhin erstes prominentes Opfer der nationalsozialistischen Machtergreifung auf lokaler Ebene wurde. Er emigrierte in die Niederlande, mitsamt eines Teils seiner Pension. Dass er diese zum regelrechten Entsetzen vieler Nationalsozialisten behielt, glaubte Blumenstock Dr. Wolfram Rombach zu verdanken gehabt zu haben, weshalb er diesen später – zumal aus räumlicher Distanz und zeitlicher Perspektive – recht milde beurteilte. Rombach, so schrieb er 1968, sei „kein fanatischer Nationalsozialist“ gewesen: „Das ‚Rombächlein‘, wie wir ihn nannten, war eine belustigend naive, aber sicher menschlich integre Persönlichkeit, und als er von der Welle der Macht auf einen ihm sicher nicht gemäßen Posten gespült wurde, hat er sicher manchen Exzeß jenes Menschenbeherrschungssystems in Offenburg zu mildern oder zu verhindern verstanden.“⁷

Den von Blumenstock angesprochenen Posten erhielt Rombach ein Jahr nach der Machtergreifung. Aus politischer Naivität oder in Unkenntnis des nun herrschenden Führerprinzips beraumte der Stadtrat für den 17. Februar 1934 die Neuwahl des Oberbürgermeisters an. Der Wahlakt entfiel jedoch,

da der badische Minister des Innern, Karl Pflaumer, Rombach bereits ernannt hatte. Es versteht sich fast von selbst, dass die Nationalsozialisten auf Dauer keinen Zentrums-Mann an der Spitze der Stadt duldeten, und es ist auch keine Frage, dass Wolfram Rombach an dem Amt des Stadtoberhauptes persönlich interessiert war. Ob er seinen Vorgänger Josef Holler regelrecht aus dem Amt gedrängt hat, lässt sich heute nicht mehr zweifelsfrei klären. Holler selbst soll diesem Eindruck nach Kriegsende in einer eidesstattlichen Erklärung entgegengetreten sein. Sicher ist, dass Holler erst in dem Moment ausschied, als sein Wechsel zum Notariat Freiburg und damit sein Verbleib im Staatsdienst gesichert waren.

Noch am gleichen Tag stellte Rombach bei einer improvisierten Veranstaltung in der Michelhalle sein kommunalpolitisches Programm vor. Dabei dankte er seinem Vorgänger und rief dann alle Bürger auf, „gemeinsam zum Wohl unserer Heimatstadt zusammenzuarbeiten.“ In seinen Lebenserinnerungen vergaß er nicht mitzuteilen: „Schliesslich gab ich noch unter grossem Beifall bekannt, dass ich anstelle des sonst üblichen Festbanquets am kommenden Vormittag 200 Volksschüler und Volksschülerinnen aus minderbemittelten Kreisen zu Kaffee, Kuchen und Kasperletheater einlade.“⁸ Der neue Oberbürgermeister bemühte sich offenkundig um Popularität; nicht zu übersehen ist aber auch die Absicht, die eigene Geschäftsführung im Nachhinein als recht harmlos erscheinen zu lassen.

Rombach war stolz darauf, „an hervorgehobener, wenn auch nicht gerade prominenter Stelle, am Aufbau eines – wie ich mit Grund hoffte – besseren und glücklicheren Deutschland mitwirken zu können.“⁹ Für die negativen Seiten der NS-Herrschaft machte er andere verantwortlich. Er, Rombach, habe sofort den Dienststellen der Partei und ihren Gliederungen den Befehl erteilt, „jeglichen Exzess gegenüber politischen Gegnern und Juden zu verhindern.“¹⁰

Für die Verhaftung der KPD-Mitglieder, die wie Richard Bätz und Otto Schneider in der Nacht zum 21. Mai in ihren Wohnungen verhaftet und monatelang im Konzentrationslager Heuberg bei Stetten am Kalten Markt eingesperrt wurden, fühlte er sich ebenso wenig verantwortlich wie für die Entlassung der einzigen jüdischen Angestellten der Stadtverwaltung am 29. März 1933 – auf Antrag der NSDAP – oder für den Boykott der jüdischen Geschäfte am 1. April 1933, zu dem er vor dem Rathaus als Kreisleiter aufrief. Seine Rolle dabei rechtfertigte er später wie folgt: „Um auf alle Fälle Ausschreitungen zu vermeiden, bestellte ich mich selbst zum Kundgebungsredner [...] Exzesse gab es nicht, die vor den jüdischen Geschäften mit – sachlichen [!] – Boykottplakaten aufgestellten SA-Trupps waren am nächsten Tag verschwunden und die Parteileitung hatte ihren Willen.“¹¹ Fragt sich nur, wer war die Parteileitung? Offenbar saß die in Karlsruhe oder in Berlin, bis hinunter in die Offenburger Kreisleitung reichte sie scheinbar nicht.

Rombach behauptete später, den Boykott „für inhuman und auch für politisch falsch“ gehalten zu haben. Merkwürdig ist nur, warum er dann dem Direktor der (städtischen) Sparkasse, Hermann Roos, Mitteilung machte, dass einer seiner Angestellten 1934 und 1935 in einem jüdischen Geschäft „Wareneinkäufe getätigt“ habe und Roos bat, „gegebenenfalls die geeignet erscheinenden Massnahmen“ zu ergreifen.¹² „In der Judenfrage waren für mich humanitäre und politische Zweckmäßigkeitserwägungen massgebend“, liest man in seinen Erinnerungen.¹³ Offensichtlich gehörte Denunziation im Einzelfall auch dazu.

Alle antijüdischen Maßnahmen seien nicht in seine Zuständigkeit gefallen, rechtfertigte sich Rombach später. Dabei ignorierte er die Tatsache, dass er bis 1936 der wichtigste politische Leiter der Partei im Kreis Offenburg war und auch danach im Amt des Oberbürgermeisters ein herausragender Repräsentant des Regimes blieb, so dass er sich nicht mit der rein formalen Abgrenzung von Zuständigkeitsbereichen entschuldigen kann. Nur als Entgleisung kann man die Behauptung werten: „Im übrigen kann ich mich nicht entsinnen, in Offenburg jemals einen Juden mit einem gelben Stern gesehen zu haben ...“¹⁴ Auch nach der Deportation der badischen Juden nach Südfrankreich im Oktober 1940 lebten noch einzelne Juden in Offenburg, die seit 1941 den Judenstern tragen mussten.

Auf seine Fahnen schrieb er sowohl während als auch nach der Zeit des Dritten Reiches alle Errungenschaften des „nationalsozialistischen Aufbaus“, die unter seiner Leitung vollbracht worden waren. Dazu zählten etwa der Bau neuer Siedlungen und Wohnungen, die Maßnahmen im Bereich des Tiefbaus, die Verbesserung der kommunalen Infrastruktur, beispielsweise die Neuerrichtung der Ortenauer Milchzentrale oder der Bau der Schlachtviehhalle usw. Wegen der Personalunion zwischen Oberbürgermeister, Kreisvorsitzendem und Kreisleiter konnte er in den ersten Jahren nach der Machtergreifung seine kommunalpolitischen Pläne ohne politische und bürokratische Komplikationen durchziehen. Seine Lebensaufgabe erblickte er darin, Offenburg „zu einer in jeder Beziehung attraktiven und darum auch echten Zentrale Mittelbadens zu machen und in vernünftigem Rahmen auch zu einem gewissen politisch-kulturellen Gegenpol gegen die große, leider 1918 französisch gewordene Landeshauptstadt des Elsass, Straßburg.“¹⁵ Die Förderung des Sports und der Kultur spielten dabei eine gewichtige Rolle.¹⁶

Leider, so Rombach im Rückblick, seien ihm nur fünfeinhalb Jahre Aufbauarbeit vergönnt gewesen, durch die bewiesen werden konnte, „was die zusammenfassende Konzentration eines nicht entarteten nationalen Sozialismus für die Volksgemeinschaft zu leisten vermag und nicht nur in der Mittelstadt Offenburg geleistet hat.“¹⁷

Zu einem wichtigen Datum in Rombachs politischer Biographie wurde das Jahr 1936. Bisher war er sowohl Oberbürgermeister als auch NSDAP-

Kreisleiter gewesen. Alle ein bis zwei Monate nahm er in der Karlsruher Reichsstatthaltereier Kreisleitersitzungen teil, die – selbstverständlich, möchte man sagen – den „Charakter reiner Befehlsausgaben“ hatten. Und in regelmäßigen Abständen rief ihn die Partei in gleicher Absicht nach Berlin. 1936 ordnete Hitler an, die bis dahin häufig anzutreffende Personalunion aufzuheben. Vor die Alternative gestellt, gab Rombach die Funktion des Kreisleiters ab. Oder hatte er gar keine Entscheidungsfreiheit? „Die Wahl zwischen den beiden Positionen“, schreibt er, „wurde mir von der Gauleitung abgenommen.“¹⁸ Er sei ins Gaupersonalamt nach Karlsruhe einbestellt worden, wo ihm der „Wunsch“ des Gauleiters und Reichsstatthalters eröffnet worden sei, er möge sich künftig allein der Aufgabe des Oberbürgermeisters widmen.

Seine letzte Ansprache als Kreisleiter hielt Rombach zur Begrüßung des Jäger-Infanterieregiments 75, das am 7. März 1936 die Offenburger Kaserne bezog. In seiner Rede erinnerte er an die „tiefste Verelendung unserer engeren Heimat“, womit er die Zeit der französischen Besetzung meinte, und beschwor die Bürger, sich mit „ihren“ Soldaten zu identifizieren.¹⁹ Der Ausbau Offenburgs zur Garnisonsstadt und die enge Partnerschaft zwischen Wehrmacht und Stadt lagen Rombach so sehr am Herzen, dass er schon im Zuge der Remilitarisierung des Rheinlandes alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, das einstige Kasernenareal wieder mobil zu machen. Dies erforderte die Umsiedlung von privaten und kommunalen Gewerbebetrieben und die Umquartierung von über hundert Familien.

Konflikte mit NSDAP-Kreisleiter Karl Rombach

Wolfram Rombachs Nachfolger als Kreisleiter wurde sein Namensvetter Karl Rombach, ein radikaler Parteigänger Hitlers. 1898 in Ettenheimmünster geboren, diente er ab 1917 in der Kaiserlichen Marine. Nach Kriegsende arbeitete er als Müller in Münchweier, ab 1927 in der Offenburger Kunstmühle Hildebrand, teils als Walzenführer, teils als Reisender. 1929 trat er der NSDAP bei, für die er die „Ortenauer Volkswarte“ herausgab, eine Kreisbeilage des regionalen NS-Blattes „Der Führer“, die sich der politischen Hetze gegen die Weimarer Parteien verschrieben hatte. Unter anderem deswegen, weil er Reichskanzler Heinrich Brüning einen „Schweinehund“ genannt hatte, wurde er zu einer Geldstrafe verurteilt, was seinem Ansehen innerhalb der Partei vermutlich nur nützlich war.

Im Februar 1931 übertrug ihm Kreisleiter Wolfram Rombach die Funktion des Ortsgruppenführers und im Mai desselben Jahres rückte er für die NSDAP in den Stadtrat nach. Nach der Entlassung Blumenstocks übernahm er das Amt des Zweiten Bürgermeisters, allerdings nur für einige Monate, denn im Januar 1934 berief ihn die Partei zum Kreisleiter und gleichzeitig zum Bürgermeister von Oberkirch. Als dieser Landkreis im

Zuge der Kreisreform 1936 aufgelöst bzw. in den Kreis Offenburg integriert wurde, machte ihn die Partei zum – nunmehr hauptamtlich bezahlten – Kreisleiter von Offenburg.

Oberbürgermeister und Kreisleiter hießen also weiterhin Rombach, nur dass es sich jetzt um zwei verschiedene Personen handelte, zudem um zwei unterschiedliche Charaktere. Auch wenn Wolfram Rombach über Karl Rombach schrieb, dieser sei ein „überzeugter Nationalsozialist“ gewesen – galt das, nebenbei gefragt, für ihn nicht auch? – dabei „bauernschlau und überraschend klug taktierend [...] Zum Radikalen entwickelte er [Karl Rombach; Anm. des Autors] sich – offenbar unter dem Einfluss des Gauleiters – erst im Laufe der Kriegsjahre“²⁰, dann kann das nicht darüber hinweg täuschen, dass das politische und persönliche Verhältnis zwischen beiden von Anfang an von spürbarer Konkurrenz und gegenseitiger Abneigung geprägt war.

Sicherlich spielte auch die soziale Distanz eine Rolle. Mit dem Offenburger Landrat Kurt Sander, Parteigenosse seit 1933, und mit dem Freiburger Landeskommissär Paul Schwoerer, der kein frühes Parteimitglied war, kam der Oberbürgermeister nach eigenem Bekunden deshalb gut aus, weil „wir alle drei der gleichen Gesellschaftsschicht angehörten, national eingestellt, evangelisch und nicht zuletzt ‚gelernte‘ Juristen waren“²¹. Das traf auf den Müller Rombach nicht zu, und auf Gauleiter Wagner auch nicht, welcher aus seiner Aversion gegen Akademiker und Intellektuelle nie einen Hehl machte.²² Tatsache ist, dass sich der Kreisleiter in allen Konfliktfällen auf seinen Gauleiter verlassen konnte. Und Reibungspunkte gab es zahlreiche.

Dazu gehörte beispielsweise die Zusammensetzung des vierzehnköpfigen Stadtrats, dessen Mitglieder seit der 1935 erlassenen „Deutschen Gemeindeordnung“ „Ratsherren“ hießen. Diese hatten nur noch beratende Funktion und wurden gemäß dem Führerprinzip nicht mehr gewählt, sondern auf Vorschlag des Oberbürgermeisters vom Parteibeauftragten berufen. Aus Sicht Rombachs sollten die Ratsherren der verlängerte Arm der Stadtverwaltung sein und in der Bevölkerung für die Maßnahmen der Stadtverwaltung „werben“. Er legte daher Wert auf „integre“ Männer – Frauen gab es in dieser Position nicht –, „die national und sozial zuverlässig, in einer möglichst weiten Bevölkerungsschicht verwurzelt sind und durch ihre Persönlichkeit andere Volksgenossen zur Mitarbeit verpflichten.“²³ Doch genau an diesen Persönlichkeiten mangelte es, wohl nicht nur in Offenburg. Für den Parteibeauftragten zählten ohnehin andere Kriterien. Für ihn war wichtig, ob ein Kandidat für die NSDAP nützlich war; Vorstrafen oder kriminelle Aktivitäten wurden geflissentlich übersehen.

Dazu ein paar Beispiele.²⁴ 1939 wurde der Kaufmann August Diebold als Ratsherr entlassen, weil er in alkoholisiertem Zustand Stadtverwaltung und Stadtrat öffentlich beschimpft hatte. Er war von seinem Kollegen, Ortsgruppenleiter Oskar Wiegert, der in der Bevölkerung als Denunziant

galt, angeschwärzt worden. Als Nachfolger setzte Kreisleiter Karl Rombach gegen den erklärten Willen des Oberbürgermeisters den Kreis-Obmann der Deutschen Arbeitsfront, Albert Herrmann, durch. Dieser hatte sich während der Reichsprogromnacht im Jahr zuvor an den Ausschreitungen gegen die Juden beteiligt. Als er im Sommer 1940 eines Morgens in betrunkenem Zustand einen Radfahrer überfuhr und tötete und dafür vom Landgericht Offenburg die lächerlich milde Strafe von 200 Reichsmark erhielt, gab es in der Bevölkerung spürbaren Unmut. Wolfram Rombachs Antrag auf Entlassung Herrmanns entsprachen jedoch weder der Kreisleiter noch der Landrat.

Wie wenig der Oberbürgermeister im Ernstfall gegen den Willen der Partei ausrichten konnte, zeigte sich besonders gegen Kriegsende, so etwa im Jahre 1944, als der Aufseher des Westarbeiterlagers, ein notorischer Trinker, einen französischen Zwangsarbeiter erschoss und bei anderer Gelegenheit den russischen Zwangsarbeitern drohte, jeden zehnten Mann auf der Stelle aufzuhängen.²⁵ Der Kreis-Obmann der DAF Albert Herrmann stellte sich auf die Seite des Lagerführers, der Karlsruher Gau-Obmann der DAF rührte sich nicht, Kreisleiter Rombach und Gauleiter Wagner ergriffen ohnehin nicht für den Oberbürgermeister Partei und die Gestapo, an die sich Wolfram Rombach ebenfalls wandte, hielt sich, genauso wie der Landrat, aus der Angelegenheit heraus. Überhaupt fällt auf, dass Sander selten auf der Seite des Oberbürgermeisters stand, auch wenn dieser später behauptete, mit ihm gut zurecht gekommen zu sein.

Zu einer Machtprobe zwischen dem Vertreter der Stadt und dem Vertreter der Partei kam es auch im Anschluss an die Reichsprogromnacht, als es um das Schicksal der Offenburger Synagoge ging. Zunächst einmal ist festzuhalten, dass bei den Ausschreitungen am 9. und 10. November, die zentral von der NSDAP auf Reichsebene gesteuert worden waren, Kreisleiter Karl Rombach und Ortsgruppenleiter Oskar Wiegert im Mittelpunkt der SA-Aktionen standen. Die Rolle der beteiligten NS-Leute ist nach Kriegsende im so genannten Synagogenprozess festgestellt worden. Das Offenburger Schwurgericht verurteilte 1948 Karl Rombach wegen der Zerstörung der Synagoge, wegen Landfriedensbruch und wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, begangen an den Offenburger und Diersburger Juden, zu fünf Jahren Zuchthaus. Allerdings, wie bei so vielen NS-Prozessen, wurde das Strafmaß nachträglich erheblich reduziert, in diesem Fall auf zwei Jahre.²⁶

Und der Oberbürgermeister? Er gab später an, von den nächtlichen Vorgängen nichts mitbekommen zu haben, er sei erst morgens bei Dienstbeginn von Bürgermeister Fellhauer informiert worden und sei zudem gar nicht zuständig gewesen. Mit Fellhauer kam er überein, „dass wir gegenüber dieser, vermutlich [!] von der Partei gesteuerten Aktion nichts unternehmen könnten, zumal die Polizei ja dem Landrat unterstehe.“²⁷ Und für

die 1948 Verurteilten fand er sogar noch mildernde Umstände: „Beiden hätte allerdings m. E. strafmildernd zugebilligt werden müssen, dass sie nicht aus blindem Rassenfanatismus, sondern lediglich aus Gründen entarteter Parteiideologie vermutlich auf Befehl und in einer verständlichen Erregung gehandelt hatten.“²⁸ Diese Feststellung offenbart einmal mehr das Grundmuster von Rombachs Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus: Dieser sei an sich ein gutes System gewesen, nur leider im Laufe der Zeit, besonders seit Kriegsbeginn, entartet.

Nach dem 9. November 1938 ging es um die Verwendung der ehemaligen Synagoge. Der Stadtrat wollte das Vorderhaus, ohne den Betsaal, als Lager nutzen, während der Kreisleiter das im Innern demolierte, aber äußerlich intakte Gebäude am liebsten abgerissen hätte. Die Stadt schlug 1939 die Einrichtung einer Turmhalle vor, was der ideologisch verblendete Kreisleiter wie folgt ablehnte: „Es ist unmöglich, daß in demselben Raum, in dem sonst das Judentum Pläne gegen die Zerstörung des deutschen Volkes geschmiedet hat, in der Zukunft deutsche Menschen sich körperlich erüchtigen sollen.“²⁹ Während des Krieges wurde das Haus schließlich doch genutzt: zur Einlagerung der Naturaliensammlung des städtischen Museums, von einer Kartonagenfabrik, die Munitionsverpackungen herstellte und zur äußerst notdürftigen Unterbringung von Zwangsarbeitern.³⁰

Als im Zusammenhang mit der Diskussion über die Synagoge Kreisleiter Karl Rombach die Ratsherren zu einer Besprechung in seine Geschäftsstelle einlud, verwahrte sich der Oberbürgermeister gegen diesen Verstoß gegen die Gemeindeordnung und das „Führerprinzip des Gemeindeleiters“. Die angerufene Gauleitung folgte der listigen Argumentation Karl Rombachs: Der Kreisleiter habe sehr wohl das Recht, mit Parteigenossen, die zufällig eben auch Ratsherren und Beigeordnete seien, über Angelegenheiten der Partei zu sprechen. Die Ratsherren gaben ihrerseits an, „als Parteigenossen“ der Einladung gefolgt zu sein. Nur einer hielt treu zum Oberbürgermeister, der Erste Beigeordnete Robert Fellhauer, der prompt sein Fernbleiben nicht nur schriftlich rechtfertigen musste, sondern auch in die Kreisleitung einbestellt wurde.³¹

Das Beispiel zeigt: Viele Konflikte waren nichts anderes als Gerangel um Kompetenz und Macht. Mit „Widerstand“ gegen das nationalsozialistische Regime hatten sie rein gar nichts zu tun. Da sie aktenkundig geworden waren, konnte Wolfram Rombach sie allerdings später bei seinem Spruchkammerverfahren geschickt nutzen. Er interpretierte sie einfach um – als Beleg für seine angeblich oppositionelle Haltung gegen die Partei.

1942 stellte Wolfram Rombach fest: „Eine Bereinigung des Verhältnisses Kreisleiter – Oberbürgermeister ist nicht zu erwarten. Denn es handelt sich hierbei in erster Linie nicht um Temperamentsunterschiede usw., sondern um konträre Auffassungen über weltanschauliche Grundfragen: Ich stehe [...] auf dem Standpunkt, dass der politische Soldat genau so gut wie

der Angehörige der Wehrmacht zur Beachtung grundlegender Führergesetze und Erlasse verpflichtet ist. Der Kreisleiter dagegen fordert zur Übertretung wichtiger Bestimmungen nationalsozialistischer Grundgesetze auf, setzt sich selbst über Gesetze usw. hinweg und unterdrückt jede gegenteilige Meinung stur und brutal. Ich vertrete die Ansicht, dass gerade in der Kriegszeit mit kompromißloser Härte gegen Zerfallserscheinungen in der Heimat vorgegangen werden muss, während der Kreisleiter urkundlich nachgewiesene Verfehlungen führender Parteigenossen in einer Weise deckt, dass dadurch in breitesten Schichten der Bevölkerung das Vertrauen zur nationalsozialistischen Staatsführung untergraben wird.“³²

Mit anderen Worten: Der Oberbürgermeister hielt seinen Gegenspieler für korrupt, sich selbst aber für einen korrekt und human handelnden Nationalsozialisten. „Parteipolitische Besessenheit mit Geringschätzung des Rechtsstaatsprinzips und Überspannung des Führungsanspruchs der Partei“³³ – darin glaubte Rombach die Ursachen für die Spannungen zwischen ihm und den Parteifunktionären festmachen zu können. Als sei das Dritte Reich ein Rechtsstaat gewesen, als seien ausgerechnet die Juristen Garanten rechtsstaatlicher Traditionen gewesen!

Um sich bei Differenzen mit der NSDAP und ihren politischen Leitern besser zu wappnen, trat Rombach 1937 in die SS ein. So jedenfalls rechtfertigte er im Nachhinein diesen Entschluss in seinen Lebenserinnerungen. Dort findet sich aber auch die verwegene Einschätzung, die SS sei, ganz im Gegensatz zu den Parteifunktionären, eine „disziplinierte Elite mit Niveau und Manieren“³⁴ gewesen.

Überhaupt fällt in Rombachs Memoiren die positive Bewertung vieler NS-Größen auf; Rudolf Hess zum Beispiel habe auf ihn „den Eindruck eines kultivierten und geistreichen Weltmannes“ gemacht; von Hermann Göring war er Mitte der dreißiger Jahre „restlos begeistert“.³⁵ Selbst Robert Wagner hielt er für einen „persönlich absolut integren Mann“.³⁶ Dass er zu ihm „nie den richtigen Kontakt“ gefunden habe, führte er auf die grundsätzliche Aversion der Lehrer gegen die Juristen zurück, auf den „Konflikt zwischen Aktivist und Jurist“. Er, Rombach, sei in den Augen des Gauleiters „zu weich“ und wegen seiner „juristischen Hemmungen“ für die Kreisleitung ungeeignet gewesen, soll ihm nach Kriegsende der badische NS-Ministerpräsident Walter Köhler anvertraut haben.³⁷ Das bedeutet aber nicht, dass Wagner auch nur den geringsten Zweifel an Rombachs Regime-treue hegte; er hätte sicherlich nicht einen Moment gezögert, Rombach aus dem Amt zu entfernen.

Zur Stabilisierung seiner Autorität, vielleicht auch zur Stärkung seines Selbstwertgefühls setzte Rombach alle Hebel in Bewegung, um die im Ersten Weltkrieg nicht mehr erreichte Beförderung zum Offizier nachzuholen. Da er auf dem linken Auge blind war, bedurfte es besonderer Hartnäckigkeit, um zu Reserveübungen einberufen zu werden, die 1937 mit der Be-

förderung zum Leutnant der Reserve erfolgreich endeten. Den Ausbruch des Krieges begriff Rombach als Chance auf militärische Anerkennung. Als Kompanieführer nahm er am Frankreichfeldzug teil, von dem er im September 1940 nach Offenburg zurückkehrte, wo ihn Bürgermeister Fellhauer loyal vertreten hatte. Spätere Versuche, in der Verwaltung der eroberten Ostgebiete Verwendung zu finden, die man auch wohl als Fluchtversuche verdächtigen könnte, scheiterten bzw. erübrigten sich aufgrund der Wende im Kriegsverlauf.

Flucht und Entnazifizierung Wolfram Rombachs

Rombach blieb in Offenburg, dessen Lage zunehmend gekennzeichnet war von Arbeitskräftemangel, Energieproblemen, Lebensmittelengpässen und wachsender Wohnungsnot. Mit dem Näherrücken der Front und infolge des Luftkriegs, der in Offenburg 1943 nur geringfügige, ab November 1944 jedoch immer massivere Schäden hinterließ, verschärften sich die genannten Probleme. Der Handlungsspielraum des Oberbürgermeisters verringerte sich zugunsten der Machtbefugnisse der NSDAP, die ihre Kompetenzen ausdehnte.

Die städtische Verwaltung geriet wiederholt in die Kritik der Partei. Neue Friktionen zwischen Rombach und Rombach waren unvermeidlich. Diese entzündeten sich, um ein Beispiel zu nennen, an der Arbeit des städtischen Wirtschaftsamtes, also jener Stelle, die für die Verwaltung des Mangels zuständig war. Viele „Volksgenossen“, so behauptete der Kreisleiter, seien dort in geradezu unerhörter Form behandelt worden.³⁸ Waren, so könnte man polemisch fragen, Karl Rombachs Parteifreunde etwa nicht bevorzugt bedient worden? Oder handelte es sich, wie der Oberbürgermeister behauptete, um nichts anderes als um Denunziation? Die Frage muss offen bleiben. Dass die Mitarbeiter der Kartenstelle keine leichte Aufgabe hatten und schnell in den Verdacht ungerechten Handelns gerieten, liegt auf der Hand.

Während der Kreisleiter bis zuletzt flammende Reden hielt, wirkte der Oberbürgermeister in den letzten Monaten des Krieges zunehmend passiv. Seinem Tagebuch ist stellenweise eine gewisse Resignation anzumerken, etwa wenn er angesichts der vielen Bombenangriffe schreibt: „Man ist schon so apathisch, dass man sich gar nicht mehr darum kümmert, wo es eingeschlagen hat.“³⁹ Genau dieses wurde ihm in der Bevölkerung vorgeworfen und kam in einer Ratsherrensitzung Anfang 1945 zur Sprache.

Dafür hätte Rombach gerne für sich in Anspruch genommen, die Sprengung von Brücken verhindert zu haben. Hitlers Nero-Befehl vom 19. März 1945, alle für den Feind verwertbaren Verkehrs-, Industrie-, Versorgungs- und Militäreinrichtungen zu zerstören, wurde auch in Offenburg befolgt. Anfang April begannen die Vorbereitungen zur Sprengung der Brücken.

Über die innerstädtischen Brücken rollte allerdings nicht nur der Verkehr; über sie verliefen auch Rohre und Leitungen. Der Direktor der Stadtwerke, Karl Müller, hat nach dem Krieg berichtet, wie er unter Hinweis auf die Folgen für die Wasserversorgung beim zuständigen Wehrmachtskommandanten interveniert und dadurch die Zerstörung verhindert habe.⁴⁰ Müllers Darstellung deckt sich mit Rombachs Eintragung in seinem Kriegstagebuch – auch wenn Frau Rombach die Sache nachträglich gerne anders gesehen hätte.

Bis zuletzt scheint Rombach an den immer wieder verkündeten Endsieg und an Hitlers Mission geglaubt zu haben. Oder gibt es einen plausiblen Grund, warum er ausgerechnet in seinem privaten Tagebuch Zweckoptimismus im Sinne des NS-Regimes bekundet haben sollte? So lesen wir unter dem historischen Datum 5. März: „Heute vor 12 Jahren war die entscheidende Reichstagswahl. Haben sich die damaligen Hoffnungen und Erwartungen erfüllt? Ich glaube, dass diese Frage trotz aller in der menschlichen Unzulänglichkeit – namentlich im Kriege – begründeten Fehler und Rückschläge zu bejahen ist. Es bereitet sich unter unendlichen Wehen doch eine neue und bessere Zeit vor. Wenn ich die jungen Soldaten unserer Einquartierung [...] betrachte, muß ich mir immer wieder sagen: Ein Volk, das über derartigen Nachwuchs verfügt, kann nicht unterliegen und untergehen.“⁴¹ Angesichts der millionenfachen Opfer und flächendeckenden Zerstörungen eine schier unglaubliche Einschätzung!

Am Sonntag, den 15. April 1945, marschierten die Franzosen in Offenburg ein. Die kurz zuvor von den abziehenden deutschen Truppen gesprengten Kinzigbrücken beeindruckten sie wenig; die französischen Panzer waren zur Passierung des Flusses auf sie nicht angewiesen. Am Vortag hatte sich bereits Oberbürgermeister Rombach abgesetzt. Seine Flucht führte ihn zunächst nach Ehingen an der Donau, wo er seine Familie traf, die schon im November 1944 in die Heimatstadt seiner Frau geflüchtet war, und endete schließlich auf einer 1.200 Meter hoch gelegenen, tiefverschneiten Alm oberhalb von Wertach in den Allgäuer Alpen. Dort wurde er am 3. Mai 1945 gemeinsam mit Gesinnungsgenossen und Wehrmachtsangehörigen von amerikanischen Soldaten verhaftet. Selbst in diesem Moment hatte er noch nicht wirklich begriffen, dass mit dem Nationalsozialismus auch seine Zeit abgelaufen war, glaubte er doch, das Amt des Stadtoberhauptes unter den neuen politischen Bedingungen weiterhin ausüben zu können. Er bedauerte sogar, dass er sich nicht in Offenburg der Besatzungsmacht zur Verfügung gestellt hatte: „In den letzten Tagen vor dem Einmarsch hatten mir nämlich ehemalige Zentrumsleute ausrichten lassen, sie würden bei den Franzosen für mich eintreten und dieselben bitten, mich als Oberbürgermeister zu belassen.“⁴²

Während Rombach in amerikanischer, später in französischer Kriegsgefangenschaft saß, bemühte sich seine Frau bei alten Mitkämpfern um „Per-

silscheine“. Sie listete eine Reihe von Ereignissen und Handlungen auf, die ihren Mann entlasten sollten, indem sie ihn in günstiges Licht rückten. Der 1946 amtierende Bürgermeister Gustav Weghaupt nahm zu den einzelnen Punkten Stellung, konnte sie aber u. a. aus Mangel an entsprechenden Belegen nicht in allen Fällen bestätigen.⁴³

Sehr günstig fiel hingegen, wie nicht anders zu erwarten, das „Führungszeugnis“ aus, das Robert Fellhauer lieferte. Darin bestätigte er, wie schwer es der Oberbürgermeister gegenüber der Partei und dem Kreisleiter gehabt habe: „Von Gauleiter Robert Wagner und Kreisleiter Karl Rombach in Offenburg war er bestimmt nicht anerkannt. Er durfte, weil er eben schon länger Pg. war, mitlaufen. Ernst wurde er aber nicht genommen.“ Sein Chef habe „ständig Misshelligkeiten, Händel, Aufregungen, unangenehme Verhandlungen usw. mit der Partei und insbesondere dem Kreisleiter Karl Rombach“ gehabt. „Mit der NSV, Kreisbauernschaft, Frauenschaft, überhaupt mit allen Parteigliederungen hatte der Oberbürgermeister unangenehme Auseinandersetzungen.“ Und von Robert Wagner seien sie beide regelrecht geschnitten worden, selbst dann, wenn der Gauleiter Einrichtungen der Stadt besichtigte. Fellhauer schloss mit einer Art Generalabsolution: „Wir (der Oberbürgermeister und ich) waren gegen jede Gewaltherrschaft und Diktatur. Dadurch haben wir uns unsere an sich nicht leichte Dienstführung nur erschwert.“⁴⁴

Zu seiner Entlastung verwies Rombach auch auf sein kirchenfreundliches Handeln, für das er verschiedene Beispiele anführte, die er auch bestätigt erhielt.⁴⁵ In seinen Lebenserinnerungen zeigte er sich überzeugt, „daß eine echte Volksgemeinschaft nur erreicht und auf die Dauer garantiert werden könne durch gegenseitige Toleranz zwischen Partei, Staat und Kirche.“⁴⁶ Bemerkenswert ist immerhin, dass Rombach sich trotz seiner Funktion als NSDAP-Kreisleiter 1935 mit der Ärztin Hildegard Neff kirchlich trauen und dass er seine zwischen 1937 und 1943 geborenen vier Kinder evangelisch taufen ließ.⁴⁷

Im November 1948 wurde Wolfram Rombach aus der Lagerhaft entlassen. Im Januar 1949 begann in Ehingen das Spruchkammerverfahren. In seiner Verteidigungsschrift listete er 86 Fälle auf, in welchen er „der Partei gegenüber Widerstand geleistet bzw. antinazistische Gesinnung bekundet und dadurch erheblichen Schaden (einschließlich Verhaftung zwecks Verbringung ins KZ) erlitten habe.“⁴⁸ Zehn Seiten Text, untermauert mit Zeugnissen und Belegen auf 120 Seiten, dienten dem angeblichen „Nachweis, daß Dr. Rombach nie die nationalsozialistische Gewaltherrschaft gefördert, sondern im Gegenteil derselben gegenüber im Rahmen seiner Eidspflicht und nach Maßgabe seiner Kräfte Widerstand geleistet und dadurch erheblichen Schaden erlitten hat.“ Eine bemerkenswerte Verdrehung der Tatsachen, denn dass Wolfram Rombach maßgeblich den Aufstieg des

Nationalsozialismus in Offenburg gefördert hatte, war eine Leistung, zu der er sich nicht nur während der Zeit des Dritten Reiches, sondern auch noch in seinen Lebenserinnerungen stolz bekannte. Aber er hatte mit seiner Verteidigungsstrategie Erfolg.

Der Kreisuntersuchungsausschuss reihte den früheren Oberbürgermeister nur in die Kategorie der „Minderbelasteten“ ein und erlegte ihm eine Bewährungsfrist von drei Jahren auf. Damit immer noch nicht zufrieden, wandte sich Rombach an den Beschwerdeausschuss des württembergischen Landtags. Im Revisionsverfahren erklärte ihn die Tübinger Spruchkammer 1950 nur noch zum „Mitläufer“.

Nach seiner Haftentlassung und Entnazifizierung wirkte Rombach wieder als Jurist, zunächst als Rechtsberater für eine Firma, dann seit Dezember 1950 als Rechtsanwalt. 1951 erhielt er die Zulassung zum Landgericht und Oberlandesgericht in Stuttgart, wo er sich niedergelassen hatte. Dass die Stadt Offenburg ihm aufgrund eines im Mai 1951 ergangenen Gerichtsbeschlusses einen Unterhaltszuschuss bezahlen musste, stieß in der Bevölkerung und bei den lokalen Gewerkschaften auf Protest.

Doch damit nicht genug. Da Rombach aufgrund der Deutschen Gemeindeordnung von 1935 als Oberbürgermeister in das Beamtenverhältnis übernommen worden war, musste die Stadt ihm ab 1960 ein Ruhegehalt auszahlen, das zuletzt dem eines Leitenden Regierungsdirektors entsprach (Besoldungsstufe A 16). Offenbar spielte es keine Rolle, dass sich Rombachs Anspruch auf ein Nazi-Gesetz gründete. Auch seine Frau profitierte von der bundesdeutschen Rechtsprechung: Bis zu ihrem Tod 1997 bezog sie Versorgungsbezüge aus der Pension ihres 1987 verstorbenen Mannes.⁴⁹

Wie könnte ein abschließendes Urteil aussehen? Dass Oberbürgermeister Wolfram Rombach, verglichen mit Kreisleiter Karl Rombach oder Gauleiter Robert Wagner, ein weniger fanatischer Nationalsozialist oder, wie es auch hieß, ein „Vertreter der gemäßigten Richtung der NSDAP“ gewesen ist, haben die Zeitgenossen registriert und mehrfach attestiert. Er gehörte zu jenen bürgerlichen Repräsentanten des Nationalsozialismus, die die Schmutzarbeit gerne dem plebejischen Teil der Bewegung überließen. Diese Zurückhaltung machte es ihm nach 1945 vergleichsweise leicht, das Unschuldslamm zu spielen. Das alles ändert jedoch nichts daran, dass Wolfram Rombach, wie der eingangs erwähnte Walther Blumenstock schrieb, „sich auf einem prominenten Platz einem verbrecherischen Regime vom Anfang bis zum Ende zur Verfügung gestellt hat.“⁵⁰ Unter diesem Regime gab es viele Rombachs, und nur deshalb funktionierte es.

Anmerkungen

- 1 Wolfram Rombach: Lebenserinnerungen. StAOG Bestand 9, Nachlass Rombach.
- 2 Lebenslauf rekonstruiert nach Personalakten Rombachs. StAOG 8/7665 und 8/7666 und Syr , Ludger: Rombach, Wolfram. In: Baden-Württembergische Biographien (in Vorb.).
- 3 Rombach: Lebenserinnerungen, 63.
- 4 Ebd., 67.
- 5 Ebd., 76.
- 6 Zum politischen Hintergrund vgl. Scholtyseck, Joachim: Offenburg in den Jahren des ‚Dritten Reiches‘. In: Eisele, Klaus/Scholtyseck, Joachim (Hrsg.): Offenburg 1919–1949. Zwischen Demokratie und Diktatur, Konstanz 2004, 239–321.
- 7 Schreiben Walther Blumenstocks vom 12.5.1968. Zit. nach Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945. Dokumentation, Offenburg 1995, 60 f.
- 8 Rombach: Lebenserinnerungen, 92.
- 9 Ebd., 87.
- 10 Ebd.
- 11 Ebd., 90.
- 12 Vgl. Ruch: Verfolgung, 264.
- 13 Rombach: Lebenserinnerungen, 120.
- 14 Niederschrift über die Vernehmung des Dr. jur. Wolfram Rombach, Ehingen/Do. vor dem Vorsitzenden des Kreisuntersuchungsausschusses Ehingen/Do. StAOG Bestand 9.
- 15 Rombach: Lebenserinnerungen, 107.
- 16 Vgl. dazu ausführlich Syr , Ludger: Von der Machtergreifung bis zum Kriegsende. Gesellschaft und Alltag in Offenburg zwischen 1933 und 1945. In: Offenburg 1919–1949, 359–413.
- 17 Rombach: Lebenserinnerungen, 108.
- 18 Ebd., 104.
- 19 Zit. nach Syr : Von der Machtergreifung, 376.
- 20 Rombach: Lebenserinnerungen, 104.
- 21 Ebd., 94.
- 22 Zur Biographie Robert Wagners vgl. Syr , Ludger: Der Führer vom Oberrhein: Robert Wagner. Gauleiter, Reichsstatthalter in Baden und Chef der Zivilverwaltung im Elsaß. In: Ki bener, Michael/Scholtyseck, Joachim (Hrsg.): Die Führer der Provinz. NS-Biographien aus Baden und Württemberg, Konstanz 1997, 733–779 (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 2).
- 23 Zit. nach Offenburger Tagblatt 15.10.1935.
- 24 Dokumentiert im StAOG 5/1423 und 5/1730.
- 25 Schilderung bei Syr : Von der Machtergreifung, 389 ff. Zur Zwangsarbeit in Offenburg und der ungeklärten Position des Oberbürgermeisters in dieser Frage vgl. Scholtyseck: Offenburg, 293 ff. In Rombachs Tagebuch fehlen grundsätzliche Äußerungen zur Zwangsarbeiterproblematik.
- 26 Vgl. Badisches Tagblatt vom 18.6.1948 und 30.6.1949.
- 27 Rombach: Lebenserinnerungen, 121.
- 28 Ebd., 122.
- 29 Zit. nach Ruch: Verfolgung, 217.
- 30 Vgl. Ruch, Martin: Tanzsaal, Revolutionslokal, Synagoge, Lagerhalle. Die Geschichte des ‚Salmen‘ in Offenburg im und als Brennpunkt lokaler und überregionaler Geschichte. In: Ortenau 67, 1987, 371–389.

- 31 Dokumentiert in StAOG 5/1423.
- 32 Bericht Wolfram Rombachs auf Weisung der NSDAP über seine Differenzen mit dem Kreisleiter, 1.10.1942. StAOG Bestand 9.
- 33 Rombach: Lebenserinnerungen, 122.
- 34 Ebd., 125.
- 35 Ebd., 113.
- 36 Ebd., 97.
- 37 Ebd., 119.
- 38 Schilderung bei Syré: Von der Machtergreifung, 384.
- 39 Wolfram Rombach: Kriegstagebuch, 17.12.1944. StAOG Bestand 9.
- 40 Karl Müller an Gustav Weghaupt, 12.6.1946. StAOG 8/7665.
- 41 Wolfram Rombach, Kriegstagebuch, 5.3.1945. StAOG Bestand 9.
- 42 Rombach: Lebenserinnerungen, 152.
- 43 Gustav Weghaupt an den Landrat, 12.6.1946. StAOG 8/7665.
- 44 Robert Fellhauer, 25.5.1946. StAOG 8/7665.
- 45 Gustav Weghaupt an den Landrat, 12.6.1946. StAOG 8/7665.
- 46 Rombach: Lebenserinnerungen, 119.
- 47 Für ein angebliches „Wüten gegen die Offenburger Geistlichkeit“ bleibt Scholtyseck den Beleg schuldig (Offenburg in den Jahren der Weimarer Republik. In: Offenburg 1919–1949, 21–102, hier 72). In dem Beitrag von Manfred Mayer und Frank Gausmann über Religiöse Gemeinschaften in Offenburg 1933 bis 1945 (in: Offenburg 1919–1949, 415–461) taucht der Name Rombachs nicht einmal auf.
- 48 Überliefert im StAOG Bestand 9.
- 49 Die Rechtsstreitigkeiten um die materielle Versorgung Rombachs und seiner Familie füllen eine umfangreiche Akte. StAOG 8/3208.
- 50 Zit. nach Ruch: Verfolgung, 61.

„Nur die Spitze des Eisbergs“

Möglichkeiten und Grenzen der Erforschung von Verbrechen an Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen am Beispiel der in Offenburg stationierten SS-Baubrigaden

Andreas Lörcher

Der folgende Beitrag entstand im Rahmen eines Forschungspraktikums im Stadtarchiv über die in Offenburg stationierten SS-Baubrigaden. Auf das Thema wurde ich durch einen Besuch im Museum des früheren Konzentrationslagers Natzweiler aufmerksam. In einer Karte des Museums war Offenburg als „Camp annexe“ (Nebenlager) verzeichnet.¹ Bei einer Recherche in diese Richtung stieß ich im Staatsarchiv Freiburg auf einen Bericht der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, demzufolge es in Offenburg kein Neben- oder Außenlager des KZ-Natzweiler gab und auch unklar sei, was sich stattdessen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs in der im Bericht genannten Ihlenfeldkaserne befunden habe.

Bei der weiteren Materialsuche entdeckte ich die Dissertation von Bernd Boll mit dem Titel „Kriegswirtschaft und Zwangsarbeit in Offenburg 1939 bis 1945“. In diesem Buch ist auch von KZ-Häftlingen die Rede, welche in Offenburg für die Reparatur der Gleisanlagen und die Entschärfung von Blindgängern eingesetzt wurden. Diese Reparaturarbeiten wurden in Folge der Luftangriffe auf die Gleisanlagen nötig, um den militärischen Nachschub an die Westfront aufrechterhalten zu können. Bernd Boll bezeichnet diese Baubrigaden als rollende Konzentrationslager.² Sie wurden mit KZ-Häftlingen der Stammlager Sachsenhausen, Flossenbürg und Buchenwald ausgestattet. Bis zum Ende des Krieges waren in Offenburg die 8., 9. und 10. SS-Baubrigade sowie ein Bauzug des Konzentrationslagers Flossenbürg stationiert.³

Bezüglich der Verbrechen an KZ-Häftlingen des Bauzuges Flossenbürg konnten die bisherigen Forschungsarbeiten auf Dokumente zurückgreifen, anhand derer diese Taten außergewöhnlich eindrücklich bewiesen und rekonstruiert werden können. Eine zentrale Rolle spielt dabei ein Dokument, dass der frühere KZ-Häftling Sigmund Nissenbaum aus der Aktentasche eines flüchtigen SS-Mannes sichern konnte. Darauf sind unter anderem die Namen und Daten der Opfer eines Massakers an alten und kranken Häftlingen des Bauzuges Flossenbürg vermerkt. Eine Abschrift davon ist in den Akten des Offenburger Stadtarchivs über die „Nachforschungen über Zivil- und Militärangehörige der Vereinten Nationen“ zu finden.⁴

Bernd Boll hat den Tathergang wie folgt zusammengefasst: „*Morgens zwischen 10 und 11 Uhr ließ die Lagerleitung zwei Kanister Schnaps in die*

Stube des Lagerältesten schaffen. Danach brachten SS-Leute auf einem Karren Äxte und Eisenstangen in den Keller des Häftlingsblocks. Mehrere Kapos, darunter Lemke und Michels, holten die Kranken aus dem Revier und schleiften sie an den Füßen in den Keller. Im Kellerflur mußten sie sich in einer Reihe vor dem Waschraum aufstellen, in den sie dann einzeln gestoßen wurden. Hier erwarteten sie SS-Leute, Kapos, Lager- und Blockälteste, um sie der Reihe nach zu töten. Manche Häftlinge erhängten sie an Wasserhähnen, andere warfen sie zu Boden, legten ihnen eine Stange auf den Hals und stellten sich darauf, wieder andere erschlugen sie mit Keilhauen. Wer sich wehrte, wurde wie ein Tier totgeschlagen – viele Leichen waren verstümmelt und blutüberströmt.

Das Massaker muß von Mittag bis gegen 15 oder 16 Uhr gedauert haben, die Hilferufe und Schmerzensschreie der Opfer hallten pausenlos durch den Bau. Mehrere Häftlinge begegneten auf den Treppen betrunkenen und blutverschmierten SS-Leuten und Kapos. Schreie und Mordgeräusche alarmierten auch Sigmund Nissenbaum, dessen Vater seit zwei Tagen im Krankenrevier lag. Als er ihn nach der Arbeit dort besuchen wollte, war er verschwunden. Der Arzt gab vor, die Kranken seien alle ins Offenburger Krankenhaus verlegt worden. ‚Ein Häftling, der als Friseur tätig war, klärte mich auf. Die Kranken seien umgebracht worden und lägen noch im Keller. Ich war so verzweifelt, daß mir alles egal war; ich stellte die zwei wachhabenden SS-Leute zur Rede und sagte, sie hätten meinen Vater umgebracht. Daraufhin schleppten sie mich ebenfalls in den Keller und zeigten mir einen Berg von etwa 40 Leichen, die offensichtlich mit der Axt erschlagen worden waren. Sie drohten mir, wenn ich noch ein Wort sagen würde, sei ich als nächster dran. Es war mir nicht möglich, noch irgendetwas zu tun. Kurz darauf wurden die blutüberströmten Leichen auf Leiterwagen geworfen und auf den Offenburger Friedhof transportiert, wo sie am Zaun einfach abgeladen wurden.‘ Auf dem Friedhof war bereits eine Grube ausgehoben, in die Mithäftlinge die Leichen der 41 Häftlinge warfen, die dem Blutbad zum Opfer gefallen waren. Um die Spuren zu verwischen, mußten sie die Erde auf der Grube feststampfen.“⁵

Durch Zeugenaussagen konnte das Massaker rekonstruiert werden. Der Fund des Massengrabes auf dem Offenburger Friedhof nach dem Krieg durch die französischen Besatzungstruppen und das Dokument mit den Namen der Opfer untermauern die geschilderten Zeugenaussagen. Den Anstoß für die staatsanwaltlichen Ermittlungen in diesem Fall, gab ein Schreiben des sowjetischen Staatsbürgers Nikolai Klimentjewitsch Leonow an die deutsche Botschaft in Moskau. Leonow war Häftling des in Offenburg stationierten Bauzugs des KZ-Flossenbürg.⁶ In seinem Schreiben schildert er einige Verbrechen von SS-Angehörigen, wobei eine beschriebene Tat den Hinweis auf das Massaker an den 41 Häftlingen gab, das letztlich bewiesen werden konnte.

Im Rahmen meiner Nachforschungen stieß ich auf erhebliche Widersprüche zwischen der von Leonow geschilderten Tat und dem später bewiesenen Massaker, welches von der Staatsanwaltschaft bearbeitet wurde. Diese Widersprüche könnten zum einen daher rühren, dass sich Nikolai Leonow nach zwanzig Jahren nicht mehr detailgenau an die geschilderten Ereignisse erinnern konnte, zum anderen könnte es sich bei der geschilderten Tat auch um ein weiteres Verbrechen handeln, das nur zum Teil Ähnlichkeiten mit dem Massaker des 12. April 1945 aufweist. Die Ausführungen des Nikolai Leonow habe ich dem im Offenburger Stadtarchiv einsehbaren Bericht der Staatsanwaltschaft entnommen. Dabei ist zu sagen, dass in diesem Bericht nicht die komplette Übersetzung des Briefs von Nikolai Leonow enthalten ist und sicherlich auch nicht wörtlich aus der Übersetzung zitiert wurde, da die in Anführungszeichen gesetzten, wiedergegebenen Briefauszüge in der indirekten Rede geschrieben wurden. Die Originalübersetzung des Briefes wäre für eine genauere Untersuchung mit Sicherheit sehr hilfreich und könnte eine tendenziöse Wiedergabe oder Veränderung des Textinhalts aufdecken.

Doch nun möchte ich mich zunächst auf das vorliegende Schreiben der Staatsanwaltschaft beziehen, in dem die Aussagen Leonows wie folgt wiedergegeben werden: *„Im März 1944 sei vom KZ Flossenbürg ein Eisenbahnzug mit 280 Häftlingen nach Offenburg gegangen. Nach dreitägiger Fahrt seien die Leichen von 120 Häftlingen aus dem Zug geworfen worden, die wegen Erschöpfung oder an Hunger gestorben oder von der SS totgeprügelt worden seien. Die Leichen seien 3 km von einer Stadt entfernt an einem Bahndamm aufgeschichtet worden; dies sei in der Morgendämmerung, noch vor Sonnenaufgang geschehen. ...*

In der Kaserne Offenburg hätten sich im März 1944 48 zu lebenslänglicher Haft Verurteilte wegen angegriffener Gesundheit im Krankenrevier befunden. Die SS sei ins Krankenrevier gestürmt und habe die Kranken mit Bajonetten erstochen; ein Teil sei getötet worden, indem man ihre Köpfe auf den Zementfußboden schlug, vielen seien die Schädel durchstoßen worden. Wer Widerstand geleistet habe, dem habe man die Arme aufgeschnitten. Die Leichen seien von Blut, Gehirnmasse und Kot überströmt gewesen. Dabei seien umgekommen: Der Unterleutnant Nikolaj Jemeljaninko aus Weißrussland, Oberleutnant Gmylkow aus Moskau, Chemieingenieur Boris aus Charkow u. a. Die Leichen der Ermordeten seien am Stadtrand von Offenburg in Bombenrichtern verscharrt worden.“⁷

Das stärkste Argument dafür, dass es sich bei dem von Leonow geschilderten Verbrechen nicht um das Massaker vom 12. April handelt, liefert dessen präzise Angabe der Namen von drei Opfern: Unterleutnant Nikolaj Jemeljaninko aus Weißrussland, Oberleutnant Gmylkow aus Moskau und Chemieingenieur Boris aus Charkow. Diese Personen tauchen nicht auf der überlieferten Liste der Getöteten vom 12. April auf.⁸ Daraus ergibt sich

entweder, dass Leonow die Tat des 12. April meint, die genannten Namen aber erfunden hat, oder dass es sich hier um ein anderes Verbrechen handelt. Dass Leonow hier vorsätzlich gelogen haben soll, erscheint mir nicht sehr naheliegend. Weshalb sollte er so präzise Angaben machen, wenn diese nur irreführend und somit kontraproduktiv sind und zur Aufklärung des Massakers nichts beitragen können?

Die Vermutung der Ermittler, dass es sich bei den von Leonow geschilderten Opfern um Häftlinge des Flossenbürger Bauzuges handelt, ist nirgends begründet. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat die Staatsanwaltschaft aus dem Umstand, dass Leonow aufgrund einer Transportliste als einer der 645 KZ-Häftlinge⁹ des Bauzuges des KZ-Flossenbürg gelten kann, geschlossen, dass das beschriebene Verbrechen auch an Häftlingen dieses Bauzuges verübt wurde. Dagegen spricht jedoch, dass die von Leonow genannten Opfer nicht auf der Transportliste dieses Bauzuges erscheinen. Damit stellt sich die Frage, wer diese drei genannten Personen waren und in welchem Zusammenhang sie sich in Offenburg befanden. Dazu gibt es eine Vielzahl von Möglichkeiten. Zum einen befanden sich zur Zeit des Zweiten Weltkriegs zahlreiche Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene in Offenburg und zum anderen gab es außer dem Bauzug des KZ-Flossenbürg noch drei weitere SS-Baubrigaden. Wie in den Ausführungen der Staatsanwaltschaft zu lesen ist, gab Nikolaj Leonow an, dass die beschriebenen Verbrechen „ihm bekannt geworden oder von ihm selbst erlebt worden seien“¹⁰. Aus den staatsanwaltlichen Akten geht hervor, dass Leonow bei dem Massaker des 12. April nicht Augenzeuge gewesen sein kann, weil er nicht zu denjenigen Personen gehörte, die sich zur Tatzeit in der Kaserne befanden. Auch wenn es sich um ein anderes Verbrechen als das des 12. Aprils handeln sollte, ist es gut möglich, dass er seine Informationen von Häftlingen anderer Baubrigaden, Kriegsgefangenen oder Zivilarbeitern hatte. Die Gelegenheit zum Informationsaustausch war gegeben, denn die KZ-Häftlinge der vier Baubrigaden, wie auch zahlreiche Zwangsarbeiter arbeiteten zusammen an den Gleisanlagen und im Ausbesserungswerk des Offenburger Bahnhofs. Wenn die drei von Leonow genannten Personen bei einem Massaker in Offenburg umkamen, so kann dieses Massaker nicht an Häftlingen des Bauzuges Flossenbürg begangen worden sein, weil die genannten Personen weder auf der Transportliste des Bauzuges noch auf der angesprochenen Totenliste zu finden sind. Wobei wiederum gesagt werden muss, dass die Transportliste des Bauzuges nicht vollständig ist. Dies folgt zum einen aus der Aussage des Häftlings und Kapos, Otto Alex, der zu Protokoll gab, dass er sich bei der Aufstellung des Bauzuges im KZ-Flossenbürg „dazugeschmuggelt“ hat.¹¹ Des Weiteren waren die Toten des Bauzuges, die auf dem Friedhof in einem Massengrab begraben wurden, zum Teil nicht in der Transportliste verzeichnet. Das heißt wiederum, dass dem Bauzug mehr als 645 Häftlinge angehörten. Der Umstand, dass die

von Leonow genannten Personen nicht auf der Totenliste unter dem Datum des 12. April vermerkt sind, beweist, dass sie nicht zu den Opfern des Massakers an Häftlingen des Flossenbürger Bauzuges gehörten.

Diese Totenliste, die auch im Stadtarchiv Offenburg vorhanden ist, bezieht sich laut Staatsanwaltschaft „mit großer Wahrscheinlichkeit auf den von Leonow genannten Häftlingstransport“ (Baubrigade Flossenbürg). Das heißt, dass während des Aufenthalts des Bauzuges vom 26. März bis zum 13. April, innerhalb von 18 Tagen 76 Häftlinge dieses Bauzuges starben. Wenn man bedenkt, dass noch weitere drei SS-Baubrigaden, deren Tote nirgends verzeichnet wurden, für einen längeren Zeitraum in Offenburg verweilten, muss man vermuten, dass sich noch weitere unentdeckte Massengräber in und um Offenburg befinden.

Erst im Herbst 2005 stießen Bauarbeiter bei den Umbauarbeiten des Stuttgarter Flughafens auf ein Massengrab von ehemaligen KZ-Häftlingen des Arbeitskommandos „Echterdinger Flughafen“. Nachdem schon unmittelbar nach dem Krieg dort ein Massengrab exhumiert wurde, wurde durch Zufall 60 Jahre nach Kriegsende ein weiteres Massengrab entdeckt. Die an der Universität Freiburg forschende Historikerin Isabel Heinemann wies in einem Interview mit dem Spiegel darauf hin, dass sich noch viele unentdeckte Massengräber ermordeter KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter auf dem Gebiet der Bundesrepublik befinden, welche kaum wiederentdeckt werden könnten, weil Dokumente oder sonstige Spuren zu Kriegsende vernichtet wurden.

Auch in der staatsanwaltlichen Wiedergabe des Briefs von Nikolai Leonow ist zu lesen „*Die Leichen der Ermordeten seien am Stadtrand von Offenburg in Bombentrümmern verscharrt worden.*“ Die Praxis, tote Häftlinge einfach irgendwo in Massengräbern beizusetzen, entsprach den Gepflogenheiten aller Stamm- und Außenlager. Dass die KZ-Häftlinge des Bauzuges Flossenbürg auf einem vorhandenen Friedhof begraben wurden, stellt eine Ausnahme dar. Bei den anderen in Offenburg stationierten SS-Baubrigaden war die Praxis eine andere. Hier wurden tote Häftlinge an beliebigen Stellen in Massengräber geworfen, begraben und alle Spuren, die auf das Massengrab hätten hinweisen können, wurden beseitigt. Dieses Vorgehen spiegelt sich in einem Massengrab am Offenburger Güterbahnhof wider, das von einem Bahnarbeiter zufällig entdeckt wurde. Im Jahr 1946 fielen dem Mann bei Gleisarbeiten mehrere Erdhügel auf, wobei er glaubte, Soldatengräber gefunden zu haben. Bei der Grabung stieß man jedoch zwei Meter unter der Erde auf die Leichen von 17 KZ-Häftlingen, die durch ihre weiß-blau gestreifte Häftlingskleidung eindeutig gekennzeichnet waren.¹² Bei Nachforschungen gab ein Bahnmitarbeiter länger als ein Jahr nach dem Vorfall zu Protokoll, dass die Häftlinge bei einem Luftangriff im Februar 1945 ums Leben gekommen seien, also zu einem Zeitpunkt, da sich der Flossenbürger Bauzug noch nicht in Offenburg befand. Der Bahnarbeiter

blieb der einzige Zeuge. Nur er war bereit, zu den 17 Toten Stellung zu nehmen, obwohl es wahrscheinlich ist, dass es weitere Augenzeugen gab. Es gab weitere KZ-Häftlinge, Zwangsarbeiter, Zigeuner und Resistance-Kämpfer, die in der Umgebung Offenburgs erschossen und in Erdlöchern begraben worden waren und deren Leichen nach dem Kriegsende meist von alliierten Soldaten identifiziert werden konnten. Im Rammersweier Wald¹³, am Rheinufer von Kehl¹⁴, in den Wäldern von Durbach¹⁵ und Ripoldsau¹⁶ wurden einige der Opfer von Erschießungen aufgefunden.

Doch wahrscheinlich blieben auch viele Gräber unentdeckt. In einem Zeitungsartikel über den französischen Militärgerichtsprozess um einen Mord an einem russischen Zwangsarbeiter im Durbacher Wald wurde beispielsweise geschrieben: *„Damit hat eine der vielen ruchlosen Taten, die in diesem Walde während der Kriegszeit von gewissenlosen Elementen verübt worden waren, ihre Sühne gefunden.“*

Viele solcher Taten wurden während der Kriegszeit verübt, aber nur ein kleiner Teil davon später aufgedeckt. In diesem Sinne schrieb ein Journalist in der Ortenauer Zeitung über den Fund des Massengrabes am Güterbahnhof: *„Die ganze Welt ist ein großer Friedhof, auf dem die Toten des vergangenen Krieges und die Opfer des Nationalsozialismus ruhen. Auch Deutschlands Erde birgt tausende von Gräbern mit stummen Zeugen des großen Gerichts. Wir kennen sie gar nicht alle, diese Gruben, in denen die unzähligen Ankläger des versunkenen Systems ungehört, und deshalb von vielen schon beinahe vergessen, ein Ende fanden. Kein Kreuz, nicht einmal ein Stab kennzeichnet oftmals ihre letzte Ruhestätte, kein Sterbebuch enthält ihre Personalien, niemand soll von ihrem Tod erfahren: große Maulwurfshügel sind günstigstenfalls alles, was von ihnen übrig blieb. Dem Zufall bleibt es überlassen, ob sie jemals aufgefunden werden.“*¹⁷

Die Tatsache, dass die Morde an den KZ-Häftlingen des Bauzuges Flossenbürg belegt werden konnten, ist sehr außergewöhnlich und bot die Gelegenheit, diese Tat gerichtlich zu bearbeiten. Somit wurde dieses Massaker zum Gegenstand einer Verhandlung des in Rastatt eingerichteten französischen Militärgerichtshofs. Die von der deutschen Staatsanwaltschaft angestrebten Ermittlungen stellen lediglich eine Nachlese dieses Prozesses dar.¹⁸

Da von der Staatsanwaltschaft 20 Jahre nach Kriegsende keine weiteren Hinweise gefunden wurden, die Nikolai Leonows Vorwürfe hätten untermauern können, blendeten die Ermittler die Widersprüche zwischen dem von Leonow geschilderten Vorfall und dem vom französischen Militärgerichtshof bearbeiteten Massaker vom 12. April 1945 aus. Sie kamen zu dem Schluss, dass es sich hier um ein und dasselbe Verbrechen handeln müsse. Aus Sicht der Ermittler sprach unter anderem für diese These, dass beide Verbrechen an Kranken verübt wurden. Hierzu ist kritisch anzumerken, dass auch im Ostarbeiterlager sowie im städtischen Krankenhaus se-

parierte Krankenreviere für Russen eingerichtet waren. Laut Leonow wurde das Verbrechen im Krankenrevier verübt und nicht im Keller eines Kasernengebäudes.

In Bernd Bolls Dissertation wird ein Fall geschildert, der veranschaulicht, als wie lästig kranke russische Zwangsarbeiter und Ostarbeiter von den Offenburger Institutionen empfunden wurden und dass selbst das städtische Krankenhaus sie so schnell wie möglich wieder loswerden wollte.¹⁹ Im März 1944 wurde in einer Baracke des städtischen Krankenhauses ein Krankenrevier für sowjetische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene mit Fleckentyphus eingerichtet. Aus Platzmangel und der Furcht vor Ansteckung wurden diese Patienten isoliert untergebracht und es wurde ihnen untersagt, sich bei Luftangriffen in Sicherheit zu bringen. Ihr Tod wurde dabei billigend in Kauf genommen. Zitat aus einem Schreiben vom 7. März 1944 von Bürgermeister Rombach: *„Eine Verantwortung für Schadensfälle bei etwaigen Luftangriffen usw. muss die Stadtverwaltung und die Krankenhausdirektion auf jeden Fall ablehnen.“*²⁰

Dieser Satz impliziert fast schon, dass ein Schadensfall durch „Luftangriffe usw.“ erwartet wurde. Was hier unter „usw.“ verstanden wurde, bleibt unklar, doch offensichtlich stellten Luftangriffe nicht den einzigen möglichen Grund für einen bevorstehenden Schaden dar. Interessant erscheint, dass die Verantwortung für einen zu erwartenden Schadensfall schon im Vorhinein abgelehnt wurde. Sechs Wochen später schickt die Krankenhausdirektion eine kurze Mitteilung an den Oberbürgermeister. Zitat: *„Die Krankenhausdirektion teilt mit, dass Fleckentyphusranke im Krankenhaus nicht mehr vorhanden seien.“*²¹ Was mit den Kranken geschah, kann aus den Akten nicht weiter abgeleitet werden. Der Vorfall ereignete sich im März 1944, also in dem Zeitraum, den Nikolai Leonow für das von ihm geschilderte Verbrechen angibt. Aufgrund dieser Überlegungen könnte man zu der Vermutung kommen, der von Leonow beschriebene Massenmord habe sich in der Baracke des städtischen Krankenhauses abgespielt. Zwar wurden die weniger schwer erkrankten Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge in den so genannten Krankenrevieren der einzelnen Lager versorgt, die schwer erkrankten, also die problematischen Fälle wurden jedoch ins Krankenhaus verlegt.

Doch gegen diese Vermutung, die beschriebenen Vorgänge im städtischen Krankenhaus könnten etwas mit dem von Leonow beschriebenen Verbrechen zu tun haben, spricht kurioserweise die Angabe eines identischen Zeitpunkts beider Vorkommnisse. Denn Leonow hat sich in seinem Brief ganz offensichtlich bei der Nennung von Jahreszahlen um ein Jahr vertan. Seine Überführung mit dem Bauzug von Flossenbürg nach Offenburg datiert er auf den März 1944. Durch die Transportliste ist jedoch eindeutig der März 1945 als Zeitpunkt für die Überführung angegeben. Auch als Datum seiner Befreiung gibt er den April im Jahr 1944 an, in Wirklich-

keit muss es aber der April 1945 gewesen sein. Man kann somit schlussfolgern, dass das geschilderte Verbrechen nicht im März 1944, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach im März 1945 begangen wurde.

Die angestellten Überlegungen veranschaulichen, dass sich Parallelen, wie sie die Staatsanwaltschaft für den Fall Leonow und den Fall des 12. Aprils gesehen hat, leicht ziehen lassen. Wenn man die sich ergebenden Widersprüche verschweigt, kann ein kohärentes Bild entstehen, das leicht nachzuvollziehen ist, aber den Realitäten nicht entspricht.

Die Quellenkritik ist daher eine wesentliche Aufgabe von wissenschaftlicher historischer Forschung, denn Dokumente sind nicht unfehlbar und sie müssen kritisch untersucht und deren Entstehungszusammenhang in die Gesamtbetrachtung mit einbezogen werden. Zum Entstehungszusammenhang der staatsanwaltlichen Akten ist zu sagen, dass die Behörde der Zentralstelle für die Aufklärung von NS-Verbrechen wegen ihres auffallend laschen Umgangs mit NS-Verbrechen zum Gegenstand internationaler Kritik wurde. Zur Zeit der Ermittlungen im Fall Offenburg war Oberstaatsanwalt Erwin Schüle Leiter der Behörde. Wie sich später herausstellte war er selbst NSDAP- und SA-Mitglied gewesen und wirkte in seiner Amtszeit darauf hin, die Aufklärung von NS-Verbrechen zu behindern.²² Inwieweit die Offenburger Staatsanwälte vorbelastet waren, kann nicht mehr nachvollzogen werden. Doch generell kann gesagt werden, dass ab den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts die NS-belasteten Beamten durch den Artikel 131 des Grundgesetzes ihre Stellungen zurückerhielten und so in den öffentlichen Dienst der Bundesrepublik zurückgeführt wurden.²³ Insgesamt war die Zeit der fünfziger und sechziger Jahre durch die kollektive Verdrängung von NS-Verbrechen und die Widereingliederung von ehemaligen Nazis in die öffentliche Gesellschaft gekennzeichnet. Die Untersuchung des Massakers vom 12. April 1945 blieb ohne Folgen, denn diejenigen Personen, denen man eine Schuld nachwies, waren mittlerweile verstorben; für die Beteiligung anderer Verdächtiger fand die Staatsanwaltschaft keine Beweise und stellte die Ermittlungen ein.

Im Rahmen meiner Nachforschungen stieß ich auf Widersprüche zwischen dem von Nikolai Leonow geschilderten Fall, der den Anstoß für die staatsanwaltlichen Ermittlungen gab, und dem Massaker des 12. April 1945. Dabei stellt der Fakt, dass Leonow die Namen von Opfern nennt und diese nicht auf der Liste der Ermordeten des Verbrechens vom 12. April stehen, die gravierendste Unstimmigkeit dar.

Des Weiteren sollte in diesem Aufsatz aufgezeigt werden, dass die Besonderheit des Verbrechens vom 12. April vor allem darin besteht, dass die Tat durch eine überlieferte Totenliste und den Fund des Massengrabs bewiesen werden konnte. Aufgrund dieser harten Fakten wurde den Ausführungen der ehemaligen KZ-Häftlinge zu dieser Tat Glauben geschenkt. Doch wenn man ihren weiteren Ausführungen folgt, stößt man auf Verbre-

chen, die in Ausmaß und Grausamkeit dem Massaker vom 12. April in nichts nachstehen. Bei diesen Aussagen kann es sich nicht um reine Hirngespinnste ehemaliger Häftlinge handeln, wie Beispiele von Massengräbern und Leichengruben, die auch in Offenburg nach dem Krieg exhumiert wurden, untermauern. Dass es sich dabei vermutlich nur um einen Bruchteil der tatsächlich existierenden Gräber handelt, nämlich um jene, bei denen die Täter nicht alle Spuren beseitigten oder Zeugen zu einer Aussage bereit waren, legen die noch heute vorkommenden zufälligen Massengrabfunde nahe, wie z. B. unlängst im Rahmen von Bauarbeiten am Flughafen Stuttgart oder auch in Schwäbisch Hall.²⁴

Wenn man mit den Realitäten in Deutschland zur Zeit des Zweiten Weltkriegs vertraut ist, weiß man, dass Offenburg mit mehr als 1.500 KZ-Häftlingen und unzähligen Zwangsarbeitern keinesfalls eine Ausnahme darstellte. Außer den bekannten Stammlagern, wie zum Beispiel Auschwitz oder Buchenwald, gab es noch eine Vielzahl von Außenlagern, die über das ganze Land verstreut waren. Genau genommen befanden sich mehr KZ-Häftlinge in kleineren Außenlagern als in den bekannten Stammlagern.²⁵ In diesen Außenlagern war die Behandlung und die Sterblichkeit der Häftlinge oft höher als in den Stammlagern.²⁶

Allein in Baden-Württemberg gab es 74 Konzentrations- und Internierungslager sowie unzählige Zwangsarbeiterlager.²⁷

In diesem Aufsatz wurde darauf aufmerksam gemacht, dass das besonders gut zu rekonstruierende Massaker vom 12. April 1945 kein singuläres Ereignis darstellt, sondern nur ein Beispiel für den vielfachen Mord an Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs ist. In dieser Tat spiegeln sich die Schicksale von Millionen von Opfern, die auf Todesmärschen und in Lagern umkamen, durch Hunger, Krankheit und Mord.

Anmerkungen

- 1 siehe auch Steegmann, Robert: Struthof: le KL Natzweiler et ses kommandos: une nébuleuse concentrationnaire des deux côtés du Rhin, 1941–1945. Strasbourg, 2005.
- 2 Boll, Bernd: „Das wird man nie mehr los ...“. Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939 bis 1945, 312.
- 3 Ebd., 309f.
- 4 StA O 5/6736.
- 5 Boll, Bernd: „Das wird man nie mehr los ...“, 324f.
- 6 StA O Ordner: Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Offenburg wegen Mordes an Kriegsgefangenen am 12.04.1945 in der Ihlenfeld-Kaserne Offenburg. Akte UJs 351/95.
- 7 Staatsanwaltschaft Offenburg Js 712/65.
- 8 StA O 5/673.
- 9 In den Staatsanwaltlichen Akten wie auch in Publikationen ist fälschlicherweise von 635 KZ-Häftlingen die Rede. Dies ist begründet in dem Umstand, dass bei der Durch-

- nummerierung der Häftlinge auf der Transportliste ein Fehler begangen wurde. Bei der Durchnummerierung der polnischen Häftlinge ist ein Zahlensprung von 24 auf 15 zu bemerken und somit ist auch die Gesamtzahl der Häftlinge um zehn zu niedrig angegeben.
- 10 Staatsanwaltschaft Offenburg Js 712/65.
 - 11 StA O Ordner: Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Offenburg ... Akte UJs 351/95, 2.
 - 12 StA O Ordner: 013-9 Drittes Reich / Verfolgung und Widerstand. Offenburger Zeitung vom 30. April 1946.
 - 13 StA O Ordner: 013-9 Drittes Reich / Verfolgung und Widerstand. Badische Zeitung vom 08.12.1994.
 - 14 StA O Ordner: 013-9 Drittes Reich / Verfolgung und Widerstand. Badische Zeitung vom 21.11.1995.
 - 15 StA O Ordner: 281-1 Rechtshutzpflege Rechtsschutz, 1820–1950. Volkszeitung für Baden vom 02.03.1948.
 - 16 StA O Ordner: 281-1 Rechtshutzpflege Rechtsschutz, Hauger Prozess. Offenburger Tageblatt vom 20.06.1961–24.06.1961 sowie vom 27.06.1961, 28.06.1961, 06.06.1961, 07.07.1961 und 11.07.1961.
 - 17 StA O Ordner: 013-9 Drittes Reich / Verfolgung und Widerstand. Offenburger Zeitung vom 30. April 1946.
 - 18 StA O Ordner: Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Offenburg ... Akte UJs 351/95.
 - 19 Boll, Bernd: „Das wird man nie mehr los ...“. 216–225.
 - 20 StA O 5/5085.
 - 21 StA O 5/5085.
 - 22 Boll, Bernd: Die Spur des Vaters. Hinweise für Recherchen nach Familienangehörigen. In: Sozialistisches Büro (Hrsg.): Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich. Ausgabe 81, 21. Jahrgang, September 2001. 83–92. Hier 85 f.
 - 23 Informationen zur politischen Bildung: Deutschland in den fünfziger Jahren. 3. Quartal, 1979. 22.
 - 24 Koziol/Michael/Sylvester: Rüstung, Krieg und Sklaverei. Der Fliegerhorst Schwäbisch-Hall Hesselental und das Konzentrationslager. Sigmaringen, 1986.
 - 25 Fings, Karola: Krieg, Gesellschaft und KZ: Himmlers SS-Baubrigaden. Paderborn, 2005. 354.
 - 26 Grandt, Michael: Unternehmen „Wüste“ – Hitlers letzte Hoffnung. Das NS-Ölschieferprogramm auf der Schwäbischen Alb. Tübingen, 2002. 9, 183–189.
 - 27 Schätzle, Julius: Stationen zur Hölle. Konzentrationslager in Baden-Württemberg 1933–1945. Frankfurt a.M., 1974. 63.

Weitere Literatur:

- Ruch, Martin: In memoriam Charles Hermand, Opfer des Massakers in der Offenburger Artillerie-Kaserne. In: Die Ortenau 85, 2005, 475–490.
- Sanik, Leon, in: Ruch, Martin: „Ich bitte noch um ein paar Sterne“. Jüdische Stimmen aus Offenburg, Bd. 2. Offenburg 2002, 97–99.
- Schellinger, Uwe: Sklavenarbeit in Offenburg. Der Weg des KZ-Häftlings Marko Moskowitz. In: Die Ortenau 84, 2004, 383–394.

Die ehemalige französische Festung Fort Louis

Ernst Gutmann

Fort Louis heute

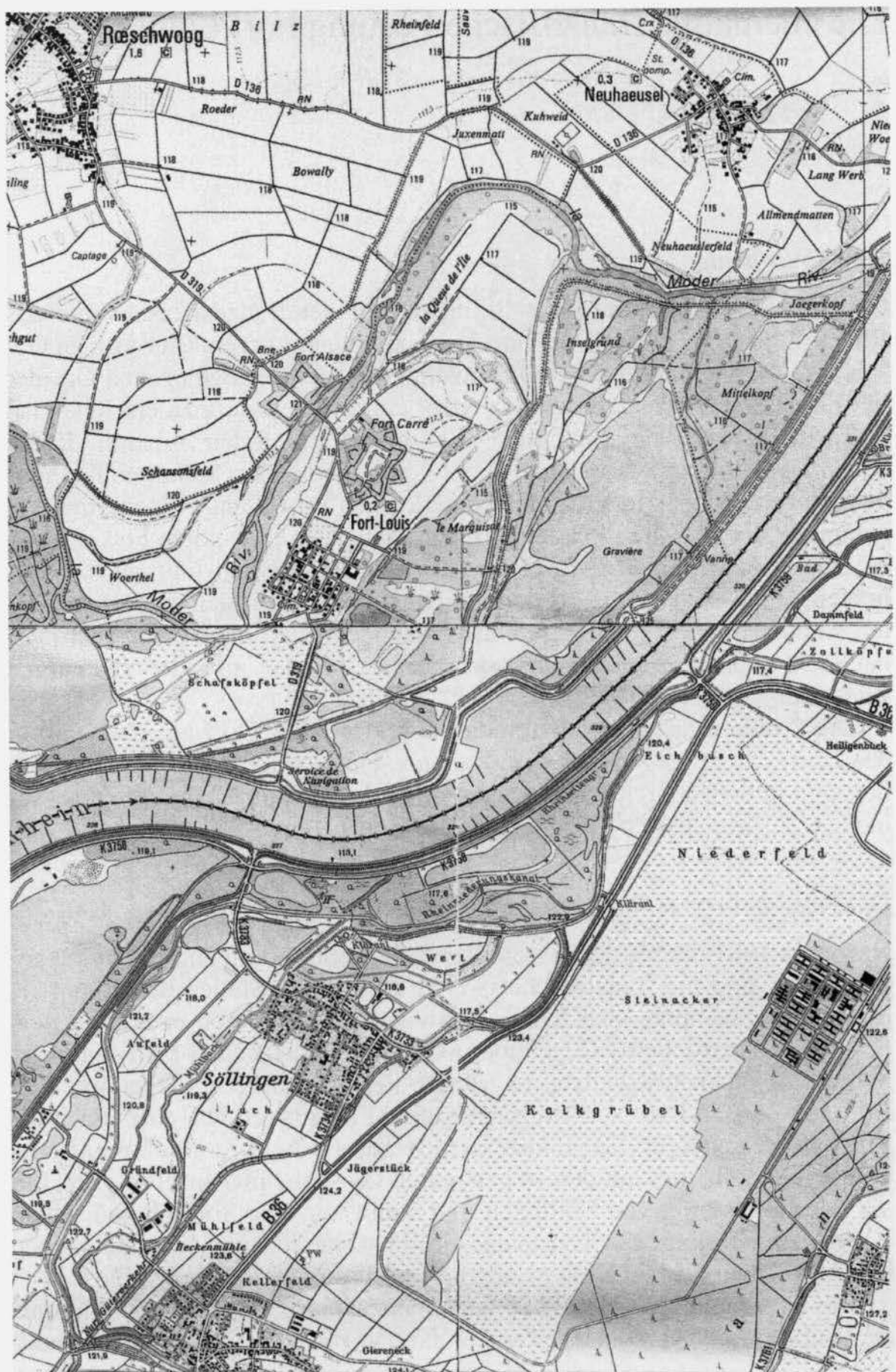
Gegenüber von Rheinmünster-Söllingen, auf der französischen Seite des Rheines, liegt das kleine Dorf Fort Louis mit einer kurzen, aber großen Geschichte. Heute leben etwa 500 Einwohner in diesem abgelegenen Ort, der nur durch eine Stichstraße vom benachbarten Röschoog zu erreichen ist. Der Ort liegt auf einer ehemaligen Rheininsel, durch den früheren „Roten Rhein“ (westlichster Rheinarm) fließt heute die Moder. Schon einige hundert Meter vor der Moderbrücke bemerkt man im Gelände eigenartige Erhebungen. Es sind die Reste eines mächtigen Vorwerkes, dem Fort d’Alsace. Die Straße führt über die Reste hinweg. Rechts und links davon sind noch deutlich die Festungsmauern erkennbar. Auch auf den modernen Karten sind die Vorwerke eingezeichnet. Nachdem man die Moder überquert hat, stößt man auf die Reste des noch größeren Forts Carré, der ehemaligen Zitadelle.

Die Straße führt dann nach Süden, direkt auf das Dorf zu. Im Zentrum des Dorfes steht, gegenüber vom Rathaus, eine moderne Kirche. Die Straßen sind in Schachbrettform angelegt und erinnern zum Teil durch ihre Namen an das französische Königshaus der Bourbonen.¹

Die Entstehung von Fort Louis

Nachdem 1681 die bis dahin freie Reichsstadt Straßburg an Frankreich gefallen war, und die französische Grenze an einigen Stellen den Rhein erreicht hatte, bemühte sich König Ludwig XIV., sie durch eine Kette von Festungen abzusichern. Gegenüber von älteren deutschen Befestigungen ließ er von Vauban jeweils eine größere Festung anlegen. Gegenüber von Breisach entstand so Neu-Breisach, und Straßburg erhielt eine mächtige Zitadelle gegen Kehl. Gegenüber der kleinen Festung Stollhofen entstand inmitten des Rheines auf den so genannten Giesenheimer Inseln – zum Teil auf der Gemarkung von Söllingen und somit auf markgräflich badischem Boden, zum Teil auf Fleckensteiner Grund – eine Festung, die den Namen Fort Louis, den Namen König Ludwigs von Frankreich tragen sollte.²

Die Bauarbeiten wurden 1686 begonnen. Sebastian Le Prestre, Marquis de Vauban (1633–1707) legte am 6. Januar 1687 persönlich den Grundstein.³



Fort Louis heute 1 : 25.000 (Ausschnitte von 7214 Sinzheim / 7714 Iffezheim)

Die vorher bewaldeten Inseln, nur durch schwache Wasserläufe oder Kiesbänke getrennt, etwa zwei Kilometer lang und sechshundert Meter breit, wurden zu einer riesigen Baustelle. Die 1677 abgebrochene Barbarossa-Pfalz, die Stadtmauern in Hagenau, dazu auch die Mauern der badischen Stadt Beinheim und der Stadt Selz, dienten als Steinbruch für das Baumaterial. Alle Orte, auch die auf der badischen Seite, mussten ab 1687 Fronarbeiter, Pferde und Wagen stellen. Das Brot musste in der Armeebäckerei gekauft werden. Noch 1691 waren Einwohner der Stadt Stollhofen der Armeebäckerei 200 Gulden schuldig.

Die badischen Einwohner lieferten bis Ende 1691 150.000 Faschinen. Dabei war gerade auch 1689 die Festung Stollhofen erneut ausgebaut und im gleichen Jahr von den Franzosen zerstört worden.⁴

Das Fort Carré

Im Zentrum der Insel entstand eine mächtige Zitadelle von einer Abmessung von 450 mal 380 Metern. Vier Bastionen deckten dazu das Hauptfort. Alle Bastionen waren durch Brücken mit dem Hauptfort verbunden. Drei Durchgänge zu den Brücken sind heute noch erhalten. Der vierte Durchgang diente als Haupttor der Festung. Der nutzbare Innenraum belief sich auf 225 mal 180 Meter und sollte allein 1.000 Soldaten aufnehmen. Es entstanden im Innenraum mehrere Kasernen, die Kommandatur und eine Kirche mit dem Schutzpatron Ludwig.⁵

Fort d'Alsace

Etwa halb so groß wurde die Festung auf der westlichen Seite des „Roten Rheines“ (heute Moder) als Brückenkopf zum elsässischen „Festland“. Sie war ebenfalls etwa 225 Meter lang, aber nur etwa 100 Meter breit. Das Fort erhielt neben weiteren Kasernen das Militärhospital mit Kirche. Erster Geistlicher in der Militärkirche war 1688 Abbé Claude Forge aus Nancy.

Zur Versorgung der Festung wurde ein Hafen angelegt. Mit einem Kanalsystem von der Moder zur Ill und somit nach Straßburg wurde der Nachschub, ohne den Rhein befahren zu müssen, gewährleistet. Auch die Gräben und Bäche zum direkten Hinterland (Röschwoog, Beinheim, Selz) wurden für Transportboote ausgebaut. Eine Schiffsmühle im „Roten Rhein“ diente zur Meherversorgung der Garnison.⁶

Fort Marquisat

Als zweiten Brückenkopf wurde auf der östlichen Seite des „Großen Rheins“ das Fort Marquisat errichtet. Die Größe der Anlage entsprach dem Fort d'Alsace und stand komplett auf badischem Grund. Es musste aller-

dings 1697 zum „Frieden von Ryswick“ abgebrochen werden. Es entstand nochmals für kurze Zeit und wurde endgültig 1714 („Friede zu Rastatt“) niedergelegt. Das Gelände heißt heute noch Marquisat. Es liegt seit etwa 1780 linksrheinisch und gehört seit 1831 zur Gemarkung Fort Louis.⁷

Außenwerke

Die ganze Anlage wurde nochmals durch eine umlaufende Festungslinie gesichert, so dass sie von außen eine einzige Insel darstellte. Die Tümpel oder Wasserlöcher innerhalb der Festung wurden aber nie ganz zugeschüttet. Im Gegenteil, man entnahm benötigtes Füllmaterial, z. B. um die Schanzen auszubessern, die Dämme nach Hochwasser wieder herzustellen usw. einfach von dem Gelände, das zur Verfügung stand. Nicht immer war es möglich Material von außerhalb der Festung heranzubringen.⁸

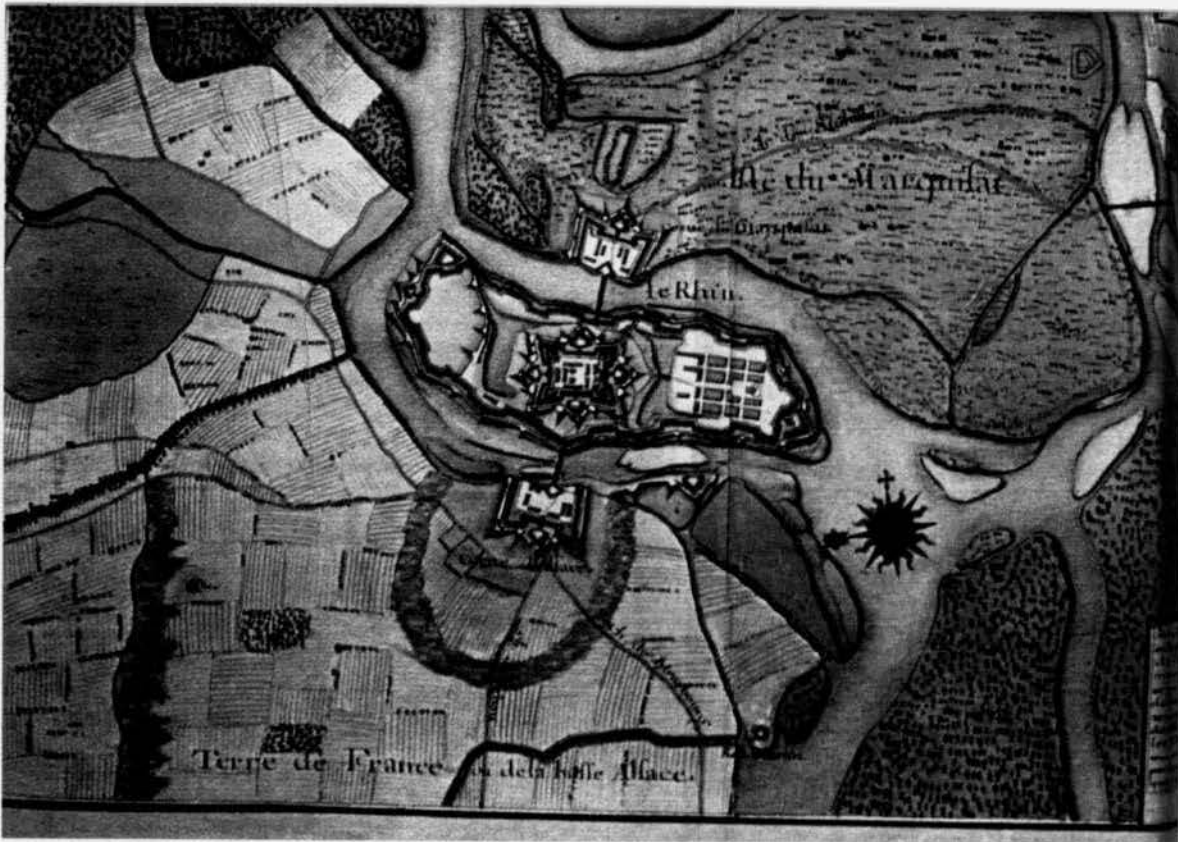
Die Stadt

Im Süden der Insel entstand auf dem Reißbrett eine Siedlung, die schon 1688 mit allen königlichen Privilegien einer Stadt ausgestattet wurde (Wochenmarkt am Freitag und Jahrmärkte zu St. Georg und St. Michael).⁹

Schon bei der Gründung wurde eine Pfarrkirche gebaut. Erster Pfarrer war 1687–1691 Campdfort. 1690 ließen sich die ersten jüdischen Familien nieder. Ein Notariat wird schon 1692 erwähnt. 1697 war „De la Vaisse“ Kommandant der Festung. 1698 war die königliche Post mit der badischen Poststation von Stollhofen mit einem „Postschiff“ verbunden worden. Ebenfalls im gleichen Jahr zählte man schon 180 Haushaltungen (ca. 1.000 zivile Einwohner). 1719 erfolgte die Gründung eines Kapuzinerklosters. Somit besaß Fort Louis die Pfarrkirche, die Ludwigskapelle im Arsenal (Fort Carré), die Kapuzinerkirche und die Hospitalkapelle im Fort d’Alsace. 1716 wurde im Fort d’Alsace eine eigene Militärpfarre errichtet. Nach 1700 nahm die Stadt einen immer größeren Aufschwung und zählte 1720 schon 352 Familien (über 2.000 zivile Einwohner). Bei einer Verwaltungsreform 1790 wurde Fort Louis zum Verwaltungssitz. Zu dem „Kanton“ gehörten dann die Orte Dalhunden, Auenheim, Forstfeld, Kauffenheim, Röschoog, Roppenheim, Runzenheim, Schirrhofen, Statmatten und Sufflenheim.¹⁰

Durch Verringerung der Soldatenzahlen kam es auch zur Abwanderung von Zivilpersonen. So reduzieren sich die Bewohnerzahlen vor allen Dingen nach 1750 deutlich. 1780 waren es 1417, 1781 noch 1376 Christen und 41 Juden. 1791 zählte Fort Louis nur noch 1182 Einwohner.

Wovon lebten die Einwohner? Überwiegend von der Garnison. Sehr zahlreich waren die Gasthäuser. Es wurden bis zu 29 (!) Gasthäuser gezählt. Sicher dienten sie hauptsächlich zur „Versorgung der Soldaten“.



Festung Fort Louis um 1700 (Nördl. Teil). Kopie im Rathaus Söllingen

Zeitweise waren neben der Militärapotheke noch weitere drei Apotheker hier tätig. Auch eine Anzahl „Wundärzte“ hatten sich hier niedergelassen.

In der Grundsteuerliste von 1793, also in einer Zeit, als es der Stadt nicht mehr so gut ging, gab es unter den Einwohnern folgende Berufe: sieben Bauern, ein Apotheker, ein Arzt, neun Bäcker, sieben Bierbrauer, ein Blechner, sechs Bürobeamte, drei Chirurgen, ein Gipsler, 14 Handelsjuden, zwei Hufschmiede, 16 Krämer, ein Krempe, drei Küfer, ein Leinenweber, ein Maire (Bürgermeister), vier Mauerer, ein Messerschmied, drei Metzger, ein Musiker, ein Notar, zwei Perückenmacher, zwei Postmeister, drei Schlosser, fünf Schneider, fünf Schreiner, zwei Schulmeister, sechs Schuster, ein Strumpfweber, 33 Tagelöhner, zwei Wagner, ein Weinhändler, elf Wirte und drei Zimmermänner, zusammen waren dies 169 Familien.

Die Händler, Tagelöhner und Handwerker waren in der Überzahl. Im Ganzen aber dürften die Einwohner von den Einkünften mehr schlecht als recht gelebt haben. Für die Landwirtschaft gab es wenig Möglichkeiten. Das meiste Gelände war sumpfig oder verkiest und für den Ackerbau untauglich.¹¹

Weitere Außenwerke

In der Zeit der Stollhofener Linie mussten ein Teil der Bewohner von Söllingen ihre Häuser verlassen. Die Ortsteile „Schwarzwasser und Kessel-dorf“ wurden „entsiedelt“, die Kapelle zerstört, ihre Häuser mussten sie etwa 200 Meter weiter östlich an einer neuen Straße wieder aufbauen (heuti-ge Kirchstraße).

Auf dem alten Siedlungsgelände entstand so als weiterer Brückenkopf „Fort de Selinge“ (1703–1714). 1714 musste das Fort, wie auch alle ande-ren Werke, die östlich des Rheines lagen, abgebrochen werden.¹²

Die Garnison

Natürlich war die Anzahl der Soldaten in über 100 Jahren der Festung nicht immer gleich. In den „Glanzzeiten“ der Garnison waren über 3.000 Mann hier untergebracht. In „schlechten“, d. h. in Friedenszeiten, mitunter nur wenige 100 Mann.

Schon im September 1689 (Pfälzer Erbfolgekrieg) diente die Festung als Ausfalltor für die französischen Truppen. Eben damals wurde die ganze Rheinebene verheert. Alle Städte und Dörfer (Heidelberg, Baden-Baden, Durlach, Kuppenheim, auch Stollhofen außer Schwarzach) wurden ein Raub der Flammen.¹³

1701–1714 diente Fort Louis als Gegenfestung zur Stollhofener Linie. 1707 startete Marschall Villars über die „Markgrafeninsel“ den entschei-denden Angriff auf die Linie.¹⁴

Die Lage der Festung inmitten des Stromes war für die Gesundheit selbst junger Soldaten nicht gerade abträglich. Die stehenden Gewässer in den Festungswerken, die Feuchtigkeit und auch die Schnaken taten ihr Übriges. An Sumpffieber starben von 1.000 Mann etwa bis zu 40. Bei Hochwasser drückte das Grundwasser die Särge der gerade Beerdigten durch die Erde hindurch. Die Häuser sanken langsam in den weichen Untergrund.¹⁵

Der polnische Erbfolgekrieg 1733

Die Kampfhandlungen dauerten (Philippsburg) von Oktober 1733 bis Ok-tober 1735. Dabei brach auch die Pest aus. In Straßburg lagen bis zu 6.000 pestkranke Soldaten. Im Militärspital zu Fort Louis wurden folgende Ster-befälle notiert: 1733 160, 1734 1.003, 1735 469 und 1736 228 Soldaten.¹⁶

1744 wurde zwischen Fort Louis und Sufflenheim die so genannte „Pandurenschlacht“ geschlagen. Anfang 1744 drangen Österreicher, unter ihnen Panduren (ungarische Truppen), unter dem Befehl des Prinzen Karl von Lothringen über Lauterburg ins Elsass ein. Mehrere Abteilungen bela-gerten Fort Louis. Am 23. August kam es zu einer Schlacht, in der die

Franzosen siegten und die Österreicher 2.000 Mann verloren. Nach einer nochmals verlorenen Schlacht mussten die sich österreichischen Truppen über den Rhein zurückziehen. In den Kriegsjahren starben im Militärspital 1741 205, 1742 334, 1743 900, 1744 662, 1745 253 und 1746 148 französische Soldaten.¹⁷

Der Untergang der Festung im Jahr 1793

Vom April 1792 bis 1802 führte Frankreich wieder Krieg. Er war noch von König Ludwig XVI erklärt worden und wurde dann von Napoleon als Konsul weitergeführt. Schon im Frühjahr 1791 wurden täglich mancherlei Klagen über die schlechte Versorgung der Festung laut. Österreichische Truppen nahmen am 13. Oktober die Lauterlinie mit Weissenburg und besetzten am 18. Oktober Hagenau. Gleichzeitig rückten sie gegen Fort Louis vor. Die vor Weissenburg geschlagenen Truppen zogen sich bis nach Straßburg zurück.

Mitte Oktober 1793 belagerten die österreichischen Truppen unter General Wurmser die Festung. Die Garnison bestand aus 3.270 Mann. Nachdem schon am 10. November Breschen in die Schanzen geschossen waren, mussten sich die Franzosen am 17. November ergeben.

Am 19. Januar 1794 verließen die Österreicher zusammen mit den Bewohnern die Festung. Danach wurden Stadt und Festung gesprengt. Wiederaufbaupläne unter Napoleon und auch unter den Österreicher kamen nicht mehr zur Ausführung oder wurden nach Anfängen wieder abgebrochen. Die Bewohner kamen später zum Teil wieder zu ihren Ruinen zurück. 1806 zählte man wieder 77 Familien. Davon notierte man folgende Berufe: ein Bäcker, ein Biersieder, ein Briefbote, ein Bürgermeister, vier Faschinenleger, fünf Feldarbeiter, ein Feldhüter, vier Fischer, vier Gärtner, ein Korbmacher, zwei Krämer, ein Lehrer, vier Maurer, drei Perückenmacher, drei Ruderer, ein Schlosser, ein Schneider, zwei Schreiner, drei Schuster, 26 Tagelöhner, ein Unternehmer von Festungsbau, zwei Weber, drei Wirte, ein Wollenspinner und ein Zimmermann. Auch hier kann man noch keine wesentliche Umstellung auf Landwirtschaft bemerken. Die 26 Tagelöhner waren sicher kurz vor dem Hungertod. Auch die vier Gärtner hatte sicher wenig zu tun. So wohnten 1812 in Fort Louis wieder 464 Einwohner, später gingen die Zahlen (bei über 100 Auswanderern nach Amerika 1828 bis 1850) auf unter 250 zurück.¹⁸

Überaus viel Mühe, Leid und Unglück hatten die Einwohner dieses Ortes erleben müssen. Die Festung als Kriegsmaschine erbaut, von der Kriegsmaschinerie ernährt, wurde eben von ihr wieder vernichtet. Eine eigene Lebensgrundlage erhielt die Siedlung erst durch den Zuschlag von größeren Gemarkungsteilen von Stollhofen und Söllingen durch die Veränderungen der Rheingrenze.

Anmerkungen

- 1 Sieffert, P. Archangalus: Fort Louis, Geschichte von Festung, Stadt und Dorf, Heidelberg 1935. P. Sieffert war Pfarrer in Fort Louis und hatte die Geschichte des Ortes von Grund auf aufgearbeitet und in seinem Werk umfangreich dargestellt.
- 2 Zur Herrschaft Fleckenstein gehörten u. a. die Orte Giesenheim, Röschoog und Roppenheim. Das benachbarte Neuhäusel lag ursprünglich auf einer Hügelsheimer Insel und gehörte somit zum badischen Amt Stollhofen. Später wurde es dem badischen Amt Beinheim zugeschlagen, dann Fort Louis. Vgl. Kocher, A.: Das Uffriedt, Straßburg 1911, 11.
- 3 Paris, Archives historiques du Ministère de la guerre; Serie de la correspondance, vol. 794.
- 4 GLA 48/3375 Stollhofener Akten.
- 5 Chuquet, A.: L'Alsace 18,4, Paris 1900, 57. Das Hauptfort konnte etwa 1000 Soldaten aufnehmen. Die Kasernen waren langgestreckte Gebäude, die sich innerhalb der vier Umfassungsmauern hinstreckten und in der Mitte einen geräumigen Kasernenhof frei ließen. Mitten in diesem Hof lagen zwei Gebäude, östlich die Militärkirche und westlich die Kommandantur.
- 6 Das Fort war und ist durch die Landstraße durchzogen und bildete somit das Eingangstor. Zwei größere Gebäudegruppen wurden dort erbaut, je eine rechts und links der Straße, mit ihr parallel verlaufend.
- 7 Müller, Eugen von: Die Bühl-Stollhofener Linie im Jahre 1703, in: ZGO. 99–137.
- 8 Coste, Fort Louis du Rhin, in: Revue d'Alsace, Colmar 1862, 431–435.
- 9 Erwähnt in den Lettres patentes vom Jahre 1698; vgl. De Bourg, Ordonnances d'Alsace, 1. Bd. Colmar 1775, 275. König Ludwig stellte am 21. Juni 1688 für Fort Louis einen Freiheitsbrief aus.
- 10 Vgl. unter 1. Kirche und Schule, ebenso Stadt und Zivilverwaltung, 46 f. Allein von 1689–1700 wurden 984 (!) Kinder getauft.
- 11 Vgl. unter 1. Stadt und Zivilverwaltung, 46 ff.
- 12 Plan von Fort Söllingen in Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg Handschrift 1795; vgl. unter 1., 111.
- 13 Vgl. unter 7.
- 14 Ebd.
- 15 Vgl. unter 1. Gesundheitswesen, 70–72. Z. B. starben auch bei der Zivilbevölkerung im 18. Jahrhundert jährlich 30–40 Kinder im Alter von bis zu 12 Jahren.
- 16 Vgl. unter 1. Festung und Militär, 39.
- 17 Vgl. unter 1. Festung und Militär, 43 f.
- 18 Vgl. unter 1. Fall der Festung, 155–170.

Die kleine Friedhofsglocke von St. Michael in Sasbach

Erwin Fischer

Mit dem hellen, reinen Klang begleitete diese kleine Glocke auf der Friedhofskapelle St. Michael in Sasbach schon mehrere Generationen auf ihrem letzten Weg. Der Totengräber läutete dabei mit dem Glockenseil nach einem exakten Rhythmus, damit ein gleichmäßiges volles Geläut erklang. Bei der Renovierung der Kapelle 1969/70 bekam die Glocke einen elektrischen Antrieb. Im Türbogen der Kapelle ist die Jahreszahl 1515 eingemeißelt.

Einige ältere Bürger von Sasbach haben eine besondere Verbindung und Erinnerung an diese kleine Glocke. In längst vergangenen Zeiten läutete diese kleine Glocke an der Kapelle zur heiligsten Dreifaltigkeit in der Wallfahrt, auf dem Hochfeld nördlich von Sasbach, so die mündliche Überlieferung. Viele Pilger baten hier um Hilfe in ihrer Not.

Aufzeichnungen von Mönchen vom Kloster Allerheiligen verdanken wir die ersten urkundlichen Erwähnungen der Kapelle in der Wallfahrt. Bereits 1347 stand auf dem Hochfeld neben dem heutigen Landgut Lindenhäus eine einfache Kapelle, die der heiligsten Dreifaltigkeit geweiht war. Durch Krankenheilungen war die Wallfahrt weithin bekannt geworden, selbst aus dem Elsass kamen die Besucher.

Papst Clemens XI verlieh am 26.2.1717 der Wallfahrtskapelle das eigene Altarprivileg. Es folgte die Zeit der Enteignung der Klöster. Diese einschneidenden Maßnahmen hatten die Aufhebung des Benediktinerklosters Schuttern zur Folge, das bis dahin die Wallfahrtskapelle betreute. Das Wappen der ehemaligen Abtei Schuttern über dem Haupteingang am Pfarrhaus in Sasbach erinnert an die jahrhundertlange Verbundenheit, die 1806 zu Ende ging. Die kleinen Wallfahrtskapellen mit ihren frommen Bräuchen passten nicht mehr zu dem „aufgeklärten“ Zeitgeist, sie sollten verschwinden. Auf bischöfliche Verordnung vom 4.3.1809 wurde die Wallfahrt aufgehoben. Doch das hinderte die Gläubigen nicht in Anliegen die Kapelle aufzusuchen. Nach den Verkündbüchern der Pfarrei von Sasbach wurden auch weiterhin regelmäßig Messen und Andachten in der Kapelle abgehalten.

Zu Sasbach gehörte der Ortsteil Sasbachwalden. Nachdem Sasbachwalden eine selbstständige Gemeinde wurde, strebte sie auch eine eigene Pfarrei an. Das badische Staatsministerium verfügte am 29.9.1836 die Errichtung einer späteren selbstständigen Pfarrei in Sasbachwalden. Dabei sollte die Wallfahrtskapelle bei Sasbach abgetragen und für die neue Kirche in Sasbachwalden verwendet werden. Erzbischof Dr. Ignaz Demeter, ein ehemaliger Pfarrer von Sasbach, hatte sich schon als Domkapitular beim Großherzog dafür eingesetzt. Im November 1840 erfolgten die Abbrucharbeiten der Wallfahrtskapelle.



Die kleine Glocke der Friedhofskapelle St. Michael in Sasbach mit der lateinischen Inschrift: *REQUIEM AETERNAM DONA EIS DOMINE: ET LUX PERPETUA LUCEAT EIS.* Herr, gib ihnen die ewige Ruhe: und das ewige Licht leuchte ihnen.

Foto: Kurt Ketterer



Glocke der Friedhofskapelle – Inschrift 2. Gegossen von B. Grüninger Söhne in Villingen 1887. Foto: Kurt Ketterer



*Friedhofskapelle,
St. Michael in Sasbach, 2006
Foto: Erwin Fischer*



*Zimmermeister Anton Bühler,
1942*

*Rudolf Ketterer mit seiner Mutter. Als 15-jähriger Jugendlicher vereitelte er den Abtransport und die Einschmelzung der kleinen Friedhofsglocke.
Foto: Privat*



Arbeiter des Baubetriebes „Franz Ketterer“ mit den abgeseilten Glocken auf dem Kirchplatz in Sasbach im Juni 1917. Die barfüßigen Kinder verfolgen dieses traurige Ereignis und haben sich zu einem Erinnerungsfoto aufgestellt. Foto: Privat



Abseilen der beschlagnahmten Glocken der Pfarrkirche St. Brigitta, 1942. Wagemutig ließ sich Ernst Striebel, am Stahlseil hängend, zum Glockenturm hochziehen. Foto: Privat



Durch das risikoreiche Handeln von Zimmermeister Anton Bühler blieb die kleine Friedhofsglocke für Sasbach erhalten. Foto: Privat

Der Abriss der Wallfahrtskapelle kam bei den Sasbacher Bürgern allerdings weniger gut an. Es war ihre jahrhundertalte Wallfahrtskapelle, wo sich einst in der Stille, mit einem Gebet, innehalten ließ. Die Kapelle stand in einem idyllischen Umfeld von großen Linden- und Platanenbäumen. Um doch noch etwas von der Wallfahrtskapelle für Sasbach zu retten, da aller Protest der Bürger nichts nützte, wurde die kleinste Glocke als symbolisches, wertvolles Kleinod in „Sicherheit“ gebracht.

Wie dies geschehen sein soll, ist in mündlichen Überlieferungen bis heute lebendig geblieben und wird von älteren Mitbürgern wie folgt erzählt: Auf dem Rückweg nach Sasbachwalden machten die Fuhrleute mit ihren vollbeladenen Wagen mit Bauteilen und den Glocken der Wallfahrtskapelle in Sasbach Rast in einem der vielen Wirtshäuser entlang der Landstraße. Dabei ging es feuchtfröhlich zu. Ein Bürger steigerte die gute Stimmung mit einigen spendierten Runden. Beim Wegfahren allerdings bemerkten die angeheiterten Fuhrmänner nun nicht mehr, dass die kleinste Glocke fehlte. Ein schriftlicher Hinweis darüber ist nicht bekannt.



Fanni Seifermann, eine herzhafte, tüchtige Bäckersfrau. Im leerstehenden Entenstall der Bäckerei, hinter Stroh, war das erste Versteck der kleinen Friedhofsglocke. Foto: Seifermann



Bei Hermann Fischer, Schreinermeister und Totengräber, fand die kleine Friedhofsglocke ihr drittes Versteck.

Foto: Fischer

Der aufgewirbelte Staub über den Abriss der Wallfahrtskapelle, der Unmut und das Unverständnis für diese Entscheidung durch die Obrigkeit hatte sich in Sasbach mit der Zeit gelegt und die Gemüter beruhigten sich wieder.

Die Sasbachwaldener Einwohner freuten sich über ihre neu erbaute Kirche, die am 12.5.1844 eingeweiht wurde. Die Gläubigen brauchten nun nicht mehr den weiten Kirchweg nach Sasbach zurücklegen.

Nach der mündlichen Überlieferung kam inzwischen die verschwundene kleine Glocke von der Wallfahrtskapelle wieder aus ihrer geheimnisvollen Versenkung. Ihren neuen Dienst versah sie nun auf dem Türmchen der Friedhofskapelle St. Michael in Sasbach. Viele Jahre tat die kleine Glocke Dienst auf dem Friedhof. Nachdem sie, vermutlich durch ihr hohes Alter, rissig geworden war, wurde 1887 bei der Glockengießerei Grüninger in Villingen die Glocke umgegossen. Die Glockenwandung machte man dabei etwas dicker. Ihr Gewicht erhöhte sich dadurch von 49 Pfund auf 63 Pfund, der Durchmesser betrug 40 cm.

Weiterhin erschallte ihr heller Klang. Während des Ersten Weltkrieges drohte allerdings ihr Ende. Alle Bronzeglocken wurden für die Rüstung beschlagnahmt. Betroffen davon waren die großen Glocken der Pfarrkirche St. Brigitta und auch die kleine Glocke der Friedhofskapelle St. Michael.

Wie Werkmeister Rudolf Ketterer in einem Bericht festgehalten hat, wurde im Juni 1917 sein väterlicher Baubetrieb Franz Ketterer in der Bühlerstraße beauftragt, die Demontage der Glocken auszuführen. Zu den Einzelheiten möchte ich Rudolf Ketterer zitieren, der als Jugendlicher im Alter von noch nicht 15 Jahren die Demontage und das Verladen der Glocken auf dem Bahnhof in Achern erlebte.

„Mit Wehmut verfolgten zahlreiche Zuschauer das Herunterholen der Glocken an der Pfarrkirche. Als man sich rüstete das ‚Armsünderglöckchen‘ vom Friedhof zu holen, wünschte meine Mutter noch einmal den Klang der kleinen Glocke zu hören. Ich erfüllte ihr den Wunsch und während des Geläutes eilten viele Sasbacher auf den Friedhof und verliehen ihrem Zorn wegen der sinnlosen Wegnahme der kleinen Glocke lebhaften Ausdruck. Bald darauf stand das Friedhofsglöckchen, mit Trauerflor geziert, neben den anderen Glocken auf einem Pritschenwagen im Hofe meines elterlichen Betriebes.

War es Zufall oder Fügung? Kurz vor dem Abtransport kam Jakob Ackermann, ein geistlicher Lehrer der Lenderschen Lehranstalt, am Elternhaus vorbei und wollte das Glöckchen nochmals sehen. Laut las er die Inschrift: ‚REQUIEM AETERNAM DONA EIS DOMINE (Herr gib ihnen die ewige Ruhe)‘. Auf einmal übermannte den sonst so zurückhaltenden Mann ein heftiger Gefühlsausbruch. ‚Eine Schande ist es, das kleine Glöckchen wegzunehmen, mit dem kann man keinen Krieg mehr gewinnen. Warum hat man das Glöcklein nicht heruntergeholt und vergraben. Wenn es wenigstens jetzt jemand stehlen würde, s’ wär wahrlich keine Sünde.‘

Dann las er nochmals laut den lateinischen Spruch und ging kopfschüttelnd weg. Als Lenderschüler beherzigte ich die Worte meines verehrten Religionslehrers und holte das Glöcklein vom Wagen, legte es in den Trichter einer ausgedienten Rübenmühle hinter der Scheune und verbarg es unter altem Gerümpel.

Ein glücklicher Zufall entthob uns aller Schwierigkeiten. Auf der Verladerrampe am Acherner Bahnhof lagerten bereits viele große und kleine Glocken und es gelang, ein fremdes Glöcklein unterzuschieben, damit die Stückzahl bei der Abnahme stimmte.

Als das Rätselraten um die verschwundene kleine Glocke verstummt war, lüftete ich das Geheimnis. Nach einer Verwahrung im Büro unseres Betriebes erhielt die kleine Glocke einen sicheren Ort auf dem Rathaus im

Gemeindearchiv. Nach dem Krieg konnte die kleine Glocke endlich, unter Bürgermeister Zeller, von Totengräber Hermann Fischer wieder am alten Platz auf der Friedhofskapelle aufgehängt werden.“

Im zweiten Weltkrieg 1942 wiederholte sich die Beschlagnahmung der Kirchenglocken. Das wertvolle Bronzemetall wurde wieder für die Rüstung gebraucht. Betroffen waren die Glocken der Pfarrkirche St. Brigitta, die im Jahr 1923 wieder beschafft worden waren. Auch die kleine Glocke vom Friedhof sollte zum zweiten Mal abgeliefert werden. Zimmermeister Anton Bühler erhielt den Auftrag, die Glocken vom Kirchturm abzuseilen und nach Achern an den Bahnhof zu transportieren.

Durch die Ablieferung der Glocken war eine gedrückte Stimmung im Ort, besonders bei den älteren Einwohnern, die wussten, was es „geschlagen“ hatte. Die Bürger spürten, dass der Krieg gegen die halbe Welt noch lange dauern könnte und ausgehen werde wie im Ersten Weltkrieg, doch laut aussprechen durfte es niemand.

Manche mögen den Verlust der Kirchenglocken nicht so wehmütig gesehen haben, denn für den „Endsieg“ musste alles Verfügbare mobilisiert werden. Der Klang der Kirchenglocken schien im „Tausendjährigen Reich“ für Einige auch überflüssig zu sein.

Auf der Nordseite des Kirchturmes, gegenüber der Bäckerei Seifermann, seilten die Zimmerleute mittels Stahlseilen die Glocken auf die darunter stehenden Wagen ab. Wie auf den Fotos zu sehen, verfolgten viele Kinder dieses außergewöhnliche Ereignis. Einer der Buben, Ernst Striebel, ließ sich mutig am Stahlseil hängend zum Glockenturm hochziehen. Den Ernst der Kriegslage konnten die Kinder nicht erahnen.

Die kleine Glocke vom Friedhof blieb auch nicht verschont, sie sollte wieder für den Krieg geopfert werden. Um die Mittagszeit, als „die Luft rein war“, d. h. als niemand auf dem Kirchplatz zu sehen war, verschwand die kleine Glocke hinter der Ladentheke der Bäckerei Seifermann. Die herzhafteste, tüchtige Bäckerin Fanni Seifermann verdeckte die kleine Glocke mit einem davorgestellten Weckenkorb. Im leerstehenden Entenstall der Bäckerei hinter Stroh war nun das erste Versteck der kleinen Glocke. Die in Achern am Bahnhof auf Waggons verladenen Glocken wurden von einer Kontrolle auf die Stückzahl überprüft. Dabei wurde die kleine Glocke vermisst. Zimmermeister Anton Bühler erklärte daraufhin: „Die steht unter der großen Glocke, damit sie nicht abhanden kommt!“ Die Kontrolleure fanden diese Vorsichtsmaßnahme in Ordnung und schöpften keinen Verdacht. Nur mit einem Flaschenzug oder mit einer Winde hätte man die 1.485 kg schwere, große Glocke zur Kontrolle hochheben können.

Trotz „papiermäßiger“ vollständiger Ablieferung der Glocken war man sich der Gefahr bewusst, auf die man sich eingelassen hatte. Man befürchtete doch noch Nachforschungen über den Verbleib der kleinen Glocke. Es

war Krieg und für Saboteure oder politische Gegner drohten drastische Strafen bis hin zur Todesstrafe.

Aus Sicherheitsgründen holten die beiden jugendlichen Söhne von Zimmermeister Anton Bühler, Josef und Alfons, nun die kleine Glocke bei der Bäckerei Seifermann ab und vergruben sie in einem Blechfass in der Werkstatt am Elternhaus hinter dem Motor einer großen Bandsäge. Doch auch hier schien für die kleine Glocke kein sicherer Platz mehr zu sein. Eine Hausdurchsuchung war nicht auszuschließen.

Bei Totengräber und Schreinermeister Hermann Fischer fand die kleine Glocke nun ihr drittes Versteck. In einer Holzkiste verpackt, vergrub er sie an einem Abstellplatz bei seiner Schreinerwerkstatt. Wenige Wochen nach Einmarsch der Franzosen am 14. April 1945 brachten Zimmermeister Anton Bühler, Totengräber Hermann Fischer und Werkmeister Rudolf Ketterer die kleine Glocke wieder zurück an ihren alten Platz an der Friedhofkapelle St. Michael.

Im Ersten Weltkrieg vereitelte Rudolf Ketterer als Jugendlicher das Ende der kleinen Friedhofsglocke. Zimmermeister Anton Bühler verhinderte im Zweiten Weltkrieg das „Aus“ der kleinen Glocke. Seine riskante Aktion nahm, dank der Verschwiegenheit um die versteckte kleine Glocke, ein gutes Ende. Alle waren bestrebt, diese kleine Glocke für Sasbach zu retten. Nach ihrer Überzeugung war der Verlust der großen Glocken schon Opfer genug.

Unser Dank und unsere Achtung gilt allen Beteiligten, die mit Mut und Tatkraft der Gemeinde die kleine Glocke mit der bewegten Vergangenheit erhalten konnten. Der Einsatz dieser Bürger zeigt die tiefe Verwurzelung mit der Geschichte unserer Heimatgemeinde. Möge noch lange der helle, reine Klang der kleinen Glocke der Friedhofkapelle St. Michael die Verstorbenen auf ihrem letzten Weg mit dem Ruf begleiten: REQUIEM AETERNAM DONA EIS DOMINE : ET LUX PERPETUA LUCEAT EIS (Herr gib ihnen die ewige Ruhe : und das ewige Licht leuchte ihnen).

Anmerkungen und Quellen

Döbele, Ernst: Geschichte der Pfarrei Sasbach, Archiv des kath. Pfarramt Sasbach.

Ketterer, Rudolf: Das Glöcklein von St. Michael, in: Der Sasbacher, 1968.

Paula Hoferichter geb. Seifermann, Zeitzeugin.

Alfons Bühler, Zeitzeuge.

Konrad Ketterer, Zeitzeuge.

Fotos der kleinen Glocke: Freiwillige Feuerwehr Sasbach, Kurt Ketterer.

Allen Zeitzeugen und Mitwirkenden gilt herzlicher Dank!

Erwin Fischer, Unterdorfstr. 8, 77880 Sasbach

Konrad Schmider (1859–1898)

Gedanken zum Umgang mit dem Lebenswerk eines „Nazareners“

Vortrag von Werner Scheurer, Offenburg, zur Eröffnung der Gedenkausstellung¹ zum 100. Todestag im Rathausaal Wolfach am 14. September 1998

Wenn das Manuskript einer Rede erst acht Jahre nach dem Ereignis in Druck geht, so bedarf dies einer Begründung. In den Jahren 2003/04 wurde die Pfarrkirche St. Albin in Waldulm einer umfassenden Renovierung unterzogen. Dabei wurde auf sehr geglückte Weise das Wandgemälde „Heilige Familie“ von Konrad Schmider (1886), das jahrzehntelang übermalt war, wieder freigelegt (siehe Werner Scheurer, Katholische Pfarrkirche Waldulm, Regensburg 2006). Ein Anliegen des Autors, die Erhaltung bzw. Freilegung der Werke Konrad Schmiders, ist in diesem Falle erfüllt. Die Wolfacher Rede vom 14. September 1998 hat seiner Meinung nach nichts an Aktualität verloren.

Die Stadt Wolfach gedenkt in diesen Tagen ihres Sohnes Konrad Schmider, der am 6. Juli 1898 beim Ausmalen des Schlosses in Mannheim auf tragische Weise ums Leben kam. Schmider, der nur 39 Jahre alt war, wurde 1859 geboren. Im gleichen Jahr starb in Haslach der unter dem Namen „Der närrische Maler von Haslach“ bekannte Künstler Carl Sandhaas.² Diese rein zufällige, fast nahtlose Aneinanderfügung zweier Künstlerlebensläufe wäre interessant genug, um Vergleiche anzustellen. Ich möchte nur auf einen einzigen Punkt aufmerksam machen. In der Biographie von Carl Sandhaas ist davon die Rede, er habe in seiner Münchener Zeit die Nähe des Malers Peter Cornelius gesucht.³ Damit sind wir auf den vielleicht bekanntesten Namen gestoßen, den man zuerst nennt, wenn man von den so genannten „Nazarenern“ spricht. Wer waren diese Nazarener? Und weil nun unser Konrad Schmider der jüngsten Gruppe dieser Kunstrichtung angehört, müssen wir zunächst den Begriff „Nazarener“ erklären. Dann will ich versuchen, Ihnen in mehreren Schritten meine „Gedanken zum Umgang mit dem Lebenswerk eines Nazareners“ vorzutragen.

„Nazarener“⁴ war ursprünglich ein Spottname für die 1809 in Wien von F. Overbeck u. a. unter dem Namen Lukasbund⁵ gegründete Vereinigung österreichischer und deutscher Maler, die eine Reform der Kunst auf religiöser Grundlage anstrebten und Kunst und Ethik zu verbinden suchten. In der Folgezeit schlossen sich ihnen Peter v. Cornelius W. Schadow und J. Schnorr von Carolsfeld an. Die Grundlage ihrer Kunst bildete die Rückbe-

sinnung auf die altdeutsche und italienische Malerei: Dürer, Perugino, Raffael. Die Nazarener beeinflussten maßgeblich die Gestaltung von Bilderbibeln sowie religiöser Andachts- und Kleingraphik des 19. Jahrhunderts.

Im Bereich der Erzdiözese Freiburg kann ich hier an die frommen Bilder von Führich erinnern, die bis 1960 unser altes Gebet- und Gesangbuch „Magnificat“ zierten.

Im Jahr 1888, also vor 110 Jahren, wollten die Fischerbacher Kreuzwegstationen anschaffen, die sie in ihrer neuen Pfarrkirche an den Wänden aufhängen wollten. Der Architekt der Kirche, der Erzbischöfliche Baumeister Adolf Williard, bekam Wind von der Angelegenheit und schrieb ins Kinzigtal einen zornigen, programmatischen Brief,⁶ den er mit dem bekannten Lavabo-Psalm begann, indem er schrieb: „Domine dilexi decorem domus tuae (Ps 23: Ich liebe, Herr, die Zierde deines Hauses). Die Zierde des Gotteshauses muß sich gewiß wesentlich von der Ausschmückung des Menschenhauses unterscheiden. Dort ewige Unwandelbarkeit und heiliger würdevoller Ernst – hier ständiger Wechsel, wie in der Person, so in Gesinnung und Zeitgeschmack, genannt Mode.“⁷

Diese „Unwandelbarkeit“ – jetzt bezogen auf die Kreuzwegstationen der Fischerbacher Kirche – konnte sich für Williard nur darin verwirklichen, dass die 14 Bilder fest mit dem Kirchenbau verbunden, in diesem Fall angemalt, werden. Zur Kostenfrage gab er unseren Kinzigtälern zu bedenken: „Ein unvergänglich aufgemalter Kreuzweg ist aber keineswegs so kostspielig als Wohldieselbe [er meint die Stiftungskommission] sich vorzustellen scheint“, und fährt fort: „In der neuen Kirche in Waldulm⁸ wurde er von Herrn Maler Schmider um $14 \times 75 = 1.050$ Mk ausgeführt. Das dürfte für dortige Verhältnisse gewiß nicht zu viel sein.“⁹

Nun muss man wissen, dass Williard¹⁰ zu den größten Architekten seiner Zeit gehört. Von seinen Kirchenbauten sind im Ortenaukreis Fischerbach, Ohlsbach, Offenburg-Weier, Lauf und Waldulm zu nennen. Seine schönsten und größten Gotteshäuser stehen in Karlsruhe-Mühlburg: Peter und Paul und Pforzheim: St. Franziskus. Williard ließ in seinen Kirchen nur die besten Künstler arbeiten. Wie er mit Schmiders Werken umging, ist offenkundig: Er schätzte den knapp Dreißigjährigen als einen Künstler von Format.

Betrachten wir Schmiders Werkliste aus seiner Zeit im Kinzigtal, als er zeitweilig in Haslach wohnte:

1884 veranlasste der Wolfacher Stadtpfarrer Rieder „eine vollständige Ausschmückung des Innern des Kirchleins“ von St. Jakob, die Konrad Schmider ausführte.

Von seinen drei Altarbildern in der Hausacher Kreuzbergkapelle von 1883 hat das katholische Pfarramt die kostbare Tafel „Das Opfer des Melchisedek“ für diese Ausstellung zur Verfügung gestellt.

Für die Pfarrkirche Hl. Kreuz in Steinach malte Schmider das Hochal-

tarbild mit dem Thema „Kreuzerhöhung“, die am heutigen 14. September als Fest begangen wird.

1884 – also vier Jahre vor dem erwähnten Williard-Brief – erhielt Konrad Schmider den Auftrag, die neue Fischerbacher Kirche auszumalen: In der Chorapsis: Gott Vater in einer Gloriole oder Christus als Weltenrichter [ersteres Thema kam zur Ausführung], zu beiden Seiten anbetende Engel. An der Chorwand unter Baldachinen die Muttergottes schwebend und die zwölf Apostel als Einzelfiguren. Über den Seitenaltären: Hl. Erzengel Michael und hl. Wendelinus. Auf die Holzdecke über die Vierung die Krönung Mariä, dazu vier Engel in die Zwickel; Vertragssumme: 1.800 Mark [= Goldmark].

Für die Mühlenbacher Kirche¹¹ malte Schmider ab 1892 drei Hochaltarblätter: Christi Geburt, Kreuzigung mit Maria und Johannes und die Auferstehung. Für das Langhaus schuf er acht Bilder der Zwölf Apostel und zwei Engel am Chorbogen. Außerdem bemalte er die Decke des Langhauses mit der Darstellung der Heiligsten Dreifaltigkeit und der vier großen Propheten.

Was Schmider für die Pfarrkirche von Nussbach im Renchtal geschaffen hat, ist samt den Rechnungen in dieser Ausstellung zu sehen.¹²

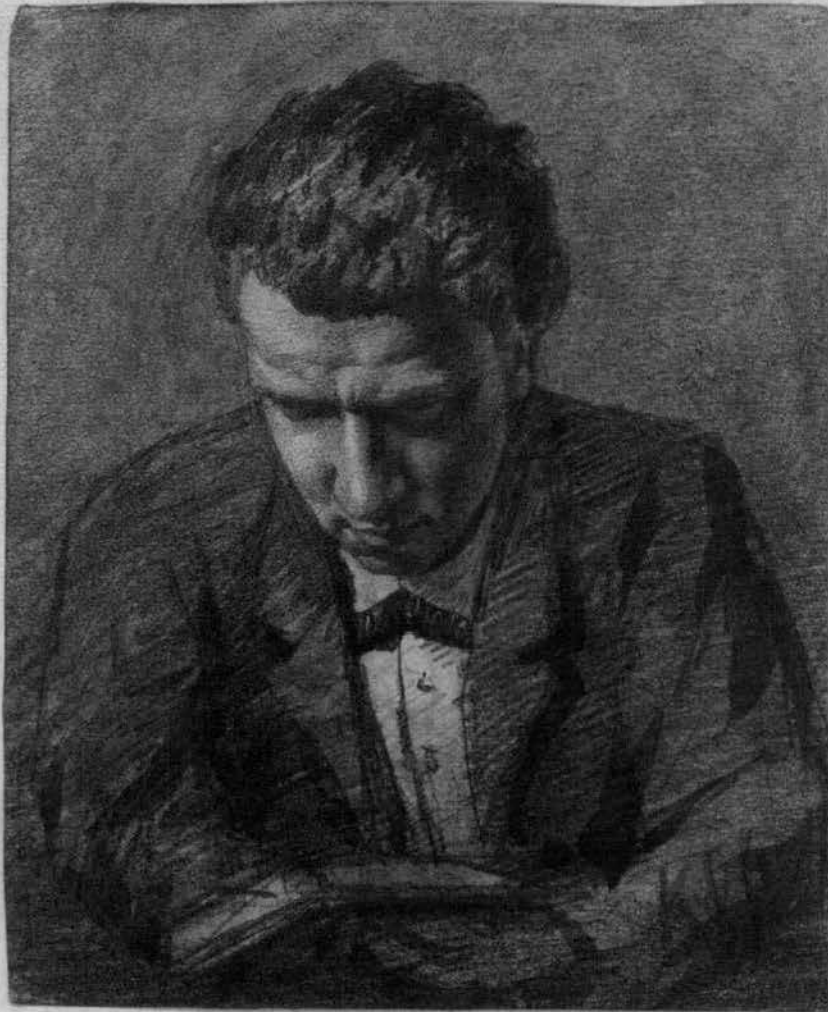
In Waldulm malte Schmider außer dem schon erwähnten Kreuzweg eine „Mariä Verkündigung“ in das Giebelfeld des Eingangs sowie ein Bild „Christi Geburt“.¹³ Dass er auch für die Wallfahrtskirche „Maria Linden“ bei Ottersweier malte, geht aus einem Bild dieser Ausstellung hervor. Es ist eine Ansicht der Kirche mit darüber schwebender Madonna. Vielleicht war die Darstellung zur Reproduktion als Andachtsbildchen gedacht.

Wie ging man nach Schmiders frühem Tod mit seinen Werken um?

Die erste Antwort findet sich im Wochenblatt „D'r alt Offeburger“ vom 8. Oktober 1899, also ein Jahr nach Schmiders tödlichem Unfall. Das Blatt berichtet von der Offenburger Gewerbe- und Kunstausstellung vom Spätsommer 1899: „Der Kunstgewerbeverein hatte ... den künstlerischen Nachlaß des verstorbenen Malers Konrad Schmider von Übelbach zur Ausstellung gebracht, der Hauptsache nach bestehend aus Skizzen, Studien und Entwürfen zu Glasgemälden.“¹⁴

Eine letzte Nachricht über den Umgang mit Schmiders Werk aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg finden wir beim Wolfacher Chronisten Franz Disch. 1921 zählt er in seinem Aufsatz „St. Jakob bei Wolfach“¹⁵ im 8. Heft der Zeitschrift „Die Ortenau“ des Historischen Vereins für Mittelbaden Schmiders dortige Werke auf ... und kritisiert die Darstellung der Anrufung „Du Sitz der Weisheit“ aus der Lauretanischen Litanei, die „in äußerst naiver Weise durch einen Lehnstuhl mit daraufsitzen- der Taube als hl. Geist dargestellt“ sei.

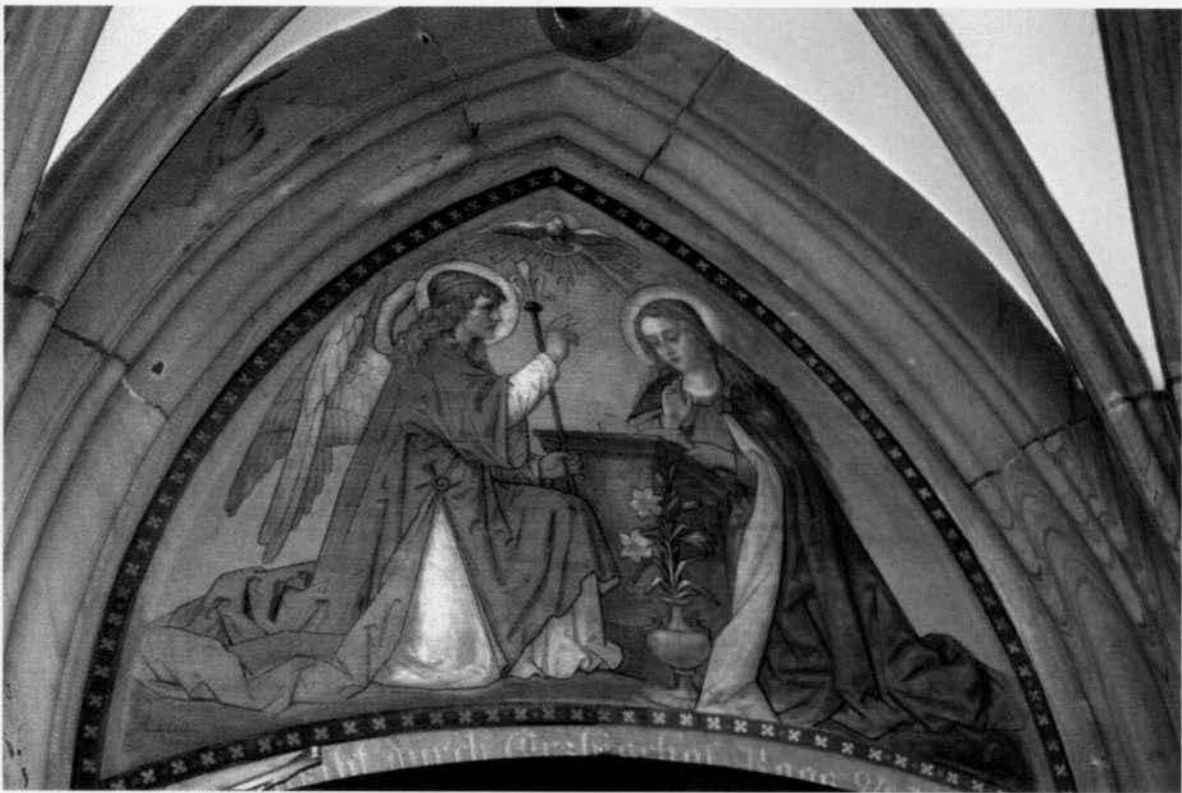
Ich komme jetzt auf den Umgang mit Schmiders Werken aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zu sprechen. Es sind die Jahrzehnte, die viele



Konrad Schmieder
aus Uebellbach bei Wolfach, geb. 12. Nov. 1859
Selbstbildnis (Fingertportrait) gestorben 1898.

Geschenk v. Fidelis Henselmann. Febr. 1913.

Konrad Schmieder, Selbstbildnis. – Das Werk kam als Geschenk von Fidelis Henselmann (1857–1931) nach Haslach i.K. und befindet sich heute im dortigen Stadtarchiv.
Repro: Manfred Hildenbrand



Konrad Schmider: *Mariä Verkündigung* (1885), Tympanongemälde über dem Hauptportal der Pfarrkirche St Albin, Waldulm. Foto: Elisabeth Scheurer

von uns hier bewusst miterlebt haben. Dabei halte ich mich zunächst an Aussagen aus dem vor zwei Jahren erschienenen Buch „Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein“.¹⁶

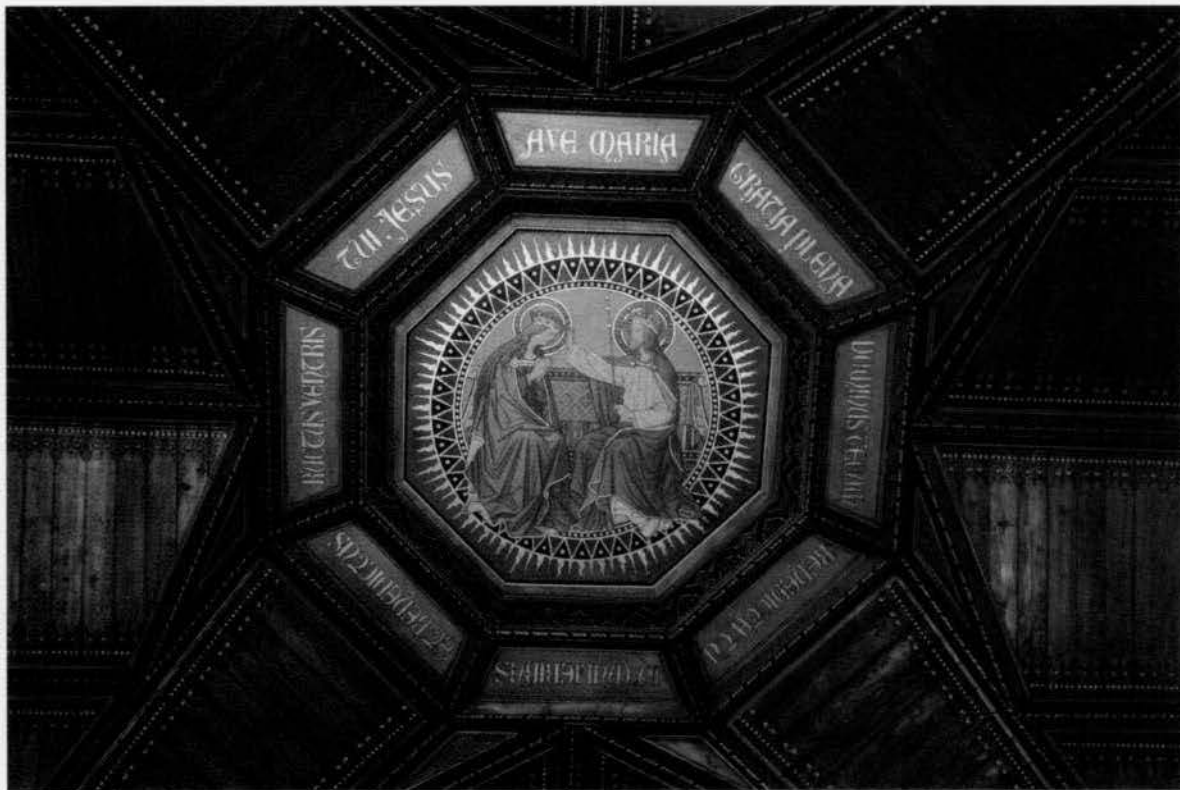
„Das Alte ist rasch zerstört. Und der Ort ist arm, der die Merkmale der eigenen Geschichte vernichtet!“ Dieses Wort stammt aus einem 1906 erschienenen „Handbuch der Architektur“.¹⁷ Denkmalpfleger haben vor wenigen Jahren einmal Bilanz gezogen und gefragt, wie viele Kunstwerke in den letzten sechs Jahrzehnten zerstört worden sind. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass nach 1945 mehr kirchliche Kunstwerke vernichtet wurden als durch die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs. Ich spreche hier nur für die Inventare der katholischen Gotteshäuser. In der evangelischen Kirche dürfte die Bilanz nicht günstiger ausfallen. Die „Ausräumwelle“ setzte schon bald nach Kriegsende ein und schwoll dann in der Zeit des Konzils dramatisch an. Die Innendekoration und Ausstattung der neo-gotischen und neo-romanischen Gotteshäuser traf ein Kahlschlag ohnegleichen, der in vielen Fällen verödete Kirchenräume zurückgelassen hat. Was der Zweite Weltkrieg uns nicht entrissen hatte, dessen haben wir uns selber beraubt. Als Ursache dieser barbarisch zu nennenden Zerstörungswut – ich könnte Beispiele genug nennen, eines erfuhr ich dieser Tage in der Trierer Gegend,



*Konrad Schmider: Heilige Familie (1886). Kürzlich wieder freigelegtes Wandgemälde in der Pfarrkirche St. Albin, Waldalm.
Foto: Elisabeth Scheurer*

wo man in einer Kirche¹⁸ die Feuerwehr kommen ließ, welche die drei Altäre abbrechen und vor der Stadt verbrennen durfte! – muss dann die Liturgiekonstitution des Konzils¹⁹ erhalten. Wer sich mit diesem Dokument auskennt, der weiß, dass darin nichts dergleichen gefordert wird.

1954 musste die Fischerbacher Kirche einen schweren Eingriff über sich ergehen lassen, bei dem fast alle Werke unseres Malers Konrad Schmider beseitigt wurden. Pfarrer Strittmatter begründete die notwendige Innenrenovation – der ersten seit der Erbauung der Kirche – in der Pfarrchronik mit der Tatsache, dass sie sehr vernachlässigt und schmutzig ausgesehen habe. Die Kunstwerke Schmiders wurden als „Serienbilder im Nazarenerstil“ bezeichnet. Da die Kirche „einen düsteren, niederdrückenden und unfreundlichen Eindruck“ machte, betrachtete es der Stiftungsrat als die wichtigste Aufgabe, die Kirche im Innern aufzuhellen. Von den Wandgemälden Schmiders blieb nichts übrig. Auch die Decke der Vierung wurde einer „Purifizierung“ unterzogen. So nannte man damals die Entfernung der unverstandenen und darum ungeliebten Kunstwerke. Und so lesen wir in der Pfarrchronik weiter: „Die vier Zacken an der Decke, welche mit vier



Konrad Schmider: Mariä Krönung, Pfarrkirche St. Michael, Weiler-Fischerbach.

Foto: Elisabeth Scheurer

mächtigen Engelsfiguren geschmückt waren, wurden entfernt ... Dadurch bekam auch die Decke mehr Ruhe und Einheitlichkeit. Das Deckengemälde Mariens Krönung ... kommt jetzt wesentlich besser zur Geltung.“²⁰

In Mühlenbach erhielt die Pfarrkirche St. Afra in den Jahren 1961/62 einen Erweiterungsbau, wozu die Nordwand des Langhauses abgebrochen werden musste. Das Langhaus selbst ist heute eine Art Vorhalle des Neubaus und erhielt eine Holzdecke. Ob die Schmider'schen Deckengemälde darunter [bzw. richtiger gesagt: darüber] noch existieren, konnte ich bei meinen Forschungen im letzten Jahr nicht in Erfahrung bringen. Eine der acht Apostelfiguren, nämlich der hl. Johannes, befindet sich auf dem Speicher des Pfarrhauses und wartet jetzt darauf, restauriert zu werden.

In der Heilig-Kreuz-Kirche von Steinach wurde Schmiders Darstellung „Kreuzerhöhung“ auf den Speicher oder „auf die Biene“ wie der Kinzigtäler sagt, verbannt.

1965 veröffentlichte Josef Krausbeck die Werkliste Konrad Schmiders,²¹ die damals 49 Titel umfasste. Eingeleitet wurde diese Publikation durch Kurt Kleins Artikel „Der Maler vom Kreuzberg“²² mit der Frage „Gehört Konrad Schmider der Vergessenheit an?“

Das Jahr 1980, aus dem ich zwei Ereignisse nennen werde, erscheint mir als der Wendepunkt für den Umgang mit Schmiders Werken. Als ich

damals im Pfarrarchiv Fischerbach auf den erwähnten Brief des Erzbischöflichen Baumeisters Adolf Williard stieß, fuhr ich nach Waldulm und hatte Glück. Der Kreuzweg Schmiders existiert noch immer, ebenso die von Schmider glücklicherweise signierte Szene „Mariä Verkündigung“. Das Bild „Christi Geburt“ scheint aber unwiederbringlich verloren.

Kurz darauf berichteten die Lokalzeitungen, man habe in Steinach in der hl. Kreuzkirche das Bild von der „Kreuzerhöhung“ Schmiders wieder aufgehängt und zwar an der rechten Langhauswand; und bei der jüngsten Innenrenovation hat man Schmiders Altartafel wieder auf dem Hochaltar angebracht.

Wie wir heute mit Schmiders Werken umgehen, beweist diese Ausstellung, zu der ich die Stadt Wolfach ganz aufrichtig beglückwünschen darf. Ich danke für Ihre Einladung, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen und wäre damit fast am Ende. Aber einen letzten, praktischen Gedanken zum Umgang mit Konrad Schmiders Werk habe ich noch als Schlusswort aufgehoben. Seit ich wieder in Offenburg wohne, bin ich über die Ereignisse im Kinzigtal nicht immer auf dem Laufenden. Zu meinem Erstaunen habe ich gesehen, dass der Fischerbacher Kirchturm zur Zeit eingerüstet ist. Da habe ich einen Vorschlag, falls es noch nicht geschehen ist. Aus Pfarrer Strittmatters Fischerbacher Pfarrchronik habe ich nämlich vorhin einen Satz nur verkürzt vorgetragen. Vollständig lautet er: „Die vier Zacken an der Decke, welche mit vier mächtigen Engelsfiguren geschmückt waren, wurden entfernt bzw. mit Brettern einfach zugenagelt.“ Ich kann den Fischerbachern nur raten, die Bretter und die Nägel endlich wieder zu entfernen. Ich bin – sicherlich mit Ihnen allen – gespannt darauf, diese Werke Konrad Schmiders in natura zu sehen.

Anmerkungen

- 1 Presseberichte in den Lokalzeitungen: „Gedächtnis-Ausstellung zum 100. Todestag von Konrad Schmider. Leben und Werk des Malers soll nicht vergessen werden“, in: Offenburger Tageblatt/Schwarzwald-Zeitung vom 16. September 1998. – „Erinnerung an einen großen Künstler geweckt. Große Ausstellung im Wolfacher Rathaus zum Gedenken an Konrad Schmider eröffnet“, in: Schwarzwälder Bote, 16. September 1998.
- 2 Scheurer, Werner: Der Maler Carl Sandhaas, in: Manfred Hildenbrand, Haslach im Kinzigtal. Aus Geschichte und Brauchtum, Haslach i. K. 1978, 154–160.
- 3 Scheurer, W.: a. a. O., 156.
- 4 Formuliert in Anlehnung an die Definition in der Brockhaus Enzyklopädie.
- 5 Die Legende, wonach der Evangelist Lukas Maler gewesen sei, ist auf die Anschaulichkeit seiner Kindheitsgeschichte Jesu zurückzuführen. Deshalb wird er in der bildenden Kunst sehr oft beim Porträtmalen der Gottesmutter Maria dargestellt.
- 6 Weiler-Fischerbach, Pfarrarchiv IX/a, Die Kirche. 1874–1939.
- 7 Williard fährt u. a. fort: „Dem Gotteshause kommen die festen, die unverrückbaren Einrichtungen zu, die seine Schicksale teilen, mit ihm bestehen und vergehen und damit der Gefahr glücklich enthoben sind, dereinst nachdem sie sovielen frommen Gedan-

ken und Vorsätze erweckt, so vieler Gebete und göttlicher Gnadenspenden Zeuge gewesen – in die Bude des Trödlers und Schacherjuden zu wandern oder, wenn sie wirklichen Kunstwert aufweisen, günstigsten Falles in den Museen entchristlicher Banquiers und Raritätensammler zu paradieren. Wahrlich, wenn unser göttlicher Heiland nochmals im hl. Zorn seine Geißel schwänge, Er würde für die Tempelschänder, die Sein Haus mit allerhand herumgehängten Tand u. Flitterkram zum modernen Salon erniedrigen, auch einige Streiche übrig haben und diejenigen zu treffen wissen, welche der wahren Begeisterung heiligtumswürdiger Kirchenschmückung das Leben verbittern und die ernstgemeinte Berufsübung erschweren. / Nicht was billiger, sondern was das Richtige ist, kann hier in Betracht kommen. Eine Wohlberatene Stiftungs-Kommission wird aber kaum darüber in Zweifel sein können, daß hier das Rechte nur in der denkmalsartigen Verschmelzung des Kreuzwegs mit dem Bau durch Aufmalen desselben auf die Mauer bestehen kann, weil jede mindere bewegliche Art der Ausführung das Geld in des Wortes weitester Bedeutung nur ‚vermöbeln‘ hieße. Ein unvergänglich aufgemalter Kreuzweg ...“

- 8 Wenkert, Josef Pfarrer: Die Kirche des heiligen Albinus, in: Wein- und Obstparadies in der Ortenau. Heimatbuch der Gemeinde Kappelrodeck mit Ortschaft Waldulm Kappelrodeck 1981, 105–107, hier: 107. – Andreas Glatz/Solveig Rieger, Katholische Pfarrkirche St. Albin Waldulm. Chronik 1487–1888–1988, darin Kapitel „Der Kirchenbau 1881–1888, 34–36. Über Konrad Schmider teilen die Autoren mit: „In den Jahren 1884/85 wurde die Kirche von Maler Kessler aus Ettlingen und dem Kunstmaler Schmiederer (!) aus Wolfach ausgemalt. Der Kreuzweg wurde erst Anfang 1888 fertiggestellt.“ Adolf Hirth, Waldulm, Orts-Chronik, Achern, 1994.
- 9 Fischerbach erhielt 1896 einen Kreuzweg, den aber nicht Konrad Schmider, sondern der Maler A. Katzenstein/München malte. Den Namen dieses sonst unbekanntem Künstlers, der 1888 mit einem Altarblatt für die Pfarrkirche Hl. Kreuz in Steinach bezeugt ist (Manfred Hermann, Steinach im Kinzigtal / Pfarrkirche Hl. Kreuz, 1975, 13), teilt die Zeitung „Der Kinzighäler“, Nr. 91/06.08.1896 mit.
- 10 Adolf Williard (* 11.11.1832/Karlsruhe, † 26.02.1923/Karlsruhe) leitete ein Vierteljahrhundert lang (1869 bis 1893) das Erzb. Bauamt Karlsruhe. In dieser Zeit schuf er fünfzig neue Kirchen, von denen St. Franziskus in Pforzheim und St. Peter und Paul in Karlsruhe-Mühdorf die bekanntesten sind. Zwischen Kinzig- und Murgfluss bereicherte er die Ortenauer Landschaft um die Gotteshäuser von Ohlsbach, Offenburg-Weier, Waldulm, Lauf, Forbach und Fischerbach. Williard hatte am Polytechnikum Karlsruhe unter den berühmten Architekten Hübsch und Eisenlohr studiert. Zu seinen Lebzeiten bei voller geistiger Rüstigkeit bis ins biblische Alter von 90 Jahren durfte er im badischen Land allgemeine Verehrung genießen als ein Künstler, „dem die Kunst ein unantastbares Heiligtum war, das er gleich seiner Religion mit Überzeugung verehrte“ (Nachruf auf Adolf Williard: Deutsche Bauzeitung, 57 (1923), 92). – Siehe auch Werner Scheurer, Geschichte der Pfarrkirche St. Michael in Fischerbach, in: Elfi Harter-Bachmann und Alfred Buchholz, Fischerbach. Eine Ortsgeschichte in Wort und Bild, 1989, 139–159, hier: 152 f.
- 11 Pfarrarchiv Mühlenbach. – Werner Scheurer, Pfarrkirche St. Afra, Mühlenbach, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg, 1997, 12, 21, 22, 30 mit Abb. der Altarblätter „Kreuzigung“, 12 und „Auferstehung Christi“, 13.
- 12 Huber, Heinz G.: Volkstümlicher Malstil schmückt viele Kirchen und Kapellen. Konrad Schmider starb vor 100 Jahren, in: Acher-Rench-Zeitung, 6. Juli 1998. – Lt. Freundlicher Mitteilung von Herrn Heinz G. Huber erhielt Konrad Schmider 1894 für 16 Bilder des hl. Rosenkranzes, 3 Darstellungen aus dem Leben des hl. Sebastian und

- eine Gruppe singender Engel über der Orgel 2.640 Mark. Schmider wohnte damals in Karlsruhe, Douglasstraße 18.
- 13 Das Fahrnisverzeichnis der Pfarrei Waldulm vom 1. Januar 1946, XVI/20 nennt folgende Werke Schmiders: Nr. 101: 14 Kreuzwegstationen nach Führig [heißt wohl richtig Führich] gemalt von Konrad Schmider; Nr. 104: Mariä Verkündigung (im Giebelfeld des Eingangs) [sign. K. Schmider 1885] und Nr. 105: Christi Geburt (Eingang). Freundliche Mitteilung von Rektor O. Schmidt, Waldulm, vom 18.07.1980, der die Vermutung äußerte, das nicht mehr vorhandene Gemälde Nr. 105 sei vermutlich bei einer Renovation überstrichen worden.
 - 14 Geck, Adolf in: D'r alt Offeburger Nr. 21/08.10.1899, dort zitiert nach Prof. S. Meyer in Nr. 40/Jahrgang 1899 der Badischen Gewerbezeitung.
 - 15 Disch, Franz: St. Jakob bei Wolfach [I], in: Die Ortenau 8 (1921), 34–42, hier: 40 f.
 - 16 Kremer, Bernd Mathias (Hrsg.): Kunst und geistliche Kultur am Oberrhein. Festschrift für Hermann Brommer zum 70. Geburtstag, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg, 1996.
 - 17 Gurlitt, Cornelius: Handbuch der Architektur, 4. Teil, 8. Halbband, Heft 1, Kirchen, Stuttgart, 1906, 561, zitiert bei: Bernd Mathias Kremer, Kunst und Kirche im 19. Jahrhundert. Von der „Antike“ über das „Zweite Mittelalter“ zur Moderne, in: ders., Kunst und geistl. Kultur, 211–231, hier: 211.
 - 18 Pfarrkirche „Allerheiligen“ in Wadern, Kreis Merzig-Wadern (Saarland). Die Altaraufbauten wurden verbrannt. Die Relieftafeln kamen glücklicherweise in das örtliche Heimatmuseum. Dort sind auch Fotografien vom Zustand der Altäre in der Kirche zu sehen.
 - 19 Liturgiekonstitution „Sacrosanctum Concilium“ (SC) vom 4. Dezember 1963. Das 7. Kapitel „Die sakrale Kunst. Liturgisches Gerät und Gewand“ beginnt mit den programmatischen Worten „Zu den vornehmsten Betätigungen der schöpferischen Veranlagungen des Menschen zählen mit gutem Recht die schönen Künste, insbesondere die religiöse Kunst und ihre höchste Form, die sakrale Kunst. Vom Wesen her sind sie ausgerichtet auf die unendliche Schönheit Gottes, die in menschlichen Werken irgendwie zum Ausdruck kommen soll, und sie sind um so mehr Gott, seinem Lob und seiner Herrlichkeit geweiht, als ihnen kein anderes Ziel gesetzt ist, als durch ihre Werke den Sinn der Menschen in heiliger Verehrung auf Gott zu wenden“ (SC 122). Im gleichen Kapitel (SC 123) lehrt das Konzil, dass die Kirche „die Sonderarten eines jeden Zeitalters zugelassen“ habe und dass „so im Laufe der Jahrhunderte ein Schatz zusammengetragen [wurde], der mit aller Sorge zu hüten ist“. Den Bischöfen trägt es auf, „daß von den Gotteshäusern ... streng solche Werke von Künstlern ferngehalten werden, die dem Glauben, den Sitten und der christlichen Frömmigkeit widersprechen und die das echt religiöse Empfinden verletzen, sei es, weil die Formen verunstaltet sind oder weil die Werke künstlerisch ungenügend, allzu mittelmäßig oder kitschig sind“ (SC 124).
 - 20 Pfarrarchiv Fischerbach, Collectaneum, 48 f., zitiert in: Werner Scheurer, Geschichte der Pfarrkirche St. Michael in Fischerbach, in: Elfi Harter-Bachmann und Alfred Buchholz, Fischerbach. Eine Ortsgeschichte in Wort und Bild, 1989, 139–159, hier: 155 f.
 - 21 Krausbeck, Josef, Schmiders, Konrad Werke, in: Die Ortenau 45 (1965), 166–168.
 - 22 Klein, Kurt: Der Maler vom Kreuzberg. Gehört Konrad Schmider der Vergessenheit an?, in: Die Ortenau 45 (1965), 159–165.

Kloster Neusatzeck

oder: Wie sich die Zeiten ändern¹

Johannes Werner

... es fertigbringen, den Wandel, die Bedrohtheit, die Angefochtenheit einer heutigen religiösen Gemeinschaft in Ergebung, ja sogar in einer fröhlichen Hoffnung zu ertragen.

Karl Rahner, Wagnis des Christen

Österreich war klösterreich, sagt ein altes Witzwort. Aber klösterreich, an Klöstern reich, war auch Deutschland, auch Baden, ja, auch die Ortenau – noch im Jahre 1800. Da gab es etwa die Benediktiner in Schwarzach, Schuttern, Gengenbach und Ettenheimmünster; die Benediktinerinnen in Frauenalb; die Zisterzienserinnen in Lichtenthal; die Prämonstratenser in Allerheiligen; die Sepulcrinerinnen in Baden-Baden; die Franziskaner bei Baden-Baden, in Rastatt, Seelbach und Offenburg; die Kapuziner in Baden-Baden, Offenburg, Oppenau, Oberkirch und Mahlberg; die Augustinerinnen in Rastatt und Ottersweier; die Piaristen in Rastatt ... Und nur zehn Jahre später, 1810, waren alle diese Klöster untergegangen, aufgehoben, aufgelöst (oder doch, wenn auch nur in wenigen Fällen, in weltliche Institute umgewandelt worden). Es gab in diesem Lande keine Orden mehr, auf lange Zeit nicht mehr.

Doch die Ordensgeschichte geht sonderbare, oft auch wunderbare Wege. Im Jahre 1855 kam es dazu, dass zwölf junge Frauen den Eckhof hoch über Neusatzeck bei Bühl kauften, und dass dann acht von ihnen in ihm ein gemeinschaftliches, klösterliches Leben führten. Sie hießen Adelheid Armbruster, Cölestine Ernst, Barbara Kopp, Theresia Pfeifer, Aloysia Reck, Josepha Schneider, Sabina Schneider und Ottilia Weis; sie nannten sich „Schwestern freiwilligen Zusammentritts“. Was sie taten, taten sie aus eigenem Antrieb und auf eigene Verantwortung, aber auch auf Anregung ihres Pfarrers Joseph Bäder, eines sehr bemerkenswerten Mannes, der, 1807 in Freiburg geboren, sich in seiner Heimatstadt in der Seelsorge sehr hervor getan hatte; zu sehr, wie die Behörden meinten. Sie ahnten nicht, wie sehr er sich erst in Neusatz, wohin sie ihn versetzten, hervortun würde; etwa dadurch, dass er die junge Gemeinschaft beeinflusste und begleitete. Schon 1851 hatte sich, unter der Leitung des Pfarrers Finneisen von Friesenheim, in Kürzell bei Lahr eine ähnliche Gemeinschaft gebildet; eine andere entstand 1857 um Pfarrer Lender in Schwarzach; eine weitere 1866 um Pfarrer Berger auf dem Tretenhof bei Lahr. Und solche Gemeinschaften entstanden nicht nur hier in der Ortenau, sondern überall in Deutsch-

land: allein 50 von ihnen zwischen 1830 und 1860. Es war ein ungeheurer, unerwarteter und unverhoffter Aufbruch.²

Es waren Gemeinschaften einer neuen Art, die nun entstanden; und zwar aus dem Wunsch und Willen junger Frauen, ihrem Leben einen Sinn zu geben und anderen zu helfen – ihrem Leben einen Sinn zu geben, indem sie anderen halfen. Im Mittelalter war schon einmal eine solche Bewegung aufgebrochen, die der Beginen; aus ihr ging in Freiburg das Dominikanerinnenkloster Adelhausen hervor, dessen Regel 1865 von Neusatzeck übernommen wurde und, nachdem Adelhausen 1867 unterging, hier weiterlebte und noch weiterlebt. Die Ordensgeschichte geht oft wunderbare Wege.

Eigentlich hatte Bäder an einen dreifach gestuften Orden gedacht: mit Mitgliedern, die im Kloster eine ununterbrochene Anbetung halten, mit solchen, die auf den Feldern und sogar in den Fabriken arbeiten und mit solchen, die in Familien dienen und dort missionarisch wirken sollten. Seine Schwestern sollten sozusagen Mägde sein, nach dem Vorbild von Maria, der „Magd des Herrn“ (Lk 1,38). Der Gedanke lag gleichsam in der Luft; schon 1850 war in Oberschlesien die Genossenschaft der „Mägde Mariens von der Unbefleckten Empfängnis“ entstanden, 1851 im Westerwald die der „Armen Dienstmägde Jesu Christi“, und „Arme Mägde Christi“ nannte man auch die Schwestern von Kürzell. Von Anfang an verstanden sie sich allesamt als Menschen, die ihren Mitmenschen dienen, ihnen helfen wollten.

Auch die Schwestern von Neusatzeck halfen, wo ihre Hilfe am nötigsten, wo die Not am größten war. Sie nahmen Waisenkinder auf, bald bis zu 40, um die sich damals nämlich niemand kümmerte. In manchen Gemeinden wurden sie sogar öffentlich versteigert, d. h. derjenige, der den geringsten Zuschuss verlangte, erhielt den Zuschlag und damit das Kind, um es auf alle Arten auszunutzen. Diesem Übel musste abgeholfen werden. Also entstand in Neusatzeck das erste Waisenhaus des Landes, und dann, nach einem diesbezüglichen bischöflichen Aufruf, das zweite in Schwarzach. Aber schon die Schwestern von Kürzell hatten Waisenkinder aufgenommen. Eines der ersten kam übrigens, geschickt von Pfarrer Bäder, 1854 aus Neusatz.

Also kümmerten sich die Schwestern um die Mitmenschen – aber sie kümmerten sich kaum darum, dass das, was sie taten, in Baden unerwünscht, wenn nicht sogar verboten war.³ Die Behörden machten ihnen das Leben schwer; so hoben sie die Mädchenschule, die erst 1868 eingerichtet worden war, schon 1871 wieder auf, und 1873 auch das Waisenhaus. Die Schwestern eröffneten ein Kur- und Exerzitienhaus, in dem sie ihre legendäre Gastfreundschaft übten, und ließen sich nicht entmutigen. Übrigens war Neusatzeck auch das erste Exerzitienhaus der Erzdiözese; schon 1892 hielt Thomas Nörber, der nachmalige Erzbischof, dort den ersten Kurs, dem noch hunderte, mit Zehntausenden von Teilnehmern, folgten.

*Der Eckhof*

In immer neuen Vorstößen versuchte die kleine Gemeinschaft, die Anerkennung des Dominikanerordens, der Kirche, des Staates zu erlangen. Endlich, am 10. Juli 1917, gab der Großherzog den Weg frei, und sodann auch der Erzbischof, der am 4. August, dem Fest des hl. Dominikus, die feierliche Einkleidung der inzwischen etwa 40 Schwestern vornahm, die erst jetzt wirklich welche wurden: „Schwestern vom III. Orden des hl. Dominikus in der Erzdiözese Freiburg“. Und erst jetzt bekamen sie, die anfangs in einer bäuerlichen Tracht gegangen waren, auch ein Ordenskleid, den von ihnen längst gewünschten, so genannten „Schleier“. Einer der Nachfolger Bäders hat berichtet, wie er, nach einer Rückkehr aus Freiburg, die alte Schwester Marzellina in ihrer Krankstube besuchte und wie sie ihn sofort fragte: „Bekommen wir den Schleier?“ – und wie enttäuscht sie über die abschlägige Antwort war.⁴ Jetzt bekamen sie also ihr Kleid, wenn auch ein notdürftiges, weil der nötige Stoff nicht beschafft werden konnte. Schwester Marzellina war freilich schon gestorben, und so wohl auch die anderen Schwestern, die den Anfang gewagt und gemacht hatten. Wieder andere waren eingetre-

ten, noch bevor die Gemeinschaft auf festen Füßen stand; jetzt, nach über 60 Jahren, war es endlich so weit. So lange hatten sie geduldig gewartet, im Vertrauen darauf, auf dem richtigen Weg zu sein und zum Ziel zu kommen.

Immerhin, der Wind hatte sich gedreht und blies ihnen und den anderen Gemeinschaften nicht mehr ins Gesicht. Die Schwestern von Schwarzach, die in die Vereinigten Staaten ausgewandert waren, kamen zurück und ließen sich in Erlenbad⁵ nieder; die Schwestern vom Tretenhof ließen sich in Gengenbach⁶ nieder; ihnen schlossen sich die Schwestern von Kürzell, jetzt Heiligenzell, notgedrungen an. Die Schwestern vom Allerheiligsten Heiland aus dem elsässischen Niederbronn bauten ihr deutsches Mutterhaus in Bühl.⁷ Auch die alten Orden wurden wieder zugelassen. Nachwuchs stellte sich reichlich ein. Was jetzt, um 1920, geschah, hätte hundert Jahre früher niemand für möglich gehalten. Die Ordensgeschichte geht, wie gesagt, wunderbare Wege.⁸

Und wie ging es in Neusatzeck weiter? Die Schwestern, die seit 1925 auch das Ordenskleid der Dominikanerinnen trugen, übernahmen ein Fürsorgeheim in Ettlingen, ein Müttergenesungsheim in Schönwald, ein Exerzitenhaus bei Wyhlen, ein Altenpflegeheim und ein Krankenhaus in Karlsruhe. Sie betrieben Nähschulen, Kindergärten und Ambulanzen in 31 südbadischen und sogar saarländischen Orten. In Neusatzeck selbst gab es das Kur- und Exerzitenhaus, ein Altenheim und eine Arbeitsschule, die sich zur Dienstbotenschule, dann – nach dem nächsten Krieg – zur Haushaltungsschule, schließlich zur hauswirtschaftlichen Sonderberufsfachschule für behinderte Mädchen entwickelte.

Dieser Krieg ging auch an dem abgelegenen Neusatzeck nicht spurlos vorbei – ganz im Gegenteil. Das Kurhaus wurde beschlagnahmt und diente erst als Seuchenlazarett, dann nacheinander als Unterkunft für Evakuierte aus dem Elsass, für rumänische, für slowenische, für russische Umsiedler, für Kinder aus einem Heim in Neuß, nochmals für 250 Elsässer, die von den Deutschen ausgewiesen worden waren.⁹ Man war bis aufs Äußerste angespannt und atmete auf, als der Spuk vorüber war.

Danach ging es umso schneller voran. Während die Zahl der Schwestern auf 230 stieg, wurde in Neusatzeck fleißig gebaut: ein Pfortengebäude, eine Schwimmhalle, ein Schulgebäude, ein Altersheim – der Eckhof hatte schon früher weichen müssen. Die Klosterkirche St. Agnes, ein Bau schon von 1864, wurde durch Wilfrid Perraudin verändert, der das Mosaik in der Apsis schuf, die Mutterhauskapelle durch Klaus Ringwald, der (mit Bernd Wissler) den Altarraum zur nicht nur künstlerischen Mitte machte.

In ihr, der Kapelle, zeigt sich deutlich der Grund, auf dem diese Gemeinschaft steht, und der Geist, aus dem sie lebt. Sie ist, seit es sie gibt, ein Ort der immerwährenden eucharistischen Anbetung; immer knien zwei



Die Mutterhauskapelle



Schwestern mit Gästen beim 100-jährigen Jubiläum (1955)



Eine Jubilarin



Schwestern in der älteren Tracht

Schwestern vor dem Altar und dem Tabernakel, Tag für Tag, und noch vor kurzer Zeit knieten sie hier auch Nacht für Nacht. Bevor es die Kapelle gab, und zwar schon von 1855 an, hielten sie die Anbetung tagsüber in der Pfarrkirche in Neusatz und nachts an einem Fenster im Mutterhaus mit dem Blick hinunter ins Tal.

Hinter dem Altar und dem Tabernakel wächst ein aus Holz geschnitzter Rosenstrauch, ein Rosenhag empor; auf gemalten Medaillons, die zwischen seinen Zweigen hängen, sind die Geheimnisse des freudreichen, schmerzreichen und glorreichen Rosenkranzes dargestellt, den die Schwestern, nach altem dominikanischem Brauch, täglich beten. Wie der Rosenkranz verweist der Rosenstrauch auf Maria:

*„Sie ist die edle Rose,
ganz schön und auserwählt,
die Magd, die makellose,
die sich der Herr vermählt.“¹⁰*

Mit diesen Worten singt von ihr ein altes Lied. So verbindet sich in der Kapelle die marianische mit der eucharistischen Frömmigkeit; so, wie sich auch an ihrem Altar, und nicht nur an ihm, Rosen emporranken. Aus beiden Quellen mögen die Schwestern oft die Kraft für ihren Dienst geschöpft



Schwestern in der neueren (aber nicht der neusten) Tracht

haben. Die Kapelle im Mutterhaus ist – und deshalb musste hier von ihr die Rede sein – insgeheim das Zentrum, von dem alles ausgeht, auf das alles zurückweist.

Die Verhältnisse veränderten sich, und mit ihnen, wie gesagt, das Aussehen von Neusatzeck; auch das der Schwestern selber, die ihr Ordenskleid der Zeit anpassten. Und auch in ihrer inneren Entwicklung hielten sie mit ihr Schritt, indem sie 1987 neue Konstitutionen beschlossen, also Auslegungen und Anwendungen ihrer alten Regel. Doch nach wie vor wollten sie sich, auch wenn ihnen der Wind zur Abwechslung wieder ins Gesicht blies und noch bläst, „um Vollkommenheit bemühen“ und zugleich „den Nöten der Mitmenschen dienen“.¹¹

150 Jahre lang haben sie – wofür ihnen nicht genug gedankt werden kann – gedient: als Kindergärtnerinnen, Erzieherinnen und Lehrerinnen,



Ein Albumblatt

als Pflegerinnen, Krankenschwestern, Küchenschwestern, Pfortenschwestern, Gartenschwestern, Stallschwestern ... jede auf ihre Art, jede an ihrem Ort. Aber damit ist noch nicht alles gesagt, vielleicht nicht einmal das Allerwichtigste. „Der Wert der Ordensleute“, schrieb Leonardo Boff, „liegt weniger in dem, was sie für die Menschen tun, als in dem, was sie für die Menschen sind: ein Zeichen Gottes und des Sinnes, den alle bewusst oder unbewusst suchen.“¹²

Sie schwimmen immer gegen den Strom der Zeit; sie sind von dieser Welt, und auch wieder nicht. Wenn sie Armut, Keuschheit und Gehorsam geloben, dann sagen sie, dass sie nichts und niemanden besitzen wollen, ja nicht einmal sich selbst; und somit sind sie frei. Über ihr ganz anderes, alternatives Leben, auch über seine Lichter und Schatten, seine Höhen und

Tiefen wäre noch vieles zu sagen – aber nicht von einem, der, wenn auch bewundernd, außen steht.

150 Jahre ... eine lange Zeit; eine Zeit, in der oft niemand wusste, wie es weiterginge, ja, ob es weiterginge. Auch jetzt weiß es niemand. In seiner Ansprache bei der ersten Einkleidungsfeier, am 4. August 1917, sagte Erzbischof Thomas Nörber: „Was der liebe Gott in seiner Vorsehung mit Neusatzeck noch vorhat, ist uns unbekannt.“ Aber er bat die Schwestern, die er „eine kleine Herde“ nannte, sich nicht zu fürchten und nicht zu verzagen, sondern zu sprechen: „Dein Wille, o Herr, geschehe!“¹³

150 Jahre Kloster Neusatzeck ... Es ist ein steiler Weg, der hier herauf führt, und es sind zur Zeit vielleicht nicht viele, die ihn finden. Aber hier oben ist man dann dem Himmel näher.

Anmerkungen

- 1 Überarbeitete Fassung des Vortrags, den der Autor bei der Jubiläumsfeier am 10. Juli 2005 in Neusatzeck gehalten hat. – Vgl. auch Werner, Johannes: Die Schwestern von Neusatzeck. Ihre Geschichte seit nunmehr 150 Jahren. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 44, 2005, 109–116.
- 2 Braunsberger, Otto: Rückblick auf das katholische Ordenswesen im 19. Jahrhundert. Freiburg 1901.
- 3 Dass die staatlichen Stellen keine Einsicht und kein Erbarmen kannten, zeigt beispielhaft ihre ausgedehnte Korrespondenz mit den Schwestern auf dem Tretenhof (GLA Karlsruhe 60/738).
- 4 Vetter, August: Neusatzeck. Blätter der Erinnerung. Neusatzeck 1930, 40.
- 5 Erinnerungen an die Ehrwürdige Mutter M. Alexia, Stifterin und erste General-Oberin, und Geschichte der Schulschwestern des heiligen Franziskus. 2. Aufl. Milwaukee 1929; Heberle, Archangela: Die Erlenbader Franziskanerinnen. Beiträge zur Geschichte der europäischen Provinz der Kongregation der Schwestern des hl. Franziskus in Erlenbad. Erlenbad 1976.
- 6 Die Kongregation der Franziskanerinnen vom Göttlichen Herzen Jesu Gengenbach. 1866–1966. Gengenbach 1966.
- 7 Die Congregation der Schwestern vom Allerheiligsten Heiland. 1849–1949. Ein bebildeter Bericht über ihr 100-jähriges Werk. München 1949; Freischlag, Wilhelm: Das Kloster Maria-Hilf, Bühl/Baden, und die Ordensprovinz Baden-Hessen. 1919/1949–1959. Bühl 1959; Zum 75-jährigen Bestehen der Badisch-Hessischen Ordensprovinz der Schwestern vom Göttlichen Erlöser. Kloster Maria-Hilf, Bühl/Baden. Bühl 1994; Werner, Johannes: Die „Bühler Schwestern“ im Lauf der Zeit. In: Heimatbuch Landkreis Rastatt 39, 2000, 89–96.
- 8 Müller, Wolfgang (Hrsg.): Die Klöster der Ortenau. Offenburg 1978; Hogg, Theodor/Kremer, Bernd Mathias (Hrsg.): Wo Gott die Mitte ist. Ordensgemeinschaften in der Erzdiözese Freiburg in Geschichte und Gegenwart. Lindenberg 2002.
- 9 Vgl. den diesbezüglichen Bericht von Schwester Fabiola (Ordensarchiv Neusatzeck).
- 10 Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch. Ausgabe für das Erzbistum Freiburg. Freiburg 1975, 559.
- 11 Konstitutionen der Kongregation der Schwestern vom III. Orden des hl. Dominikus in der Erzdiözese Freiburg. Bühl-Neusatzeck 1988, 11 f. bzw. 14.

- 12 Boff, Leonardo: Zeugen Gottes in der Welt. Ordensleben heute. Zürich/Einsiedeln/Köln 1985, 104; vgl. auch Werner, Johannes (Hrsg.): Vom mönchischen Leben. Geschichte einer Sehnsucht. Frankfurt a.M./Leipzig 1992.
- 13 Zit. nach Stehle, Klemens: Ein Prophet des 19. Jahrhunderts. Josef Bäder. 1807–1867. Sein Leben, Lieben und Leiden. Bd. 3. Bühl 1949, 170; vgl. auch ders.: 100 Jahre Dominikanerinnen-Kloster Neusatzeck. 1855–1955. Karlsruhe o. J.; Gerhard, Rudolf: Wir lassen die Welt an uns heran. Zwischen Andacht und Landwirtschaft – Bilder aus einem Frauenkloster. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung 23.9.1989 (Beilage), o. S.; Brommer, Hermann: Kloster Neusatzeck. München/Zürich 1992.

Der Verfasser dankt der früheren Generalpriorin, Schwester M. Radegundis Liesenfeld, und der jetzigen, Schwester M. Donata Quaiser, herzlich für ihre Hilfe.

Bergbau im Gereut, Weiler und bei Zunsweier: Aus den geroldseckischen Akten von der Leyen

Franz Hahn/Walter Schneider

Zum Bergbau im Gereut und im Weiler

Der Bergbau bei Reichenbach wurde erstmalig 1468 und danach wieder 1482 erwähnt.¹ Nachrichten über die Zeit bis Ende des 18. Jahrhunderts fehlten bisher. Vogelsang vermutete bereits 1867, dass Unterlagen vielleicht in den Archiven der Standesherrschaft von der Leyen gefunden werden können.² Er sollte Recht haben. Auch Kirchheimer³ kannte keine historische Literatur über die 1705 den späteren Fürsten von der Leyen zugefallenen Gruben in der Herrschaft Geroldseck. Die Autoren freuen sich sehr, nach vielen Generationen diese Unterlagen aus dem Leyenschen Archiv nunmehr erstmalig mit dieser Publikation und zwei weiteren im „Erzgräber 1/2006 und 2/2006“ veröffentlichen zu können. Zuvor sei zur Abrundung dieser Darstellungen auf bereits bekannte Literatur eingegangen:

In den beiden Tälern befindet sich an der Grenze zwischen Gneis und Buntsandstein ein ausgedehnter Pingen- und Haldenzug mit nordsüdlichem Streichen. Auf den Halden findet sich Gneis mit Schwerspat, Bleiglanz, Pyromorphit, Mimetesit und Brauneisen. Als Bergbaugruben sind anzuführen:

- Michael im Weiler
- Silbereckle (Silberlöchle)
- St. Ludwig im Kaltenbronnen (*neu!*)

Der Kaltenbronnen liegt zwischen dem Gereuter und Weilertal und wird auch schon von Vogelsang erwähnt.

Die Grube am Silbereckle lieferte bemerkenswerte Schalenblende. Außerdem Adamin, Cuproadamin, Arsen, Arsenolith, Baryt, Cerussit, Bleiglanz, Greenockit, Hemimorphit, Jordanit, Köttigit, Legrandit, Mimetesit, Auripigment, Quarz, Realgar, Smithsonit, Sphalerit, Wurtzit. Erst vor kurzem konnten einige Neufunde beschrieben werden.

Der Mineralbestand der Grube Michael im Weiler fand dankenswerterweise auch das besondere Interesse von Walenta.⁴ Dieser Gang der Blei-Zink-Formation lieferte viele seltenerer und seltenste Sekundärminerale. So erfolgte die Erstbeschreibung der folgenden Mineralien von diesem Fundort:

- Hügelit
- Hallimondit
- Tsumcorit (erste, nicht vollständige Beschreibung)
- Weilerit (später Arsenogorceixit)
- Widenmannit

Weitere etwa 80 Mineralien wurden von dieser Fundstelle nachgewiesen.

Ende des 18. Jahrhunderts stand die Grube Michael im Bau. 1805 waren alle Gruben in diesem Gebiet auflässig. Ab 1810 wurde allerdings in den Gruben wieder gearbeitet. Das Silber- und Bleibergwerk Michael im Weiler habe in dieser Zeit reiche Beute abgeworfen.⁵

Noch 1823 haben die Gruben in Abbau gestanden. Dies war wohl 1827 nicht mehr der Fall. Aus der Sicht dieses Jahres soll die Grube Silbereckle die reichhaltigste gewesen sein.

Fabrikant Ringwald aus Emmendingen legte 1903 Mutung auf Blei- und Silbererze im Gereut ein und begann einen Nachlesebergbau. Nach wenigen Jahren wurden 1908 die Arbeiten wieder eingestellt. Die beiden Eingänge am Silbereckle und im Weiler stürzten wieder ein.

Nach Funden von Uranglimmer durch den Chemiker Goldbach aus Zell erfolgte 1911 eine erneute Aufwältigung des Michaelstollens.

1937/38 fand erneut eine Aufwältigung des Michaelstollens im Rahmen des Vierjahresplanes zur Rohstoffsuche durch die Schürfkolonie Dr. Teike statt.

Ab Herbst 1956 erfolgte unter der Leitung von Franz Kirchheimer eine Untersuchung dieses Stollens durch das Geologische Landesamt Baden-Württemberg.

Aus den Akten von der Leyen

Die Erblehnung über die Bergwerke vom 1. Mai 1705

Zwischen Herrn Carl Caspar Freiherr von der Leyen und mehreren Nürnberger Bürgern wurde eine Erbbelehnung über die Silber- und anderen Bergwerke in der Herrschaft Geroldseck beschlossen. Diese hatte im wesentlichen den folgenden Inhalt:⁶

1. Den Herren und ihren Erben wird es überlassen, auf ihre Kosten und ohne Zutun der Herrschaft auf Metalle, Mineralien und Erze in der Herrschaft zu suchen, schürfen und diese zu fördern. Die Herrschaft wird sie dabei nach Vermögen schützen und schirmen.
2. Sollte jemand eine Zubeße nach dreimaliger Erinnerung durch den Bergdirektor innerhalb eines halben oder dreiviertel Jahres nicht entrichten, so geht für diesen die Erblehnung verlustig. Die Herrschaft

kann dann für diesen Platz selbst eintreten oder das Recht anderen Mitgewerken zukommen lassen.

3. Die Herrschaft behält sich vor, sich mit bis zu sechs Kuxen zu beteiligen.
4. Die Herrschaft lässt durch den Förster zu einem billigen Preis das benötigte Holz für die Stollen, Gruben, Gebäude, Pochwerke, Wasch- und Schmelzhütten so lange anweisen, wie es ohne Schaden für die Waldung geschehen kann. Die Bergbautreibenden haben dagegen die Untertanen bevorzugt zu etwa dem gleichen Lohn wie er Fremden gegeben werden müsste, zu beschäftigen.
5. Wegen der zunächst hohen Investitionskosten wird für die ersten zwei Jahre der Laufzeit des Vertrages die Zehntfreiheit gestattet. Sollte nach den zwei Jahren der Bergbau nicht mehr fortgesetzt werden, so verfällt der Zehnte und die Erbbelehnung ist aufgehoben.
6. Sofern unter den Beschäftigten Misstrauen, Zwiespalt, Frevel oder Streitigkeiten bestehen, ist durch den Bergdirektor, Schichtmeister und Inspektor zu korrigieren oder eine Geldstrafe auszusprechen. Die Geldstrafe ist für die Gebrechlichen zu verwenden. Gegen das herrschaftliche Interesse gehende Verstöße behält sich diese selbst zur Ahndung vor.
7. Der Herrschaft stehen vier Freikuxe ohne Zutun der Herrschaft zu. Die Ausbeute ist unentgeltlich einzuliefern. Nach Aufforderung ist das hierüber zu führende Buch zur Prüfung und Berechnung vorzulegen.
8. Sofern eine Fundgrube auch auf Privatbesitz liegt, haben sich die Beständer mit dem Eigentümer gütlich zu einigen. So lange Hoffnung auf Erz und Mineralien besteht, darf der betreffende Ort nicht leichtsinnig verlassen werden. Es ist nach Bergrecht alles wohl, genau und treulich auf- und auszusuchen.
9. Für die auszuführenden Erze und Mineralien ist der Herrschaft ein gebührender Zoll zu entrichten. Hingegen wird auf die Nahrung der im Bergwerk arbeitenden Personen kein Aufschlag erhoben.
10. Jagd und Fischerei ist nicht gestattet. Bei hoffentlich reich erhaltendem göttlichem Segen haben die Herren Beständer vom ersten Fall des gewonnenen Silbers zur Erinnerung eine Platte von 1,5 Mark Feinsilber mit dem leyenschen Wappen, der Jahreszahl, dem Namen der Gruben und der Herrschaft Hohengeroldseck der Herrschaft und deren Erben zu präsentieren. Dies ist alle zwölf Jahre mit einer ebenso gekennzeichneten Platte von 1,5 Mark Feinsilber zu wiederholen.

Das Blei- und Silberwerk im Weiler

Im August 1767 wird bekannt, dass Herr Halter aus Straßburg und Münzmeister Wörscheler vom durlachischen Hof beabsichtigen, das im Weiler gelegene und seit über 30 Jahren verfallene Bleibergwerk wieder zu eröff-

Hochgebohrenem Reichs Graff
gnädigst das gantz und gar!

Ein gantz dero Negotiant von Höchstburg H. C.
Zöllner, und der Münchener das von Ducler gar
wissend, was an gajmunt led im woglen das
Luthan blagwos d'wiltas ruff zu sein, was ein sol-
che von Ewer Hochgraff Excellenz die gnädigste
n'leubwürdig sind zu osfaktan, oltan; und da
sin mis'nosig, das wayan das Ewer Hochgraff
Excellenz in isonm. Neiman san untaoffenig son
sachrey zu sein; so jada siamit ein, solich ge-
fospamst barwend, stalligau, oltan, mit samfas-
unson schiff, j'ullich san anfang, luff usf

Sann sinja gassan san luffig auf ison schaiuiga
Röstan zu sein wollen, solich auf Ewer Hochgraff
Excellenz Raimen steden oder Röstan, sin reusike
Jungayan, d'inalich sinne goosban unhan d'ringg.
Rösta, was ein nio. die j'is anst hieffusula bestien
San als d'loelichste Creatur an und d'ran d'ra-
big sinne d'ausstigen zeit lufftan, Ewer Hoch-
graff Excellenz wist abwa geniren, oltan; in
san untaoffenig gefospamst d'isofstam se-
speel b'fassand.

Ewer Hochgraff Excellenz

Seelbach d'z'ig aug
1767

Anton Hahn
K. K. Reichsgrafen

nen. Die grundsätzliche Zustimmung der geroldseckischen Standesherrschaft wird am 10. September erteilt. Die Bedingungen im Einzelnen waren jedoch noch auszuhandeln.

Unabhängig hiervon begann Halter auf eigenes Risiko bereits Anfang Oktober damit, das Bergwerk von außen zu bearbeiten und den alten, längst ins Bergfreie verfallenen Stollen frisch aufzutreiben zu lassen. Er wollte damit verhindern, dass die Arbeiten durch den möglicherweise eintretenden Frost behindert würden.

Weil er die Belehnung noch nicht erhalten hatte, wandte sich Halter im April 1768 an den geroldseckischen Reichsgrafen. Der schwere und kostspielige Bergbau sei in den zurückliegenden Monaten in Tag- und Nacharbeiten, mit vielen Bergleuten und im teuren Schichtlohn unermüdet und eifrigst fortgesetzt worden. Nunmehr müssten aber auch die notwendigen Gebäude dringend errichtet werden. Nur dadurch könne man eine weitere, sehr starke Zubeße verhindern. Um baldige und gnädigste Ausfertigung der ersuchten Belehnung wurde daher dringend gebeten.

Zu diesem Zeitpunkt konnte aufgrund der vorgenommenen Arbeiten der Stollen zwar bereits auf 267 Lachter befahren werden, vor Ort war man aber noch nicht gekommen. Trotzdem zeigten sich bereits in den Firsten Pocherze, die die alte Gewerkschaft entweder wegen schlechter Aufsicht zurückgelassen hatte oder nach Beurteilung und Vorgabe des Schmelzers zurücklassen musste. Leider waren wegen der mangelnden Schmelzkunst schon viele Bergwerke ruiniert worden. Nunmehr wurde der Platz zum Bau des Poch- und Schmelzwerkes dringend benötigt. Dabei wurde der Ort bevorzugt, an dem das alte Poch- und Schmelzwerk gestanden hatte. Augenblicklich wurde dieser Platz zwar von dem herrschaftlichen Jäger bewohnt; jedoch sei die Wohnung ohnehin schon so mürbe und verfallen, dass sie fast täglich einzustürzen drohe. Man plante, das Werk dauerhaft und für strengflüssige Erze einzurichten. Zugesichert wurde, dass die Schuldigkeit gegenüber der Herrschaft mit Bargeld und ohne irgendeinen Kredit beglichen werde.

Gegen die Erteilung eines förmlichen Erbbestandes hatte man große Bedenken. Zu einer Belehnung auf 50 nacheinander folgende Jahre war man allerdings bereit. Eine tüchtige Gewerkschaft könne daraus bereits einen großen Vorteil ziehen, hieß es. Für den inneren Bergbau sicherte die Herrschaft das nötige Tannenholz aus dem Rauhkasten (*Gewannbezeichnung*) zu dem Preis, wie dieses auch an andere Käufer abgegeben wurde, zu. Den Gewerken wurde allerdings auch freigestellt, das Holz bei anderen Untertanen einzukaufen. Vorzüglichen Schutz bekamen auch die protestantischen Berg- und Arbeitsleute versprochen. Vom 12. Mai 1768 an gerechnet erfolgte die Zusicherung von 1,5 Freijahren. Im Übrigen war der Zehnte so lange in geschmolzenem Erz abzuführen, bis die Herrschaft anders nach ihrer Willkür entschied.

Die Herrschaft behielt es sich ausdrücklich vor, mögliche Werke in einem anderen Distrikt weiteren Bergbauunternehmern zu überlassen. Bevorzugt waren hinsichtlich jeglicher Tätigkeit soweit wie möglich Untertanen durch die Gewerkschaft einzustellen. Auch der Fuhrbetrieb war davon erfasst. Die Veräußerung eines Teils oder des ganzen Bestandes an dem Bergwerk durfte ohne Vorwissen der Herrschaft nicht erfolgen. Sollte gegen die Erwartung das Werk wieder verlassen und über ein Jahr nicht in Betrieb sein, so würde nach insgesamt 1,5 Jahren das gesamte Werk mit den Gebäuden automatisch und ohne weitere Ersatzleistung an die Herrschaft fallen. Dies galt nicht für den Fall, dass die Gewerken wegen Kriegsgewalt oder sonstiger Übermacht an der Fortsetzung ihrer Arbeit verhindert waren. Jederzeit stand es der Herrschaft frei, die Einrichtung sowie den Zustand und die Ergiebigkeit des Bergwerks in Augenschein nehmen und untersuchen zu lassen.

Halder erstattete am 13.4.1768 einen Bericht zum Emmersbach und zum Weiler.⁷ Hieraus ging hervor, dass der Tagschacht im Weiler völlig eröffnet und zur Erhaltung guter Wetter niedergesenkt wurde. Diese Arbeit dauerte unablässig bis in den letzten Wintertag. Außerdem wurden im Schuttertal verschiedene Schurfe vorgenommen. In einem solchen wurden wirklich hübsche Bleierze vorgefunden. Deshalb wurde der in diesem Revier befindliche ganz alte Stollen und der in diesem befindliche tiefe Schacht mit beschwerlichen Kosten völlig offen gelegt. Sowohl die alten Feldörter als auch neue Versuchsörter wurden lange betrieben, jedoch ohne größere Erzspuren zu entdecken. Nach einer mehrmonatigen, ergebnislosen Arbeit war man nach genauer Untersuchung völlig überzeugt „... dass die oben unter der dammerde streichende erze nur sogenannte Waasenläufer, sie folglich auch ganz u. gar nicht bauwürdig seyen“.⁸

Weiter wurde angeführt, dass die gesamte Gewerkschaft nur aus drei Personen (Halder, Strehlin, Würscheler) bestehe. Man beabsichtige nicht, die Anzahl der Gewerken zu erhöhen. Aus eigener Erfahrung sei allzu gut bekannt, wie beschwerlich es ist, Gewerken in beständiger Eintracht zu halten. Meistens würde nur Ausbeute verlangt und nicht gerne Zubeße gegeben.

Am 14. April erteilte die Herrschaft den Befehl, dass der Platz zum Bau der Gebäude angewiesen wird. Gleichzeitig teilt die Herrschaft an Halder mit „... ich, so viel es mir immer geschehen kann, die beförderung des wercks, auf alle Art zu erleichtern suchen werde, indeme ich überhaupt von dergleichen Entreprisen großer liebhaber bin, und die personen, welche darin etwas risquieren und jhre industrie auf diese art üben wollen, vorzüglich hochschätzen“.⁹

Zu den Bedingungen der beabsichtigten Belehnung gibt Halder am 25. April gegenüber der Herrschaft eine Stellungnahme ab. Man sei zwar mit einer 50-jährigen Belehnung einverstanden, bitte jedoch um eine Verlänge-

rung auf 60 Jahre. Diese Belehnung solle sich in jedem Fall aber unwiderruflich auch auf mögliche Erben beziehen. Darum gebeten wird, dass die Herrschaft nicht nur das Holz für den inneren Bergbau, sondern für das gesamte Unternehmen zur Verfügung stelle. Auch möge geprüft werden, ob die Herrschaft statt der bewilligten 1,5 Freijahre ab dem 1. Mai 1768 zwei Freijahre zugestehen könne. Wegen der Kostspieligkeit dieses Werkes würde es sich verbieten, der Herrschaft zwei Freikuxe zugestehen zu können. Zugesichert wird, dass den Landesinteressen in jeglicher Hinsicht Rechnung getragen wird. Man sei äußerst bedacht, an die Untertanen zu denken und damit die Herrschaft klar zu überzeugen, dass das Werk allen großen Vorteil bringen werde. Das Vergnügen, das die Gewerken empfinden würden, armen Leuten durch das Werk Unterhalt und Nahrung zu verschaffen, würde diese sehr antreiben.

Sollte man an anderen Orten in der Herrschaft auf andere Metalle (mit der Ausnahme von Eisenerz und Steinkohle) schürfen oder abbauen wollen, so vertraue man darauf, dass die Herrschaft dies bewilligen werde.

Unabhängig von diesen Ausführungen sei man mit allen vorgeschriebenen Konditionen der Herrschaft einverstanden. Die vorgetragene Punkte seien winzig und unerheblich und man würde die Befindung hierüber der herrschaftlichen Billigkeitsliebe völlig überlassen.

Im Mai 1768 wird schließlich von Graf Franz Carl zu der Leyen und Hohengeroldseck der Bestandsbrief an Halder und Wörscheler erteilt. Dieser hat folgende Inhalte:

1. Den Gewerken wie auch ihren Erben wird auf das alte, eröffnete Bergwerk im Weiler eine unwiderrufliche Belehnung auf 60 nacheinander folgende Jahre ab dem 1. Mai 1768 bis 30. April 1828 erteilt. In diesem Gebiet dürfen Schächte und Stollen angelegt werden und alles bergmännisch auf das Nützlichste betrieben werden. Die Gewerkschaft darf dabei durch niemanden im Geringsten gestört, gehindert oder auf sonstige Art beeinträchtigt werden. Der Lehenrückfall wird bei nicht zu erhoffendem Erlöschen des Mannesstammes der Herrschaft vorbehalten.
2. Den Gewerken wird sowohl auf dem Eigentum der Herrschaft als auch dem der Untertanen der erforderliche Grund zum Senken von Schächten, der Anlegung eines oder mehrerer Stollen, der Platz für notwendige Halden und die erforderlichen Fuhrwege und Fußpfade gegen billigen Wert zur Verfügung gestellt.
3. Dies gilt auch für die notwendigen Gebäude und die benötigten Plätze.
4. Bewilligt wird, dass das zum inneren Bergbau erforderliche Tannenholz so lange es forstlich möglich ist aus dem nahe dem Bleiwerk liegenden Raukasten angewiesen wird. Den Gewerken ist es ausdrücklich freigestellt, dieses Holz auch anderwärts einzukaufen.

5. Auf die gleiche Art werde das Holz zur Errichtung von Gebäuden zur Verfügung gestellt. Die aus den herrschaftlichen Holzschlägen anfallenden Buchenbengel werden bis auf Widerruf für 2 Gulden je Klafter zu Kohlzwecken abgegeben.
6. Den Unternehmern und allen Berg- und Arbeitsleuten wird unabhängig von der katholischen oder protestantischen Religionszugehörigkeit der landesherrliche Schutz versichert. Den protestantischen Berg- und Arbeitsleuten kann keine freie Religionsausübung bewilligt werden. Es werde jedoch so viel wie möglich alle vorzügliche Rücksicht genommen, so dass auch diese sich diskret, friedsam und ehrbar bezeugen werden.
7. Hinsichtlich der landesherrlichen Gerichtsbarkeit wird geregelt, dass in den Fällen, in denen mit oder zwischen den Bergleuten Zwiespalt und Streitigkeiten entstehen, durch das Oberamt unter Hinzuziehung des Steigers oder einer anderen durch die Gewerkschaft bevollmächtigten Person geurteilt werde. Für den Fall einer Geldstrafe würde die eine Hälfte des Betrages der Herrschaft zufallen, die andere werde für gebrechliche oder kranke Bergleute verwendet. Diese Aufteilungsregelung gilt nicht für die allgemeine Zivil- oder Kriminalgerichtsbarkeit und die polizeilichen Fälle. Hier verhängte Strafen fließen vollständig der herrschaftlichen Kasse zu.
8. Die Unternehmer und alle ihre Leute werden von Real- und Personalverpflichtungen gegenüber der Herrschaft befreit.
9. Für die Überlassung des Bergwerkes und die zugleich bewilligten Freiheiten sind die Gewerken verpflichtet, den gewöhnlichen Zehnten von allen gewonnenen Metallen in geschmolzenem Erz kostenfrei abzuliefern. Hierüber könne die Herrschaft aber auch künftighin nach ihrer Willkür verfahren.
10. Den Gewerken werden ab 1. Mai 1768 zwei vollkommene Freijahre bewilligt.
11. Der Gewerkschaft wird die Einteilung des Werkes in 128 Kuxe überlassen. Dies würde ohnehin der allgemeinen Bergordnung entsprechen. Der Landesherrschaft werden zwei Freikuxe zur Verfügung gestellt.
12. Die gewonnenen Metalle können ohne Unterschied, Zoll oder andere Abgaben außer Landes geführt und verkauft werden.
13. Die vollständige Befreiung von Zöllen und anderen Lasten auf alle zum Bergbau erforderlichen Dinge wird gestattet.
14. Die Unternehmer erhalten die Erlaubnis, für ihre Arbeiter und Fuhrleute Wein, Bier, Käse und Brot ohne Auflage zu besorgen.
15. Es wird gestattet, an allen Orten des geroldseckischen Gebietes mit Ausnahme von Eisen und Steinkohlen auf alle Erze zu schürfen, neue Gruben anzubauen, alte Fundgruben wieder zu eröffnen, fortzubauen und die Erze zu bearbeiten. Es bleibt jedoch der Herrschaft vorbehalten.

- ten, Schürfungen und einen etwaigen Abbau auch anderen Unternehmern zu überlassen.
16. Die Untertanen sind bei allen Arbeiten und dem Fuhrbetrieb zum gleichen Lohn wie bei Fremden ausdrücklich zu bevorzugen.
 17. Die Standesherrschaft hätte zwar das Recht, bei Veräußerungen von Teilen oder des gesamten Bergwerkes sich ein Vorkaufsrecht vorzubehalten, jedoch wolle man auch hier den Gewerken entgegenkommen. Sie erhalten diesbezüglich die freie Disposition. Jedoch dürfen Teile des Bergwerkes nur an bürgerliche, „nahrungtreibende“ Personen übertragen werden. Ansonsten würde der übertragene Anteil gegen Erstattung des von einem Unparteiischen abzuschätzenden Wertes an die Landesherrschaft fallen.
 18. Sollte das Werk verlassen werden und über ein Jahr nicht gebaut werden, so wird es einschließlich der Gebäude nach Ablauf von 1,5 Jahren automatisch und ohne irgendeinen Kostenersatz an die Herrschaft fallen. Dies gilt nicht für den Fall, dass wegen Kriegsgewalt oder sonstiger Übermacht die Gewerken an der Fortsetzung ihrer Arbeit gehindert werden.
 19. Der Landesherrschaft steht es jederzeit frei, die Einrichtung, den Zustand und die Ergiebigkeit des Bergwerks selbst oder durch fremde Experten in Augenschein zu nehmen und untersuchen zu lassen.
 20. Nach Ablauf der 60 Jahre fällt das gesamte Bergwerk der Landesherrschaft unentgeltlich zu. Bezüglich der äußeren Gebäude (Schmelz-, Pochwerk usw.) ist durch einen Experten eine Wertschätzung vorzunehmen und der entsprechende Betrag durch die Standesherrschaft oder diejenigen, die die Gebäude übernehmen, zu vergüten. Sollten die Nachfolger der jetzigen Unternehmer das Werk nach 60 Jahren fortführen wollen, so werde man dies zu angemessenen Konditionen nicht versagen.

Halder bedankt sich mit Schreiben vom 24.5.1768 „auf das innigste“ für die Großzügigkeit der Herrschaft. Dabei erwähnt er, dass mit dem Bau des Poch- und Hüttenwerkes bereits begonnen wurde.

Erst am 18.4.1770 geben die Unterlagen wieder Informationen über den Fortgang des Unternehmens preis. Schmelzer informiert die Herrschaft, dass Halder beabsichtige, um ein drittes Freijahr nachzusuchen. Die Gewerkschaft habe auf hohe Kosten einen alten Stollen (Silberlöchle) aufgetan, ohne vor Ort auch nur eine Stufe Erz gefunden zu haben. Im Weiler Werk würden die Wetter ziemlich stark abgehen und man könne ohne einen Wetterschacht die Erze nicht recht finden.

Die Herrschaft anerkennt die hohen Kosten, welche die Gewerken neben der Betreibung des Werks im Weiler durch die Eröffnung des alten Stollens (Silberlöchle) gehabt haben. Man wolle ihnen unter diesen Um-

ständen nicht den Mut nehmen. Deshalb war man bereits am 8. Mai bereit, das begehrte weitere Freijahr zu bewilligen.

Am 30.4.1771 schreibt Halter an Hofrat Döring. Ab dem kommenden Mai müsse nach Ablauf des weiteren Freijahres der Zehnte an die Herrschaft entrichtet werden und man wolle nun einen Bericht über das letzte Freijahr erstatten. Von diesem Bericht ist leider nur die folgende Nachricht überliefert:

Der Tagschacht, der in der Grube im Weiler die notwendigen Wetter bringen müsse, wurde völlig eröffnet und niedergesenkt. Diese Arbeiten haben vom Frühjahr bis in die letzten Wintertage unablässig angedauert.

Im August 1771 ergaben sich Auseinandersetzungen zwischen Halder und Schmelzer wegen des Holzpreises. Schmelzer war erst bereit, vom Zimmermann ausgesuchte Bäume für Balken, Riegel und Sparren fällen zu lassen, wenn der Gesamtbetrag von 7 Gulden 4 Florin durch die Gewerkschaft bezahlt worden ist.

Der Zehnte für das Blei wurde in bar, für das Silber in natura abgeliefert. Sobald man sich in wenigen Monaten des neuen Pochwerks im Emersbach bedienen könne, werde vermutlich auch der Silberzehnte besser ausfallen. Die beständig anhaltenden, sehr schönen und häufigen Pocherzanbrüche würden sich vermehren, Im Übrigen hätten sich diese bisher niemals vermindert. Halder bittet darum, dass die Gewerken als gehorsame und ehrliche Leute weiterhin von der Herrschaft angenommen werden.

Am 21.9.1771 teilt Halder der Herrschaft mit, dass seit dem abgelaufenen Freijahr

- 2464 Pfund Straßburger Zentnergewicht an weichem Blockblei
- 348 Pfund Straßburger Zentnergewicht an Silberglätte und
- 4 Mark 8 $\frac{1}{2}$ Lot Silber

gewonnen wurden. Zur Entrichtung des Zehnten wurde angeboten, für den Straßburger Zentner folgende Verrechnungssätze anzusetzen:

- 8 $\frac{1}{5}$ Gulden für das Blockblei
- 8 $\frac{1}{5}$ Gulden für die Silberglätte und
- 23 Gulden je Mark Bleisilber.

Im gleichen Schreiben führt Halder bittere Klage über das herrschaftliche Oberforstamt in Seelbach. Es würde nur versucht werden, das Holz zu verteuern. Man gäbe es lieber Fremden als den Bergbautreibenden. Überhaupt wolle man den Bergbau eher verhindern als fördern.

Wohl im September/Oktober 1771 dürfte Frau Strehlin aus Straßburg als drittes Mitglied zu der Gewerkschaft hinzugekommen sein.

Die Klage über die ungerechte Behandlung durch Forstmeister Schmelzer wird im Oktober fortgeführt: „Er behandelt uns wie die landfremdesten Käufer, die das Scheiterholz kaufen.“

Auf den 26.10.1771 datiert eine überlieferte Übersicht, wie das Gehölz seit einigen Jahren an fremde und einheimische Käufer überlassen wurde. Lediglich eine Position lässt hierbei einen direkten Verkaufsvergleich zu. Demzufolge wurde das Klafter Buchenbengelholz an Halder zu 1 Gulden 5 Florin und an andere zu 1 Gulden 8 Florin verkauft. Konkrete Rückschlüsse zu den Streitigkeiten lassen sich aus dieser Aufstellung leider nicht ziehen.

Im gleichen Monat teilt Halder mit, dass die Gewerkschaft im Weiler überschlägig jährlich folgenden Bedarf an Holzarten haben wird:

- 400 Klafter Buchenscheiterholz
- 400 Klafter Tannen-, Erlen-, Birken- und Buchenscheiterholz
- 300 Klafter Buchen-, Eichenbengel oder dergleichen zum Rösten der Erze.

Schmelzer berichtet der Herrschaft am 3.12.1771, dass er auf seine Erkundung noch keine Rückmeldung erhalten habe, wie der Preis für den Zentner Blei und Silberglätte von anderen Käufern wie dem Herrn Halder angesetzt werde. Der Herrschaft würde sofort Bericht erstattet.

Im Dezember ist die Herrschaft über eine Information von Schmelzer entsetzt, nachdem die herrschaftlichen Buchwäldungen bis auf den Hauert und den Großen Gassert ausgehauen seien und in diesen beiden Distrikten sich nicht viel mehr als noch 14.000 Klafter schlagbares Buchenholz befinden dürften. Anlässlich der Anwesenheit der Herrschaft im Jahr 1762 sei noch versichert worden, dass jedes Jahr nicht mehr Holz geschlagen werde als nachwachsen könne. Es wurde davon ausgegangen, dass auf dieser Grundlage der jährliche Schlag etwa 3.000 Klafter betragen könne. So ging die Herrschaft von einer jährlichen Rente aus den geroldseckischen Wäldungen in Höhe von 9.000 bis 10.000 Gulden aus. Wenn nun diese Angaben stimmen, so würde auch in den anderen Einrichtungen der Herrschaft keine geringe Unordnung verursacht und man in die größte Verlegenheit gesetzt. Eingehende Auskunft wird erwartet.

Laut Mitteilung vom 19.1.1773 befand sich die Grube im Weiler im folgenden Zustand:

Es zeigte sich kein ordentlich streichender Gang. Die Erze standen nur nesterweise im tauben Gestein an. Die Gewerkschaft hatte ein Feldort getrieben, welches aber wieder verlassen wurde. Ein neues Feldort wurde eröffnet und damit begonnen, dieses voranzutreiben. Auf der Halde selbst lagen zu Ende des Jahres 1772 12 bis 16 Wagen Pocherze und ein Wagen Scheiderze. Die Belegschaft setzte sich wie folgt zusammen:

- 1 Grubensteiger
- 8 Häuer
- 2 Hundläufer
- 1 Scheider

- 1 Pochsteiger
- 12 Waschpersonen

Die in der Grube geförderten Erze fielen hinsichtlich ihres Silbergehaltes immer geringer aus.

Ein Jahr später, am 21.1.1774, berichtet Schmelzer, dass in der Grube im Weiler nur noch wenige oder gar keine Erze mehr gefunden werden. Die Gewerkschaft lasse derzeit mit etlichen Männern einen neuen Versuch seitwärts gegen das verlassene Ort treiben. Sollte dieser Versuch fehlschlagen, so könne im Weiler auf nicht mehr viel gehofft werden.

Auch bis zum 26.4. konnten im Weiler keine weiteren Erze gefunden werden. Am 30.4. bittet die Gewerkschaft die Herrschaft, dass sie von den Freikuxen und dem jährlichen Zins so lange befreit werde, bis das Werk in Ausbeute kommt. Außerdem wird darum gebeten, dass andere Metalle um die Verhüttung durchführen zu können, von auswärts bezogen werden dürfen. Die hiesigen Bleibe seien sehr ungeschmeidig und hart. Da man vom Holz kaum genug erhalten konnte, wollte man dessen Kauf auch über die Untertanen im gesamten Land vornehmen.

Am 2. Juli wird berichtet, dass die Gruben im Weiler nunmehr durch die Haldersche Gewerkschaft gänzlich verlassen wurden, da an Erzen nichts mehr gefunden werden konnte.

Im Januar 1776 äußert sich Schmelzer dahingehend, dass er nicht glaube, dass Halder wahrhaft beabsichtige, im Weiler noch frische Versuche zu unternehmen. Auch die Herrschaft hat nicht mehr viel Hoffnungen.

Im März 1776 zeigte die Calwer Gewerkschaft Interesse an der Übernahme der verlassenen Werke im Weiler und im Emmersbach. Die Herrschaft wollte nicht, dass die eröffneten Bergwerke wieder gänzlich verfallen. Außerdem hatte die Calwer Gewerkschaft einen vorzüglich guten Namen. Deshalb war die Herrschaft auch bereit, der Calwer Gewerkschaft äußerst günstige Konditionen zu bewilligen. Statt der bewilligten 60 Jahre für die Halderische Gewerkschaft sollte dieser eine Erbbelehnung zugestanden werden. Neben den früheren zwei Freikuxen war man bereit, sich nur einen vorzubehalten. Darüber hinaus wollte man sich nichts außer dem gewöhnlichen Zehnten vorbehalten. Wenn der eine Freikux zu Schwierigkeiten führen würde, wäre man bereit, auch diesen aufzugeben. Schmelzer sollte die weiteren Verhandlungen mit dem Schichtenmeister Meyer „je eher je besser“ führen.

Im Mai gleichen Jahres erstattet der Oberforstmeister einen Bericht über die Geroldseckischen Bergwerke. Neben Prinzbach und Emmersbach bezeichnet er das Werk im Weiler als das Stamm- und Mutterwerk. Dieses sei schon über viereinhalb Jahre von der Gesellschaft verlassen worden. Die Herrschaft hätte sich von daher schon lange das Eigentum am Schmelz- und Pochwerk im Weiler verschaffen können.

Ebenfalls Anfang Mai äußert sich Schichtmeister Meyer, wie er den inneren und äußeren Bergbau im Weiler auszulegen gedenkt. Leider ist dieses Schreiben nicht überliefert.

Vom 10.6.1776 liegt endlich wieder ein Schreiben von Halder vor. Darin führt er Klage über Münzmeister Wörscheler. Allein Halder habe die benötigten Gelder für den Bergbaubetrieb anschaffen müssen. Für den Anteil von Wörscheler habe er ständig in Vorlage treten müssen. Auch sei Wörscheler selbst nie auf das Werk gekommen oder habe irgendwelche Maßnahmen geregelt.

Halder bittet „... *gnädigste Herrschaft ihre jetzigen bedrängten Umstände mit gnädigen Augen mitleidigst anzusehen und ihren gänzlichen Ruin gnädigst uns großmütigst zu verhindern zu suchen ...*“. Man wolle versuchen, weitere Gewerken zu finden. Möge aber die Herrschaft die Absicht haben, das Werk an sich zu nehmen, so würde man dieser die Einrichtungen (Utensilien) des gesamten Werkes zu „... *neun gulden Zweytausend fünf Hundert Reichs Währung ...*“ überlassen. Einer neuen Gewerkschaft kämen die guten und schönen Einrichtungen der benötigten Hütten und Schmelzgebäude und die Eröffnung der alten Stollen und Schächte vortrefflich zu statten. Man möge vor weiteren Forderungen wegen der Erbauung des Jägerhauses und hinsichtlich des Platzzinses ihn verschonen.

Die Äußerung der Herrschaft datiert auf den 15. Juli. Die Forderung von Herrn Halder hinsichtlich der Berggerätschaften wird für umso mehr übertrieben angesehen, weil er weder das Jägerhaus gebaut noch verschiedene sonstige Vorgehensweisen eingehalten habe. Durch diese Unterlassungen hat sich der mögliche Wert der Gebäude von selbst kompensiert. Durch das Ausbleiben des Geldbetrages von Wörscheler sei nachgewiesen, dass der Verlauf des Unternehmens keinem Unglück, sondern der schlechten Verfassung eines der Hauptgewerken zuzuschreiben ist. Die anderen Gewerken haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie bei der Auswahl der Mitteilhaber nicht vorsichtiger vorgegangen sind.

Unabhängig hiervon hänge der Wert entscheidend davon ab, ob sich eine Gewerkschaft findet, die den Baubetrieb fortsetzt. Nur dann würde eine Verwendungsmöglichkeit für die Gebäude bestehen.

Halder antwortet hierauf am 21.8.1776. Er sehe sich wahrhaftig in die bedrängtesten Umstände gesetzt. Er sei sehr unglücklich und müsse über den schon fürchterlich gehaltenen großen Verlust nun auch noch diesen erleiden. Dies würde seinen gänzlichen Untergang nach sich ziehen. Er habe alles Menschenmögliche getan und alle seine Kräfte bei diesem Werk aufgeopfert. Die heiligsten Versprechungen von Wörscheler seien immerfort unerfüllt geblieben. Die sehr schwere Last würde nun ganz allein auf seinen Hals gewälzt. Der Verfall der Vermögensumstände bei Wörscheler konnte unmöglich vorausgesehen werden.

Selbst wenn sich keine Gewerkschaft zur Fortsetzung des Werkes finden

würde, könnten die Gebäude beispielsweise zu Hammerschmieden mit gutem Nutzen gebraucht werden. Auch das Feld bei der Schmelzhütte sei in einem wesentlich besseren Zustand als in der Vergangenheit. Die Gewerkschaft habe darauf die besten Obstbäume gepflanzt. Halder bittet noch mal innigst um Gehör und Großmut, für die er lebenslänglich, ja ewig verpflichtet bleibe.

Schmelzer lässt am 31.12.1776 verlauten, dass auf dem Hüttenwerk im Weiler reiches Blei geschmolzen wird. Bei dem nächsten Abtrieb wird er den Silberzehnten einbehalten und den Bleizehnten in Rechnung stellen.

Vom 22.1.1777 ist eine Nachricht erhalten, dass Berginspektor Meyer auf dem verlassenen Bleiwerk im Weiler Versuche vornehmen lassen wolle. Meyer beabsichtigte zunächst, relativ zügig das Bergwerk im Weiler in Kuxe aufzuteilen. Die Standesherrschaft empfahl jedoch so lange zuzuwarten, bis das Bergwerk im Emmersbach wieder in Ausbeute steht. Meyer stimmte diesem Vorschlag zu.

Im März bestanden noch nicht geregelte Angelegenheiten zwischen Halder und Michel Bihler, auf dessen Hofgut die Grube im Weiler lag. Möglichst durch Vergleich sollte Bihler schad- und klaglos gestellt werden.

Die Herrschaft teilt Schmelzer am 3.4. 1777 mit, dass sie zur Zeit kein sonderliches Vertrauen zu dem Werk im Weiler habe. Man wolle aber den Eifer und Fleiß des Berginspektors und der Baulustigen nicht hemmen. Deshalb könne Schmelzer einen Gewährschein des Oberamtes für diesen Bergbau ausstellen.

Am 5.3.1778 berichtet Schmelzer, dass auf dem St. Michaelswerk im Weiler der Berginspektor Meyer gegen die alten Tagschächte hineintreiben lasse. Er hoffe dabei, wieder auf den Hauptgang zu stoßen. Dies würde sich in Bälde zeigen. Die Arbeiten seien nicht mehr weit von der Gegend entfernt, auf die sich die Vermutung bezieht.

Aus einem kaum lesbaren Schreiben vom 23.2.1784 (!) geht hervor, dass zu diesem Zeitpunkt der Bergbau im St. Michaelswerk im Weiler betrieben wurde. Das letzte Schreiben dieser Unterlagen datiert auf den 8.3.1784. Die Ausstände der angekündigten Zubußen würden immer häufiger. Das künftige Quartal müsse die Entscheidung über den weiteren gewerkschaftlichen Fortbau bringen. Für den Fall der Abgabe des Werks sah Berginspektor Meyer den Apotheker Hecht als Übernehmer vor.

Der Bergbau am Bellenberg bei Zunsweier

Aus einem Schreiben von Schmelzer an den Reichsgrafen vom 8.8.1754 geht erstmals hervor, dass

„... die Litschgische Companie ihr werckh ahn einige schwitzer von Schaffhaussen verkaufft, welche mir vor einigen wochen ihren steiger anhero geschafft, mit vermeldten, dass sie in erfahrung gebracht, dass zwischen

*denen Suntsweyrer feldtern unten an dem Bellenberg einiges wohlhaltiges Eisenertz verspühret werde, und dahero angestanden, zu erlauben auff ihre Kösten daselbsten schürffen, und ein paar waagen Ertz zu einer prob abführen zu dürffen ...“.*¹⁰

Die Genehmigung wurde erteilt und die Probe von diesem Eisenerz fiel nicht schlecht aus. Die Schweizer entschlossen sich deshalb, gegen Bezahlung des Zehnten die bergbaulichen Arbeiten am Bellenberg aufzunehmen. Um diesbezügliche und auch um Erlaubnis zum Mahlen der Erze wurde bei der Herrschaft nachgesucht.

Nach Erkundigung von Schmelzer über die Beschaffenheit des Zunsweierer Erzes erhielt er vom herrschaftlichen Steiger die Information, dass es sich dabei um „nies Ertz“ handle, das im Allgemeinen ergiebig sei. Das Hüttenwerk in Oberkirch könne von diesem Erz jährlich vier- bis fünftausend Kübel oder 300 Wagen verarbeiten. Auch die Untertanen könnten mit dem Fuhrwerk einigen Verdienst finden.

Der Zunsweierer Vogt teilte mit, dass auch Kalkstein vorkomme.¹¹ Dieser wurde im August 1754 von Hausacher Bergleuten auch aufgefunden. Zur Probung wurde ein Wagen davon auf die Ziegelhütten abgeführt. Schmelzer gab die Anweisung, zunächst alles im „Status quo“ zu lassen bis man erfahren habe, ob es „tüchtige Ware“ sei. Der Kalkstein lag auf einem Grund, der nicht der Herrschaft gehörte. Schmelzer ging jedoch davon aus, dass dieser gekauft werden und ein Bruch von 40 Schuhhöhe eingerichtet werden könnte. Ende August wurde er von der Herrschaft beauftragt, die Kaufverhandlungen zu führen.

Hinsichtlich des Eisenerzes versuchte man in zuverlässiger Weise zu erfahren, was die Hüttenwerke dafür pro Kübel oder Wagen bezahlen. Dem Steiger wurde deshalb befohlen, selbst auf das Hüttenwerk nach Oberkirch zu gehen und sich zu erkundigen, was die dortige Gewerkschaft für einen Wagen des Bellenberger Eisenerzes bezahle. Durchschnittlich wurde der Wagen Eisenerz etwa zu einem Gulden gehandelt. Offensichtlich war das Oberkircher Hüttenwerk gegenüber dem Werk in Lahr bereit, für das Eisenerz mehr zu bieten. Dies schien auch den einige Stunden längeren Transportweg zu lohnen.

Schmelzer berichtet am 1.10.1754, dass die Hüttenwerke zu Oberkirch unmittelbar ihren Steiger zur Besichtigung der Zunsweierer Eisenerze abgeschickt hatten. Dabei bat dieser, dass fünf oder sechs Wagen des vorrätigen Erzes gegen Bezahlung zur Probung nach Oberkirch gebracht werden. Beim Besuch war auch ein Hausacher Bergmann für die Schweizer Gewerken anwesend. Dieser setzte sich so gut er konnte für seine Gewerken ein. Er brachte auch zum Ausdruck, dass man nicht hoffen wolle, da sie das Werk aufgetan haben, man es Ihnen entziehen und einer anderen Gewerkschaft (der Oberkircher) überlassen werde.

Diesem folgte am 16.9. ein Schreiben des Hausacher Hüttenbeständers Oschwaldt zu Hausach, in dem sich dieser beschwerte, dass die oberkirchische Fabrik, die an guten Erzen nicht den geringsten Mangel habe, sich nun in das auf ihre Kosten gesuchte auch einbringen wolle. Schmelzer antwortete daraufhin, dass der Herrschaft die angebotenen 3 Batzen für jeden zehnten Kübel Eisenerz zu wenig seien. Ihm sei aufgetragen, sich bei den benachbarten Hüttenwerken zu erkundigen, was diese für ihr Erz zu zahlen pflegten. Oschwaldt wurde zu verstehen gegeben, dass man ein Gebot erwarte, das zumindest dem entspreche, das die Oberkircher ihren badischen Herrschaften geben.

Ende September hat sich auch ein Bergmann von dem Hüttenwerk zu Niederbühl in Zunsweier eingefunden, der sich stark für die Erze interessierte. Die Hausacher unterstellten, dass die Oberkircher nicht aus Mangel an Erzen (da sie genügend in der Nähe hätten), sondern aus purer Laune und in der Hoffnung ihre Gewerkschaft zu verderben, sich für das Zunsweierer Erz interessierten. Die Hausacher (= Schweizer) Gewerkschaft benötige dringend das Erz und würde sich von daher in der Förderung nicht zurückhalten. Oberkirch hingegen könnte drei bis vier Stunden näher genügend Erz erhalten. Auch liege es in der Absicht der Hausacher Gewerkschaft, nicht nur in Zunsweier Erz zu graben, sondern auch im Emmersbach, am Schönberg oder wo sich sonst in der Herrschaft solches zeige.

Seine Auffassung fasste Schmelzer gegenüber der Herrschaft in sechs Punkten zusammen:

1. Die Hausacher Gewerkschaft sei wohl die beste und sicherste.
2. Da diese Gewerkschaft an Erzangel leide, würde die Förderung umso stärker betrieben werden.
3. Die Hausacher könnten das benötigte Holz leicht und in größeren Mengen die Kinzig hinunter flößen. Andere könnten sich um die weiteren Erze in der Herrschaft nicht oder nur gering kümmern, weil der weite Transport zu teuer würde.
4. Man sei nur drei Stunden vom Prinzbach und Schönberg entfernt. Es sei so das nächste Erz, das die Hausacher haben können. Hinsichtlich des Fuhrlohns könne es auf das möglichste betrieben werden.
5. Die Oberkircher hätten fünf Stunden nach Zunsweier. Auch in dieser Hinsicht sei der Weg für die Hausacher gelegener.
6. Mit einem Bestand der Hausacher Hütte hätten die Untertanen einen höheren Verdienst im Fuhrwesen zu erwarten. Auch bei Fürstenberg, dem besten Nachbarn, würde dies besonders wohl angesehen werden. Im Übrigen sei an der guten Qualität des Zunsweierer Erzes nicht im Geringsten zu zweifeln. Ob es allerdings ergiebiger als das Durbacher Erz sei, könne nicht sicher gesagt werden. Es hätten sich aber in Zunsweier auch einige Spuren von Bohnerz, des edelsten Erzes, bereits ge-

zeigt. Die Vereinbarung eines Preises hierfür sollte man sich zur Zeit noch vorbehalten.

Die Herrschaft fand es am 7.10. für richtig, dass der Hausacher Gesellschaft das Zunsweierer Erz vor anderen überlassen wird. Schmelzer könne die Bedingungen des Vertrags (Bestands) entwerfen. Das Bohnerz müsse von dem Vertrag ausgenommen werden. Die Herrschaft bittet im Übrigen um Auskunft, wie schwer ein Kübel ungewaschenes und ein Kübel gewaschenes Erz sei.

Darauf folgt die Mitteilung von Schmelzer dass

- ein Kübel ungewaschenes Erz 137 $\frac{1}{2}$ Pfund und
- ein Kübel gewaschenes Erz 145 $\frac{1}{2}$ Pfund

wiegt. Am 9.10. sei außer dem Erz, das zur Probe genommen wurde, noch kein weiteres gewaschen worden. Alles lag noch auf der Halde. Gegen 1.500 Kübel seien bis zu diesem Zeitpunkt bereits gefördert worden. Demnach lag die Förderung bereits bei über 100 Tonnen ungewaschenes Erz.

Die Erze wurden auf Zunsweierer Seite unten am Bellenberg, wo der Hagenbach seinen Anfang nimmt, gefördert. Anfangs hatten die Hausacher am Waldtrauf zu graben begonnen. Nachdem sie sahen, dass der Erzgang in den Wald hineinzieht, haben sie 100 Schritt höher auf diesen gearbeitet. Dabei ist es auch gleich besser gelungen, größere Mengen Erz zu fördern.

Schmelzer entwarf den Vertrag auf der Grundlage

- des Stauffenberger Bergwerks Accord und
- des Schönberger Steinkohlen-Bestandes.

Probleme ergaben sich hinsichtlich der Wegunterhaltung. Schmelzer ging zunächst darauf ein, dass die Gewerkschaft hierzu nicht verpflichtet sei. Er begründete dies damit, dass er zum einen den Preis für 100 Kübel Erze um einen Gulden höher treiben konnte als bei den Stauffenbergern, zum anderen seien die Untertanen es ohnehin schuldig, die Landstraßen zu unterhalten.

Die Herrschaft befand es zu hart, dass die Untertanen die Straßen allein reparieren sollten. Der Wegezustand würde durch den Erztransport doch sehr merklich beeinträchtigt. So möge die Gewerkschaft doch einen vernünftigen Beitrag hierzu leisten. Auch sei es üblich, dass die Gewerken 1.000 oder mehr Gulden Kautions im Voraus für den Fall hinterlegen, dass das Werk verderben würde. Über beide Punkte seien die Verhandlungen zwar weiterzuführen, das vorrätige Erz dürfe aber bereits abgefahren werden.

Kund, und zuwissen seye Hiernit jedermännig:
 daß zwischen dem hochgebornen Grafen Carl Joseph Joseph
 Grafen von Hohenlohe und Hohenlohe, dessen Friedrich Friedri-
 -ch von und zu Hohenlohe, und hohenverordnet,
 Joseph von und zu Hohenlohe, dessen zu Hohenlohe
 Grafen Carl Joseph Grafen von Hohenlohe
 -Hohenlohe, zu wissen,
 Datum den 17ten Decembris 1754. und Compagnie von
 Hohenlohe in der Residenz, In welchem zu
 Hohenlohe zu Hohenlohe im Ringel, zu
 Hohenlohe, durch Hohenlohe Contract, über die, in
 der Hohenlohe Hohenlohe Hohenlohe, und dem
 Hohenlohe Hohenlohe Hohenlohe, Hohenlohe

Hohenlohe zu Hohenlohe Hohenlohe und der Hohenlohe
 Hohenlohe, ist, unter Hohenlohe Ratifica-
 -tion Hohenlohe Hohenlohe Excellenz von
 Hohenlohe Hohenlohe Hohenlohe Hohenlohe
 Hohenlohe Schmelzer, dem Hohenlohe
 Hohenlohe Hohenlohe, und Hohenlohe
 Hohenlohe Exemplare Hohenlohe
 So Hohenlohe Hohenlohe Hohenlohe Hohenlohe
 von Tausend, Sieben Hundert Vier und Fünffzig.

J. J. Schmelzer ..
 Hohenlohe und Compagnie ..

Hohenlohe Contract wird hiernit Hohenlohe
 Hohenlohe ratificiert. Datum den 17ten Decembris
 1754.



Graf von Hohenlohe

Die Hausacher Gewerkschaft nimmt hierzu am 7.12.1754 Stellung. Die freie Abfuhr des Erzes sei nicht mehr als recht. Die Untertanen und keine Fremden kämen in den Genuss der Abfuhr des Erzes. Der Weg bis zur Landstraße sei nur kurz. Diese müsse ohnehin von den Untertanen unterhalten werden. Sollte es aber dazu kommen, dass der Weg von der Grube bis zur Landstraße eine Instandhaltung nötig habe, so würde man trotz dieser Einwände es nicht ermangeln lassen, sich erkenntlich zu zeigen. Die Hinterlegung einer Kaution hingegen sei hier nicht üblich. Die Herrschaft wird gnädigst ersucht, davon Abstand zu nehmen.

Im Dezember hatte die Gewerkschaft bereits ein Floß mit 80 Stämmen für den Bergbau an der Kinzig liegen. Im November waren 949 $\frac{1}{2}$ Kübel abgefahren worden. Außerdem befanden sich noch auf der Grube 1.400 bis 1.500 Kübel Klopferz und weitere 700 bis 800 Kübel, die noch gewaschen werden mussten. Mit dem Abbau des Roherzes waren einige Bergleute beschäftigt. In den Gebieten von Gengenbach und Zell arbeitete die Hausacher Gewerkschaft hingegen nur mit wenigen Leuten. Schmelzer lobte gegenüber der Herrschaft diesen Eifer und wies darauf hin, dass für den Fall, dass die Mine weiterhin so ergiebig ist, eine beträchtliche Rente aus diesen Erzen erzielt werden kann.

Am 17. Dezember 1754 wird schließlich der Kontrakt ratifiziert.¹²

Kund, und zuwissen seye Hiermit jedermännig:

Dass zwischen dem Hochgebohrnen des hei: röm: reichts Grafen und Herrn, Herrn Friedrich Ferdinand von und zu der Leyen, und Hohen-geroldseck, Freyherren von adendorf, Herren zu bließkastell etc. etc. Jhro röm: Hey: may: würcklichen Geheimen Rath, an einem, Sodann denen Herren Oschwald und Compagnie von Schaffhausen in der Schweiz, dermahligen Hüttenbeständeren zu Hausach im Kinzigthal, am anderen theil, nachstehender Contract, über die in der Lehenbaren Herrschaft Geroldseck, und dem darzu gehörigen Sunzweyrer bann, durch Gött^{en} Seegen bereits entdeckte eisen-ertze, und allen diejenigen von sothanem ertz, welche küntig-hin während dieses bestands in der ganzen Herrschaft entdeckt und gefunden werden möchten, folgendern gestalten abgeredet und beschlosßen.

Imo.

Concediren und bewilligen hochgedachte Jhro Hochgräff^eExellenz, in ansehung des allgemeinen bestands sowohl, als denen Unterthanen dardurch zuwachsenden nutzen, ihnen Herren beständeren ihren Erben und nachkommen, unter aufsicht verordnender, jedoch in hochgedacht Seiner Exel-

lenz pflichten mit stehender bergwerck- oder Gruben Directoren und Steigern, aller orthen in der Herrschaft Geroldseck, und besonders im Sunzweyrer bann, mit hienachgesetzten bedingnußen, eisen-ertz Schürfen, Graben, Fördern, und solches an orth und enden, wo es beliebig, abführen zu dürfen, von nun an auf zwanzig Jahr, jedoch dass

2^{do}.

Jhnen in dem Sunzweyrer bann, mit einigem Holz, von Herrschafts wegen nicht müsse anhanden gegangen werden, sondern die Herren beständere, vür das nöthige bau- und Grubenholz, lendig und allein zu sorgen, und solches beyzuschaffen hätten, was aber

3^{tio}.

In den übrigen orthen der Herrschaft Hohengeroldseck ahn Holz zu denen Stollen und Schächten wird erfordert werden, einsolches versprechen Jhro Hochgrä^{te} Exellenz, nach noht durft, und soviel ohne nachtheil deren Waldungen geschehen kann, jedoch auch jedesmalige vorläuffige anzeig bey dem Ober-amt, und desßen befehl, durch die Förstere anweisen, und gegen billige bezahlung, verabfolgen zu lasßen, damit die Herren beständer ahn aufthuung und dem behörigen fortgang der wercker, nicht hinderet seyn mögen; jnmaßen dann

4^{to}.

Dieselben sich hiermit verbinden, von dato des rativicirten Contracts, auf denen dahiesigen eisen ertzen /: wie bereits zu Sunzweyr der anfang gemacht worden :/ mit genugsamen bergleuthen, die arbeit vornehmen, und ohn unterbrochen, Getreulich und ohne Geführde, nach bergwerks arth und ordnung, fleisig continuiren zu lasßen; wiedrigenfalls Gnädige Herrschaft diesen Contract zu Cahsiren und aufzuheben befügt seyn solle; es wäre dann sach, dass die Herren beständere durch Kriegsgefahr, Hungersnoth und Pest, an der arbeit verhindert würden.

5^{to}.

Sollen die Herren beständere gehalten seyn, lauter Röm. kath^e bergleuthe und steigere in arbeit zu stellen, maßen denen andere Glaubens verwandten einig Exercitium Religionis in der Herrschaft nicht gestattet werden kann; und wie

6^{to}.

Jhro Hochgrä^{te} Exellenz auf das beste ihrer unterthanen Hauptsächlichen sehen; so sollen die Herren Gewerckere dieselbe mit ihren führen und

Handarbeit in-und bey denen führen, auch sonst, vor andere, um denselbigen lohn, wie fremde führen und arbeiten wollen, gebrauchen, und einen billigen verdienst genisßen lasßen; und diese bedingnus, ratione Sunzweyer, dahin zu verstehen: dass zwischen den Hochfürst: baadisch- und Hochgräf: leyischen unterthanen daselbsten, kein unterschied zu machen seye, sondern beede theile zugleich den vorzug vor fremden gändiren; dagegen aber auch

7^{mo}.

Zum vorthail deren Gewercken und bergleuthen eigenwillig worden: dass dieselbe von dem einführenden bau- oder Grubenholz, nothdurften und victualien, so sich zu Sunzweyer oder dahier nicht bekommen könnten, kein zoll schuldig seyn, sondern allerdings frey gelasßen werden; dahier in der Herrschaft aber die nöthige früchten, um den lauffenden lahrer Marktpreiß und baaren bezahlung, aus der Herrschaftⁿ Rentmeisterey zu nehmen verbunden seyn sollen. Es wird auch

8^{vo}.

Weder denen Herren beständeren, noch denen Jnspectoren und bergleuthen, einige jagd und fischerey gestattet, sondern selbigen sollen diese regalia, wie allen anderen unterthanen, unter schwehrer Straf untersagt seyn; und da

9^{no}.

Gnädiger Herrschaft zu Sunzweyer das halbe, dahier aber das ganze Ohmgeld gebühret; so solle denselben ebenfalls nicht erlaubt seyn, einigen Wein und brandweinschank, bierbrauerey, wirtschaft, Salz debit, oder sonstige kummerschaft zu haben und zu treiben; und sollen dieselbe auch nicht befügt seyn, außßer der Herrschaft quartier zu nemmen, und in fremden wirtshäußeren, zum nachtheil des Ohmgelds und denen hießigen wirthen entziehenden zehrkösten, ihr Geld zu verzehren; wann aber einer oder mehrere, auf der Herrschaft oder unterthanen – Grund, Hütten oder Baraquen setzen oder zu bauen genöthiget wären, so solle mit denen eigenthümeren, es, wegen des Preißes für den Platz, billigmäßig verglichen werden; wofern aber

10^{mo}.

Etwa bergleuthe sich in dem Geroldseckischen Häußlich niederlasßen, und darselbsten Güther erwerben, oder auch nur wasßer und weyd genüsßen wollten /: denen doch keines von beyden ohne ausdrücklichen Herrschaft^{en} Consens erlaubt seyn solle :/ so seyed dieselbe gleich andern unterthanen zu tractiren; solange aber

11^{mo}.

Die bergleuthe keine eigene Güther acquiriren, sich nicht Häußlichen setzen, oder Wasßer und Weyd genießen, so sollen dieselbe von allen auflagen, todfällen, abzug und anderen real und personal oneribus befreyet seyn.

12^{mo}.

Wenn zwischen denen Herren Gewerkeren, berg-knappen, und zur arbeit gehörigen Personen zwyspalt, frevel und streitigkeiten entstünden, so soll solches vor dem oberamt Geroldseck, gegen leydentliche Gebühr, mit zuziehung der berg-Directoris, Schichtmeisters, Inspectoris, oder deren steigeren, kürzlich, und nach einer beederseiths beliebenden bergordnung, ausgemacht, die übertrettere nach befindung mit Correction oder Geldtrafen angesehen, davon gdgr. Herrschaft die halbscheid, und die andere halbscheid zu behuf deren gebrechlich- oder kranken bergleuthen verwendet, die, die gegen das Herrschaft^e Camerale und Interehsse /: in welche sich niemand von der Gewerckschaft ohnehin mischen, oder denenselbigen einigen abbruch zu thun, unterfangen soll :/ verwürkte Excehsen aber, oder außßer dem bergwerck straffällige untaten und Criminalia, auch alle andere unter die ordinaire Jurisdiction und Policey gehörige Casus der gdgen Herrschaft allein vorbehalten worden; und gleich wie

13^{tio}.

Durch aufsuch- und förderung der ertzen, in denen zahmen Gütheren nothwendigerweiß schaden geschehen muß, verspricht man ahnseithen deren Herren Bergwerckeren, vorhero, und ehe man denen pohsehsoribus, es seyen adeliche Geistliche, Gemeinden, und privat-Persohnen, vergnüglichen Willen zu verschaffen, und mit ihnen besonders denen ersteren, in keinen procehs zu verfallen, oder selben anlaß zum Klagen zu geben. Allenfalls aber beyde theile sich des werkhs oder Schadloßhaltung halber nicht vergleichen könnten, so solle die sach durch Gerichtliche, oder den umständen nach billige oberamtliche tapirung entschieden werden.

14^{to}.

Solle die Gewerckschaft nicht befügt seyn, ertz zu waschen zu jenigen zeiten, wann das wasßer auf die matten gerichtet wird, jndenen denenselben hierdurch Schaden zugefügt wird. Wann man aber das wasßer von denen matten abkehret, so mag das ertz gewaschen werden; es muß aber das wasßer gleichwohlen nit auf die matten gelaßßen, sondern auf ihr der beständeren kösten, durch oder neben denenselben, mittels besonderer Gräben, hingeleitet werden, um vor allem schaden zu seyn; wann jedoch hier und da das wasßer, ohne abbruch der matten-wäsßerung und ohne auf die

matten zu kommen, zu haben wäre, so solle an einem jeden dergleichen orth das erz zu waschen jederzeit erlaubt seyn.

15^{to}.

Es sollen durch die Herren Gewerckere gehalten und daran seyn, so lang eine probable Hoffnung vorhandener eisen-ertzen da ist, die Stollen und Schachten nicht leichtsinnig zu verlasßen, sondern nach bergordnung alles genau und treulich zu durchsuchen, weßhalber dann auch

16^{to}.

Sich Jhro Hochgräfⁿ Excellenz vorbehalten, die bergwercke von zeit zu zeit nach gefallen visitiren zu lasßen, um zu sehen, ob nach bergwercks-ordnung und gebrauch Gebauet werde, widrigenfalls aber die renedur zu verordnen.

17^{mo}.

Wurde sich aber, in denen aufgethanen Schächten und Stollen, anders alß eisen-stein oder stueff und nierertz zeigen /: jnmaßen nur auf dieses gegenwärthiger accord zuverstehen ist :/ so behalten sich Jhro Hochgräf^e Excellenz bevor, mit denen Herren Gewerckeren darüber, der billigkeit nach, heparatim zu tractiren und desßelben Preyß zu regulieren, besonders wann, denen vorhandenen gespuren nach, bohn-ertz, entdeck und gefördert werden sollte.

18^{vo}.

Solle der berg-kübel, wie er dermahlen ist, in ehse verbleiben und nicht weither verstärket werden; weßends die Herren beständere sich verbinden, einen nach diesem beschütteten neuen berg-kübel anhero nacher daутtenstein in verwahr zu geben.

19^{no}.

Und letzten ist man allerseiths dahin einig worden; dass vor Hundert und Fünff kübel, sowohl ongewaschen als gewaschen erzt von vorgedachtem eisenerzt, und die ertheilende Herrschaft^e Concehsion, solches allein in der Herrschaft Hohengeroldseck und zugehörigem Sunzweyrer bann, auf obige etipulirte zwanzig Jahre Graben und befördern zu dürfen, auch der zoll und die freye ausfuhr, die Herren beständere zur recognition Fünff gulden rheinisch zur hießigen Rentmeisterey zahlen, die steigere das abgeführte quantum mit einer Liste derjenigen so solches abgeföhret, monatlich unterm Eyd anzeigen, von der Gewerckschaft aber quataliter richtigkeit gepflogen, auch sonsten aller unterschleiff vermieden, mithin alles treulichen und Ehrlichen beobachtet werden solle.

In den vorliegenden Unterlagen aus dem Leyenschen Archiv sind in den folgenden nahezu neun Jahren keine weiteren Aufzeichnungen vorhanden. Erst für den Mai 1763 liegen wieder Schriftwechsel vor.

Am 6. Mai wurde das Eisenbergwerk bei Zunsweier von Johann Bernardt Meyer, Bergmeister zu Wittichen, und Lorenz Thümen, Kunstmeister aus Sulz am Neckar, befahren. Das Bergwerk war die zurückliegenden 18 Monate in Betrieb. Wegen des geordneten Abbaus, der eingerichteten Wasserkunst und dem Pumpwerk konnte zuvor ein großes Quantum Erz gefördert werden. Nunmehr hatte man aber zum Betrieb der Wasserkunst nicht mehr genügend Aufschlagswasser. Es wurde deshalb überlegt, „... dem werck mit einer roßkunst unter die arme zu greifen, dadurch als dann die viele Pummppknechte abgeschafft – und das werck erleichteret werden könnte“.¹³

Neue Versuchsarbeiten sollten auch außerhalb der Grube auf weitere Erze vorgenommen werden. Damit sollte Vorsorge für den Fall getroffen werden, dass entgegen der Vermutung die anstehenden Erze nachlassen würden.

Eine weitere Besichtigung der Grube durch die beiden Bergoffiziere im Beisein des Rittmeisters erfolgte am 16. Mai.

Gewisse Missbilligkeiten ergaben sich wegen der Bewässerung der Felder mit der Gemeinde Zunsweier. Ohne die Verwendung der ohnehin geringen Tagwasser hätte man den Erzschatz versaufen und das Werk völlig eingehen lassen müssen. Durch den Bau einer Rosskunst wollte man dieses Problem für die Zukunft lösen. Auf der Halde lag ein großes Quantum von 40.000 Kübeln Erze. Daneben standen einige Baracken. Diese waren so eingerichtet, dass sie innerhalb einer Stunde von einem Ort zum anderen hätten transportiert werden können.

Am 7. Juli berichtet Schmelzer von den Bemühungen zur Beilegung der Differenzen zwischen dem Bergwerk und der Gemeinde Zunsweier. Die Zunsweierer Klagen bestanden aus insgesamt 19 Punkten. Dabei ging es beispielsweise um die Tierhaltung der Bergleute auf Gemeindeflächen, die Wegunterhaltung vom Eisenwerk bis zum Dorf oder das Entnehmen von Brennholz aus den Gemeindewaldungen. Hauptpunkt war allerdings die Bewässerung. Das aus dem Hagenbach herausfließende „Wässerlein“ war einfach zu gering, um sowohl für die Gewerkschaft als auch für die Untertanen auszureichen. Bei genauer Untersuchung war man zu dem Ergebnis gekommen, dass die Anbringung der Rosskunst dem Werk keine Erleichterung verschaffen könne. Die Kunst konnte zum einen nur zutage angebracht werden, zum anderen war die Grube dafür zu tief.

Zunsweier wollte eine jährliche Wässerungszeit von insgesamt 118 Tagen. An diesen Tagen müsse die Gewerkschaft mehrere Handpumpen betreiben. Die Kosten waren mit 9 Gulden pro Tag zu veranschlagen, so dass insgesamt 1.062 Gulden Zusatzkosten verursacht würden (für den Wasser-

mangel wollte die Gemeinde Zunsweier für die betroffenen Bürger 148 Gulden im Jahr). Außerdem sei es fraglich, ob mit den Handpumpen das Wasser eine so lange Zeit überhaupt abgehalten werden könne.

Wegen dem Schaden an den Wiesen müsse den Untertanen ein Ausgleich zugute kommen. Schmelzer wies darauf hin, dass aufgrund des Vertrages aus dem Jahr 1754, nach dem verbindlich gemacht wurde, dass die Grube auf Bergmanns Art und Manier zu bauen ist, wohl die Herrschaft für diesen Ausgleich aufzukommen habe.

Diese nimmt am 26. August zu allen Punkten regulierende Stellung. Die Sache bestehe im Wesentlichen aus 2 Punkten:

- Vergütung und Vermittlung in den Gemeindebeschwerden
- Beförderung des gesamten Bergwerkes

Die Gewerkschaft hat das Bergwerk allein und ohne Beteiligung der Landesherrschaft übernommen. So habe sie alle vorfallenden Reparationen und Ausgleichs selbst zu bestreiten. Der Gewerkschaft sei zwar gestattet, zu schürfen, zu graben und zu fördern. Hingegen sei diese nach der selbstredenden Billigkeit aber auch verpflichtet, allen daraus entstehenden Schaden zu vergüten. Hinsichtlich der Bewässerung müsse zunächst versucht werden, jeden Schaden von den Untertanen fernzuhalten. Falls dies nicht möglich sei, so müsse die Gewerkschaft nach unparteiischer Abschätzung eine Vergütung vornehmen.

Damit nicht unendliche Verdrießlichkeiten sich ergeben, findet es die Herrschaft für gut, wenn eine Rosskunst wenigstens für die Zeiten, zu denen die Matten unumgänglich gewässert werden müssen, eingerichtet würde.

Betont wird, dass der Herrschaft am Erhalt und der Beförderung des Bergwerkes ungemein viel liege. So wird auch daran erinnert, dass die Gewerkschaft ursprünglich auch in der Gegend des Schönbergs schürfen und graben lassen wollte. Dort sei alles viel weitläufiger und man sei dort auch dieser Verdrießlichkeiten enthoben.

Die Herrschaft erklärt sich bereit, für den Betrieb des Bergwerkes mit Rat und Tat zur Verfügung zu stehen. Sie sei auch bereit, einen Zimmermann von Blieskastel auf eigene Kosten zur Begutachtung und Beratung zu entsenden. Damit man sich aber noch bessere Gedanken machen könne, wird darum gebeten, dass eine Zeichnung über die Lage des Werkes und dessen innere und äußere Einrichtung angefertigt wird.

Im September 1763 wird der Bau eines neuen Gebäudes geplant. Zimmermeister Schmitt ist am 8. Oktober aus Blieskastel „glücklich und gesund“ angereist. Zusammen mit dem Rittmeister und Schmelzer ist in den folgenden Tagen eine Begehung und Besichtigung des Werkes vorgesehen.

Der Betrieb des Bergwerkes konnte in der Zwischenzeit mit sehr gutem Erfolg fortgeführt werden. Wegen stetem Regen war genügend Wasser vorhanden.

Am 21.10. berichtet Schmelzer der Herrschaft:

„Es hat sich nämblich zu gedachtem junio hervorgethan, dass der mächtige stock ertz, dere ewer Hochgräf: Exell: in anno 1762 selbst befahren, sich gegen alle vermuthung hinweg gehauen, undt einen weißen stein in der tife nach sich gelassen, worüber der H: rittmeister ott, dem herren berghaubtmann Kraffiel Consultirte, welcher angerathen, einen versuch in dem hangenden und liegenden, in der teufe, und unter dem Kunstschacht zu machen, umb zu sehen, ob sich dieser stock ertz nicht möchte verschoben haben, und daselbst wieder zu finden seye etc. hirzu hat sich der herr rittmeister ott, in betracht seiner bißher angewendeten vielen kösten, gantz willig erfunden, mit welchem versuch man dann auch 8 oder 9 wochen angehalten, endlich aber befunden, dass sich jhre dieser drey versuchen die ertz bis auf $1/2$ schuhe weg gehauen oder verlohren, mithin auf dem stock in die teife wegen der schmahlen ertzen, der wäßer lästigkeit, und zuhoffender geringer außbeuthen nicht mehr fortgesetzt werden könnte es müste sich dahero die gewerckschafft resolviren, die der enden noch anstehenden ertz von dem stock, auß der tiefe nachzuholen, umb nichts in der grube zu rüch zulassen, mit welcher qeration nun mehro fortgefahren, und ein sehr großes qwuantum ertz noch monatlichen gefördert- und auf die hall gebracht wird, diese arbeith mag wohl noch einige jahr mit gleicher außsicht anhalten, jnzwischen hat die gewerckschafft andere schürfe gethan, und ist dabey so glücklich gewesen frische ertze anzutreffen, besonders aber in dem litzelbach, unter dem dorf suntzweyer und auch im Bellenberg gelegen, woselbst die grose hoffnung zu einem ordentlichen und anhaltenden gang vorhanden sein solle, die wasser auch daselbst gar leicht abzuführen seyen, ob mann nun nicht hoffet, eyßen-ertze zu suntzweyer so leichich außgehen würden, so hat und mann dennoch den förder- und kunstschacht, wie dann auch den tiefen stollen bis auf das letzte offen lassen, umb, wann sich etwa bey der außbeuung und dem vorgeworfenen weißen stein /: der noch zur zeit nicht probirt worden, und mann also dieser noch nicht weiß hie und da was neues erfinden sollte, das werck im hakenbach gleich wohlen nicht darnieder liegen bleibe, und die summe wasch ertz durch sothane kunst desto kömlicher gewaschen werden könnte, sollten sich aber bei diesen unterthänig angezeigten umbständen was näheres, woran ich jedoch zweifle, weder die eißnen ertze so wohl alß die stein kohle, im bellenberg bißhero keine ordentliche gäng gezeigt, sondern nur stock wercker oder nester bederley gattungen zum vorschein gekommen seynd, eüseren, so werde ich unterthänigst gehorsambst darüber einzuberichten ohnermanglen.“¹⁴

Im Weiteren berichtet Schmelzer über ein Grubenunglück, bei dem zwei Bergleute ums Leben kamen. Dieses ereignete sich im Eisenbergwerk auf der tiefen Strecke. Eine schwache Wand, durch die in der Mitte nicht bemerkte kleine Lettenklüfte durchgingen, riss sich unversehens los und erschlug zwei in Arbeit stehende Knappen:

- Mathis Conrad, verheiratet, geboren in Oberkirch
- Mathis Beitzger, 18 bis 19 Jahre alt, geboren in Tirol

Auch auf das Kohlwerk wird in diesem Schreiben eingegangen. Mit diesem sieht es noch nicht besser aus als vor zwei Jahren. Man habe schon öfter zwar Anlass zur Freude gehabt, jedoch hielt diese nie lange an. Der Gang werde beständig verfolgt. Zumindest den Knappenlohn wird man mit der Kohlenförderung bezahlen können. Zur Kosteneinsparung wird das Kohlwerk mit so wenig Leuten wie möglich betrieben.

Am 26.10.1763 informiert Schmeltzer, dass der „19-Punkte-Streit“ zwischen den badischen Zunsweirern (nur die Hälfte von Zunsweier war geroldseckisch) beigelegt ist: „... *anderst waren die baadische Suntzweyrer zu keiner raison zu bringen /: den gantzen Händel zu beederseithen vergnügen und in der besten eintracht außgemacht*“.¹⁵

Es wurden die Wässerungszeiten vereinbart, wie sie auch an anderen Orten üblich waren: Im Frühjahr drei Wochen und nach der Heuet 14 Tage. Für den Wässerungsschaden einigte man sich für zwei Jahre auf 100 Gulden, welche die Gewerkschaft zu bezahlen hatte. Neben einer Regelung in allen Punkten „... *wurde das Vergangene in Vergessenheit gestellt*“. Beide Teile wurden aber auch erinnert und ermahnt, von allen Unanständigkeiten sich künftighin zu enthalten.

Der Bergbau wurde in der Folge bis in das Jahr 1771 weiter betrieben. Am Freitag, den 5. Oktober diesen Jahres kam Buchhalter Meyer von Hausach zu Schmelzer und eröffnete diesem, dass der Bergbau zu Zunsweier im Bellenberg wegen zu hoher Kosten und Problemen mit der Wäscherei aufgegeben werden müsse. Der Kübel Eisenstein komme auf über 2 Gulden. Der Eisenstein sei sehr mager und außerdem mit einem weißen Sand vermischt, so dass es nur ein sehr schlechtes Eisen gebe. Meyer bat, Bergverständige abzuschicken, welche das Erz und die Grube besichtigen. Dadurch solle erkannt werden, dass es nicht an der Gewerkschaft und ihrem Fleiß liege, dass dieses Werk auf einmal in solches Stocken geraten sei.

Schmelzer schickte die beiden Steiger vom Weiler und Emmersbach nach Zunsweier. Diese berichteten am 15. Oktober, dass das Eisenwerk zwar ein Übermaß an Wasser habe, jedoch noch bauwürdig sei. Einerseits stünde in dem Stollen der Eisengang vier und andererseits fünf Schuhe an. Der Abbau sei nur sieben oder acht Lachter tief getrieben worden. Der Kübel könne für 45 Kreuzer gefördert und gut gereinigt werden. Auch habe man weiter oben am Berg einen Anbruch von Eisenerz in einer Tiefe von weniger als zwei Schuh angetroffen. Wasserprobleme würde es vermutlich dort nicht geben. Auf der Halde liegen etwa 2.200 Kübel wohlgeputztes Eisenerz. Das noch nicht gesäuberte komme noch hinzu. Der Buchhalter habe dem Steiger und seinen Leuten den Befehl gegeben, die Arbeit inner-

halb von fünf oder sechs Tagen aufzugeben und die Pumpe herauszureißen. Die beiden Experten kamen zu dem Ergebnis, dass etwas anderes als die vorhandenen Erze die Hausacher Gewerkschaft zum Entschluss der Aufgabe des Bergwerks gebracht haben müsse.

Schmelzer gab daraufhin dem Steiger im Bellenwald den Befehl, nicht nur die Pumpe unverletzt stehenzulassen, sondern auch an den Baracken und übrigen Gebäuden nichts zu verändern oder zu verwüsten. Dies fand die nachdrückliche Zustimmung der Herrschaft. Diese gab vor, dass das Bergwerk nochmals durch fremde und unparteiische Bergwerkssachverständige erneut besichtigt und untersucht werde. Buchhalter Meyer sei dieser Vorgang zu eröffnen und ihm anzuweisen, dass nichts verändert werden dürfe. Möglichst solle man sich mit der Hausacher Gewerkschaft im Vorfeld auf die Festlegung der Sachverständigen einigen.

Der unparteiische, wirkliche Befund wird am 9.12.1771 von Johann Andreas Liebman, Obersteiger im Hauserbach und Martin Laschko, Hauer im Hauserbach vorgelegt:

1. Der Schacht hat vom Tag bis in die Tiefe eine Länge von 14 Metern. Er ist schlecht verwahrt, habe einen starken Druck und so sei viel Holz erforderlich. Obwohl ein Stempel an dem anderen liege, sei man sich darin des Lebens nicht sicher.
2. Die Erze sind kupferhaltig und nicht gut zum Eisen zu gebrauchen.
3. In der Tiefe steht zwar noch etwas Erz an. Dieses ist aber sehr unrein. Wegen der hohen Wasserkosten ist es nicht möglich, diese Tiefe weiterhin zu betreiben.
4. In den Stößen wurde kein Erz angetroffen. In der Tiefe stand noch etwa 3 Schuh mächtiges Erz, das jedoch mit Quarz und Gebirge durchsetzt war.
5. Im hinteren Stoß ist der Gang noch etwas mächtiger. Wegen dem vielen Holz sei es sehr gefährlich. Auch die Wasser setzen in diesem Stoß mehr zu.

Aufgrund dieser Ausführungen empfiehlt Schmelzer der Herrschaft, die Gewerkschaft von den noch verbleibenden Bestandsjahren zu entledigen. Seine Begründung ist:

1. Es kann nicht zugemutet werden, mit solchen übergroßen Kosten die Grube fortzubauen.
2. Es bestehe keine Hoffnung, besseren Eisenstein zu finden.
3. Es könnten kaum andere Bestände gefunden werden, die das Eisenwerk mit so großem Verlust betreiben.
4. Im Übrigen sei zu gestatten, dass die Gewerkschaft das nicht mehr nützliche und kostspielige Wasserpumpen aufgibt und das gewonnene, auf Halde liegende Erz abführen lassen darf.

Am 1.7.1772 berichtet Schmelzer, dass die Gewerkschaft das Eisenerz endlich abgeführt hat. Die Gesellschaft, vertreten durch Bergwerksdirektor Junker von Bayer, bittet darum, die Baracken abrechnen und das Gezeug verkaufen zu dürfen. Schmelzer willigt ein, dass das Gezähe und die Baracken durch den Vogt in Zunsweier und den Kohlsteiger Baumgärtel übernommen werden.

Anmerkungen

- 1 Bliedtner, Michael und Martin, Manfred: Erz- und Minerallagerstätten des Mittleren Schwarzwaldes, Freiburg 1986, 178 f.
- 2 Beiträge zur Statistik der Inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden; Karlsruhe, 25, 1867, 54.
- 3 Kirchheimer, Franz: Bericht über das Vorkommen von Uran in Baden-Württemberg; in: Abhandlungen des Geologischen Landesamtes in Baden-Württemberg, 2, 1957, 59.
- 4 Walenta, Kurt: Neue Mineralfunde aus der Grube Michael im Weiler bei Lahr (Schwarzwald); in: Der Aufschluss, 32, 333; und Derselbe: Die Mineralien des Schwarzwaldes und ihre Fundstellen, München 1992.
- 5 Bliedtner, Michael: a.a.O., 178.
- 6 Generallandesarchiv (GLA) 111P/A145.
- 7 Vgl. auch die Ausführungen zu Emmersbach in: Hahn, Franz und Schneider, Walter: Bergbauliche Aufzeichnungen des unteren Kinzigtales, Band 4, Oberwolfach 2004, 83–102.
- 8 GLA 111P/A193.
- 9 Ebenda.
- 10 Im folgenden GLA 111P/A192.
- 11 Im folgenden GLA 111P/A145.
- 12 Ebenda.
- 13 Ebenda.
- 14 Ebenda.
- 10 Ebenda.

Literaturverzeichnis

- Beiträge zur Statistik der Inneren Verwaltung des Großherzogtums Baden, Karlsruhe, 25, 1867.
- Bliedtner, Michael und Martin, Manfred: Erz- und Minerallagerstätten des Mittleren Schwarzwaldes, Freiburg 1986.
- Fascikel aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA): 111P/A145; 111P/A192; 111P/A193.
- Hahn, Franz: Die Flussspatgrube des Chemikers C. Goldbach im Ettengraben bei Zunsweier; in: Erzgräber 2, 1991, 33–40.
- Hahn, Franz: Einführende Betrachtungen zur Entwicklung des Maßsystems bis zum Erlass der deutschen Maß- und Gewichtsordnung im Jahr 1868; in: Erzgräber 2, 1991, 53–58.
- Hahn, Franz: Der Überfall im Jahr 1763 auf eine Gewerkschaft im Bellenwald bei Zunsweier; in: Erzgräber 2, 1993, 50 f.
- Hahn, Franz/Schneider, Walter: Bergbauliche Aufzeichnungen des unteren Kinzigtales, Band 1: Zell am Harmersbach, Oberwolfach 2002.

- Hahn, Franz/Schneider, Walter: Bergbauliche Aufzeichnungen des unteren Kinzigtales, Band 2: Nordrach-Schottenhöfen, Zell-Unterharmersbach, Oberwolfach 2002.
- Hahn, Franz/Schneider, Walter: Bergbauliche Aufzeichnungen des unteren Kinzigtales, Band 3: Nordrach, Zell-Oberentersbach: Oberwolfach 2003.
- Hahn, Franz/Schneider, Walter: Bergbauliche Aufzeichnungen des unteren Kinzigtales, Band 4: Oberharmersbach; Biberach mit Prinzbach, Erzbach, Emmersbach; Oberwolfach 2004.
- Hahn, Franz/Schneider, Walter: Bergbauliche Aufzeichnungen des unteren Kinzigtales; in: European Geological and Mineralogical Association (EGMA – NEWS), Jahrgang 2004, Heft 1, 27–3.3
- Hahn, Franz/Schneider, Walter: Überblick zu den bergbaulichen Aufzeichnungen des unteren Kinzigtales; in: Die Ortenau, 85, 2005, 515–524.
- Hahn, Franz/Schneider, Walter: Die Gruben Silbereckle und St. Ludwig im Kaltenbronnen: Aus den geroldseckischen Akten von der Leyen; in: Der Erzgräber 1/20, 2006, 18–26.
- Hahn, Franz/Schneider, Walter: Das Schmelzwerk im Gereut: Aus den geroldseckischen Akten von der Leyen; in: Der Erzgräber 2/2006 (in Vorbereitung).
- Kirchheimer, Franz: Bericht über das Vorkommen von Uran in Baden-Württemberg; in: Abhandlungen des Geologischen Landesamtes in Baden Württemberg, 2, 1957.
- Steen, Helge: Geschichte des modernen Bergbaus von 1890 bis zum Jahr 2000, Norderstedt 2004.
- Walenta, Kurt: Neue Mineralfunde aus der Grube Michael im Weiler bei Lahr (Schwarzwald); in: Der Aufschluss, 32, Heft 9, 1981.
- Walenta, Kurt: Die Mineralien des Schwarzwaldes und ihre Fundstellen; München 1992.

Fund eines Silberschatzes in Wolfach im Jahr 1998 mit Münzen des 16. und 17. Jahrhunderts

Rolf Pfefferle

Anlass der archäologischen Grabung

Beim Baustellenaushub für den neuen Kindergarten neben der katholischen Stadtkirche in Wolfach wurden am Sonntag, den 14. August 1994, die ersten römischen Scherben gefunden. In der Folgezeit danach und bei gezielten Suchgrabungen kamen mehr als 70 Gefäßscherben römischer Herkunft im Bereich des Baugebietes zu Tage, die von Herrn Oberkonservator Prof. Dr. Fingerlin, Leiter der damaligen Außenstelle „Archäologische Denkmalpflege“ in Freiburg, als einwandfrei römisch bestimmt wurden. Im Gebiet um die katholische Kirche und eventuell im Bereich der Vorstadt von Wolfach kann man deshalb eine römische oder römisch-keltische Siedlung vermuten, deren Fundamentreste beim Bau des Kindergartens nicht gefunden wurden.

Auf der Suche nach solchen Gebäuden, bei denen nur noch die Grundmauern zu erwarten sind, wurden Sondierungsmaßnahmen mit Probegrabungen auf unbebauten Grundstücken vorgenommen, jedoch ohne Erfolg. Es lag daher nahe, nach Abriss von Gebäuden im Rahmen der Vorstadtsanierung Suchgrabungen vorzunehmen, um ältere Besiedlungen feststellen zu können.

Nach Abriss von vier Wohnhäusern untersuchte die Fachgruppe Stadtarchäologie im Historischen Verein der Ortsgruppe Wolfach/Oberwolfach e.V. mit finanzieller Unterstützung der Stadt Wolfach das freigewordene Gelände. Mit dem Bagger wurden im Mai 1998 drei Suchgräben angelegt. Die Gebäude waren nicht unterkellert gewesen. Dabei zeigten sich drei Besiedlungsebenen. Auf der ersten und ältesten Ebene wurde nach einem Stadtbrand auf dem Brandschutt von etwa 60 cm Höhe die zweite Bodenebene eingebaut. Diese erste Feuersbrunst lässt sich zeitlich nicht lokalisieren, da sie vor der frühesten Brandaufzeichnung von 1485 gelegen haben muss. Eine zweite Brandkatastrophe legte das gleiche Viertel 1762 in Schutt und Asche. Wieder wurde auf dem Brandschutt die nächste und letzte Wohnebene aufgebaut. Eine Schnittstelle im Sondierungsgraben war besonders interessant, weil hier die zwei Brandschichten sowie die zwei ältesten Bodenlagen gut zu erkennen waren. Beim Abtragen des Bodens der Brandschichten, um eventuell datierbares Fundmaterial zu finden, kam in der Schutt- und Brandschicht über dem untersten Bodenniveau eine kleine

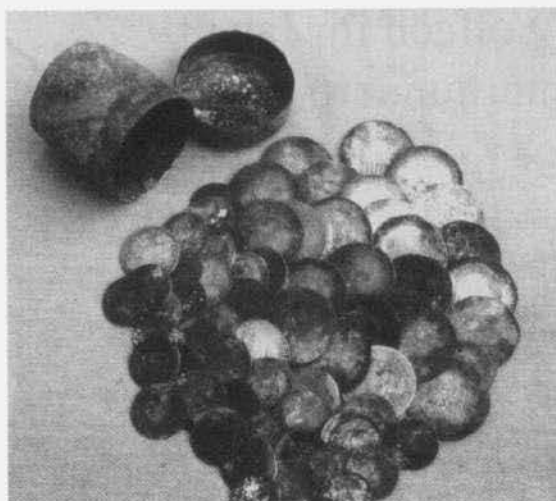


Bild 1
1. Münzfund mit Kupferdose.
69 Silbermünzen in ungereinigtem Zustand.



Bild 2
2. Münzfund mit 103 Silbermünzen in der
Fundsituation und die Kupferdose des
ersten Münzfundes.

Kupferdose zum Vorschein. Sie ließ sich relativ leicht öffnen und war zum Teil mit Wasser, aber dichtgedrängt mit Silbermünzen gefüllt.

In der ersten Begeisterung über den Fund wurden die Münzen aus der Dose ausgeräumt. Mehrere Versuche, die Münzen für eine fotografische Aufnahme wieder in den Fundzustand einzuordnen, erwiesen sich als nicht mehr durchführbar. Der ehemalige Eigentümer der Silbermünzen hatte offensichtlich mit viel Geduld diese in eine optimale Dichte gedrängt, so dass der Verdacht aufkam, dass restliche Münzen in einem weiteren Behälter vergraben wurden.

Wenige Tage später wurde die Fundstelle mit Erfolg nochmals untersucht. Nach Weitergraben in Richtung Vorstadtstraße kam nach etwa 20 cm in der gleichen Fundschicht diesmal ein aus Eisenblech bestehendes viereckiges Behältnis zum Vorschein, ebenfalls mit Silbermünzen und teils mit Wasser gefüllt. Das zweite Behältnis stellte sich als eine rechteckige Sparbüchse heraus.

Herkunftsländer und Anzahl der Münzen

Die Auswertung des Fundes ergab, dass die Silbermünzen in folgenden Ländern geprägt wurden:

Frankreich	106 Münzen
Monaco	2 Münzen
Vereinigte (freie) Niederlande	15 Münzen
Spanische Niederlande	18 Münzen
Eidgenossenschaft Schweiz	5 Münzen

Kirchenstaat	2 Münzen
Spanisches Mailand	1 Münze
England	2 Münzen
Römisches Reich Deutscher Nation	21 Münzen

Datierung der Münzen

Die beiden Münzfunde wurden offensichtlich fast nebeneinander zeitgleich vergraben. Von großem Interesse war, den Zeitpunkt zu ermitteln, an dem der Silberschatz im Boden deponiert wurde. Im Bild Nr. 3 sind alle Münzen, die ein lesbares Prägungsjahr aufweisen, tabellarisch zusammengestellt und in einem Häufigkeitsdiagramm über den in Frage kommenden Zeitraum aufgetragen. Dabei sind noch ältere Geldstücke vorhanden, die ohne Angaben des Prägungsjahres, im Zeitabschnitt der Regierung des Münzherren eingeordnet werden können. Da die letzten beiden Silbermünzen das Prägungsjahr 1665 tragen, muss ein wahrscheinlich kriegerisches Ereignis nach 1665 den noch unbekanntem Besitzer veranlasst haben, das Versteckdepot anzulegen.

Anzahl der Münzen

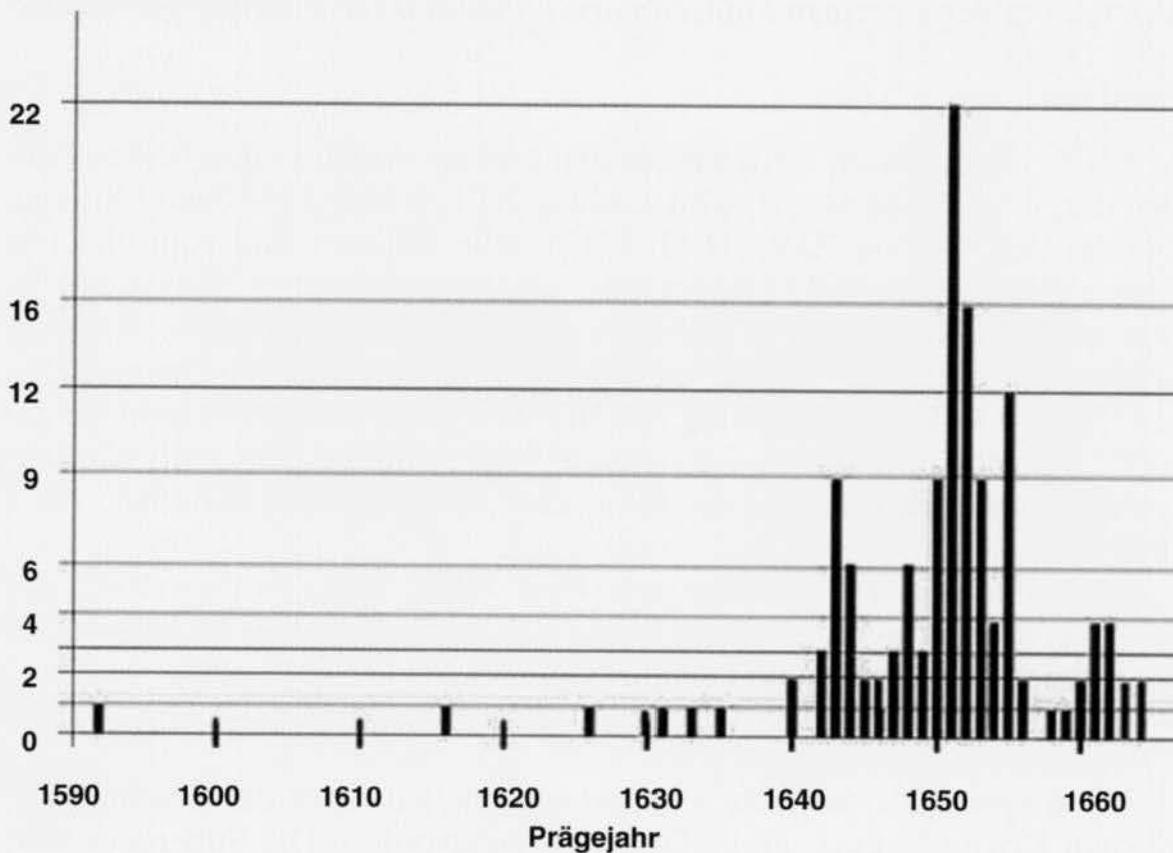


Bild 3

Mengenverteilung der Silbermünzen mit Angabe des Prägejahres. Die zwei jüngsten Münzen stammen aus dem Jahr 1665.

Im Westfälischen Frieden 1648 wurden die habsburgischen Besitzungen im Elsass an Frankreich abgetreten. Ab 1661 beginnt Frankreich zuerst gegen Lothringen, danach auch gegen das Elsass vorzudringen. 1672 wird von den Franzosen die Rheinbrücke bei Kehl in Brand gesteckt. 1673 besetzen französische Truppen Colmar, dann Schlettstadt, Oberehnheim, Rosheim, Münster, Hagenau, Weißenburg und Landau. Die Stadtmauern werden geschleift. 1677 erfolgt die überraschende Einnahme von Freiburg durch französische Truppen. Die Stadt Straßburg wurde im September 1681 mitten im Frieden durch die Truppen Ludwigs XIV. besetzt. Sehr wahrscheinlich wurde aufgrund dieser Ereignisse das Versteck angelegt.

Diese unsichere politische Lage kann den Besitzer des Münzschatzes veranlasst haben, seine Ersparnisse in seinem Hause zu vergraben. Danach hat vermutlich der plötzliche Tod des Hausherrn die Hebung des Schatzes und die Mitteilung des Versteckes an die Familie verhindert.

Die älteste Silbermünze des Hortfundes wurde in der Zeit von 1554 bis 1558 geprägt. Sie trägt das Bildnis der Maria Tudor und des späteren spanischen Königs Philipp II., die in diesen vier Jahren miteinander verheiratet waren.

Vorstellung der einzelnen Münzen nach Ländern ihrer Prägung geordnet

Frankreich

Mit 105 Silbermünzen stellen diese den größten Anteil in den beiden Funden dar, davon acht aus der Zeit Ludwig XIII. (1610–1643) und 98 Stück aus der Zeit Ludwig XIV. (1643–1715). Alle Münzen sind vom gleichen Typus, d.h. das Aversbild (Vorderseite) zeigt den König mit Namen und Titeln und das Reversbild (Rückseite) das gekrönte französische Wappenschild mit drei Lilien. Die Reversumschrift ist bei allen Münzen die Gleiche: SIT NOMEN DOMINI BENEDICTUM (der Name des Herrn sei gelobt). Danach kommt oben links das Prägejahr und die Umschrift wird unten durch das Prägezeichen der Münzstätte unterbrochen (siehe Bild Nr. 4 und 5).

Unter *Ludwig XIII.* wurden nur zwei Jahre lang, nämlich 1642 und 1643, Silbertaler geprägt. Diese haben Seltenheitswert und erzielen in der Regel auch einen sehr hohen Sammlerpreis.

Im Münzfund waren von Ludwig XIII. ein Écu, fünf Halb- und zwei Viertelécu.

Die lange Regierungszeit von *Ludwig XIV.* hat, auch durch seine zahlreichen Kriege bedingt, große Geldmengen erfordert. Die Silbertaler wurden in Frankreich Écu genannt. Die Aversbilder zeigen den jugendlichen König im Brustbild nach rechts blickend. Man unterscheidet die Münzen nach Bildern mit kurzer und langer Wangenlocke. Die Königsbüste trägt



Bild 4: Écu des Ludwig XIII.

Umschrift des Aversbildes: LVDVICVS XIII Dei Gratia FRanciae ET NAVarrae REX.

Das Reversbild zeigt das gekrönte Wappenschild mit drei Lilien. (Écu = Wappenschild) Rechts oben das Prägejahr 1642.

Unten: A = Münzstätte Paris.



Bild 5

Écu des Ludwig XIV. Das Aversbild zeigt den jugendlichen König mit langer Wangenlocke. Die Umschrift lautet: LVDovicus XIV Dei Gratia FRanciae ET NAVarrae REX.

Das Reversbild mit Prägejahr 1652 und Prägezeichen S für Münzstätte Troyes.

einen Lorbeerkranz im Haar und ist im Harnisch und Mantel dargestellt. Auf zahlreichen Münzen trägt Ludwig XIV. einen Kreuzorden, den „Saint-Ésprit-Orden“ am Band auf der Brust. Ludwig XIII. und XIV. waren auch Könige von Navarra in Spanien.

Im Münzfund waren von Ludwig XIV. 13 Écu, 82 Halb- und drei Viertelécu.



Bild 6

Umschrift des Aversbildes: HONORATIUS II DEI GRATIA PRINCEPS MONOECI

Die Reverse zeigt das gekrönte Rautenschild mit der Inschrift DEO IVVANTE, d. h. mit Gottes Hilfe. Die Umschrift lautet: DVX VALENTINENSIS PAIR FRANCIAE & COMES. 1653, d. h. Herzog des Valentinois, Pair von Frankreich und Graf.

Monaco

Monaco war seit 1641 französisches Protektorat und wurde 1793 durch Frankreich annektiert. Auf den beiden Silbertalern ist im Brustbild Herzog Honoratus II. (1604–1662) dargestellt. Er gehört zum Geschlecht der Grimaldi. Die Herrschaft der Grimaldi (ursprünglich aus Genua) regierte seit dem 13. Jahrhundert. 1731 stirbt die männliche Linie der Familie aus. Die eingeheiratete Familie Goyon-Matignon folgt in der Herrschaft mit dem Namen der Grimaldi.

Vereinigte Niederlande (Freie Niederlande)

Von den Niederlanden als eigenständigem Staat kann man seit dem Westfälischen Frieden im Jahr 1648 sprechen. Davor gehörten die lose miteinander verbundenen Provinzen Flandern, Brabant, Holland und andere für nahezu zwei Jahrhunderte zu den Erblanden der spanischen Habsburger-Monarchie. Im 17. Jahrhundert begann der Aufstieg der Niederlande zur großen europäischen Handelsmacht. Zahlreiche überseeische Gebiete gehörten zum Kolonialbesitz des kleinen Landes. Der Handel mit Edelmetallen, Gewürzen und Sklaven brachte den Niederlanden unermesslichen Reichtum.

Den Silbertaler nannte man hier Dukaton. Die in den verschiedenen Provinzen geprägten Münzen ähneln sich sehr. Die Prägestempel sind jedoch nicht gleich. Die Aversseite zeigt in der Regel einen stehenden Ritter mit geschultertem Schwert und vor seinen Beinen ein kleines Wappen-



Bild 7

Aversseite: Ritter und Prägedatum 1662 mit Umschrift *MONETA NOVA ARGENTA PROVINCIAE CONFOEDERATAE BELGIAE DUCATUS GELRIAE COMITATUS ZUTPHANIAE*

schild mit einem oder zwei gehenden Löwen. Hier wird auch die Provinz genannt, in der die Münze geprägt wurde. Die Reversseite bildet bei allen Münzen ein zentrales gekröntes Wappenschild mit aufrecht laufendem Löwen, der ein Schwert schwingt und ein Ährenbündel hält. Auch die Umschrift ist bei allen Münzen gleich: *CONCORDA RES PARVAE CRESCUNT*, d. h.: Durch Eintracht werden kleine Länder groß.

Die übersetzte Umschrift lautet: Neues Silbergeld der Provinz der Vereinigten Niederlande, Herzogtum Geldern, Grafschaft Zutphen.

Im Münzfund waren 15 ganze Taler, die als Dukaton oder Daalder bezeichnet wurden. Diese Münzen, mit in Städten und Provinzen ähnlichen Bildern, wurden in der Zeit von 1618 bis 1755 geprägt.

Spanische Niederlande

Die Spanischen Niederlande waren das Gebiet der heutigen Niederlande, Belgiens und Luxemburgs unter spanischer Herrschaft. Die sieben nördlichen Provinzen konstituierten sich 1579 durch die Utrechter Union als protestantische Republik.

Der Münzfund enthält Silbergeld aus der Zeit, als ganz Niederland spanisch war und als nur die südlichen Niederlande zu Spanien gehörten. Aus der früheren Zeitepoche handelt es sich ausschließlich um Prägebilder des spanischen Königs Philipp II. (1556–1598). Alle diese Münzen tragen kein Prägejahr. Auf der Aversseite ist die Büste Philipp II. mit wechselnder Blickrichtung und unterschiedlicher Darstellung abgebildet. Die Reversseiten sind weitgehend gleich mit dem gekröntem spanischen Wappenschild und der Umschrift *DOMINVS MIHI ADIVTOR*, d. h.: Herr mein Beschützer oder meine Zuversicht.



Bild 8

Vierteltaler mit Aversumschrift: *PHILippus II Dei Gratia HISPaniarum REX COMes FLANdriae*, d.h. Philipp II. von Gottes Gnaden König von Spanien, Graf von Flandern



Bild 9

Taler mit Aversbild: *Andreaskreuz mit Krone und Prägejahr 1635* sowie Umschrift: *PHILippus III Dei Gratia HISPaniarum ET INDIarum REX*. Das Reversbild zeigt den spanischen Wappenschild mit der Umschrift: *ARCHIDux AVSTriae DVX BVRGundiae LUXEMburgensis Z^C*

Im Münzfund waren zwei Halbtaler und fünf Vierteltaler.

Aus der nächsten Epoche, als nur die südlichen Niederlande zu Spanien gehörten, fanden sich Silbermünzen von Gouverneur Albert (1599–1621) mit Elisabeth, König Philipp III. (1598–1621) und König Philipp IV. (1621–1665) als so genannte Burgundische Reichstaler oder auch Kreuztaler genannt. Statt einer Personenbüste tragen alle Münzen ein burgundisches Kreuz (Andreaskreuz) mit Krone und das Prägejahr. Die drei Münzherren werden nur in der Umschrift genannt.

PHIL III D G HIS ET IND REX bedeutet Philipp IV. von Gottes Gnaden König von Spanien und Indien.

ARCHID AVST DVX BVRG LUXEM Z^C bedeutet Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Luxemburg usw.

Im Münzfund waren vier Taler, drei Halbtaler und vier Vierteltaler.



Bild 10

Silbertaler der Stadt St. Gallen. 162?

Die Aversseite zeigt einen Bären, das Wappentier der Stadt St. Gallen und die Umschrift SOLI DEO OPTIMUS MAXIMUS LAVS ET GLORIA; die Reversseite einen doppelköpfigen Adler. Beide Seiten haben starke Abnutzungsspuren.

Schweizer Eidgenossenschaft

Im Mittelalter wurde das Gebiet der Schweiz mit der Einverleibung Burgunds (1032) Teil des Heiligen Römischen Reiches. Wie im übrigen Deutschland auch hatten die Städte Bern und Zürich den Status einer Freien Reichsstadt erhalten. Diese relative Unabhängigkeit schien in Gefahr, als das Haus Habsburg begann, in seinen Gebieten zur Wahrung seiner Einkünfte und Rechte, auswärtige Verwalter, „Vögte“, einzusetzen, ohne auf lokale Gegebenheiten Rücksicht zu nehmen. Vertreter der drei Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden schlossen ein Bündnis, das „so Gott will, auf ewig Bestand haben soll“. In der Folgezeit erweiterte sich die Eidgenossenschaft mit Luzern (1332), Bern (1351), Glarus und Zug (1352) sowie Bern (1353). Nach dem Krieg 1499 gegen Kaiser Maximilian I. von Österreich erlangte die Eidgenossenschaft ihre Unabhängigkeit vom Römischen Reich.

Im Münzfund sind insgesamt fünf Münzen der Schweizer Eidgenossenschaft vorhanden: Jeweils ein ganzer Taler der Städte St. Gallen, Zürich und Basel sowie zwei halbe Taler der Stadt Basel.

Der Silbertaler von Sankt Gallen trägt die Reversumschrift: *MONETA NOVA SAN GALLENSIS 162?*, d. h.: Neues Geld der Stadt Sankt Gallen 162?

Der Silbertaler von Zürich trägt die Aversumschrift: *MONETA NOVA REIPUBLICAE TIGVRI*, d. h.: Neues Geld der Stadt Zürich.

Die Münzen von Basel tragen die Aversumschrift: *MONETA NOVA VRBIS BASILENSIS*, d. h.: Neues Geld der Stadt Basel.



Bild 11
 Silbertaler der Stadt Zürich. 1646
 Die Aversseite zeigt zwei Löwen, die spiegelbildlich ein Wappen halten; die Inschrift der Reversseite lautet *DOMINE CONSERVA NOS IN PACE 1646*, d. h.: Herr bewahre uns den Frieden.



Bild 12
 Silbertaler der Stadt Basel 1640
 Die Aversseite zeigt als Wappen der Stadt den Bischofsstab mit dem Prägejahr 1640; die Reversseite einen Adler. Der Umschrifttext ist gleich wie beim Züricher Taler. Die beiden Halbtaler haben die gleichen Prägebilder.

Kirchenstaat

Das weltlich-politische Herrschaftsgebiet des Papstes ist im Jahr 756 durch die Pipinische Schenkung aus den Ländereien des Bischofs von Rom (Patrimonium Petri) entstanden. Seit dem 15. Jh. gehört neben dem Umland von Rom die Bereiche Parma, Modena, Bologna, Ferrara, Romagna und Perugia dazu.

Die beiden Silbermünzen, so genannte Bianco (Weißstücke), des Kirchenstaates wurden in Bologna geprägt. Sie sind auf Grund ihrer langen Umlaufzeit so stark abgenutzt, dass hier keine Abbildung möglich ist. Nach Angaben des Leiters des Münzkabinetts vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Dr. Martin, sind diese beiden Münzen entweder Papst Pius IV. (1559–1565) oder Papst Pius V. (1566–1572) als Prägeherr zuzuordnen. Die Münzgröße entspricht etwa einem Vierteltaler.

Die Aversseite zeigte die nach rechts blickende Papstbüste mit der nicht mehr lesbaren Umschrift Pius III. oder V. PONTIFEX MAXIMUS. Das Reversbild ist nicht erkennbar; die Umschrift lautete BONONIA MATER STVTORUM, das bedeutet Bologna, die Mutter des Studierens.

Mailand

Taler Philipp IV. (1621–1665)

Unter Kaiser Karl V. marschierten 1522 die Kaisertruppen in Mailand ein. Bis zum Spanischen Erbfolgekrieg (1714) gehörte Mailand zu Spanien.



Bild 13

Aversumschrift: PHILIPPUS IIII REX HISPANIARVM 1657, d. h.: Philipp IV. König von Spanien 1657. Reversumschrift: MEDIOLANI DVX ET C, d. h.: Fürst von Mailand usw.

England

Maria (Tudor) und Philipp von Spanien

König Heinrich VIII. von England, Regierungszeit 1509–1547, hinterließ einen männlichen Erben, der sehr jung verstarb. So wurde seine erste Tochter Maria, genannt „Bloody Mary“, aus erster Ehe, die erste englische Königin. Ihre Regierungszeit dauerte nur von 1554 bis 1558. Sie war in

diesen vier Jahren mit dem spanischen Prinzen Philipp, dem späteren König Philipp II. von Spanien verheiratet. Die Hochzeit war eine Ferntrauung, und Philipp verbrachte während der gemeinsamen Herrschaft nur wenige Monate in England.

Aus dieser Zeit war im Münzfund ein stark abgenutzter Silberschilling, etwa ein Vierteltaler, vorhanden.



Bild 14 a–d

Links Münze aus dem Fund. Rechts Münzbild nach Reinfeld, Fred: Münzkatalog von der Antike bis zur Gegenwart. Druck u. Verlagsanstalt Welsermühl, Wels 1974

Die Aversseite zeigt nur schemenhaft Prinz Philipp und Königin Maria im Brustbild unter einer Krone, sich gegenseitig anschauend. Die Umschrift lautete *PHILIPP ET MARIA Dei Gratia Reges ANGLIAE FRANCIAE NEAPOLIS PRINCIPES HISPANIANARUM*, d. h.: Philipp und Maria von Gottes Gnaden Könige von England, Frankreich, Neapel, Fürsten von Spanien.

Die Reversseite zeigt das gekrönte Wappen von England mit der Umschrift *POSVIMVS DEVM ADVTORVM NOSTRVM*, d. h.: Wir haben Gott zu unserem Beistand gemacht.

Elisabeth I. (Tudor)

Nach dem frühen Tod von Maria aus dem Hause Tudor wurde Elisabeth I. (1558–1603) Königin von England. Aus ihrer Regierungszeit fand sich ebenfalls ein Silberschilling im Schatzfund. Dieser Schilling des Königreiches England ist auf beiden Seiten stark abgenutzt und lässt keine Details erkennen. Die Reversseite zeigt das Wappen von England mit analoger Umschrift, wie die von den Königen Philipp und Maria.

Die schlecht erhaltene Umschrift der Aversseite lautete: *ELISABETH Dei Gratia ANGLIAE FRANCIAE HIBERNIAE REGINA*, d. h.: Elisabeth von Gottes Gnaden Königin von England, Frankreich (und) Irland.

Römisches Reich Deutscher Nation

Aus dem Deutschen Reich liegen bis auf eine Münze aus Wolau nur Prägungen aus Münzstätten am Oberrhein vor:

Breisach	(1)	Prägung einer Notklippe
Hagenau	(2)	beide Münzen zeigen Kaiser Leopold I.
Hanau	(1)	Graf Friedrich Casimir von Hanau
Wohlau	(1)	Herzog Christian von Liegnitz, Brieg und Wohlau
Metz	(1)	Prägung der Stadt Metz
Pfalz	(1)	Pfalzgraf Maximilian I.
Straßburg	(14)	Prägungen der Stadt Straßburg, davon eine Notklippe

Breisacher Notklippe 1633

Die oben dargestellte Klippe ist laut Prägung ein 48-Kreuzerstück oder auch Zwölfbätzer genannt.

Im Herbst 1632 eroberten und brandschatzten die Schweden das Elsass. Die Regierung von Ensisheim flüchtete zunächst nach Belfort und später nach Breisach. Bei der folgenden Belagerung von Breisach wurde der Mangel an Lebensmitteln und Geld zur Besoldung der kaiserlichen Soldaten immer bedrohlicher. Der kaiserliche Kommandant ließ bei der Bürgerschaft alle Gold- und Silbersachen einsammeln, um daraus Notgeld, so genannte Klippen, für die Truppenbesoldung zu prägen.



Bild 15

Avers: 1633, Wappen von Österreich, Oberelsass und Breisach.

Revers: MOneta NOva VASTatae ALSatiaae BRIDSIACAE INDEX,

d. h.: Neues Geld des verwüsteten Elsass und Breisach, Wertangabe.

Silberne Zwölfkreuzer aus Hagenau, Hanau und Wohlau

Die Aversumschrift lautet: *LEOPOLDus I Dei Gratia ROMANorum IMPe-raror SEMPer AUGustus (XII)*, d. h.: Leopold I. von Gottes Gnaden Römischer Kaiser, immerdar Herrscher (12 Kreuzer.)

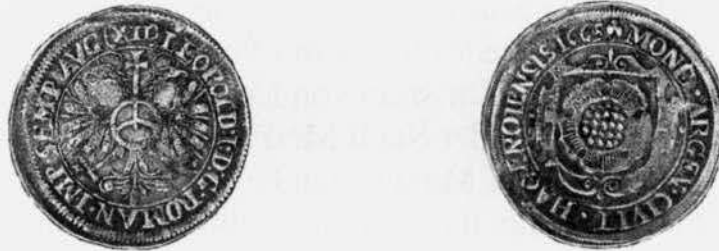


Bild 16

Avers: *Doppelköpfiger Adler mit Kreuzwappen auf der Brust.*
 Revers: *Wappen der freien Reichsstadt Hagenau (Oberelsass)*

Die Reversumschrift lautet: *MONETA ARGENTIVA CIVITATIS HAGENOIENSIS 1665*, d. h.: Silbergeld der (Reichs-)Stadt Hagenau 1665.

Im Münzfund sind zwei dieser Zwölfkreuzer vorhanden.

Der Silberne Zwölfkreuzer aus Hanau ist im Aversbild gleich dem von Hagenau. Die Reversprägung zeigt das gekrönte Wappen des Grafen von Hanau-Lichtenberg mit der nur teilweise lesbaren Jahreszahl 166(?). Die Umschrift lautet: *FRIDERICUS CASIMIRUS COMES IN HANAU*, d. h.: Fridericus Casimirus (1641–1685) Graf von Hanau (-Lichtenberg).

Das Zwölfkreuzerstück von Wohlau (Niederschlesien) ist so stark abgenutzt, dass eine Abbildung hier nicht geeignet ist.

Die Aversseite zeigt einen einköpfigen Adler und die Umschrift *MONETA NOVA* (weitere Buchstaben nicht lesbar) 1664.

Die sehr stark abgenutzte Reversseite soll die Büste von Herzog Christian (1639–1672) zeigen mit der Umschrift: *Dei Gratia CHRISTIANUS DUX Silesiae Ligniciensis Bregensis & WOLAV*, d. h.: Von Gottes Gnaden Christian Herzog von Schlesien, Brieg und Wohlau.

Silbertaler der Stadt Metz

Die Reversumschrift lautet: *MONETA CIVITA METENSIS 1647*, d. h.: Geld der Stadt Metz 1647.



Bild 17

Die Aversseite zeigt das Brustbild des Sankt Stephan mit Heiligenkranz. Die Umschrift lautet: *PROTO MARTYR S STEPHANUS*, d. h.: Erster Märtyrer Sankt Stephan. Auf der Reversseite ist das Wappen der Stadt Metz dargestellt.

Silberner Halbbatzen aus der Pfalz (= 2 Kreuzer)

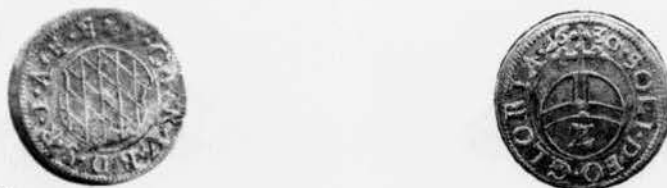


Bild 18

Diese zweitkleinste Silbermünze aus dem Fund machte in ihrer Zuordnung die größten Schwierigkeiten. Die stark abgenutzte Kleinmünze zeigte auf der Aversseite eine Auflistung von Buchstaben, die keinen Zusammenhang erkennen ließen. Durch reinen Zufall fand sich in einem Bestimmungsbuch für Münzumschriften eine Buchstabenreihe, die sich als identisch mit dieser Münze erwies: *M C P R V B D S R I A E E*. Damit war das Rätsel nach langem Suchen gelöst: *Maximilianus Comes Palatinus Rheni Vtriusque Bavariae Dux Sacri Romani Imperii Archidapifer Et Elektor*, d. h.: Maximilian (I. 1596–1651) Pfalzgraf am Rhein, Herzog beider Bayern, des Heiligen Römischen Reiches Erztruchsess und Kurfürst.

Die Reversseite zeigt das Bayrische Rautenwappen und die Umschrift *1630 SOLI DEO GLORIA*, d. h.: Allein Gott die Ehre.

Freie Reichsstadt Straßburg



Bild 19

Der Silbertaler zeigt auf der Aversseite das Lilienwappen der Stadt Straßburg und auf der Reversseite zwei stehende Löwen, die das Wappenschild der Stadt und darüber die Lilie halten.

Die Aversumschrift lautet: *GLORIA IN ALTISSIMIS DEO*, d. h.: Ehre sei dem allerhöchsten Gott und auf der Reversseite: *INSIGNA REIPUBLICAE ARGENTORATENSIS*, d. h.: Wappen der Stadt Straßburg.



Bild 20

Silberner Zwölfkreuzer oder Einvierteltaler. Im Münzfund fanden sich davon zehn gleiche Geldstücke. Auf der Aversseite befindet sich das Lilienwappen und auf der Reversseite nur das Wappenschild der Stadt ohne Löwen; über dem Wappen die Zahl XII, d. h.: 12 Kreuzer.

Aversumschrift: *GLORIA IN EXCELSIS DEO*

Reversumschrift: *MONETA NOVA REIPUBLICAE ARGENTINENSIS*, d. h.: Neues Geld der Stadt Straßburg



Bild 21

Silberner Zwölfkreuzer oder Einvierteltaler mit Lilienwappen auf der Aversseite und Kreuzwappen auf der Reversseite. Die Aversumschrift lautet: *GLORIA IN EXCELSIS DEO* und die der Reversseite: *(XII) ASSIS REIP ARGENT DVPLEX*.



Bild 22

Das kleinste Geldstück des Fundes ist ein silberner Einkreuzer. Auf der Avers- und Reversseite ist das Lilienwappen abgebildet. Die Aversumschrift lautet: *ARGENTINA* (Straßburg) und die der Reversseite: *DEO GRACIA* (Gott sei gedankt).

Alle Münzen der Stadt Straßburg tragen kein Prägedatum, außer der nachfolgenden Notklippe mit dem Prägejahr 1592.

Notklippe der Stadt Straßburg

Für ein hohes katholisches Kirchenamt bewarben sich 1592 der evangelische (!) Georg Markgraf von Brandenburg im Alter von 15 Jahren und der katholische Kardinal von Lothringen. Am Wahltag war die katholische Seite nicht erschienen und der Markgraf gewählt worden. Danach verwüstete der Kardinal von Lothringen mit Räuberhorden das Umfeld von Straßburg. Bischöfliche und Straßburger Bauern flohen in die Stadt Straßburg, so dass diese dicht mit Menschen überfüllt war. Die nur 8-monatige Kriegsdauer kostete die Stadt Straßburg etwa 3.000.000 Gulden. Straßburg musste dazu eine Armee von 12.000 Mann und 2.000 Pferde unterhalten. Diese Geldsumme ließ sich nicht mehr aus dem umlaufenden Geld aufbringen. Alles Silber der Bürger und der Kirche wurde eingezogen, um daraus Notklippen als Belagerungsgeld zu prägen.



Bild 23

Die Klippe ist nur einseitig geprägt. Es sind drei Wappen dargestellt, oben das Brandenburger Wappen, unten links das Wappen des Bistums Straßburg und unten rechts das Straßburger Stadtwappen. Das Prägejahr steht in der Mitte nach zwei Seiten aufgeteilt: 15–92. Unten steht die Wertangabe 80 für Kreuzer. Die Klippe hat das Talergewicht von 28,43 g.

Nachwort

An dieser Stelle sei allen gedankt, die die Voraussetzungen für den glücklichen Fund schufen. Allen voran Bürgermeister Moser der Stadt Wolfach, der sofort die Mittel bereitstellte, um die Erkundungsgrabungen durchführen zu können, danach Herrn Vetter, Leiter des Bauhofes der Stadt Wolfach, der für die reibungslose Durchführung der Grabungsvorbereitungen sorgte.

Die archäologische Grabung wurde im Einvernehmen und mit Beratung von Herrn Dr. Schmidt-Thomé vom ehemaligen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Leiter der Abteilung Archäologie des Mittelalters in der Außenstelle Freiburg, durchgeführt.

Letztendlich ist es Herrn Dr. Peter-Hugo Martin, Leiter des Münzkabinetts im Badischen Landesmuseum Karlsruhe, zu verdanken, dass auch die fast zur Unkenntlichkeit abgenutzten Silbermünzen nach Herkunftsland und Münzherren bestimmt werden konnten. Eigentümer des Münzfundes ist nach dem Gesetz das Land Baden-Württemberg. Die Münzen befinden sich zur weiteren Auswertung im Münzkabinetts des Badischen Landesmuseums Karlsruhe. Die an dem Fund beteiligten Hobbyarchäologen hoffen, dass die Silbermünzen einmal im Heimatmuseum Wolfach als Leihgabe des Landes zur Ausstellung gebracht werden können.

Literatur

- Kahnt, Helmut/Knorr, Bernd: Alte Maße Münzen und Gewichte. Mannheim: Meyer, 1986.
 Holtz, Walter: Abkürzungen auf Münzen, Deutung und Erläuterung. Braunschweig, München: Klinghardt und Biermann, 1972.
 Holtz, Walter: Lexikon der Münzabkürzungen. Braunschweig, München: Klinghardt und Biermann, 1974.
 Rentzmann, Wilhelm: Numismatisches Legenden-Lexicon des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin: R. Wegener, 1865 (Nachdruck Osnabrück: Biblio, 1969).
 Rentzmann, Wilhelm: Numismatisches Wappenlexikon. Osnabrück. Otto Zeller, 1967.
 Schlickeysen, F.W.A./Pallmann, R.: Erklärungen der Abkürzungen auf Münzen der neueren Zeit, des Mittelalters und des Altertums. Berlin: W. Spemann, 1896.

Der Gutacher oder Gutachtäler Haustyp und historische Bauernhäuser in Gutach

Heinz Nienhaus

Malerisch und weltbekannt

Unter den landschaftstypischen Schwarzwaldhäusern¹ bieten die historischen Bauernhäuser Gutachs mit ihrem meist zweigeschossigen Wohnteil, den Balkonen (Veranden oder Trippeln) unter dem weitausladenden Walm, der die Frontseite des Hauses kaum überdeckt, einen herausragend imponierenden Anblick. Insbesondere die Gutacher Malerprofessoren Hasemann und Liebich waren es, die diese Häuser durch ihre Bilder und Künstlerpostkarten schon um die vorletzte Jahrhundertwende in aller Welt bekannt machten. Nach dem Urteil vieler Touristen sind die altherwürdigen Bauernhäuser in und um Gutach die schmucksten unter den typischen Schwarzwaldhäusern. Das gilt insbesondere für die Sommerzeit, wenn die blumengeschmückten Balkone in Kombination mit dem „warmen“ braunen Holz ein sehr farbenfrohes Bild vermitteln.

Schon hier sei jedoch angemerkt, dass nahezu alle bis heute auf Gutacher Gemarkung erhaltenen und bewirtschafteten historischen Bauernhäuser weder reine Gutacher Häuser gemäß der Typenbezeichnung der Schwarzwaldhäuser durch Prof. H. Schilli (Gründer des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach) noch reine Gutachtäler Häuser nach den Darstellungen von Prof. Dr. U. Schnitzer (Universität Karlsruhe) sind. Ein sehr wesentliches charakteristisches Merkmal des Gutacher oder Gutachtäler Haustyps ist nach Darstellung der beiden Experten der an der Giebelseite erkennbare dreiraumbreite Wohnungsgrundriss mit der mittig angeordneten Küche, die auf der einen Seite von der großen Stube und auf der anderen Seite vom Leibgedingstüble flankiert wird.² Nahezu alle bis heute in Gutach erhaltenen historischen Bauernhäuser weisen jedoch einen anderen Grundriss auf. Auch fehlt ihnen die nach Schilli seit 1568 vorgeschriebene helle Fachwerkwand in der Giebelseite, auf die später noch sehr detailliert eingegangen wird. Das heißt, der Gutacher oder Gutachtäler Haustyp, so wie ihn Schilli oder Schnitzer definierten,³ ist – was insbesondere nach der von Schilli gewählten Typenbezeichnung kaum zu vermuten wäre – weit weniger in Gutach selbst zu finden, als in dem Gebiet östlich des Gutachtals, etwa zwischen dem Gutach- und Schiltachtal einschließlich der Seitentäler, d. h. beispielsweise in Hornberg-Reichenbach, in St. Georgen, insbesondere in den Ortsteilen Langenschiltach, Brigach und Oberkirnach, in Lauterbach und Tennen-

bronn, wie auch in den Königsfelder Ortsteilen Buchenberg und Martinsweiler, ja selbst noch in Schönwald, in dem mehrheitlich das Höhen- oder Heidenhaus beheimatet ist.

Bis auf sehr wenige Ausnahmen sind die heute in Gutach noch erhaltenen historischen Bauernhäuser in ihrer baulichen Konzeption maßgeblich von den Haustypen benachbarter Hauslandschaften beeinflusst.⁴ Schilli berichtet in diesem Zusammenhang von Mischformen der Haustypen, die insbesondere an den Grenzen der entsprechenden Verbreitungsgebiete entstanden.⁵ Schnitzer schreibt, dass die ursprünglich eingeschossigen Gutachtäler Häuser auf Gutacher Gemarkung ab dem 18. Jahrhundert durch zweigeschossige Neubauten ersetzt wurden: *„Dabei vollzieht sich die Entwicklung vom eingeschossigen zum zweigeschossigen Gutachtäler Haus im Spannungsfeld verschiedener Einflüsse aus den angrenzenden Hauslandschaften.“*⁶

Bevor auf einige bis heute erhaltene historische Bauernhäuser und deren bauliche Varianten innerhalb der Gemeindegrenzen Gutachs näher eingegangen wird, werden zunächst weitere charakteristische Merkmale und die räumliche Gliederung des Gutachtäler Haustyps kurz vorgestellt. Das erscheint schon deshalb als geboten, weil die publizierten Darstellungen – u. a. sehr anerkannter Hausforscher, Architekten, Ingenieure und Historiker – zur baulichen Ausführung dieses Haustyps und insbesondere zu seiner Entstehungsgeschichte, erheblich voneinander abweichen.⁷

Charakteristische Merkmale und räumliche Gliederung des Gutachtäler Haustyps

Das für den Gutachtäler Haustyp primäre Charakteristikum ist der dreiraumbreite Wohnungsgrundriss mit der Rauchküche zwischen der „vorderen“ großen Stube und der „hinteren“ kleinen Stube oder s’Stüble – oftmals von den Altbauern als Leibgeding genutzt.⁸ Die Lage der Rauchküche – womit alle Bauernhäuser im Schwarzwald bis weit ins 19., gelegentlich auch 20. Jahrhundert ausgestattet waren – ist oder besser war bei vielen Gutachtäler Häusern an der hellen Fachwerkwand in der Giebelseite gut zu erkennen. Inzwischen ist dieses markante, sehr ins Auge fallende Merkmal aber nur noch an sehr wenigen dieser Häuser zu sehen, da die Außenwände vieler alter Häuser zwischenzeitlich verbrettert, verschindelt oder gar völlig erneuert wurden.

Die Küche der Gutachtäler Häuser war seit jeher der einzige Raum mit Feuerstellen. Ursprünglich kochte man auf offenem Feuer und auch das Feuerloch für den Kachelofen in der Wohnstube – gelegentlich auch fürs Stüble – befand sich in der Küche. Der Rauch vom Küchenherd wurde zunächst durch einen zur Stube angrenzenden Wandteil geführt, bevor er unterhalb des halbtonnenförmigen Rauch- und Funkenfangs (Gwölm), der

oberhalb der Küche in der zweiten Geschossebene angeordnet war, wieder zur Küche hin austrat. Hierdurch leistete die Abwärme des Küchenherdes einen Beitrag zur Erwärmung der Wohnstube, die primär durch den Kachelofen erwärmt wurde und oftmals auch heute noch wird. Auf der Stubenseite ist der von der Abwärme des Küchenofens durchgezogene, meist bankförmig gestaltete Wandteil mit Ofenkacheln verkleidet; er wird, von „Kunstwand“ abgeleitet, „Kunst“ genannt.

Auch der Rauch des Kachelofens in der Stube trat aus einem Wandloch unterhalb des Rauchfangs in der Küche aus. Im Rauchfang kühlte der Rauch von Küchenherd und Stubenofen ab, räucherte und konservierte die dort aufgehängten Fleischvorräte, quoll unter dem Rauchfang hervor und zog zu einem Teil durch Schlitze oder Öffnungen im oberen Bereich der Küchenaußenwand ins Freie. Der Rest zog hinauf zum Dachboden, konservierte das Holzwerk, trocknete das hier lagernde Getreide, mischte sich mit der feuchtwarmen Luft des Stalls, die nach physikalischer Gesetzmäßigkeit ebenfalls hinaufstieg, und entwich über die Dachhaut aus Stroh, gelegentlich auch Holzschindeln. Hierdurch wurde die insbesondere für Holzhäuser so schädliche Kondenswasserbildung ausgeschlossen. In vielen alten Schwarzwaldhäusern, in denen es heute keine Rauchküchen mehr gibt, steigt die warme, mit Wasserdampf gesättigte Stallluft nach wie vor ins Dachgeschoss, kühlt zwangsläufig hier ab, wobei Kondenswasser austritt und erhebliche Schäden am hölzernen Dachstuhl verursacht. Abhilfe kann durch getrennte Be- und Entlüftungen von Stall, Dachraum und Wohnung und Einsatz wärmedämmender und dampfbremsender Baustoffe an den Begrenzungsflächen der unterschiedlich klimatisierten Bereiche geschaffen werden.

Bei den zweigeschossigen Häusern befinden sich über der großen Stube die Schlafkammer des Bauernpaares und über dem Stüble – soweit kein separates Leibgedinghaus zum Hof gehört – die Schlafkammer der Altbauern. Beide Kammern waren ursprünglich über je einen so genannten Stegenkasten (eine schmale mit Brettern verkleidete Treppe) direkt von den Stuben aus zu erreichen. Über den Balkonen (Veranden, Trippeln) vor den Schlafkammern erhebt sich der mächtige, weit vorspringende Walm.

Der großen und kleinen Stube und der mittig angeordneten Küche folgt zur Bergseite des Hauses hin der so genannte Hausgang (Ern), der von der einen zur anderen Traufseite quer durchs ganze Gebäude führt. Dieser Gang erschließt den Wohnteil des Hauses, dessen Hauptzugang sich an der Traufseite neben der großen Stube befindet. Der so genannte hintere Ausgang am Ende des Ganges führte in früherer Zeit oftmals zum Abort und zu dem aus verständlichen Gründen vom Haus ein wenig abgerückten Schweinestall. An der den Stuben und der Küche gegenüberliegenden Seite des Ganges gibt es in aller Regel noch Kammern für Mägde und Knechte und auch die ehemalige „Störkammer“ (z. B. für Schneider, Schuster

und andere Handwerker, die für einige Zeit am Hof tätig waren) ist hier zu finden. Über diesen Kammern, d. h. in der zweiten Hausebene, sind gelegentlich weitere Kammern angeordnet, die über eine Treppe im Hausgang zu erreichen sind. Letzteres gilt inzwischen auch für die Schlafkammern der Bauersleute; die ursprünglichen Stegenkästen haben längst ausgedient.

Der ebenerdige Stall schließt sich dem Wohnteil unmittelbar an; er kann direkt vom Hausgang aus betreten werden. Das Vieh steht hier in Reihen quer zum First, wobei der First in gleicher Richtung wie die Falllinie des in der Regel leicht geneigten Hanges verläuft. Keller (Kerr) findet man bei dem Gutachtäler Haustyp je nach Baugelände entweder unter dem Wohnteil oder hinter dem Stall bei der üblichen Hocheinfahrt, die meist auf ein in der hinteren Hausmitte angeordnetes Tennentor führt. Gelegentlich ist dieses Tor, das den mächtigen Dachraum des Bauernhauses erschließt, auch ein wenig außerhalb der Hausmitte angeordnet.⁹

Unmittelbar hinter dem Tennentor beginnt die mit beladenen Pferdewagen befahrbare Tenne (s'Denn), in der in früheren Jahren die Korngarben gedroschen wurden. Das Stroh wird über dem Wohnteil auf der Bühne gelagert, das Heu rechts und links neben der Tenne auf der Heulege, von der es durch das Heuabwurfloch direkt in den Futtergang des Stalls geworfen werden kann.

Das gesamte Haus ist in Ständer-Bohlenbauweise, die Dachkonstruktion als so genannter „liegender Stuhl“ abgezimmert. Das heißt, bei dem Gutachtäler Haustyp kam die bei den Höhen- oder Heidenhäusern¹⁰ übliche, ältere Firstständerbauweise so gut wie nicht zur Anwendung, was wegen der fehlenden Ständer eine freiere Raumaufteilung zuließ – ein besonderer Vorteil für die Gestaltung des Wohnbereichs.

Offene Fragen zur Entstehungsgeschichte

Hinsichtlich der Entstehungsgeschichte und auch des Ursprungs der hellen Fachwerkaußenwand der Küche in der Mitte der Giebelseite des Gutachtäler Haustyps werden seit rund 50 Jahren selbst von namhaften Hausforschern, Architekten und Historikern unterschiedliche, in Teilbereichen auch gegensätzliche Meinungen, Auffassungen oder Standpunkte vertreten und immer wieder publiziert. So beispielsweise ist in mehreren Fachveröffentlichungen nachzulesen, dass die Bau- und Raumgestaltung des Gutachtäler Haustyps durch die Württembergische Bauordnung aus dem Jahr 1568 ausgelöst worden sei, bzw. diese Bauordnung eine derartige Bau- und Raumgestaltung verlangt habe.¹¹

Spätestens ab 1989 erscheint diese von Schilli bereits 1953 veröffentlichte Interpretation der Württembergischen Bauordnung von 1568 aber in einem völlig neuen Licht, denn genau in diesem Jahr veröffentlichte ein Forscherteam unter Leitung von Prof. Dr.-Ing. U. Schnitzer, Universität Karlsruhe (Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung, Lehr- und For-

schungsgebiet Planen und Bauen im ländlichen Raum) die Ergebnisse einer umfangreichen Forschungsarbeit über historische Schwarzwaldhäuser mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen, u. a. auch zur Entstehungsgeschichte des Gutachtäler Haustyps.¹² Danach gab es bereits einige Jahre vor Erlass der Württembergischen Bauordnung von 1568 diesen Haustyp. Trifft das zu, ist die von Schilli und weiteren Autoren bis in die jüngste Vergangenheit immer wieder publizierte Version des Ursprungs des Gutachtäler Haustyps nicht haltbar.¹³

Es stellt sich die Frage: Warum orientieren sich einige Autoren auch rund 15 Jahre nach Veröffentlichung der neueren Forschungsergebnisse immer noch an der schillischen Darstellung? Ist es der Respekt vor diesem zweifelsfrei sehr verdienstvollen Hausforscher und exzellenten Kenner der historischen Schwarzwälder Hauslandschaft, gar blindes Vertrauen, oder präsentieren die Autoren tatsächlich die Ergebnisse eigener Recherchen, ohne jedoch die Quellen zu benennen? Was auch immer die Verfasser zu dieser Auffassung veranlasste, in Kreisen bauhistorisch Interessierter führen diese gegensätzlichen Aussagen immer wieder zu Fragen und unbefriedigenden Diskussionen. Die Gründe hierfür sind vielschichtig, primär aber wohl darin zu finden, dass in keiner der zuvor angeführten Veröffentlichungen der diesbezüglich relevante Originalwortlaut der Bauordnung von 1568 zitiert wird. Dem Leser ist es deshalb kaum möglich, sich mit Hilfe dieser Publikationen einen objektiven Überblick zu verschaffen. Auch die Frage, ob die helle Fachwerkwand in der Giebelseite vieler Gutachtäler Häuser auf die Württembergische Bauordnung von 1568 zurückzuführen ist, kann – wenn überhaupt – ohne Kenntnis des exakten Anforderungstextes der Bauordnung nicht beantwortet werden.

Wegen dieser recht unbefriedigenden Sachlage wird im Folgenden u. a. versucht, den tatsächlichen Sachverhalt quellenkritisch zu beleuchten. Grundlage dieses Unterfangens sollen die Aussagen zum Gutachtäler Haustyp in verschiedenen Publikationen aus etwa den letzten 50 Jahren sein, denen wissenschaftlich exakte Bestandsaufnahmen entsprechender Häuser aus der Zeit um 1900 und der diesbezüglich relevante Originalwortlaut der Württembergischen Landesbauordnung von 1568 gegenüber gestellt werden. Darüber hinaus sollen rund 100 Jahre alte Fotografien historischer Schwarzwaldhäuser, die als unbestechliche Zeitdokumente wie Archivalien einen unverfälschten Eindruck vermitteln, die Ausführungen untermauern.

Konkret gilt es also – soweit möglich –, die richtigen Antworten auf folgende Fragen zu finden:

- Schuf die ab dem 1. März 1568 gültige Bauordnung des Fürstentums Württemberg den Gutacher Haustyp, indem sie für alle Bauernhäuser Württembergs zwingend vorschrieb, dass „*die Küche und die darüber*

liegende Kammer mit dem Rauchfang aus Feuersicherheitsgründen in die Mitte des Hauses gelegt und sämtliche Wände der Küche in Riegelmauerwerk ausgeführt werden müssen“¹⁴ oder gab es diesen Haustyp schon vor 1568?

- Ist die zuvor aufgeführte Bauordnung auch der Grund für die helle Fachwerkaußenwand der Küche etwa in der Mitte der Giebelseite vieler Gutachtäler Häuser¹⁵, oder ist diese Wand das Ergebnis erst späterer feuerpolizeilicher Auflagen?

Interpretation der Württembergischen Bauordnung von 1568

In seinem Standardwerk (1953) schreibt Schilli: *„Im Gutachtal, in seinen Seitentälern und östlich der Gutach, umschlossen etwa von den Linien Hornberg-Triberg-St.Georgen-Königsfeld-Schramberg-Hausach steht eine Hausform, die schon immer Forschern, Malern und Photographen durch ihre malerische Erscheinung und Stattlichkeit aufgefallen ist. [...] Im Schrifttum, in Bildbänden und auf Postkarten finden wir diese Hausart als ‚Das Schwarzwald-Haus‘ bezeichnet. Da es so die Gutacher Häuser waren, welche die Schwarzwälder Bauart weithin bekannt machten und weil in Gutach der älteste sicher datierte Bau dieser Form steht, sei sie Gutacher Haus geheißen.“*¹⁶ Nach Schillis Recherchen wurde der Vogtsbauernhof in Gutach (Bild 1) im Jahre 1570 erbaut; er glaubte damit, den seinerzeit *„älteste(n) sicher datierte(n) Bau dieser Form“* gefunden zu haben.¹⁷ Zweifelsfrei ist dieses altherwürdige Bauernhaus, das im Jahre 1964 zur Urzelle des Schwarzwälder Freilichtmuseum wurde und diesem seinen Namen gab, ein sehr gutes Beispiel für den zweigeschossigen Gutachtäler Haustyp, allerdings führten anfangs der 1990er Jahre durchgeführte dendrochronologische Untersuchungen am Vogtsbauernhof zum Baujahr 1612¹⁸ – nicht 1570, wie es Schilli vermutete. Das heißt, der Gutacher Vogtsbauernhof ist und war auch schon zu Schillis Zeiten nicht *„der älteste sicher datierte Bau dieser Form“*. Auch heute noch gibt es einige ältere Häuser des Gutachtäler Typs, so beispielsweise den Oberbauernhof in Gutach, der um 1590 errichtet wurde¹⁹ oder den Hasenbauernhof in Lauterbach aus dem Jahre 1592,²⁰ den 1595 erbauten Neubauernhof in Langenschiltach²¹ und insbesondere den nach Kossmann schon 1515 und nach Schnitzer 1565 erbauten Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach.²² Auf Letzteren wird im Folgenden noch detailliert eingegangen. Schon hier sei angemerkt, dass nach örtlichen Recherchen des Verfassers das Baujahr 1565 bestätigt werden kann.

Schilli (1953) und nach seinem Tod (1981) weitere Autoren²³ bringen insbesondere den Wohnungsgrundriss und die helle Fachwerkaußenwand der Küche in der Giebelseite des Gutachtäler Haustyps in einen direkten ursächlichen Zusammenhang mit der Württembergischen Bauordnung von



Bild 1: Der 1612 erbaute Vogtsbauernhof in Gutach um 1910 – er wurde 1964 zur Keimzelle des Schwarzwälder Freilichtmuseums, das seinen Namen trägt. Die Rundbogentür an der rechten Traufseite erschließt den dreiraumbreiten Wohnteil mit der Rauchküche zwischen Stube und Stüble.

1568. Wörtlich schreibt Schilli: „Die wirtschaftlichen Gegebenheiten im Gutachtal gleichen denen im Bereich der Kinzig und bedingen auch hier die Hofanlage, von deren Bauten nur das Hauptgebäude eine andere Durchbildung erfahren hat. Dabei ergab sich das anziehende Äußere dieses Hauses aus den baupolizeilichen Bestimmungen des ehemaligen Fürstentums Württemberg. Das Gutacher Haus könnte daher ebenso gut Württembergisches Schwarzwaldhaus genannt werden. [...] Abweichend von dieser Form (des Kinzigtäler Haustyps, der Verf.) ist der Wohnraum aufgeteilt. Das Gutacher Haus ist dreiraumbreit mit der Küche in der Mitte der Schauseite. [...] Seit 1568 mußten alle Wände, die einer Feuerstelle zugekehrt sind, aus Riegelmauerwerk aufgeführt werden. Das konnte am zweckmäßigsten geschehen, wenn die Küche, die alle Feuerstellen enthält, zwischen die Stuben, deren Öfen von der Küche aus beheizt werden, gelegt wurde. Der hierdurch hervorgerufene starke Gegensatz der weißen Fachwerkwand in der Mitte des Hauses zu dem sie umgebenden braunen Holzwerk verleiht dieser Form ein besonders malerisches Aussehen.“²⁴ Im Jahre 1976 präzisiert Schilli seine Vermutung mit der eindeutigen Formulie-



Bild 2: Ein typisches dreiraumbreites Gutachtäler Haus: der 1682 erbaute und am 1. Mai 1956 abgebrannte Vogtsbauernhof in Lauterbach-Sulzbach um 1920. Hinter der hellen Fachwerkwand im Erd- und Obergeschoss der Giebelseite befand sich die Rauchküche.

rung: „Die Herzöge dieses Gebietes (des württembergischen Gebiets, d. Verf.) schufen mit ihren Bauordnungen ab 1568 einen neuen Haustyp, das Gutacher Haus. Nach einer dieser Verordnungen mußte aus Gründen der Feuersicherheit die Küche in die Mitte des Wohnteils gelegt und ihre Wände mit Mauer- oder Fachwerk ausgeriegelt werden. Dabei entstand ein dreiraumbreiter Wohnteil mit einer vorderen und einer hinteren Stube und der Küche dazwischen.“²⁵

Die von Schilli beschriebene „weiße Fachwerkwand in der Mitte des Hauses“ ist auch heute noch an einigen zweigeschossigen Gutachtäler Häusern gut zu erkennen, so beispielsweise am Reichensteinerhof aus dem 17. Jahrhundert in Hornberg-Reichenbach, ebenso am 1743 erbauten Jungbauernhof in Königsfeld-Buchenberg, und auch der 1682 erbaute und 1956 abgebrannte Vogtsbauernhof in Lauterbach (Bild 2) wies diese Besonderheit des Gutachtäler Haustyps auf. Ähnlich markant präsentierte sich der im Jahre 1933 abgebrannte, alte Wäldebauernhof in Gutach (Bild 3). Allerdings stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage: War es tatsächlich die Bauordnung von 1568, die diese Fachwerkwand ausnahmslos für alle Württemberger Bauernhäuser verlangte und auch den dreiraumbreiten



Bild 3: Auch beim 1933 abgebrannten Wäldebauernhof in Gutach ist die helle Fachwerkaußenwand der Küche in der Giebelseite gut zu erkennen – Foto um 1900.

Wohnungsgrundriss mit der zwischen Stube und Stüble angeordneten Küche auslöste?

Nach Fotografien aus der Zeit um 1900 weist der gerade mal gut 20 Jahre nach Erlass der Bauordnung von 1568 um 1590 erbaute eingeschossige Oberbauernhof in Gutach (Bild 4) genau dieses Riegelmauerwerk in der Frontseite des Hauses auf. Betrachtet man das Bild allerdings etwas intensiver, fällt auf, dass an diesem Haus die in der Giebelmitte angeordnete Küche offensichtlich nachträglich bis zur Trippelflucht erweitert wurde; anders lässt sich der für den Gutachtäler Haustyp unübliche Küchenvorsprung in der Giebelseite jedenfalls kaum erklären. Da der Oberbauernhof schon seit langem und auch heute noch als Doppelhaus genutzt wird und deshalb längs geteilt wurde, ist die nachträgliche Baumaßnahme durchaus erklärlich. Insofern kann dieses malerische Schwarzwaldhaus sicher nicht als Beleg dafür gelten, dass die Fachwerkaußenwand der Küche bei dem Gutachtäler Haustyp durch die Bauordnung von 1568 ausgelöst wurde. Schilli allerdings war wohl absolut davon überzeugt, dass nach Erlass der Bauordnung von 1568 die Gutacher Bauernhäuser mit einer Fachwerkwand in der Giebelseite ausgestattet wurden und diese hellfarbige Fachwerk-



Bild 4: Der um 1590 erbaute eingeschossige Oberbauernhof in Gutach um 1900. Die Rauchküche – etwa in der Mitte der Frontseite des Hauses – wurde offensichtlich nachträglich bis zur Trippelflucht vergrößert, d. h., das im Bild zu sehende Fachwerk ist nicht ursprünglich.

wand die Außenwand der Rauchküche war. Wohl auch deshalb zeigt ein von Schilli um 1950 vorgezeichnetes und von „Jul. Heffner in Wirkung gesetztes Bild“ des vermutlich erst um 1880 erbauten Vorderschlauchbauernhofs in Gutach diese Fachwerkwand in der Giebelseite des Hauses²⁶, obwohl mehrere Fotografien aus der Zeit um 1900/20 (z. B. Bild 5) und auch der heutige Zustand des Hauses belegen, dass es diese Fachwerkwand zu keiner Zeit gab. Im Übrigen konnte sich der Verfasser dieses Beitrags vor Ort davon überzeugen, dass die Küche dieses noch relativ jungen Schwarzwaldhauses an der rechten Traufseite in direkter Verlängerung des Hausflures zu finden ist. Auf den Grundriss dieses Hauses, der in relativ vielen historischen Gutacher Bauernhäusern anzutreffen ist, wird im Folgenden noch näher eingegangen. Die nach Schillis Vorgaben von J. Heffner ausgeführte Zeichnung des Vorderschlauchbauernhofs mit dem Fachwerk in der Giebelwand in Schillis Standardwerk (1953) irritiert insbesondere diejenigen, die dieses Haus mit der ausschließlich hölzernen Frontseite genauestens kennen.

Bevor auf weitere Häuser des Gutachtäler Typs näher eingegangen wird, erscheint es sinnvoll, den thematisch relevanten Wortlaut der „*Neue Bau-*



Bild 5: Dieses Foto aus der Zeit um 1920 zeigt den vermutlich um 1880 erbauten dreiraumbreiten Vorderschlauchbauernhof in Gutach. Es belegt, dass es die in Schillis Standardwerk (1953) zeichnerisch dargestellte Fachwerkwand in der Giebelseite dieses Hauses nicht gab. Mit der Fachwerkwand (vgl. Bilder 2 bis 4) wollte Schilli offenbar andeuten, dass sich hinter ihr die Rauchküche befindet. Tatsächlich aber war und ist die Küche dieses Hauses gegenüber dem Hauseingang an der rechten Traufseite zu finden.

ordnung des Fürstenthums Württemberg“ aus dem Jahre 1567 (Bild 6), die am 1. März 1568 in Kraft trat, zu zitieren:

„Von Maurwerck in die Rigel.

Vnd dieweil auch dem gemeinen Nutz an viel Orten, da Brünsten entstanden, die zäunten Wänd in Gebäuen zu hohem Schaden und Gefahr kommen, und noch fürthin zu befahren sit, so sollen fürhin in neuen Gebäuen, besonder in Städten, auch jedes Fleckens Gelegenheit, und so viel deß Armen Vermöglichkeit nach, erheblich, all außwendige Stöck, und Gibel = Wänd, so gegen dem Feuer und andern Gebäuen standen, gemeiner Gefahr zu Fürstand, in die Rigel gemauret weden. Bey Straff eines kleinen Frevels in Armen Kasten, und der Stadt Rügung zwey Pfund Heller. Und nichts desto weniger, wo hierüber gestückte Wänd gemacht, hinweg gethan werden.

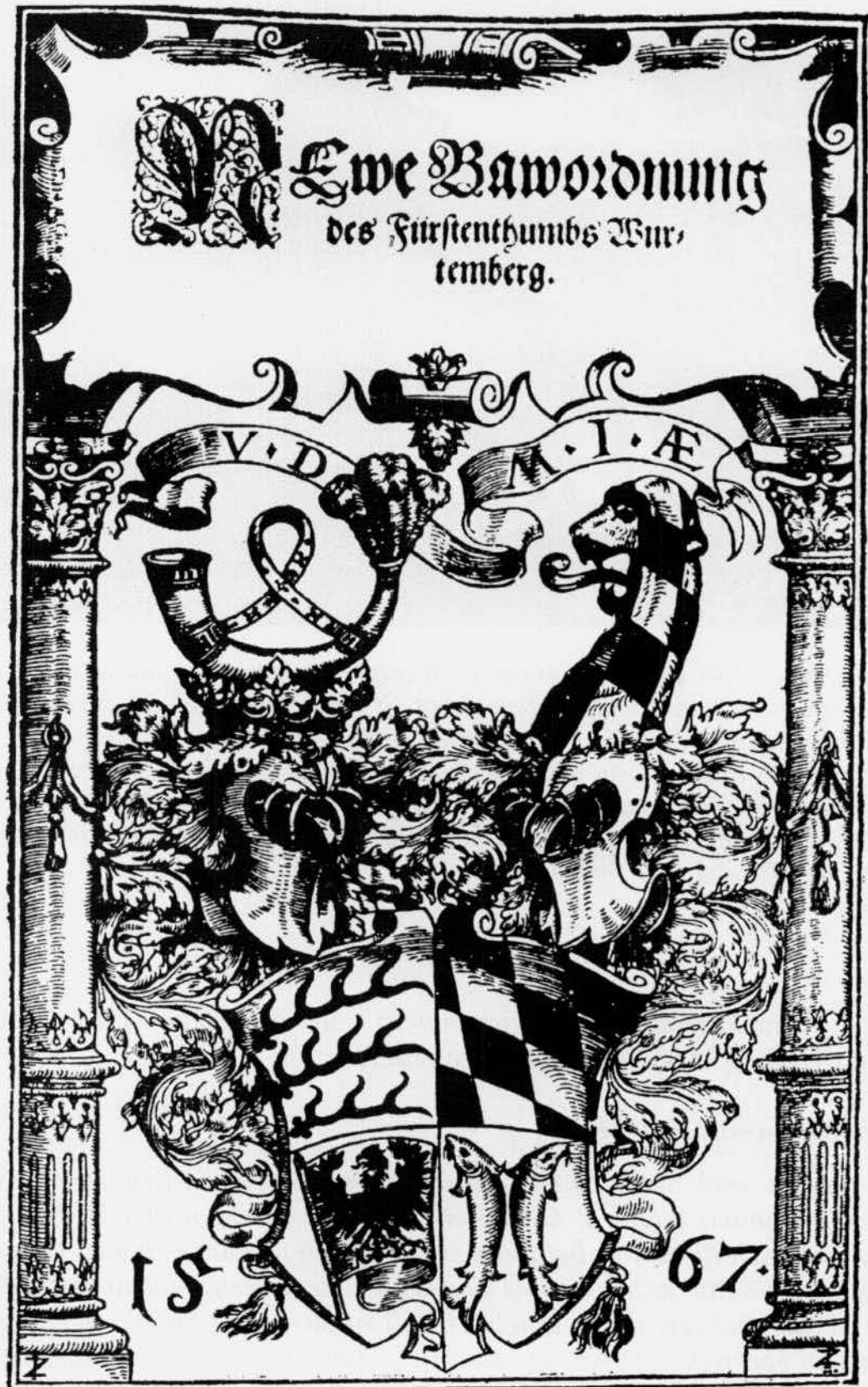


Bild 6: Titelseite der Württembergischen Bauordnung aus dem Jahre 1567; sie trat am 1. März 1568 in Kraft.

*Wo auch noch alte solche Wänd, allein gestückt und gezäunt, gegen einer Feuerstatt gelegen wären, so sollen die nach jeder Stadt, oder Fleckens Gelegenheit, und eines Vermögen, und erheischer, augenscheinlicher Nothdurfft, mit Erkantnuß und Bescheid der verordneten Bau= und Fe-
wer=beschauer, außgeschlagen, und wider in die Rigel gemauret werden.*

Es ist auch hierinn gemeinnutzlich zu bedencken, wa die innwendige Wänd und Gemach, in di Rigel gemauret seien, wann daselbst in einem Gemach ein fewr entstünde, das durch sollich gute Rigelwänd, dannoch desto baß dem fewr mit rettung vorgestanden mag werden. So soll auch deßwegen von Vnsern Amptleütten, Burgermeister, Gericht, und verordneten, dahin gedacht, und bescheid gegeben, das der gelegenheit, vermögen unnd notturfft nach, souil erheblich, solliche notwendige Wänd und Gemach, beuorab in den newen Gebewen, auch in die Rigel gemauret werden.“²⁷

Obwohl dieser Anforderungstext einen weiten Ermessensspielraum bietet, ist ihm unmissverständlich zu entnehmen, dass alle Wände eines Raumes, die einer Feuerstelle zugekehrt sind – d. h. auch die Außenwände – in Riegelmauerwerk ausgeführt werden mussten. Aber auch schon damals galt offenbar die Devise: „Keine Regel ohne Ausnahme“. Wie sonst ließen sich beispielsweise die Formulierungen „so viel des Armen Vermöglichkeit nach“ oder „so gegen dem Feuer und andern Gebäuen standen“ erklären? Die Bauernhäuser standen in aller Regel – als so genannte Streu- oder Einzelhofsiedlungen – außerhalb geschlossener Ortschaften in relativ weitem Abstand voneinander vereinzelt in der Landschaft – nicht „gegen andern Gebäuen“, d. h. sie stellten kaum eine Feuergefährdung für Nachbarhäuser dar.

Ganz sicher aber schrieb diese Bauordnung nicht zwingend vor, „die Küche und die darüber liegende Kammer mit dem Rauchfang aus Gründen der Feuersicherheit in die Mitte des Hauses zu verlegen“ – so wie es Schilli oftmals schrieb.²⁸ Diese Formulierung resultiert aus einer sehr individuellen Interpretation des Anforderungstextes. Objektiv betrachtet kann aus der Bauordnung von 1568 nicht zwangsläufig abgeleitet werden, dass sie den für den Gutachtäler Haustyp charakteristischen dreiraumbreiten Wohnungsgrundriss mit der mittig zwischen den Stuben angeordneten Küche auslöste.

Anders verhält es sich mit der hellen Fachwerkaußenwand der Küche, die die Bauordnung offenbar forderte, allerdings nicht für jedes Haus; es waren Ausnahmen gestattet. Das heißt, auch diesbezüglich ist die Sachlage alles andere als eindeutig. Aber selbst wenn das Riegelmauerwerk auch für die Außenwände der Küchen aller Württemberger Bauernhäuser nach der Bauordnung des Fürstentums Württemberg von 1568 ausnahmslos gefordert worden wäre, wurde bei nicht gerade wenigen Häusern offenbar gegen diese Forderung verstoßen. Das belegen zumindest der um 1680 erbaute und 1914 abgebrannte Hinterschlauchbauernhof in Gutach (Bild 7) und



Bild 7: Auf dem um 1900 entstandenen Foto des um 1680 erbauten und 1914 abgebrannten Hinterschlauchbauernhofs in Gutach – einem typischen Gutachtäler Haus – ist keine Fachwerkwand in der Hausfront zu sehen. Auch im Bereich der Rauchküche – etwa in der Mitte der Giebelseite des Hauses – ist die ursprüngliche Ständer-Bohlenbauweise gut zu erkennen. Oberhalb der Küchentür am vorgelagerten Kücheneingang ist das Rauchgatter sichtbar, durch das ein Großteil des Rauchs vom Küchenherd und Kachelofen ins Freie gelangte; der Rest zog über den Dachraum und das Strohdach ab.

auch der höchstwahrscheinlich vor 1722 erbaute Bürlebauernhof in Gutach-Sulzbach (Bild 8).²⁹ Beiden Häusern des Gutachtäler Typs gemeinsam ist die etwa mittig in der Giebelseite angeordnete Küche. Wie die Bilder belegen, gibt es hier aber keinerlei Riegelmauerwerk. Abgesehen von den Kellerwänden oder Sockelmauern sind alle Außenwände in Ständer-Bohlenbauweise errichtet – auch die Außenwände der Küchen. In der Bohlenkonstruktion der Küchenaußenwand sind jeweils eine Tür und darüber in der zweiten Geschossebene die Rauchgatter zu erkennen. Hierdurch gelangte der Großteil des Rauchs der Schwarz- oder Rauchküche ins Freie. Beim Bürlebauernhof ist auf dem Podest vor der Küche noch das Milchwäusle zu sehen, das ursprünglich über eine Deichelleitung ständig mit frischem Quellwasser versorgt wurde. Diese „Schwarzwälder Kühlschränke“ sind auch heute noch an vielen alten Schwarzwaldhäusern zu finden.

Auch am Vogtsbauernhof (Bild 1) reicht das Mauerwerk der Küchenaußenwand gerade mal bis zur Oberkante des Fensters; darüber und auch in

Bild 8: Auch der höchstwahrscheinlich vor 1722 erbaute Bürlebauernhof in Gutach-Sulzbach ist ein typisches Gutachtäler Haus – Foto um 1910. Ähnlich dem Hinterschlauchbauernhof (Bild 7) besteht auch hier die Küchenaußenwand nicht aus Fachwerk, sondern ausschließlich aus Holz. Oberhalb der Küchentür auf dem Podest mit dem Milchhäusle sind die Aussparungen in der Holzaußenwand zu erkennen, durch die ein wesentlicher Teil des Rauchs ins Freie abzog.



der gesamten zweiten Geschossebene mit dem Rauchfang ist die Bohlenwand recht deutlich zu erkennen. Die sinngemäß gleiche Konstruktion der Küchenaußenwand ist auch vom 1654 erbauten Hubhof in Tennenbronn bekannt.³⁰ Alle vier hier angeführten Bauernhäuser würden der Forderung nach Riegelmauerwerk auch für die „Gibel=Wänd“ die „gegen dem Feuer standen“ nicht gerecht. War nicht vielleicht doch bei vereinzelt in der Landschaft errichteten Bauernhäusern, die nicht „gegen andern Gebäuen“ standen, die Bohlenkonstruktion mit den Rauchabzugslöchern die ursprüngliche Lösung für Küchenaußenwände? Die Bilder jedenfalls lassen darauf schließen. Das Forscherteam um Prof. Schnitzer äußert sich hierzu ganz eindeutig: „Eine Besonderheit, die bei den zweigeschossigen Gutachtäler Häusern auffällt, ist die im Bereich der Küche zwischen den Stuben gelegene hell verputzte Fachwerkwand an der Giebelseite, die sich stark von der übrigen dunklen Ständer-Bohlenkonstruktion abhebt. Diese Wandscheibe ist jedoch nicht ursprünglich und darf erst recht nicht auf die Bauordnung von 1568 zurückgeführt werden. Zahlreiche Beispiele, insbesondere der Schlauchbauernhof, der Bürlebauernhof und der Vogtsbauernhof

in Gutach, belegen, dass die Bohlenkonstruktion mit dem Rauchgatter im Obergeschoss die ursprüngliche ist. Erst spätere feuerpolizeiliche Auflagen haben auch hier das reine Holzhaus an seiner Schauseite empfindlich verändert.“³¹ Leider gibt es aber auch hier keinen exakten Hinweis darauf, wer, wann und mit welcher feuerpolizeilichen Auflage „das reine Holzhaus an seiner Schauseite empfindlich verändert(e)“.

Die ländliche Bevölkerung sah in den offenen Feuerstellen der Küche jedenfalls kein hohes oder gar unverantwortbares Brandrisiko. In diesem Zusammenhang interessant sind die Ausführungen des Karlsruher Architekten Prof. B. Kossmann (1894): „Ein anderer Nachteil soll darin bestehen, dass die ‚Freizügigkeit‘ des Rauches Feuergefahr in sich berge. Beispielsweise bemerkt Schupp (1870), die Bauart der Schwarzwaldhäuser sei höchst gefährlich. Es ist dieses jedoch thatsächlich betreff Entzündung im Innern der Häuser nicht der Fall, da die Funken durch ein Gewölbe über dem Herd am weiteren Aufsteigen gehindert werden. Wir haben uns wiederholt im Schwarzwalde erkundigt, ob Fälle vorkamen, dass Häuser durch Funken von Herdfeuerung aus angezündet worden seien, und erhielten stets dieselbe Antwort auch von den bekannten ‚ältesten Leuten‘, daß ein solcher Fall nicht vorgekommen sei. Im Gegentheil – wird versichert – erhärte der Rauch das Gebälk vollständig; durch schwaches Feuer ist dasselbe unvertilgbar.“³²

Bei einer solchen Gefahreinschätzung ist nicht auszuschließen, dass man die Forderungen der Württembergischen Bauordnung – wenn sie denn auch für die vereinzelt angeordneten Bauernhäuser galt – nicht so recht ernst nahm und auf das Riegelmauerwerk in der Küchenaußenwand verzichtete. Aber diese Mutmaßungen sind eben nur spekulativ; sie führen nicht zu einem wissenschaftlich vertretbaren Ergebnis. Wie komplex der Sachverhalt ist, lassen die vorausgegangenen Ausführungen erkennen. Nach wie vor ist die Frage, ob die Fachwerkaußenwand der Küche durch die Württembergische Bauordnung von 1568 ausgelöst wurde, nicht eindeutig und zufriedenstellend geklärt. Vielleicht können hier nur dendrochronologische Untersuchungen an der ursprünglichen Fachwerkwand eines Gutachtäler Hauses aus dem 16. oder beginnenden 17. Jahrhundert eine verlässliche Antwort geben.

Ein völlig anderes Bild ergibt sich hinsichtlich der Entstehungsgeschichte des Gutachtäler Haustyps, wenn man sich die ursprüngliche bauliche Konzeption des im Jahre 1565 erbauten Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach vor Augen führt.

Gutachtäler Haustyp älter als Württembergische Bauordnung von 1568

Wie zuvor schon angedeutet, glaubte Schilli (1953), der Gutacher Vogtsbauernhof sei 1570 erbaut und damit der seinerzeit „älteste sicher datierte

Bau dieser Form“ (des Gutacher Haustyps, d. Verf.); tatsächlich aber führten dendrochronologische Untersuchungen zum Baujahr 1612. Aber selbst wenn der Vogtsbauernhof bereits im Jahre 1570 erstellt worden wäre, würde er vom Alter des erst vor kurzem umgebauten und modernisierten Altenvogtshofs in Wolfach-Kirnbach noch um einige Jahre übertroffen. Dieses eingeschossige Haus, das alle charakteristischen Merkmale des Gutachtäler Haustyps aufwies, wurde nämlich schon im Jahre 1565 erbaut, was u. a. die im Bug über dem rechten Eckständer der Stube des Altenvogtshofs eingeschnittene Jahreszahl belegt.³³ Wohl wegen des hohen Alters und der charakteristischen Baukonzeption wurde es um die vorletzte Jahrhundertwende vom Badischen Architekten- und Ingenieurverein unter Leitung von Prof. B. Kossmann in seinem ursprünglichen Zustand dokumentiert.³⁴ Da die Zeichnungen mit der seinerzeitigen Bauaufnahme des Hofgebäudes (Bilder 9 und 9a) hinsichtlich der Gebäudekonstruktion und Raumaufteilung des Altenvogtshofs für sich sprechen, sei hierzu nur kurz ergänzt, dass der leicht gewölbte Rauchfang (Bild 9a, Schnitt A – B) nicht nur die Höhe der Küche, sondern auch die Stockhöhe des eingeschossigen Eindachhauses bestimmte. Der Rauch vom Herd und Kachelofen musste bei dem kaminlosen Haus wie bei den Kinzigtäler Häusern über die so genannte Rauchbühne (später auch als Nussbühne oder Dörre benutzt) ins Freie entweichen. Aus diesem Grunde verzichtete man oberhalb der Stube und des Leibgedingstübles auf die jeweils letzte waagerechte Bohle in der Außenwand (Bild 9a). Durch die Rauchbühne bedingt sind die Decken in der Stube und dem Leibgedingstüble bzw. der Kammer niedriger als im Hausgang.

Der 1565 erbaute und erst kürzlich umfassend modernisierte Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach war gemäß der Typenbezeichnung von Schilli oder Schnitzer eindeutig ein Gutacher bzw. Gutachtäler Haus und existierte bereits drei Jahre, bevor die „*Newe Bawordnung des Fürstenthumbs Wurtemberg*“ am 1. März 1568 in Kraft trat. Das heißt, die Bauordnung aus dem Jahre 1568 kann diesen Haustyp weder ausgelöst noch geschaffen haben. Sinngemäß so beurteilt auch die Forschergruppe um Prof. Schnitzer den Sachverhalt; sie äußerte sich (1989) wie folgt: „*Dieses Gebäude (der Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach, d. Verf.) ist das älteste noch erhaltene Gutachtäler Haus, es wurde bereits drei Jahre vor Erlassen der württembergischen Landesbauordnung erstellt. Damit erweist sich die Vermutung (Schilli 1953), dass der Herzog von Württemberg mit der Landesbauordnung von 1568 im Schwarzwald einen neuen Haustyp geschaffen habe, als unzutreffend*“.³⁶ Bei dieser Sachlage ist nicht nachzuvollziehen, warum sich einige Autoren die schillische Vermutung immer noch zu Eigen machen und sie in ihren Publikationen als feststehende Realität übernehmen, ohne hierfür konkrete Fakten oder Quellen zu benennen.³⁷

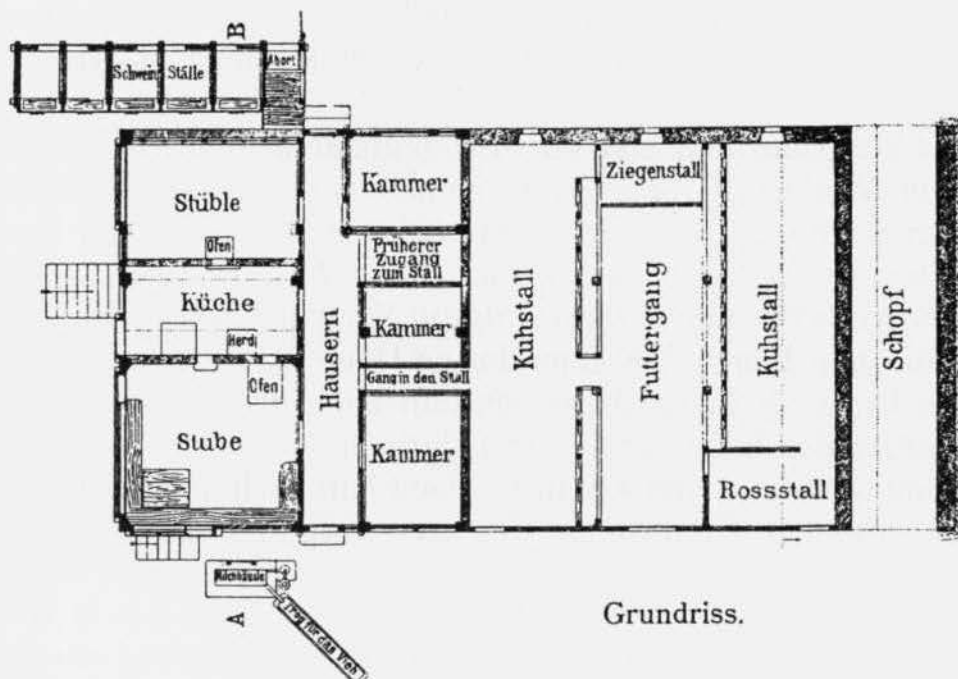
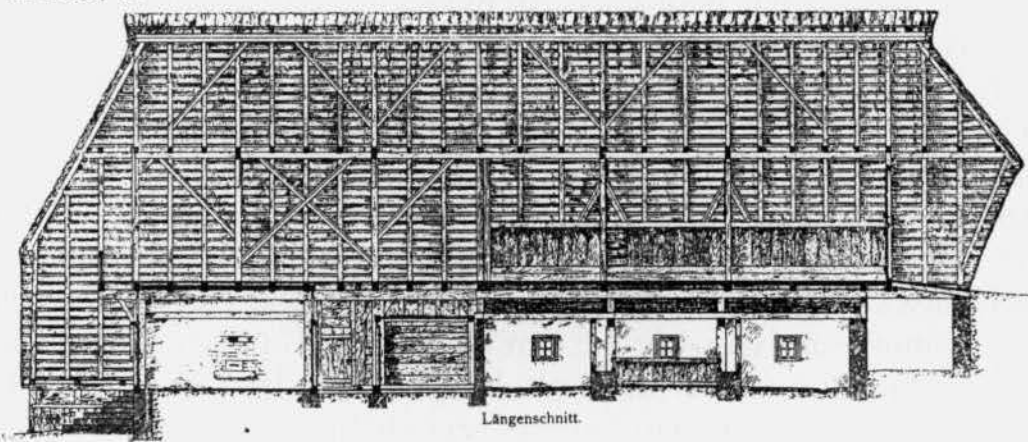
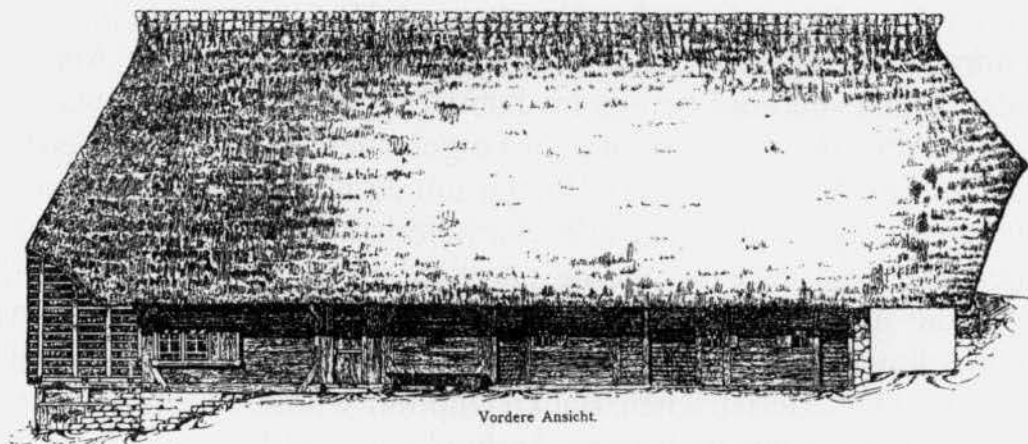
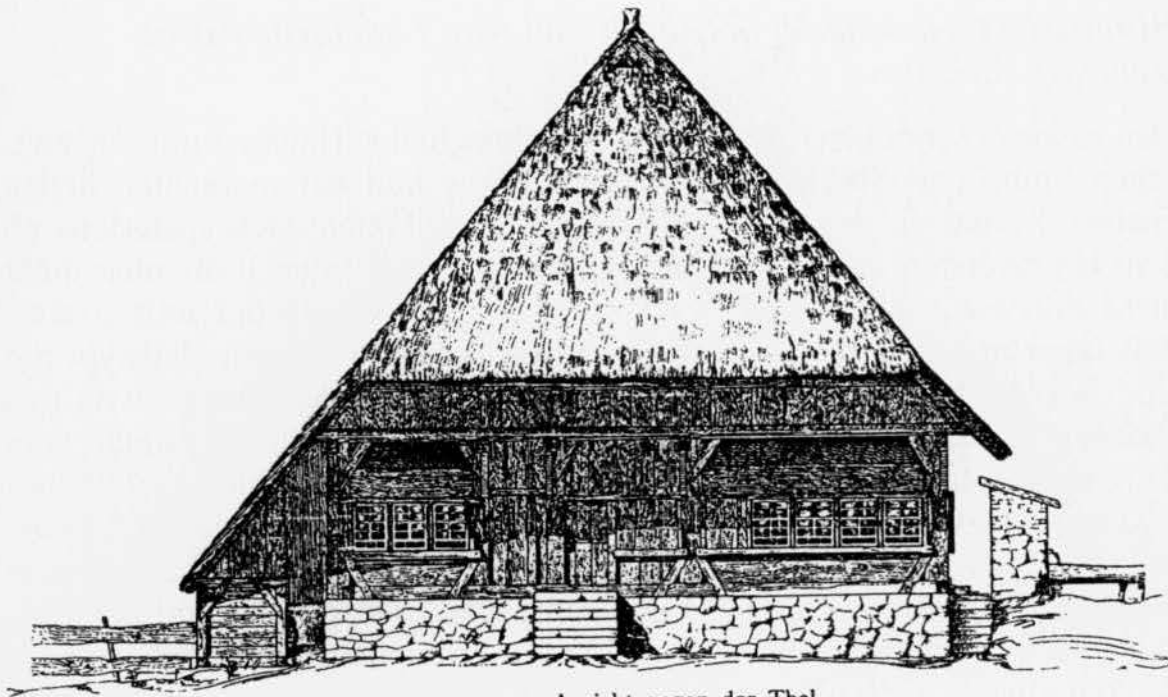
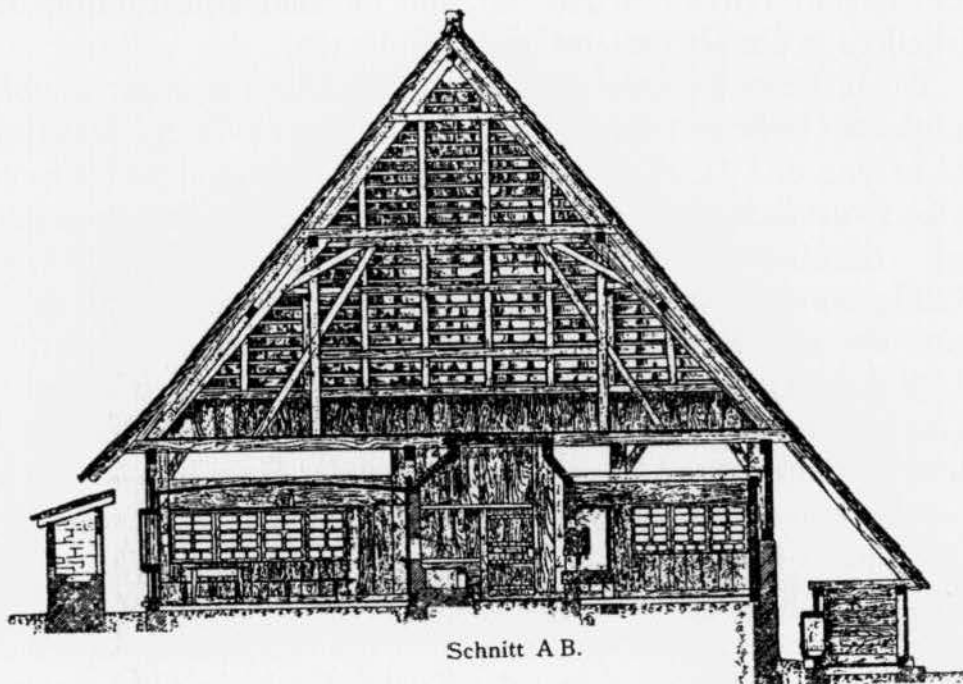


Bild 9: Ansicht der Traufseite mit dem Wohnungszugang, Längsschnitt und Grundriss des 1565 erbauten Altenvogtshofs in Wolfach-Kirnbach nach einer um 1900 durchgeführten Bestandsaufnahme durch den Badischen Architekten- und Ingenieurverein unter Leitung von Prof. B. Kossmann (siehe auch Bild 9a).



Ansicht gegen das Thal.



Schnitt A B.

Bild 9a: Giebelansicht und Schnitt A – B des Altvogtshofs in Wolfach-Kirnbach (siehe auch Bild 9).

Historische Bauernhäuser in Gutach – ab etwa 1700 breite Palette baulicher Varianten

Der zuvor beschriebene dreiraumbreite Gutachtäler Haustyp mit der zwischen Stube und Stüble angeordneten Küche und der markanten hellen Fachwerkwand an der Giebelseite des Hauses konnte sich spätestens ab dem beginnenden 18. Jahrhundert in der Gemeinde Gutach offenbar nicht mehr durchsetzen. Jedenfalls entsprechen die innerhalb der letzten etwa 300 Jahre in Gutach errichteten Bauernhäuser nicht diesem Haustyp. Sie sind in ihrer baulichen Konzeption allesamt mehr oder weniger von den Haustypen der benachbarten Hauslandschaften beeinflusst, primär vom Kinzigtäler Haus, aber auch vom Höhen- oder Heidenhaus. Schilli bezeichnet so konzipierte Häuser als „*Mischformen*“.³⁸ Ein Beispiel für eine solche „*Mischform*“ ist der um 1759 nahe dem Gutacher Ortskern erbaute und um 1902/03 abgebrannte Laublehof. Kurz danach entstand am gleichen Standort der neue Laublehof. Vom abgebrannten Laublehof hat Carl Schäfer eine sehr detaillierte Bestandsaufnahme mit präzisen Zeichnungen (Bilder 10 und 10a) hinterlassen,³⁹ die, ähnlich den Zeichnungen vom Altvogtshof (Bilder 9 und 9a), die Gebäudekonstruktion und räumliche Gliederung des Hauses gut erkennen lassen.

Nach dieser Bestandsaufnahme (um 1890) war der Laublehof ein Hof mittlerer Größe mit einem Grundbesitz von ca. 26 ha. Das Bauernhaus war 22 m lang und 11,40 m breit. Die Stubenzone an der Frontseite des Hauses wies zwar auch hier – wie bei dem zuvor beschriebenen Gutachtäler Haustyp – drei Räume auf, allerdings nicht in der Reihenfolge Stube – Küche – Stüble, sondern Stube – Stubenkammer – Stüble. Erst in der zur Bergseite hin folgenden Hauszone gab es in Verlängerung des Hausflurs (Hauserns) die Küche. Dieser Teil des Hauses mit der Küche an der dem Wohnungszugang (Haustür) gegenüber liegenden Traufseite war nahezu identisch mit dem Grundriss der klassischen Kinzigtäler Häuser⁴⁰ – nicht aber mit dem von Schilli und Schnitzer beschriebenen und zeichnerisch dargestellten Gutachtäler Haustyp.⁴¹

Von der Küche führte eine Tür direkt ins Freie – der so genannte Hinterausgang, der in ähnlicher Weise auch von den Kinzigtäler Häusern bekannt ist. Auch das Stüble war mit der Küche durch eine Tür verbunden; es wurde oftmals als Leibgeding (vom Altbauernpaar) genutzt. Beheizbar war die Küche durch den Kochherd und die Stube durch einen großen Kachelofen, der von der Küche aus beheizt wurde. Von dieser Heizung führte ein Zug in einen die Stubenkammer erwärmenden Ofen, der nicht tiefer war als die Wandstärke zwischen Kammer und Küche. An der Stubenkammerseite war diese Ofenwand verkachelt (Bild 10, EG und 10a, Querschnitt).

Zur Konstruktion des Hauses schreibt Schäfer u. a.: „*Das Haus hat eine niedrige, jetzt (um 1890) zum grössten Theil verschüttete Grundmauer aus*

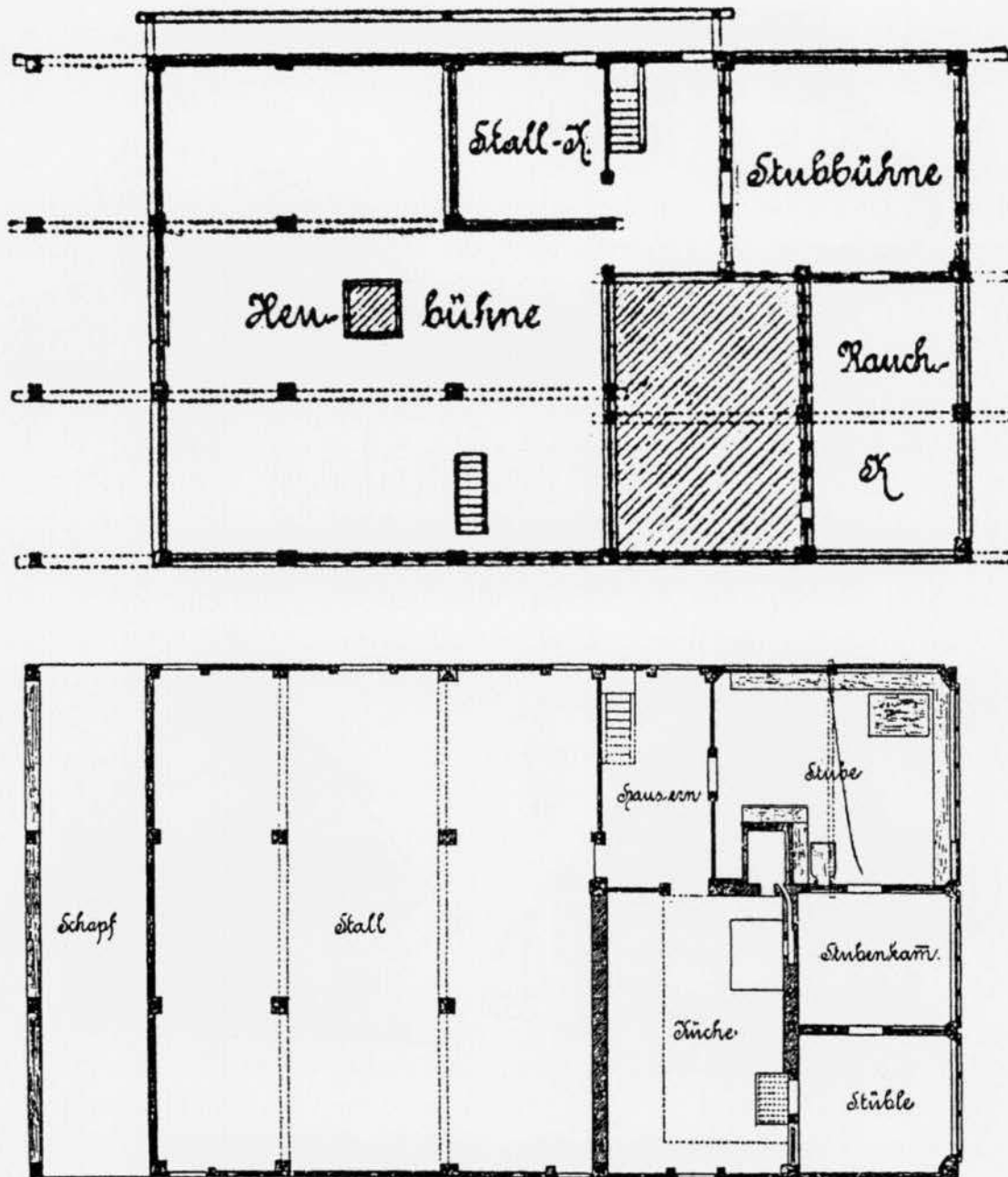


Bild 10: Grundrisse vom Erd- und Obergeschoss des um 1759 erbauten und 1902/03 abgebrannten Laublehofs in Gutach nach einer von Carl Schäfer um 1890 durchgeführten Bestandsaufnahme (siehe auch Bild 10a).

rauhem Bruchstein-Mauerwerk. Aus Bruchsteinen besteht auch bis auf eine gewisse Höhe die dem Stalle zugekehrte Längswand der Küche. Auf der Seite der Feuerungen ist ein Theil der Küchenwand aus ungebrannten Lehmsteinen gemauert. Sonst bestehen alle Wände des Hauses aus Holz.“⁴² Das heißt, auch in diesem um 1759 erbauten Haus bestand – wie beispielsweise im Hinterschlauchbauernhof (Bild 7) und Bürlebauernhof

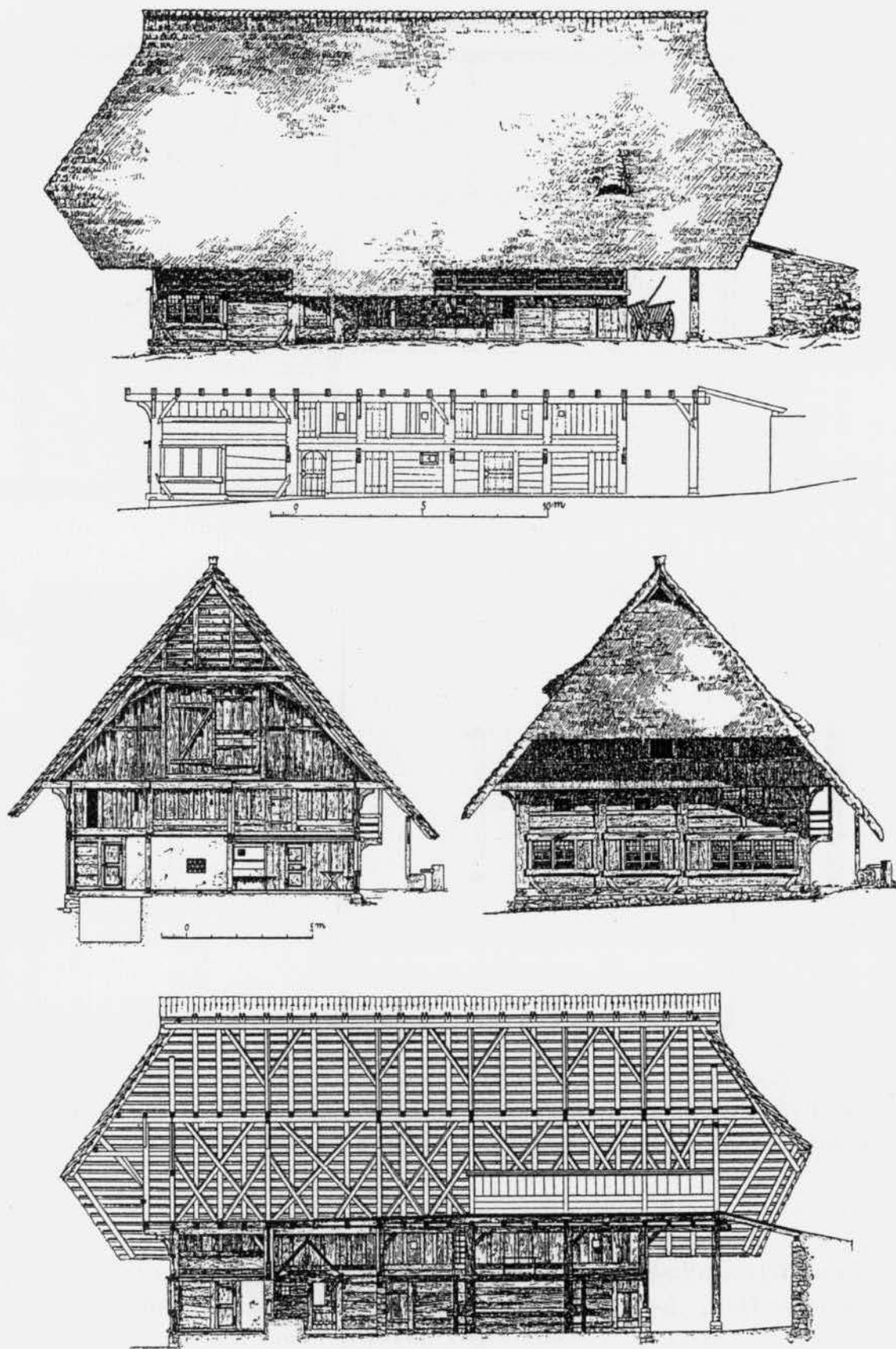


Bild 10a: Der Laublehof um 1890 nach Carl Schäfer (siehe auch Bild 10).

(Bild 8) – die Küchenaußenwand nicht aus Riegelmauerwerk, sondern aus Holzbohlen. Und das, obwohl das Amt Hornberg und damit die Gemeinde Gutach bis 1810 zu Württemberg gehörte und erst dann badisch wurde. Das heißt, auch die Bauweise des Laublehofs spricht gegen die Vermutung, dass die Außenwände der Küchen in allen Bauernhäusern Württembergs mit Inkrafttreten der Bauordnung von 1568 in Riegelmauerwerk ausgeführt werden mussten. Schon die Bilder 10 und 10a lassen erkennen, dass der alte Laublehof kein Gutacher⁴³ oder Gutachtäler Haus⁴⁴ gemäß den Darlegungen und Typenbezeichnungen durch Schilli oder Schnitzer war; hier flossen bauliche Elemente benachbarter Haustypen ein. Der Wohnungsgrundriss mit der Küche an der Traufseite erinnert an den Kinzigtäler Haustyp und der seitliche Gang (Balkon), der oberhalb des Hauptzugangs zum Wohnteil beginnend bis ans Ende der Traufseite führt, an die Bauweise der Höhen- oder Heidenhäuser.

Nahezu alle bis heute in Gutach erhaltenen historischen Bauernhäuser weisen eine dem Laublehof ähnliche bauliche Konzeption auf. Mit anderen Worten, die von Schilli und Schnitzer als Gutacher oder Gutachtäler Haustypen definierten und bezeichneten Bauernhäuser sind in Gutach so gut wie nicht mehr zu finden; es gibt sie allerdings noch in dem Gebiet einige Kilometer östlich der Gutach.

Um einen Eindruck von den heute in Gutach noch bewirtschafteten historischen Bauernhäusern zu vermitteln, werden im Folgenden beispielhaft einige dieser Häuser in Bildern aus der Zeit des beginnenden vorigen Jahrhunderts stichwortartig vorgestellt.

Der 1758 erbaute Peterbauernhof am Turm (Bild 11),⁴⁵ wie auch der 1769 errichtete Bachbauernhof (Bild 12) und auch der Hansechristenhof (Bild 13) aus dem Jahre 1863 – allesamt auf Gutacher Gemarkung – entsprechen zwar nicht dem klassischen Gutachtäler Haustyp, sind aber dennoch herausragend stattliche Schwarzwaldhäuser mit relativ vielen baulichen Gemeinsamkeiten. Sie alle sind – wie der Laublehof – dreiraumbreit, wobei die Küche jeweils an der rechten Traufseite in Verlängerung des Hausflurs (Hauserns) zu finden ist, nicht wie beim Gutachtäler Haustyp inmitten der Giebelseite zwischen Stube und Stüble. Diese Anordnung der Küchen in Verlängerung des Hausflurs ist typisch für den Grundriss der benachbarten Kinzigtäler Häuser. An keinem dieser drei Häuser gab es jemals die von Schilli als typisches Kennzeichen der Gutacher Häuser beschriebene Fachwerkwand der Küche in der Giebelseite.

Zwei Kammern über dem Stall des Bachbauernhofs sind nur über einen Gang vor der linken traufseitigen Außenwand zu erreichen, welcher vom oberen Hausflur aus betreten werden kann.⁴⁶ Derartige längsseitige Gänge sind typisch für Höhen- oder Heidenhäuser;⁴⁷ der ursprüngliche Gutachtäler Haustyp kannte dieses Bauelement nicht (vgl. Bilder 9 und 9a).



Bild 11: Der um 1758 erbaute Peterbauernhof am Turm in Gutach weist prinzipiell viele konstruktive Gemeinsamkeiten mit dem Laublehof auf – Foto um 1910. Der Wohnungsgrundriss auch dieses an der Frontseite dreiraumbreiten Hauses entspricht nicht dem des typischen Gutacher oder Gutachtäler Hauses nach den Darstellungen von Schilli oder Schnitzer. So beispielsweise befindet sich die Küche nicht an der Giebelseite zwischen den Stuben sondern an der rechten Traufseite des Hauses – ein typisches Merkmal der Kinzigtäler Häuser.

Eine sehr ins Auge fallende Besonderheit unter den historischen Bauernhäusern Gutachs ist der Ebersbauernhof (Bild 14). Während der Grundriss dieses Hauses mit dem der Häuser in den Bildern 10 bis 13 sinngemäß identisch ist, besteht die Außenhaut dieses Bauernhauses nicht wie sonst üblich aus hölzernen Ständern und Bohlen, sondern aus Riegelfachwerk. Das daraus resultierende kontrastreiche Äußere verleiht diesem Hof – regional auf die historischen Bauernhäuser Gutachs bezogen – so etwas wie Einmaligkeit. Nach dem Feuerversicherungsbuch von 1841 wurde das Haus um 1782 erbaut. Schon einige Jahre zuvor experimentierte man auch an einigen anderen Bauernhäusern im Verbreitungsgebiet der Gutachtäler und Kinzigtäler Häuser mit Fachwerkwandungen. Wie wir heute wissen, konnte sich diese Bauweise aber weder an den Bauernhäusern im Gutach- noch im Kinzigtal durchsetzen.⁴⁸

Ähnlich den in den Bildern 11 bis 13 zu sehenden Gutacher Bauernhäusern haben auch der 1706 erbaute Lehmehof (Bild 15) und der nur neun



Bild 12: Auch beim 1769 erbauten dreiraumbreiten Bachbauernhof in Gutach – Foto um 1900 – entspricht die Raumaufteilung nicht der des Gutacher oder Gutachtäler Hauses nach Schilli oder Schnitzer. Der Wohnungsgrundriss dieses Hauses ist prinzipiell identisch mit dem des Peterbauernhofs am Turm.

Jahre später errichtete Oberlehof (Bild 16) – beide in Gutach – viele Gemeinsamkeiten hinsichtlich ihrer räumlichen Gliederung und baulichen Konzeption. Hier standen die zweigeschossigen Kinzigtäler Häuser Pate,⁴⁹ obwohl an ihnen auch Elemente der Höhen- oder Heidenhäuser festzustellen sind. Im Gegensatz zu den Gutachtäler Häusern sind sie nur zweiraumbreit, die Küchen befinden sich an der linken (Lehmshof) bzw. rechten (Oberlehof) Traufseite, gegenüber dem jeweiligen Wohnungszugang. Unter anderem wohl wegen der nur sehr geringen Höhendifferenz des jeweiligen Baugeländes wurden die Ställe beider Häuser auf gleichem Höhenniveau wie der Wohntrakt und unmittelbar dahinter zur Bergseite hin, angeordnet – nicht wie bei den Kinzigtäler Häusern üblich im steinernen Sockelgeschoss unter der Wohnung.

Links an der Giebelseite des Lehmshofs ist oberhalb des niedrigen Kellers der für Kinzigtäler Häuser typische Kammertrippel vor der Schlafkammer des Bauernpaares zu erkennen. Ein Gang vor der rechten Traufseite (im Bild nicht sichtbar) erschließt drei Kammern oberhalb des Stalls.



Bild 13: Sehr ähnlich den Grundrissen der in den Bildern 10 bis 12 abgebildeten Gutacher Bauernhäuser ist auch der Grundriss des 1863 erbauten Hansechristenhofs in Gutach – Foto um 1910. Das heißt, auch dieses stattliche Haus weist nicht die typischen Merkmale eines Gutachtäler Hauses auf, so wie sie von Schilli oder Schnitzer beschrieben sind.

Die Mehrzahl der in diesem Beitrag einbezogenen Fotografien lässt erkennen, dass die ursprüngliche Außenhaut nahezu aller historischen Schwarzwaldhäuser bereits vor rund 100 Jahren mehr oder weniger verbrettert oder verschindelt war, d. h. von der für historische Schwarzwaldhäuser typischen Ständer-Bohlenbauweise war schon zu dieser Zeit kaum noch etwas zu erkennen. Anders ist das beim Oberlehof im Bild 16. Es zeigt das alte Bauernhaus noch in seinem nahezu ursprünglichen Zustand; lediglich rechts am Haus gibt es einen kleinen Anbau aus jüngerer Zeit. Links vor dem Wohnungszugang ist – zwar nur schemenhaft, aber dennoch wahrnehmbar – das Milchhäusle und im Obergeschoss vor der Außenwand der Längsseite des Hauses der Gang zu den Kammern oberhalb des Stalls zu erkennen. Deutlich sichtbar ist die ursprüngliche Ständer-Bohlenbauweise, die diesem Haus ein besonders urwüchsiges Aussehen verleiht.

Alle in den Bildern 10 bis 16 vorgestellten historischen Bauernhäuser Gutachs sind so genannte „Mischformen“,⁵⁰ d. h. keine klassischen Gutacher Häuser. Sie alle sind in ihrer baulichen Konzeption mehr oder weni-



Bild 14: Durch seine Fachwerk-Außenhaut stellt der um 1782 erbaute Ebersbauernhof – Foto um 1910 – eine Besonderheit unter den historischen Bauernhäusern Gutachs dar. Er ist an der Giebelseite dreiraumbreit. Die Küche befindet sich an der Längsseite des Hauses, d. h. der Wohnungsgrundriss ist sinngemäß identisch mit dem der Häuser in den Bildern 10 bis 13.

ger geprägt sowohl vom Kinzigtäler Haus als auch vom Höhen- oder Heidenhaus.

Fazit

Im vorliegenden Beitrag wurde u. a. versucht zu klären, ob der dreiraumbreite Gutachtäler Haustyp mit der Rauchküche zwischen Stube und Stüble aus der Württembergischen Bauordnung von 1568 resultiert und auch, ob die helle Fachwerkaußenwand der Küche, etwa in der Mitte der Giebelseite vieler Gutachtäler Häuser, auf diese Bauordnung zurückzuführen ist. Nach Lage der zuvor beschriebenen Quellen und Fakten stellt sich der Sachverhalt wie folgt dar:

Der Altenvogtshof in Wolfach-Kirnbach (Bilder 9 und 9a) ist eindeutig ein Gutacher oder Gutachtäler Haus gemäß den typologischen Darstellungen von Schilli bzw. Schnitzer. Da dieses Haus im Jahre 1565, d. h. bereits drei Jahre vor Erlass der Württembergischen Bauordnung von 1568, er-



Bild 15: Am 1706 erbauten Lehmeshof in Gutach – Foto um 1910 – wurden bauliche Elemente von gleich zwei benachbarten Haustypen übernommen, nämlich vom Kinzigtäler Haus und vom Höhen- oder Heidenhaus: Der zweiraumbreite Wohnungsgrundriss mit der Küche an der dem Wohnungszugang gegenüberliegenden Traufseite ist nahezu identisch mit dem der Kinzigtäler Häuser, und der Gang im Obergeschoss vor der rechten traufseitigen Außenwand (im Bild nicht sichtbar), der drei Kammern über dem Stall erschließt, ist von den Höhen- oder Heidenhäusern bekannt.

richtet wurde, kann dieser Haustyp nicht in einem ursächlichen Zusammenhang mit dieser Bauordnung gebracht werden. Das heißt, die von Schilli schon 1953 und danach von weiteren Autoren publizierte Vermutung, der Gutachtäler Haustyp sei durch die Württembergische Bauordnung von 1568 ausgelöst worden, entspricht nicht der Realität.

Ob die helle Fachwerkaußenwand der Küche in vielen Gutachtäler Häusern (Bilder 2 bis 4) auf die zuvor angeführte Bauordnung zurückzuführen ist, konnte auch mit Hilfe des Originalwortlauts der Bauordnung und der exakten Bestandsaufnahmen aus der Zeit um 1900 nicht eindeutig und zufriedenstellend geklärt werden. Viele Fakten sprechen gegen die ursprünglich von Schilli und später weiteren Autoren vertretene Auffassung, so beispielsweise auch die Bilder 1, 7 und 8, ebenso die Bestandsaufnahme des Laublehofs durch Schäfer. Selbst Schilli kommt zu der überraschenden Feststellung: „Im ganzen Gebiet ist sporadisch durch die oben angezoge-



Bild 16: Ein weiteres nur zweiraumbreites Bauernhaus in Gutach ist der nach dem Lagerbuch von 1716 im Jahre 1715 von Christian Aberle erbaute Oberlehof – Foto um 1900. Die Küche an der rechten Traufseite und der im Bild leider nur schwach sichtbare Gang im Obergeschoss vor der linken Traufseite lassen erkennen, dass auch hier – wie beim Lehmshof (Bild 15) – bauliche Elemente des Kinzigtäler Hauses und des Höhen- oder Heidenhauses einfließen.

*nen baupolizeilichen Bestimmungen (die Württembergische Bauordnung von 1568, d. Verf.) auch zum Fachwerk gegriffen worden, obgleich die Landschaften mit Einzelhofsiedlungen von diesen Gesetzen nicht betroffen sein sollten.*⁵¹ Da es sich bei den Gutachtäler Häusern in aller Regel um Einzelhöfe handelt, wären sie nach dieser Formulierung aus Schillis Feder von der Forderung nach Riegelfachwerk in der Württembergischen Bauordnung nicht betroffen. Der zweite Halbsatz dieser schillischen Formulierung steht eindeutig im Widerspruch zu seinen vorher zitierten Aussagen.

Neben dem Versuch die offenen Fragen zu klären oder zumindest ein wenig Licht in den nebulösen Sachverhalt zu bringen, sollte dieser Beitrag auch deutlich machen, dass so gut wie alle bis heute in Gutach erhaltenen historischen Bauernhäuser keine Gutacher oder Gutachtäler Häuser gemäß den Darstellungen von Schilli oder Schnitzer sind – was insbesondere bei der von Schilli gewählten Typenbezeichnung „Gutacher Haus“ verständlicherweise oft angenommen wird. Es ist eben nicht ganz unproblematisch,

die historischen Häuser, die von über Land ziehenden Zimmerleuten mit einem ständig wachsenden Erfahrungsschatz errichtet wurden, in einen sehr engen typologischen und geografisch relativ fest umrissenen Rahmen zu pressen und sie dann nach einer Gemeinde oder einem Tal am äußersten Rand ihres Verbreitungsgebietes zu benennen. Neben den ursprünglichen Grundtypen entstanden im Verlauf der Zeit immer wieder – je nach Erfahrungsschatz und handwerklichem Können der Zimmerleute, den Vorstellungen und Wünschen des Bauern, den regionalen klimatischen Verhältnissen und der daraus resultierenden wirtschaftlichen Nutzung des jeweiligen Bauernhauses, und nicht zuletzt auch je nach Lage des Baugeländes – in Teilbereichen voneinander abweichende Bauformen.

Die ab dem beginnenden 18. Jahrhundert auf Gutacher Gemarkung erbauten Bauernhäuser (Bilder 10 bis 16) wurden bezüglich ihrer Konstruktion und Raumaufteilung allesamt mehr oder weniger von den Haustypen benachbarter Hauslandschaften beeinflusst. Auch wenn diese Häuser heute nicht mehr so ausschauen wie auf den in diesem Beitrag einbezogenen Bildern aus der Zeit um 1900/20, so sind sie dennoch, gemessen am aktuellen Bestand historischer Bauernhäuser im gesamten Schwarzwald, geradezu vorbildlich erhalten und gepflegt.

Literatur (chronologisch)

- Eisenlohr, Friedrich: Holzbauten des Schwarzwaldes, Karlsruhe 1853.
- Kossmann, Bernhard: Baden. In: Das Bauernhaus im Deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten, Hrsg.: Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine, Dresden 1906.
- Schilling, Richard: Das alte malerische Schwarzwaldhaus, Freiburg 1915.
- Schilli, Hermann: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953 (weitere Auflagen 1964, 1977 und 1982).
- Schilli, Hermann: Schwarzwaldhäuser, Karlsruhe 1978.
- Schnitzer, Ulrich: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen [Forschungsarbeit am Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung der Universität Karlsruhe, Lehr- und Forschungsgebiet Planen und Bauen im Ländlichen Raum, Prof. Dr.-Ing. Ulrich Schnitzer], Arbeitsheft 2, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1989.
- Bauer, Michael: Malerische Schwarzwaldhöfe, Konstanz 1996.
- Kauß, Dieter: Schwarzwälder Kulturgeschichte – Zur Geschichte der Bauernhöfe im Schwarzwälder Freilichtmuseum, Gutach, Offenburg 2002.

Anmerkungen

- 1 H. Schilli unterscheidet bei den Schwarzwaldhäusern nach Heidenhäusern und Heidenhäusern jüngerer Form, Zartener Häusern, Schauinslandhäusern, Hotzenhäusern, Kinzigtäler Häusern, Vereinfachten Kinzigtäler Häusern und Gutacher Häusern – vgl. Schilli 1953, insbesondere 278 f. U. Schnitzer hingegen differenziert in Teilbereichen noch spezifizierter und benennt folgende Haustypen nach ihrem regionalen Vorkommen: Kinzigtäler Häuser, Gutachtäler Häuser, Elztäler Häuser, Dreisamtäler Häuser, Höhenhäuser, Wiesentäler Häuser, Albtäler Häuser, Hotzenhäuser und Münstertäler Häuser – vgl. Schnitzer 1989, insbesondere 16–36. Obwohl neben Prof. Dr. Schnitzer noch weitere Architekten, Ingenieure, Hausforscher und Historiker an diesem Projekt beteiligt waren, wird, da die einzelnen Kapitel des Forschungsberichts nicht namentlich zugeordnet sind, in allen nachfolgenden Anmerkungen zu diesem Werk grundsätzlich nur „Schnitzer“ benannt.
- 2 Vgl. Schilli 1953, 200 und Schnitzer 1989, 31.
- 3 Da es bezüglich des charakteristischen Grundrisses des Gutacher Haustyps nach Prof. Schilli und des Gutachtäler Haustyps nach Prof. Dr. Schnitzer praktisch keine Differenzen gibt, wird im Folgenden – außer in Zitaten und dort wo es ausschließlich und speziell um Schillis Darstellungen geht – einheitlich die Bezeichnung Gutachtäler Haus bzw. Gutachtäler Haustyp verwendet.
- 4 Bei nahezu allen bis heute meist vorbildlich erhaltenen historischen Bauernhäusern in Gutach sind erhebliche bauliche Einflüsse des Kinzigtäler Haustyps, aber auch des Höhen- oder Heidenhaustyps zu erkennen.
- 5 Schilli 1953, 207 ff.
- 6 Schnitzer 1989, 29.
- 7 Vgl. beispielsweise Schilli 1953, 198–204, Schnitzer 1989, 29–33 und Kauß 2002, 12.
- 8 Vgl. Schilli 1953, 198–206 und Schnitzer 1989, 31 und Abb. 18–20. Ein konstruktiv anderer, aber ebenfalls dreiraumbreiter Haustyp mit mittig an der Stirnseite angeordneter Küche ist aus dem Dreisamtal östlich von Freiburg bekannt. Über diesen Haustyp berichtet W. A. Tschira sehr ausführlich am Beispiel des im Jahre 1610 erbauten Pfändlerhofs in Zarten. Vgl. Tschira, Wilhelm Arnold: Der Pfändlerhof zu Zarten. In:

- Mein Heimatland (19) 1932, 131–138. Schilli bezeichnet diesen Haustyp als Zartener Haus, Schnitzer hingegen als Dreisamtäler Haus. Letzterer weist darauf hin, dass die Küchen dieser Häuser schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts von der Stirnseite auf die rückwärtige Traufseite verlegt wurden. Vgl. Schnitzer 1989, 24.
- 9 Solche Hocheinfahrten und Tennen außerhalb der Hausmitte gibt es beispielsweise beim Vogtsbauernhof in Gutach (Museum) und beim Reichensteinerhof in Hornberg-Reichenbach.
 - 10 Zu den Schwarzwälder Haustypen vgl. Schilli 1953, 13 ff. und Schnitzer 1989, 16 ff.
 - 11 Diese Vermutung publizierte H. Schilli in seinem 1953 erstmalig erschienenen Standardwerk „Das Schwarzwaldhaus“, 200 und auch in seinen weiteren zahlreichen Veröffentlichungen, soweit sie das Gutacher Haus betreffen. Eine ausführliche Bibliographie Schillis veröffentlichte Kauß, Dieter: Zum Leben und Werk von Hermann Schilli (1896–1981). In: Die Ortenau (66) 1986, 127–141. Weitere Autoren schlossen sich dieser schillischen Auffassung an, so beispielsweise: Haas, Berthold: Das Bauernhaus im Schwarzwald-Baar-Kreis. In: Der Schwarzwald-Baar-Kreis, Stuttgart und Aalen 1977, 187. Ders.: Das Schwarzwaldhaus im Quellbereich der Brigach. In: Brigach–Hofchronik und Ortsgeschichte, Hrsg.: Stadt St. Georgen 1993, 268. Kauß, Dieter: Zur Geschichte des Vogtsbauernhofs in Gutach. In: Die Ortenau (66) 1986, 142. Ders.: Vogtsbauernhof – Führer durch das Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach, Heidelberg – Dielheim 1993, 34. Ders.: „Vogtsbauernhof“ – das Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach. In: Gutach / Heimat der Bollenhut-Tracht, Brauchtum und bäuerliche Lebenswelt, Künstlerkolonie, Hrsg.: Gemeinde Gutach 1999, 176. Ders. 2002, 12.
 - 12 Schnitzer 1989, 29–33.
 - 13 Einige Autoren sind beispielhaft in Anm. 11 aufgeführt.
 - 14 Vgl. Schilli, Hermann: Heimische Hausformen. In: Der Kreis Wolfach, Aalen/Württemberg 1966, 76 und Haas, Berthold: Das Bauernhaus (Anm. 11), 187 und Kauß 2002, 12 und Schnitzer 1989, 32.
 - 15 Vgl. Schilli 1953, 200 und Haas, Berthold: Das Schwarzwaldhaus (Anm. 11), 268 und Kauß, Dieter: Vogtsbauernhof (Anm. 11), 34 und Ders. 2002, 12 und Schnitzer 1989, 33.
 - 16 Schilli 1953, 190.
 - 17 Ebd., 201.
 - 18 Lohrum, Burghard: Wann wurde der Vogtsbauernhof erbaut? In: Die Ortenau (74) 1994, 138–142.
 - 19 Nach Barth, Ansgar: Das Amt Hornberg in württembergischer Zeit. In: Die Ortenau (74) 1994, 351, wurde der Oberbauernhof um 1580 und nach Schnitzer 1989, 30, Abb. 48, im Jahre 1590 errichtet.
 - 20 Schnitzer 1989, 31–32, Abb. 51.
 - 21 Schilli 1953, 201.
 - 22 Vgl. Kossmann 1906, 416 und Schnitzer 1989, 32 und Abb. 50.
 - 23 Vgl. Anm. 11.
 - 24 Schilli 1953, 200.
 - 25 Schilli, Hermann: Zur Geschichte und zum Aufbau des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ in Gutach (Schwarzwald). In: Badische Heimat (56. Jg.) Heft 2, 1976, 268. Ders.: Heimische Hausformen (Anm. 14), 76.
 - 26 Schilli 1953, 198, Figur 54. Bis 1875 war der 1914 abgebrannte (Hinter) Schlauchbauernhof (Bild 9) ungeteilt. In einem Vertrag vom 31.7.1877 einigten sich Christian Wälde und Johannes Wälde, das bisher „in Gemeinschaft besessene Hofgut, Schlauchhof

- genannt, für ewige Zeiten abzuteilen. Die Mahlmühle soll gemeinsam genutzt werden.“ Aus diesem Vertrag resultiert der Bau des Vorderschlauchbauernhofs, dessen Baujahr z. Z. nicht exakt benannt werden kann.
- 27 Zitiert nach Reyscher, A. L. (Hrsg.): Vollständig, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze, erster Teil, Tübingen 1841, 355 und zweiter Teil, Tübingen 1842, 178 und 179.
- 28 Beispielhaft seien hier nur einige Beiträge angeführt: Schilli, Hermann: Heimische Hausformen (Anm. 14), 76. Ders.: Die Hausformen der Ortenau. In: Die Ortenau (40) 1960, 131. Ders.: Zur Geschichte (Anm. 25), 268.
- 29 Zum Baujahr des Bürlebauernhofs gibt der Gutacher Heimatforscher Ansgar Barth folgenden Hinweis: „Nach dem Feuerversicherungsbuch von 1841 wurde das Haus um 1770 erbaut. Über das Hofgebäude wird ausgeführt: ‚Wohnhaus zweistöckig von Holzwänden mit Sockelmauer – Dach Stroh und Ziegelstreifen‘. Im Steuerbuch von 1722 heißt es: ‚Ein zweistöckig neu erbaut Haus (eine große Stube, 1 Nebenstüble, 5 Kammern) samt einer besonderen Hausmahlmühlin‘. Offen bleibt, ob das Haus zwischen 1722 und (um) 1770 abgebrannt ist oder ob die Einschätzung im Feuerversicherungsbuch ungenau ist.“ Um das exakte Baujahr zu bestimmen, sind weitere Nachforschungen erforderlich. Nach der erhaltenen alten Bausubstanz zu urteilen, ist die Bauzeit vor 1722 allerdings sehr wahrscheinlich.
- 30 Vgl. Schilli 1953, Abb. 103. Auch in Schillings sehr präziser Zeichnung vom Bürlebauernhof ist das Rauchgatter und weitere Rauchabzugslöcher oberhalb des Gatters in der Holzkonstruktion der Küchenaußenwand gut zu erkennen. Vgl. Schilling 1915, 113, Abb. 113.
- 31 Schnitzer 1989, 33.
- 32 Kossmann, Bernhard: Die Bauernhäuser im badischen Schwarzwald. In: Zeitschrift für Bauwesen (44) 1894, 169.
- 33 Bei der zwischenzeitlich durchgeführten umfassenden Renovierung und Modernisierung des Altenvogtshofs wurde der ursprüngliche Bug mit der Jahreszahl 1565 durch einen neuen ersetzt, dem wiederum die Jahreszahl 1565 eingeschnitten wurde. Den ursprünglichen mit der Jahreszahl 1565 gekennzeichneten Bug hält der Zimmermann, der die Modernisierungsarbeiten ausführte, in Verwahrung.
- 34 Kossmann 1906, 416 und 428 f. Bei dem hier angegebenen Baujahr 1561 handelt es sich offenbar um einen Schreibfehler; richtig ist 1565, wie sich der Verfasser dieses Beitrags vor Ort überzeugen konnte.
- 35 Nienhaus, Heinz: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten. In: Die Ortenau (83) 2003, 145, Bild 1 und 148.
- 36 Schnitzer 1989, 32.
- 37 Vgl. die in Anm. 11 aufgeführten Publikationen.
- 38 Schilli 1953, 207–215.
- 39 Schäfer, Carl: Bauernhaus in Gutach (Schwarzwald). In: Deutsche Bauzeitung, Jahrgang 29 (34) 1895, 213–217. Während Schäfer die Bauzeit dieses Hauses auf 1720/50 einschätzt, ist im Feuerversicherungsbuch von 1841 zu diesem Hof nachzulesen: „Steht ohngefähr 70 Jahr“. Ein Ofenstein trägt die Datierung 1759, die nach der „ohngefähr“-Angabe im Feuerversicherungsbuch zutreffen könnte.
- 40 Nienhaus (Anm. 35), 144–149.
- 41 Zum Grundriss des Wohnteils der Gutachtäler Häuser vgl. Schilli 1953, 199–206 und Schnitzer 1989, 19 und 29–33.
- 42 Schäfer (Anm. 39), 214.
- 43 Schilli 1953, 199–206.

- 44 Schnitzer 1989, 19 und 29–33.
- 45 Im Feuerversicherungsbuch von 1841 ist zu diesem Hof nachzulesen: „Steht 83 Jahr“, woraus das Baujahr 1758 resultiert.
- 46 Schilli 1953, 204, 212, Figur 58.
- 47 Schnitzer 1989, Abb. 21 bis 23, 34.
- 48 Beispiele für Schwarzwälder Bauernhäuser, die im 18. Jahrhundert mit Fachwerk umwandelt wurden, sind der 1592 erbaute Hasenbauernhof in Lauterbach, bei dem die alten Bohlenwände 1796 gegen Fachwerk ausgetauscht wurden, wie auch der 1718 erbaute Fegershof vor Gelbach und der benachbarte, 1732 erbaute Hartershof – beide in Oberwolfach. Während der Hasenbauernhof dem Gutachtaler Haustyp zuzuordnen ist, sind die beiden Oberwolfacher Höfe typische Kinzigtäler Häuser. Vgl. Nienhaus (Anm. 35), 154–156.
- 49 Nienhaus (Anm. 35), 144–149.
- 50 Schilli 1953, 207–215.
- 51 Ebd., 203.

Mein Dank gilt allen, die mir bei den Recherchen zu diesem Beitrag behilflich waren, den Hofbesitzern, die mir bereitwillig alle Türen in ihren historischen Häusern öffneten und ausführlich alle Fragen beantworteten, insbesondere Herrn Ansgar Barth, Gutach, der mich bei der Altersbestimmung der historischen Gutacher Bauernhäuser sehr unterstützte.

Bildnachweis: Bild 6: Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Signatur: MC HBFa 1394; Bilder 9 und 9a: aus: Kossmann, Bernhard: Baden, in: Das Bauernhaus im Deutschen Reich und seinen Grenzgebieten, Dresden 1906; Bilder 10 und 10a: aus: Schäfer, Carl: Bauernhaus in Gutach (Schwarzwald), in: Deutsche Bauzeitung (34) 1895; alle übrigen Bilder: Archiv Nienhaus.

Benjamin Franklin und George Washington

Unbekannte Porträts vom badischen Maler Lambert Sachs
(1818–1903)

Hans Joachim Bodenbach

Für die USA war der 17. Januar 2006 ein besonders wichtiger Gedenktag der Nation: erinnerte man sich doch hier des 300. Geburtstags eines für die Geschichte des Landes überragenden Mannes, des großen Erfinders, Politikers und Staatsmanns Benjamin Franklin (1706–1790) aus Philadelphia. Seine Bedeutung für die (späteren) Vereinigten Staaten von Amerika, aber auch für Europa und darüber hinaus, war derart groß, dass die Fülle seiner Tätigkeiten und Leistungen später noch einmal erläutert werden soll.

Für George Washington (1732–1799), den bekannten Feldherrn des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und späteren ersten Präsidenten der USA, gab es eigentlich kein richtiges „Erinnerungsdatum“. Dafür hatte dann aber der Kunstmarkt Anfang 2006 mit einem Paukenschlag gesorgt: Beim Auktionshaus Christie wurde völlig überraschend ein vorzügliches, lebensgroßes Porträt George Washingtons (vom amerikanischen Maler Charles Willson Peale, 1741–1827) angeboten – und dann über einen Händler einem nicht genannten Bieter zum spektakulären Preis von 21,3 Millionen US-Dollar zugeschlagen.¹

Für den aus Mannheim stammenden Maler Lambert Sachs, der sich – von New York kommend – um 1852 in der Stadt Philadelphia niedergelassen hatte, lagen die für Franklin und Washington noch zu schildernden Ereignisse zu dieser Zeit allerdings schon etwa 100 Jahre zurück. Trotzdem war es selbstverständlich, dass sich der Künstler und Porträtist (der ausgehenden Biedermeierzeit) auch mit diesen beiden großen Figuren in seinen Arbeiten beschäftigte: galt doch Benjamin Franklin als größter Sohn der Stadt. George Washington hingegen war der Oberbefehlshaber der Armee der Kolonien im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gewesen und hatte auch im Umkreis der heutigen Millionenstadt gekämpft. Zudem hatte der spätere Nationalheld der USA in der sog. Independence Hall (Unabhängigkeitshalle) Philadelphias zusammen mit den Männern der ersten Stunde die amerikanische Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet.

Der Maler Lambert Sachs (1818–1903)

Der Graphiker, Kunstmaler und zeitweise auch als Photograph tätige Lambert Sachs stammte aus einer gutbürgerlichen Familie in Mannheim. Die Vorfahren, deren Stamm sich bis etwa 1450 zurückverfolgen lässt, lebten

reich verzweigt und teilweise sogar geadelt in zahlreichen süddeutschen Städten, wie Kraiburg am Inn, Neuburg a. d. Donau, Nürnberg, Straßburg im Elsass, Wertheim, Mannheim, Freiburg i. Br., Baden-Baden, Offenburg, Rastatt, und anderen Städten.² Nach Studium in Mannheim, Karlsruhe und Abschluss dann an der Königlichen Kunstakademie in München begann für Lambert Sachs wieder das schon vorher recht unstete Leben mit weiteren Aufenthalten in Mannheim, Offenburg, Wertheim, Trier, Paris und anderen Orten. In diesen Städten ist er jeweils auch mit eigenen Werken nachweisbar (Abb. 1).

1848/49 kam es in vielen deutschen Staaten, besonders jedoch in Baden, zu revolutionären Unruhen. Auch Lambert Sachs und sein Vetter Wilhelm Sachs³ wurden dort hineingezogen. Die Aufstände wurden mit Gewalt niedergeschlagen. Zum Teil in deren Folge, sicher aber auch aufgrund unbeschreiblicher Armut, kam es dann zu einer viele Jahre anhaltenden Auswanderwelle. Millionen hoffnungsvoller Menschen aus ganz Europa wählten den Weg in die Neue Welt. Auch der junge Maler Lambert Sachs war dabei. Vielleicht spielte bei ihm aber auch Abenteuerlust eine Rolle. Denn schon aus dem Jahre 1849 ist ein Passierschein für ihn erhalten, der ihm die Weiterreise von Gernsbach über Frankenthal, Mainz und Frankfurt am Main nach Weißenburg ins Elsass gestattet. Vermutlich verließ er auf diesem Wege und dann über einen der Häfen an der Atlantikküste Frankreich und damit Europa. In seiner noch heute erhaltenen Malmappe findet sich dazu ein alter Stich mit eigener handschriftlicher Datierung, der Jahreszahl „1850“. Wir sehen eine große Hafenstadt, vermutlich handelt es sich um New York, denn hier dürfte er an Land gegangen sein (Abb. 2).

Dort ist er sowohl als Maler wie auch zusätzlich – erstmals in seinem Leben – als Photograph tätig. Einige Jahre später (wohl schon ab 1852) finden wir ihn dann als Maler und später auch Teilhaber eines Photoateliers in der Stadt Philadelphia, Bundesstaat Pennsylvania, zu dieser Zeit noch mit einer gemischten, deutsch/englisch-sprachigen Bevölkerung. In unmittelbarer Nähe der Stadt malte Lambert Sachs auch sein bis heute berühmtestes, in der Nationalgalerie in Washington D. C., befindliches und dort auch ständig ausgestellt, großformatiges Gemälde *The Herbert children of Toms river* (Die Herbert-Kinder von Toms River). Hier in Philadelphia kreuzten sich im wahrsten Sinne des Wortes auch die Schritte des Lambert Sachs mit Benjamin Franklin,⁴ wohnte er doch zeitweilig in derselben Straße, in der Benjamin Franklin hundert Jahre zuvor ansässig gewesen war. Inzwischen hatte sich Philadelphia jedoch bereits zu einer modernen Großstadt entwickelt, selbst eine Pferdebahn existierte schon.

Benjamin Franklin galt schon lange als berühmter Staatsmann – und damit auch als berühmter Sohn der Stadt. Insofern war es durchaus zu erwarten, dass sich auch Lambert Sachs künstlerisch mit der Figur dieses Mannes auseinandersetzen wollte, zumal schon eine ganz beachtliche Anzahl



Abb. 1: *Lambert Sachs*
(1818–1903):
Selbstporträt als Junger Mann.
Kolorierte Zeichnung,
11,5 × 9,3 cm.
Werkverzeichnis Lambert Sachs:
Zeichnungen:
Nr. 7.4.3.1
(Privatbesitz; Photo: Verfasser).

von Porträts dieses berühmten Mannes existierten.⁵ Dafür hatte nicht zuletzt auch die große Kultfigur selbst gesorgt, indem sie durchaus den Druck eigener Porträts förderte. Anlässlich eines Aufenthaltes 1779 in Paris sagte Benjamin Franklin deshalb von sich selbst: „*Mein Gesicht ist fast so bekannt wie das des Mondes.*“ In Philadelphia hatte Franklin auch eine der Erfindungen gemacht, durch die er heute besonders gut in Deutschland und Europa bekannt ist: Er gilt als personifizierter Erfinder des Blitzableiters. Und dieses Motiv wählte Lambert Sachs um 1853 zur Ausführung von zwei Gemälden.⁶

Benjamin Franklin (1706–1790)

Benjamin Franklin wurde am 17. Januar 1706 in Boston/Massachusetts als jüngster Sohn eines Seifensieders geboren. Aus einer kinderreichen Familie stammend, absolvierte er bei seinem Halbbruder eine Buchdruckerlehre. Aus den jämmerlichen Lebens- und Arbeitsverhältnissen entflohen er dann in die aufstrebende Stadt Philadelphia in Pennsylvania, damals ebenfalls noch britische Kolonie. Nach einem zweijährigen Londonaufenthalt kehrte er nach Philadelphia zurück und kaufte dort 1729 die Wochenzeitung „*Philadelphia Gazette*“. Zusätzlich wurde er in weiten Kreisen durch die Zeitschrift „*The Poor Richard’s Almanak*“ bekannt: Eine Art prakti-

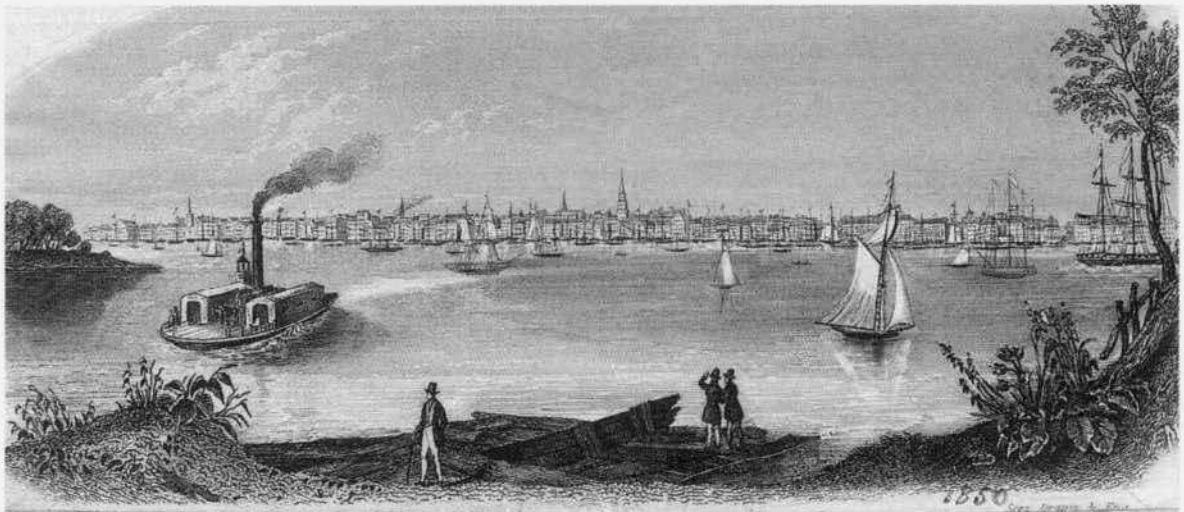


Abb. 2: *Lambert Sachs: Hafenstadt (vermutlich New York)*. Von Lambert Sachs rechts unten datiert: 1850. Alter Stich, 8,1 × 19,2 cm, mit Eindruck am rechten Rand unten: *Serz Draum & Eng.* (Bestand: Malmappe des Künstlers, Familienarchiv Sachs, Privatbesitz; Repro vom Original: Familienarchiv Sachs).

sche Lebenshilfe, Ratgeber für alle Lebenslagen mit der grundsätzlichen Empfehlung von Fleiß, Rechtschaffenheit, Disziplin und Sparsamkeit, etwas, das auch heute noch, besonders im ländlichen Amerika, seine Gültigkeit hat. Doch Benjamin Franklin war darüber hinaus ein Universalgenie: Drucker und Verleger, Journalist und Schriftsteller, Promotor zur Errichtung von Bücherhallen in den USA, Gründer des ersten Wohlfahrtsspitals, der ersten öffentlichen Straßenreinigung und der ersten Feuerwehr in Philadelphia, Wissenschaftler und Erfinder auf vielen Gebieten.

In späteren Jahren wurde Benjamin Franklin sogar noch mit heiklen diplomatischen Missionen in Europa betraut, die letztlich die amerikanische Unabhängigkeit zum Ziel hatten. Diese löste er mit großem Geschick. So ist er insgesamt der Prototyp des amerikanischen Selfmademans, der aus kleinen Anfängen im Land der unbegrenzten Möglichkeiten zum erfolgreichen Unternehmer, Politiker und schließlich zu einem der Gründerväter der Vereinigten Staaten wurde: Er gehörte zu den Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung von 1776 und auch der amerikanischen Verfassung von 1787.

Bei dem ersten zu besprechenden Gemälde (Abb. 3) handelt es sich ganz offensichtlich um eine mit schnellem Pinselstrich erstellte Studie, die trotzdem eindrucksvoll ein von Ferne heraufziehendes Gewitter ankündigt. Auch ein Blitz zuckt schon über den immer dunkler werdenden Himmel, lässt damit gleichzeitig das spektakuläre Experiment erwarten: Man sieht Benjamin Franklin und seinen Sohn William im Juni 1752 schnellen



Abb. 3: Lambert Sachs (1818–1903): *Benjamin Franklin und sein Drachen* (*Benjamin Franklin and his Kite*). Öl auf Leinwand, Spachtel, 24 × 17,9 cm, Philadelphia/PA, USA, um 1854 Werkverzeichnis Lambert Sachs, Gemälde USA: Nr. 7.4.5.8 (Privatbesitz; Photo: Dr. Thomas Wiegand, Kassel).



Abb. 4: *Lambert Sachs (1818–1903): Benjamin Franklin und sein Drachen (Benjamin Franklin and his Kite)*. Öl auf Leinwand, 47 × 40 cm. Philadelphia/PA, USA, um 1854. Werkverzeichnis Lambert Sachs, Gemälde USA: Nr. 7.4.5.7 (Privatbesitz; Photo: Atelier).

Schrittes auf dem Weg zu einer großen Wiese. Dort wird er mit dem an langer Leine geführten Drachen per Selbstversuch den wissenschaftlichen Beweis führen wollen, dass ein Blitz von der Metallspitze kommend über



Abb. 5: Lambert Sachs (1818–1903): *George Washington & LaFayette at the Battle of Monmouth* (*George Washington & LaFayette in der Schlacht von Monmouth*). Öl auf Leinwand, 36 × 41,5 Zoll (91,5 × 105,5 cm), rückseitig von Lambert Sachs wie oben beschriftet, sodann: by Lambert Sachs. Zusätzlich ein Händleretikett. Philadelphia/PA, USA, um 1854 Werkverzeichnis Lambert Sachs, Gemälde USA: Nr. 7.4.5.4 (Privatbesitz; Photo: Privat)

eine angefeuchtete Leinenschnur zum Erdboden hinabgeführt werden kann.⁷ Dieses Motiv hat Sachs örtlich korrekt wiedergegeben: Bei einem Vergleich der auf dem Gemälde zu erkennenden Landschaft mit der heutigen Situation liegt der jetzige Sitz der übrigens auch von Benjamin Franklin gegründeten American Philosophical Society nur einige hundert Meter vom Ort des ersten Geschehens – damals eine Pferde- oder Rinderweide – entfernt.⁸

Beide Personen tragen bürgerliche Kleidung, der Sohn eine eher gewöhnliche Kappe als Kopfbedeckung.

Dieses großformatige Gemälde (Abb. 4) greift die oben geschilderte Situation identisch auf: Dunkler Himmel über den Umrissen einer nahen Stadt, an gleicher Stelle der zackige Blitz, derselbe Baum, links ein Strauch. Dazu Vater und Sohn – allerdings in langsamerer Gangart. Und entscheidend: In völlig anderer, fast eleganter Kleidung. Hier hat sich der Künstler dafür entschieden, den inzwischen weltbekannten und berühmten Staatsmann in entsprechender Ausstattung und Attitüde zu porträtieren. Benjamin Franklin wird wohl kaum in bester Kleidung – und das bei strömendem Regen – auf eine Pferdekoppel gegangen sein. Dem entspricht auch dessen erklärende, fast dozierende Handbewegung zu seinem Sohn hin, ganz so, wie später der große Staatsmann seine Erklärungen und Erläuterungen abgegeben haben wird. Insgesamt ist das Bild sehr viel detaillierter gemalt, mit vielen, schön erkennbaren Einzelheiten.

Erstmals wurde dieses in Privatbesitz befindliche Schlachtengemälde (Abb. 5) im Jahre 1994 bekannt. Dabei ist es seit seiner Entstehungszeit (um 1853) immer in Familienbesitz geblieben und hat sogar die große Feuersbrunst in Chicago 1871 unbeschädigt überstanden. Dieses Bild ist für Lambert Sachs besonders wichtig, war er doch bisher eher als Porträtmaler bekannt. Es zeigt eine Reiterszene vom 28. Juni 1778 bei Monmouth in der Nähe von Philadelphia, der schwersten eintägigen Schlacht des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Man sieht hier den Feldherrn George Washington⁹ hoch zu Pferde, wie er mit gezogenem Säbel seinen Soldaten auf dem Weg in den Kampf voranstürmt. Dahinter der General La Fayette, ebenfalls zu Pferde.

Die Provenienz des Werkes ist nicht anzuzweifeln, da auf der Rückwand noch eine eigenhändige Signierung des Künstlers zu sehen und zudem noch ein Händleretikett aufgeklebt ist. Der (vom Verfasser) ergänzte Text lautet:

(HE)NRY KAUSZ
 IMPORTER OF
 ARTISTS COLORS
 (MA)TER(I)ALS
 No 71 SOUTH EIGHTH STREET
 ABOVE WAL(NUT) EAST SIDE
 PHILADELPHIA

Dort hat Lambert Sachs wohl seine Malutensilien gekauft. Die Walnut-Street lag in der Nähe der Chestnut-Street, wo sein Atelier lag, was ebenfalls für hohe Authentizität spricht. Die Walnut-Street, die zentrale Querachse der Stadt, ist auch heute noch eine der bekanntesten Straßen Philadelphias.

Der Künstler hat übrigens noch weitere „George Washington“-Gemälde erstellt, die wie folgt nachzuweisen sind:

- 1854 Philadelphia/USA:
General Washington at Prayer at Valley Forge.
Kunstaussstellung in Philadelphia.
- 1903 Freiburg im Breisgau:
George Washington.
Im Freiburger Nachlass von Lambert Sachs aufgeführt. Nähere Einzelheiten und heutiger Verbleib nicht bekannt.
- 1976 New York:
George Washington in prayer at Valley Forge / by Lambert Sachs, landscape by Paul Weber (1823–1916) on the reserve.
Auktionshaus Sotheby, New York, Auktion am 30.1.1976.
- 1998 London:
George Washington.
Auktion in London. Information aus dem Internet. Keine weiteren Einzelheiten bekannt.
- 2006 New York:
*George Washington: A Portrayal of George Washington at Valley Forge, praying.*¹⁰
Galerie Harvey Weinstein Fine Antiques, New York,
Schätzwert: 375.000 US-Dollar.

Noch ein paar abschließende Worte zum Kunstmaler Lambert Sachs: Obwohl dieser das Bürgerrecht der Vereinigten Staaten von Amerika besaß, fasste er dort nicht auf Dauer Fuß. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass ihm im erst kürzlich erfundenen Medium Photographie große Konkurrenz entstanden war. Insbesondere Porträtisten, zu denen sich der Künstler zählte, litten darunter, weshalb Sachs auch zusätzlich als Teilhaber in ein Photogeschäft eintrat. Doch er liebte die Unabhängigkeit.

Schon 1860 war er wieder in Europa, in Baden nachweisbar, betrieb (wahrscheinlich wieder mit einem gelernten Photographen) in Heidelberg ein Photoatelier. 1870 verließ er jedoch im Hinblick auf den deutsch-französischen Krieg die Stadt und zog zur Familie seines Bruders nach Wertheim. Ein Jahr später siedelte er dann endgültig nach Freiburg im Breisgau über, wo er mehrere Jahrzehnte an verschiedenen Stellen der Stadt mit Malerateliers nachweisbar ist. Hier widmete er sich fortan fast ausschließlich der Altar- und Kirchenmalerei.

Seit Erstellen des (vorläufigen) Werkverzeichnisses im Jahre 1996 wurden einige Neufunde gemeldet, darunter in Photos das bisher unbekanntes Washington-Gemälde. Aus Südbaden wurde 2004 ein sehr schönes, in seinem Freiburger Atelier in der Salzstraße 11 entstandenes und mit „L.S.1879“ signiertes Kinderbild bekannt. Im Jahre 2005 kamen dann aus saarländischem Privatbesitz noch die großformatigen Porträts eines Ehepaares hinzu, die vom Trierer Museum Simeonstift angekauft wurden. Ins-

gesamt ist die Wertschätzung des Malers Lambert Sachs in den USA um ein Vielfaches höher als in Deutschland, was auch mit den für die amerikanische Nation wichtigen Porträts berühmter Persönlichkeiten zusammenhängen wird.

Anmerkungen

- 1 Zeitz, Lisa: Hessen in der Schlacht – Washingtons Sieg, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Frankfurt am Main, Nr. 2, vom 15. Januar 2006, 55 (Kunstmarkt). Neben George Washington eine Kanone und die am Boden liegenden Fahnen der Besiegten, darunter die der Briten und auch der hessischen Söldner von Hessen-Kassel. Weiterhin: Crüwell, Konstanze: Der Mann, der Amerikas Gefühle malen konnte. Das erstaunliche Leben des Künstlers, Forschers und Museumsgründers Charles Willson Peale, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt am Main, Nr. 37, vom 13. Februar 2006, 37. Mit demselben Washington-Porträt!
- 2 Literatur zum Kunstmaler (und Photographen) Lambert Sachs (1818–1903) in chronologischer Folge: 1887–1908: Familien-Nachrichten der Familien Sachs, Junghan(n)s und verwandter Familien. Freiburg i. Br. und Baden-Baden, hier besonders Ausgabe XXVIII, November 1903, 6 f.; 1983: Bodenbach, Hans Joachim: Photomappe mit Arbeiten des Malers Lambert Sachs, angelegt in zwei Exemplaren, davon eines für die Mannheimer Kunsthalle, ein weiteres für die Smithsonian Institution, Washington D.C. (USA), dort zur Archivierung aller vor 1914 (in den USA) geschaffenen Kunstwerke. [Der Maler hatte in seinem späteren Leben die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen], Hildesheim 1978; 1984: Bildnisse aus Offenburg – Porträts aus vier Jahrhunderten im Ritterhausmuseum, Katalog, Offenburg 1984, 30, Abb. 37: Lambert Sachs: Familienbildnis Kohler; 1992: Chotner, Deborah (Hrsg.): American naive paintings, The collections of The National Gallery of Art, Washington D.C. (USA), 1992, Kapitel Lambert Sachs, 330 ff.; 1992: Thomas, Hans und Hedwig: Der Leininger Hofrat Franciscus Sachs, seine Familie und seine Herkunft. Privatdruck, 36 Seiten mit 9 Stammtafeln, Hanau 1992.; 1993: Lehnert-Leven, Christl: Ein spätbiedermeierliches Porträt aus Trier: Maria Margaretha Gödecke, erste Direktorin der Städtischen Höheren Töchterschule Trier, gemalt im Jahre 1847 von Lambert Sachs aus Mannheim. In: Neues Trierisches Jahrbuch, N. F., 33, Trier 1993, 113–130 (u. a. mit einem Selbstporträt des Künstlers auf 122); 1996: Bodenbach, Hans Joachim: Der Maler Lambert Sachs (1818–1903) aus Mannheim und sein Werk, in: Mannheimer Hefte 1995/96, Mannheim 1996, 60–82 mit 17 Abb. (davon sieben in Farbe) sowie (vorläufiges) Werkverzeichnis; 1996: Bodenbach, Hans Joachim: Der Maler (und Fotograf) Lambert Sachs aus Mannheim (1818–1903) und seine Beziehungen zu Offenburg, in: Die Ortenau 76, Offenburg i. B. 1996, 561–595, mit 20 Abb.; 1998: Bodenbach, Hans Joachim: Der Kunstmaler Lambert Sachs (1818 Mannheim – Freiburg im Breisgau 1903), in: Badische Heimat 1998, Freiburg i. Br. 1998, 684–696, mit 10 Abb.; 1999: Bodenbach, Hans Joachim: Der großherzogliche Obereinnehmer Karl (Carl) Georg Sachs (1816–1896) aus Wertheim und seine Familie, in: Wertheimer Jahrbuch 1998, Wertheim 1999, 69–118, mit 44 Abb., davon fünf in Farbe; 2002: Wiegand, Thomas: Bemerkungen zum Lebenslauf des Malers und Fotografen Lambert Sachs, in: Neues zu Ferdinand Tellgmann [Fotografen-Dynastie Tellgmann]. Nachträge, Korrekturen und Fortsetzung des Werkverzeichnisses [Tellgmann], in: Mülhäuser Beiträge, 23, Mülhausen/Thür. 2000, 147–162, hier: 158 und 162; 2002: Bodenbach, Hans Joachim: Ein

Schiller-Porträt von unbekannter Hand, in: Mannheimer Geschichtsblätter, N. F., 8, Ubstadt-Weiher 2002, 419–424, mit 2 Abb.; 2004: Zimmermann, Margret (Bearb.): Gemälde 19. und 20. Jahrhundert, Augustinermuseum Freiburg, Bestandskatalog, 1. Auflage [zur Ausstellung Freiburg i. Br. 2004], Freiburg i. Br. 2004, hier 239 (Abb.) und 404 (Text und Biographie).

Lambert Sachs im Internet: <http://www.nga.gov/cgi/pbio27500>; http://www.artcyclopedia.com/artists/sachs_lambert.html; <http://www.AskART.com> (The Artists Bluebook: 40,000 North American Artists).

- 3 Zu Wilhelm Sachs [als Außenminister der provisorischen Revolutionsregierung vorgesehen]: Bodenbach, Hans Joachim: Der Maler Lambert Sachs (1818–1903) aus Mannheim und sein Werk, in: Mannheimer Hefte 1995/96, Mannheim 1996, mit Farbabbildung eines Porträts des Wilhelm Sachs (von Lambert Sachs), 63; Blastenbrei, Peter: Mannheim in der Revolution 1848/49. Kleine Schriften des Stadtarchivs Mannheim Nr. 10. Mannheim 1997, 16, 37, 42, 44, 69, 76, 92, 110, 112 und 126; Arbeitsgemeinschaft hauptamtlicher Archivare im Städtetag Baden-Württemberg: Revolution im Südwesten. Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg, Karlsruhe 1997, S. 394–395. Raab, Heinrich (Bearb.: Alexander Mohr): Revolutionäre in Baden 1848/49. Biographisches Inventar für die Quellen im Generallandesarchiv Karlsruhe und im Staatsarchiv Freiburg. Stuttgart 1998, 783–784; Engehausen, Frank/Hepp, Frieder (Hrsg.): Auf dem Weg zur Paulskirche. Die Heidelberger Versammlung vom 5. März 1848. Begleitband zur Ausstellung des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg vom 5.3.–3.5.1998), Ubstadt-Weiher 1998, 59 (die Geburtsdaten des Wilhelm S. werden in der Literatur unterschiedlich angegeben); Arbeitsgemeinschaft der Archivare im Rhein-Neckar-Dreieck, mit Beiträgen von Hans Fenske und Erich Schneider: Der Rhein-Neckar-Raum und die Revolution von 1848/49. Die Revolutionäre und ihre Gegenspieler, Ubstadt-Weiher 1998, 259–269; Katalog: Rettet die Freiheit – Das Rumpfparlament 1849 in Stuttgart – Eine Revolution geht zu Ende. Ausstellung Stuttgart 1999. Katalog mit Abb. 26. Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Zusammenarbeit mit der Landeshauptstadt Stuttgart. Stuttgart 1999.
- 4 Moderne Biographien zu Benjamin Franklin: Overhoff, Jürgen: Benjamin Franklin. Erfinder, Freigeist, Staatenlenker. Klett-Cotta, Stuttgart 2005, 320 Seiten; Morgan, Edmund S.: Benjamin Franklin. Eine Biographie. Aus dem Amerikanischen von Thorsten Schmidt. C.H. Beck, München 2006, 304 Seiten.
- 5 Meitner, Lise: Portraits of Benjamin Franklin, in: Endeavour, A Quaterly Magazine for the History and Philosophical Science, 26, London, March 2002, No. 1, 1-2; Breuer, Hubertus: Franklin, der Mond und andere Köpfe. Zu: "Benjamin Franklin an his friends. Portraying the man of science in eigteenth-century America". Ausstellung der Smithonian National Gallery, Washington D.C., 1999. Besprechung dazu in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt am Main, Ausgabe vom 28. Juli 1999.
- 6 Weitere Abbildungen des Blitzschlag-Motivs u. a. in: Stadie, Vera: Die Kraft der Metallspitze – Vor 225 Jahren erhielt Hamburg den ersten Blitzableiter, in: Hamburger Abendblatt, Hamburg 1995, Nr. 13 vom 16. Januar 1995, 16; Breuer, Hubertus: Franklin, der Mond und andere Köpfe. Zur Mehrung des angenehmen Lebens: Amerikanische Naturforscher des 18. Jahrhunderts, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt am Main, Nr. 172 vom 28. Juli 1999, Seite N 5. Mit einer großformatigen Farbabbildung eines Benjamin Franklin-Gemäldes von Charles Willson Peale [des bereits bei George Washington genannten Malers]; Sabin, Stefana: Der Mann, der den amerikanischen Traum vorlebte – Vor dreihundert Jahren wurde Benjamin Franklin geboren –, in: Neue Zürcher Zeitung, Internationale Ausgabe, Nr. 11 vom 14./15. Januar 2006, 29.

Mit einer großformatigen Farbabbildung eines Benjamin Franklin-Gemäldes von Charles Willson Peale; Ritter, Henning: Geburtshelfer des Imperiums. Selbst ist der Mann und er fördert das Nützliche: Vor dreihundert Jahren wurde Benjamin Franklin geboren, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Frankfurt am Main, Nr. 12, vom 14. Januar 2006, 42. Mit einer großformatigen Farbabbildung des Gemäldes „Benjamin Franklin“ des Malers Charles Willson Peale.

- 7 Es sollte nicht verschwiegen werden, dass schon zu Lebzeiten Franklins gewisse, nie ausgeräumte Zweifel an diesem Experiment und insbesondere an seinem erfolgreichen Ausgang geäußert wurden. Vgl. dazu: Schneider, Reto U.: Das Experiment. Die Blitzidee. 1752 holte Benjamin Franklin mit einem Drachen den Blitz vom Himmel. In: NZZ Folio, Neue Zürcher Zeitung, Internationale Ausgabe, Zürich 06/2005, 7 und 75.
- 8 Schreiben der American Philosophical Society Philadelphia, PA, USA, vom 5. März 1982 an den Verfasser.
- 9 Neuere Biographie zu George Washington von Ellis, Joseph J.: Seine Exzellenz George Washington [eine Biographie, mit 12 Abb. auf 10 Tafeln]. Aus dem Amerikanischen von Martin Pfeiffer. Beck, München 2005, 385 Seiten.
- 10 Das Gemälde ist wahrscheinlich identisch mit dem der Kunstausstellung Philadelphia 1854, zu dem Lambert Sachs das Objekt selbst eingeliefert hatte. Auch bei den weiteren Auktionen New York 1976, London 1998 und New York 2006 könnte es sich möglicherweise um dasselbe Gemälde handeln.

Peterlistag – ein Festtag für die Kinder

Hedwig Buß

Am 22. Februar, am Fest Petri Stuhlfeier, begeht man heute noch im Kinzigtal den Peterlistag.

Dies ist ein Kinderfest, an dem die Schüler ab einer bestimmten Zeit (11.00 oder 12.00 Uhr) in einer Gemeinde den ganzen Tag schulfrei bekommen, um auf ihren Heischegang zu gehen.

Es ist zeitlich nicht genau festzulegen, ab wann dieser Brauch beginnt, aber er hängt, nach mündlicher Überlieferung, mit der großen Schlangenplage zusammen.

Nach dem 30-jährigen Krieg und den jeweiligen Pestjahren wurde das Land derart entvölkert, dass das Ungeziefer, besonders aber Kröten und Schlangen, in den leer stehenden Häusern Zuflucht suchten.

Die Leute wurden in der folgenden Zeit der Plage kaum Herr und versprachen den Kindern jedes Jahr eine Gabe oder ein Almosen zu geben, wenn sie Jagd auf diese ungebetenen Gäste machten und sie vertreiben würden.

Wie die Alten auch erzählten, sollten sie dreimal lärmend und schreiend um das Haus und Gehöft herumrennen und dabei mit einer Schelle oder Glocke das Ungeziefer aufscheuchen und verjagen. „Sie hän gmaint, wenn sie recht schelle un rätsche mit denne Glocke, gän die Dierli furt. Wäge dem hämmir au noch die Glocke!“, erzählte 1949 eine Bäuerin aus Unterentersbach.

Dazu sollten sie einen Bannspruch und einen Segensspruch aufsagen, der die Wirkung verstärken sollte. Erst dann bekamen sie ihre Gaben.

Dieser Brauch wird heute im gesamten Harmersbachtal noch ausgeübt: in Oberharmersbach, Unterharmersbach, Zell a. H., Oberentersbach, Unterentersbach und Biberach.

Allerdings verlaufen diese Heischegänge von Ort zu Ort verschieden, auch die Sprüche haben sich inzwischen etwas verändert.

So findet in **Zell am Harmersbach** das Peterlistagspringen, entgegen dem Brauch in anderen Gemeinden, in einem großen Zug statt.

Die Kinder treffen sich um 12.00 Uhr vor dem Pfarrhaus, Kirchenglocken läuten und dann betet der Geistliche zu einem Fenster hinaus mit den Kindern ein Vaterunser (früher war es der „Engel des Herrn“). Die Kinder sagen darauf ihren Heischespruch:

*Hit, hit isch Peterlisdag,
werfe au ebbis zum Lade ra!
Dohar, doher!*

Und der Geistliche wirft „hampflewiis“ Kleingeld und Gutsele in die heischende Kinderschar.

Vom Pfarrhaus aus ziehen die Kinder den Pfarrhofgraben hinunter, an der „Schwarzwälder Post“ vorbei, wo sie ihre zweite Gabe erhalten. Dann weiter zur „Sonne“, zur Volksbank, wo die Leute aus dem zweiten oder dritten Stock ihre Schätze werfen.

Angeführt wird der Peterlistagzug heute von einem Mitglied des Historischen Vereins, in schwarzem Anzug und Zylinder, einem Lehrer, einem Polizisten in Zivil und zwei Polizisten in Uniform, die den Verkehr regeln.

Der Anführer benachrichtigt die Leute, wann sie anfangen sollen, herunterzuwerfen, d. h. wenn die Kinder direkt vor dem Geschäft oder der Wirtschaft stehen. Erst wenn sie ihr Sprüchle gesagt haben, dann regnet es Gaben. So geht der Zug durch die Stadt ziemlich geordnet vor sich. Dass es auch mal „verdappti Fingerli“ gibt, das gehört halt dazu.

Der Zug geht so bis zur Buchhandlung Kopf bei der Wallfahrtskirche, zurück bis zur oberen Sparkasse und noch mal am Rathaus vorbei, wo die Kinder ihre Kinderteller, Tassen oder Becher von der Geschirrfabrik in Empfang nehmen.

Heute gibt es meistens Kleingeld, aber die Geschäftsleute machen sich auch Gedanken, womit sie den Kindern außerdem Freude bereiten können. Brezele, Würstle und Weckle bekommen sie nach alter Tradition von Bäckern und Metzgern, kleines Spielzeug von anderen Gebern. Der Peterlistagzug dauert etwa zwei Stunden.

In **Biberach** hat der Heischegang infolge der veränderten Verkehrssituation etwas andere Formen angenommen.

Da es ein Durchgangsdorf auf der Strecke Offenburg – Villingen und Biberach – Oberharmersbach – Bad Peterstal ist, hat sich der Verkehr – trotz Umgehungsstraße – sehr lebhaft entwickelt.

Da bedurfte es einer guten Organisation für das Peterlistagspringen. Während früher die Kinder einzeln oder in kleinen Gruppen von Haus zu Haus zogen, um ihre Gaben in Empfang zu nehmen, ziehen sie seit einigen Jahren unter Aufsicht der Lehrer zuerst durch die Hauptstraße und den Ortskern der Gemeinde.

Punkt 12.00 Uhr beginnen sie bei der Firma Rietsche, wo sie ihren Spruch aufsagen und früher Lebkuchen, heute Schneckennudeln erhalten. Von dort geht es zur ehemaligen Brauerei Jehle, die zwar heute verkauft ist, aber der Gesellschafter der Kronenbrauerei wollte die alte Tradition fortsetzen und den Kindern die gewohnte „Peterlesbretschel“ geben. Von dort zur Firma Hund, Firma Knauer und zu den Geschäften in der Hauptstraße.

Der Bürgermeister wird vor allem von den Erstklässlern besucht. Nach einer kurzen Pause – die Kinder gehen heim – treffen sie sich wieder auf dem Schulhof, um gemeinsam mit ihren Lehrern weiterzuziehen. Dazu gesellen sich noch Eltern und Bürger hinzu, die an der Erhaltung des traditio-

nellen Heischegangs interessiert sind. Es werden etwa 28 Gruppen gebildet, wobei jede Gruppe einen festgelegten Bereich „heimzusuchen“ hat (oder zugewiesen bekommt). In den Neubaugebieten und den Randbezirken ist es zuweilen eine spannende Sache.

Ein Schüler darf läuten, aber nicht alle Bürger machen auf oder wissen überhaupt von dem Brauch. Der begleitende Lehrer erklärt den Neubürgern die Ursache des Versprechens und manche sind sehr großzügig mit Geld und Süßigkeiten, Orangen und bitten die Kinder, übers Jahr wiederzukommen, nachdem sie den Spruch gehört haben.

Damit aber niemand vorzeitig naschen kann, wandern die Süßigkeiten erst einmal in den jeweilig mitgebrachten Leiterwagen, der meist schön geschmückt ist, das Geld wandert in eine Sammelbüchse.

Am Spätnachmittag des ereignisreichen Tages treffen sich dann alle Gruppen wieder im Schulhof. Erst wenn die Letzten zurück sind, wird Kassensturz gemacht und die beim Heischegang erbettelten Gaben gerecht verteilt. Da bringt jedes ein schönes Sümmchen und eine prall gefüllte Tragetasche mit süßen Schätzen heim.

Alte Leute erinnern sich gerne an das Peterlisspringen in ihrer Kindheit. Da war der originelle Großvater des heutigen Fabrikanten Rietsche, der immer den großen Peterlisspruch sehr schön gesprochen haben wollte. Vor allem aber freute er sich, wenn die Springer den Fasentspruch „Hoorig isch die Katz“ recht laut riefen, wozu er die Narrenkappe aufsetzte.

Oder eine ältere Erzählerin berichtete, dass man früher sehr weit lief, um Geld für ein Paar Schuhe zusammenzubetteln, weil man sie am notwendigsten brauchte.

Wieder eine Erinnerung daran, dass früher gerade die Bedürftigen zum Peterlistag sprangen.

Der frühere Rektor der Volksschule Westermann erzählte mir, dass die Eltern und die Gebenden, seien es Privat- oder Geschäftsleute, froh wären über den geregelten Ablauf des Heischegangs. Es wird dadurch viel Ärger erspart für alle Beteiligten.

Von dem Geld, das sie bekommen, gehen 75 Prozent an die Kinder und 25 Prozent an die SMV (Schülermitverwaltung), z. B. für einen Landschulaufenthalt. Manche, die von den Kindern nicht angetroffen wurden, weil sie gerade weg waren, kommen am nächsten Tag in die Schule und bringen ihren Obolus.

Einer ganz ausgeprägten Form des Peterstags (so heißt er hier!) begegnen wir in **Unterentersbach**, einem Dorf, das im vorderen Kinzigtal, etwas abseits vom Verkehr gelegen ist, im hügeligen Vorland zu dem gebirgigen Oberentersbach.

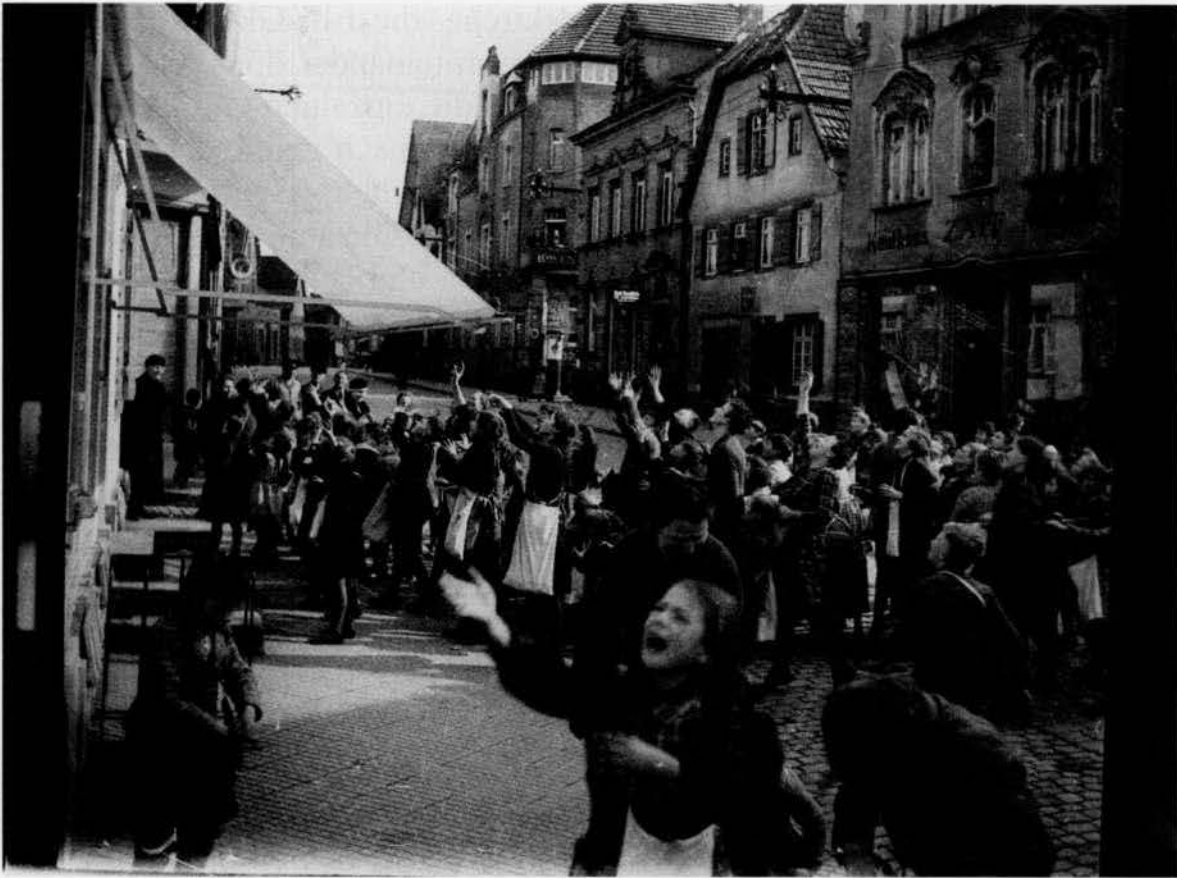
Dort ziehen die Kinder ohne jede Aufsichtsperson, ohne Lehrer und Polizei, in ihrem von altersher gewohnten Gang durch das Dorf, ganz in eigener Regie!



Peterlesspringer in Zell am Harmersbach, 2000.



Peterlisspringer in Unterentersbach.



Peterlistag in Zell um 1930.

Foto: Stadtarchiv Zell



Foto: Gustav Schätzle

Alle Schüler gehen zuerst zur Klauskirche, die Elfi-Glocke läutet, die Mesmerin zündet Kerzen an und sie beten miteinander drei „Vaterunser“. Auf dem Kirchhofplatz formieren sich dann die einzelnen Gruppen, wobei Buben und Mädchen getrennt laufen, dem Alter nach geordnet, in Zweierreihen. Die Mädchen sind mit Kommunionkränzchen geschmückt (jeweils nach der neuesten Mode!), die Buben tragen Sträußle am Hut.

Außerdem haben die drei ältesten Mädchen und Buben einen Zwillichsack umgebunden.

Das sind die Sackträger und die Sackträgerinnen. Ein paar größere Schüler tragen jeweils einen Korb (eine Zain). Dann machen die älteren Schülerinnen und Schüler eine Art Anwesenheitsliste, geschrieben auf dem „Buckel“ eines Schülers, denn wer unentschuldigt fehlt, bekommt kein Geld und sonstige Gaben.

Die Kleinkinder, die noch nicht zur Schule gehen, laufen mit einem Körbchen entweder alleine oder mit der Mutter zu den Nachbarn, um ihre Gabe zu heischen, und sagen dabei folgenden Spruch:

*Ich bin ein kleiner König,
Gib mir nicht zu wenig!
Lass mich nicht zu lange stehn,
denn ich muss bald wieder weiter gehen!*

Die Großen bei der Kirche gehen nun auf ihren Heischegang, jede der beiden Gruppen in eine andere Richtung, denn Buben und Mädchen gehen nie gemeinsam in ein Haus.

Beim Betreten der einzelnen Häuser sagen die drei Sackträger den Peterstagspruch, während die anderen Kinder draußen stehenbleiben:

*Wir treten herein so stark und so fest.
Wir grüßen den Hausvater und alle seine Gäst.
Grüßen wir das eine oder andere nicht,
so sind wir die Entersbacher Petersmädchen (-buben) nicht.
Die Entersbacher Petersmädchen (-buben) sind wir genannt.
Wir ziehen durch unser Heimatland.
Das Land war einst so weit und so breit,
da kam die heiße Sommerzeit.
Da blühten die Blumen so rot und so weiß.
Da kam der Winter und schneite sie ein mit starkem Fleiß.
Heute ist der heilige Sankt Peterstag,
da wir alle Krotten und Schlangen verjagen
und befreit werden von allen giftigen Tieren.
Teilt unseren Schulkindern auch etwas mit:
Äpfel oder Nuss, so bleiben wir druss.
Schnitz oder Speck, so kommen wir bald vom Hause weg.*

*Geld oder Brot, so hilft euch Gott aus aller Not.
Liebe Kameraden, die Leut sind schon bedacht,
sie wissen schon, was sie uns geben wollen.*

Jetzt erhalten die Kinder ihre Gaben, die im Geldbeutel eines Sackträgers oder in einem Zwillichsack verstaut werden, und sie sprechen weiter:

*Wir danken euch ganz höflich,
weil ihr uns gegeben habt ganz barmherziglich.
Wir wünschen euch ein langes Leben,
das euch Gott der Herr mag geben.
Nach diesem dann das ewige Leben.
Vergelt's Gott! Adje!*

Die draußen Wartenden rufen inzwischen laut:

*Hit, hit isch Peterstag,
morn, morn, morn isch wieder ä Dag.*

So berichteten mir schon vor 53 und vor 30 Jahren einige Gewährsleute vom Ablauf des Zuges und heuer, am Peterstag 2002, konnten wir uns überzeugen, dass sich nicht viel geändert hatte.

Damals führte der Weg dann durch die Gass zur Bind, über Eisenprung, Spitzmühle zur Papierfabrik, wo es Papierbogen gegeben hat zum Büchereinbinden fürs ganze Jahr, grüne, blaue, gelbe und weiße, acht bis zehn Bogen pro Schüler.

Inzwischen mussten schon einige Siebtklässler die Säcke leeren und dahin zurückbringen, wo alles am Abend verteilt wurde. Eine Erzählerin erinnerte sich, dass die Frau des damaligen Prokuristen Petermann extra Berlinerle für alle Springer gebacken hatte als willkommene Zusatzgabe zum Kleingeld.

Wenn der „Grüne Berg“ und die „Papieri“ fertig war, ging's zum „Galgenbrückle“ oder „Petertagsbrückle“ genannt. Sie erinnerte sich gut, wie viel Mühe man hatte, die Kleinen über den gefährlichen Übergang über den Erlenbach zu führen.

Auf der anderen Seite haben sie sich wieder zwei und zwei aufgestellt und marschierten zum „Galgenmättli“.

Dort nahmen die Buben ihren Hut ab und alle beteten das Glaubensbekenntnis und ein Vaterunser mit dem Zusatz: „O Herr, gibt ihnen die ewige Ruhe!“

Das war die Stelle, an der früher der Galgen der Reichsstadt Zell gestanden hatte, und den armen Seelen der Hingerichteten galt das Kindergebet.

An dieser Stelle wusste eine ältere Frau zu berichten: „Wo ihre Mueder im Peterstag ageschprunge isch, isch der Galgeberg no gsi, die ufgschich-

tete Schtai, wo de Galge gschtode isch. D' Großmueder weiß noch von ihre Mueder, wo die letscht Hinrichtung-Ufhänggi gsi isch ...

Mi Urgroßmueder het als verzelt, dass sie sie hängge gloßt hän als abschreckendes Beispiel fir die Ondere.“

Lebendige Geschichte!

Dann ging es zurück über den Gröbernhof und Gröbern, dann waren es noch etwa 50 Häuser, die „abgegrast“ werden mussten, wobei immer die drei Sackträger die Nachhut der Herde bildeten.

„Wenn e Fahrrad oder eins z'laufe kumme isch, der isch og'hebt wure un um e Gab bättelt wore. Die solle alli ruhig wisse, daß Peterstag isch, un uns ihre Scherfli gä!“

Wenn die Ältesten den Sack eine Weile getragen hatten, dann sind die Jüngeren drangekommen, jeweils nach dem Alter.

Beim Einsammeln hatte der eine den Geldbeutel, der andere den Sack für die Schnitz (Dörrobst) und der andere den Sack für die Bohnen und Nüsse.

Bei den Eltern der Sackträger oder Sackträgerinnen wurde gevespert oder es gab Braten und ein Essen, und hinterher wurde von den Kindern beurteilt, wo's am besten geschmeckt hat!

Und in dem Haus, wo alles verteilt wurde, haben die Sackträger zuletzt gegessen.

Das Geld wurde am Abend noch gezählt, die Bohnen (es waren einige Zentner) wurden gewogen, und meist waren schon Bestellungen da von Leuten, die sie kaufen wollten. Schnitze und Würste wurden ebenso gewogen.

Nach einigen Tagen, wenn alles verrechnet war, bekamen die Peterschüler ihre Kuverts mit dem geteilten Geld.

So war es früher.

Natürlich schenken die Leute heute keine Bohnen und Schnitz mehr. Sie geben Geld und Süßigkeiten wie anderswo auch.

Der Weg wurde in den letzten Jahren mehrfach abgeändert, um Geld zu sparen und wegen des starken Straßenverkehrs fährt seit über 30 Jahren das Entersbacher Feuerwehrauto mit den Sackträgern in die Außenbezirke, z.B. Bind, Eisensprung, Gröbern, und bei schlechtem Wetter auch nach Stöcken.

Der Gang übers Galgenbrückle entfällt, ebenso das Gedenken an die Hingerichteten, weil auf der Galgenmatt ein Zeller Industriegebiet entstanden ist. Zwischen dem ursprünglichen Entersbach und Zell ist auf der Anhöhe ein neues Wohngebiet entstanden. Die Neubürger dort haben sich an den Peterstag gewöhnt und machen als Geber oder deren Kinder als Springer munter mit.

Es ist erstaunlich, dass die Unterentersbacher Kinder klassen- und altersmäßig so gut zusammenfinden, obwohl sie keine eigene Dorfschule mehr haben und an zwei Nachbarorten zur Schule gehen: die Grundschule in Unterharmersbach und Haupt- und Realschule in Zell a. H.

Oberentersbach ist ein stilles Seitental, das erste des Harmersbachtals. Die Höfe liegen weit verstreut, es ist also keine geschlossene Dorfgemeinschaft.

Und gerade hier hat sich eine besondere Peterlistagtradition bewahrt.

Der Schulleiter von Unterharmersbach, Hans-Peter Wagner, der die Situation gut kennt, berichtet: Schon morgens um halb acht Uhr treffen sich die Peterlistagspringer am ehemaligen Rat- und Schulhaus, der heutigen badischen Imkerschule.

Die Buben haben ein Glöcklein um den Hals hängen, um damit den Frühling willkommen zu heißen. Der Säckelmeister ist immer der älteste Peterlistagspringer. Zum Zeichen seiner Würde trägt er einen Hut mit einem Blumensträußchen, einem weiteren Symbol des nahenden Frühlings. Die „Säckelmeisterin“ trägt aber nach altem Brauch keine Amtsinsignien. Beiden „Säckelmeistern“ stehen je ein Junge und ein Mädchen (die Zweitältesten), die „Ufschreiber“ zur Seite. In einem Büchlein tragen sie jede Spende genau auf Mark und Pfennig ein.

Bepackt mit Rucksäcken, in dem Proviant für den langen Tag, Weckli und Orangen verstaut sind, ziehen nun die Oberentersbacher Peterlesspringer „durch des Großherzogs Land“, wie es in dem Spruch heißt.

In jedem Hof „treten sie herein so stark und so fest“ in die Stube und grüßen mit dem Spruch „den Hausvater und seine Gäst“. Dabei stehen die Buben rechts und die Mädchen links. Langsam mit exakter Betonung wird der Spruch aufgesagt.

Danach nehmen die Säckelmeister – getrennt für Buben und Mädchen – das Geld (ziemlich beträchtliche Summen) entgegen.

Über zehn Kilometer bergauf, bergab müssen die Peterlesspringer in dem weit verzweigten Oberentersbach gehen. Rund 30 Höfe werden aufgesucht. Zu hungern und zu dursten brauchen die Kinder aber nicht. Bei den Schwendemanns gibt's Wienerle und auf dem Eckerhof warten frische Berliner auf die Peterlistagspringer. Bei August Riehle wird Mittag gemacht. Das Vesper haben die Kinder mitgebracht; das Trinken stiftet der Bauer. Gegen 15 Uhr haben die Kinder ihr letztes Ziel, die Nillhöfe, erreicht.

Hier wird das Geld gezählt und fein säuberlich – Buben und Mädchen für sich – verteilt. Auch die kranken Kinder – zwei konnten nicht mitspringen – erhalten den gleichen Anteil wie die anderen. Eine nette Geste ...

Es ist schon Nacht, als die Kinder schließlich von der Nill herunter nach Hause gehen. Für sie war es ein großes Erlebnis. Wann schon sonst noch kommen alle zusammen, nachdem es in Oberentersbach keine gemeinsame Schule mehr gibt?

Wagner betont auch, dass es dem letzten Lehrer der ehemaligen Oberentersbacher Dorfschule und späteren Rektor in Offenburg, Karl Schülj, zu verdanken sei, der diese Tradition hochgehalten hat. Übrigens, dessen Va-

ter, der Lehrer Sepp Schülj, hat unendlich viel beigetragen zur Erforschung der Geschichte Nordrachs.

Von einem anderen, längst verstorbenen Lehrer hörte ich, dass er frühere Peterlistagsprüche gesammelt habe, aber ich konnte leider nichts mehr darüber finden.

Unterharmersbach ist ein ebenso weit verzweigtes Dorf, das aber im Gegensatz zum abgelegenen Oberentersbach an der verkehrsreichen Durchgangsstraße Biberach – Oberharmersbach – Renchtal liegt und rechts und links sich über zahlreiche Nebentäler und Zinken erstreckt. Es ist also keine rein ländliche Gemeinde. Deshalb haben sich die Formen des Peterlistagsspringen, durch den Verkehr bedingt, einige Male verändert. Heute gehen die Kinder unorganisiert in kleinen Gruppen oder einzeln. Bis zum ersten Weltkrieg gingen sie gemeinsam in einer geschlossenen „Herde“ von Haus zu Haus, um die vom Speicherladen heruntergeworfenen Äpfel, Nüsse, Wecken, Würstle und Gutsele und Kleinmünzen einzuheimsen, erzählte der Altmalermeister Franz Schwarz.

Die Schüler unternahmen oft Riesenwanderungen, um möglichst viele Täler und Zinken zu erreichen. Sie machen solche Gewaltmärsche, dass sie abends todmüde sind, Muskelkater haben, und wenn es regnet oder schneit, müssen sie (wieder) heimrennen, um sich trockene Kleider zu beschaffen.

So lernen die Peterlisspringer auf ihrem Heischegang ihre Heimat kennen, sie erfahren die Hofnamen der entlegenen Höfe und die bürgerlichen Namen der Besitzer.

Die Älteren machten so ihre Erfahrungen mit der Gebefreudigkeit der Spender. Ein Gewährsmann berichtete von einer Bäuerin, die seinem Freund und ihm zusammen einen Pfennig schenkte! Da war dann wohl der unfromme Wunsch am Platze: „Krotte un Schlonge solle eich in d' Suppenschüssel ni'longe!“ Seine Tochter jedoch erinnerte sich, dass sie erfreut waren, wenn sie halb erfroren auf den entlegenen Lehgrund (Laigrund) kamen. Dort konnten sie sich mit Kaba aufwärmen und dazu feinen Kuchen schnabulieren, denn oft ist der Februar noch bitterkalt.

Überhaupt liefen die Kinder lieber auf die weit entfernten Bauernhöfe, weil sie da mehr bekamen als unten entlang der Straße. Sie machten aber auch die Erfahrung, dass einfache Leute oft spendabler waren als wohlhabende.

Ein jeder hatte so seine ganz persönlichen Erlebnisse. So erzählte uns ein Gemeindebeamter, dass er als 7-jähriger Bub zusammen mit seinem älteren Bruder beim Peterlisspringen war, als sie im gebirgigen Gelände weit entfernt vom heimatlichen Hof von der Dämmerung und von dicht fallendem Neuschnee überrascht wurden. Sein Bruder packte ihn auf den Rücken und stapfte mit dem Kind über einige „Döbel“ durch den Schnee nach Hause, immer in der geheimen Angst, sich zu verirren. Eine unvergessene Kindheitserinnerung!

In Unterharmersbach werden beide Sprüche gebraucht, der Hambacher und der Kirnbacher. Der Kirnbacher spricht in Kurzform einen Schlangengebann und einen Segenswunsch aus, beim Hambacher ist wohl der Segenswunsch schon „abgesplittert“, obwohl er der längere Spruch ist.

Mit der Anwendung dieser beiden Spruchformen hat es eine historische Bewandnis, was aber die Jüngeren schon bald vergessen haben werden. Zwischen Oberharmersbach und Unterharmersbach liegt der Ortsteil Kirnbach-Grün, der bis 1969 eine eigenständige Volksschule hatte, d. h. eine Grundschule und eine Hauptschule mit kombinierten Klassen. Die Kirnbacher hatten ein eigenes Schulhaus und einen eigenen Lehrer.

Heute ist dieser schulische Zwischenbereich zwischen Oberharmersbach und Unterharmersbach voll in die Schulen Unterharmersbach (Grundschule) und Zell a. H. (Hauptschule) integriert.

Aber bis 1969 hatten die Peterlisspringer die gleichen Gepflogenheiten wie die abgegrenzten Gebiete Ober- und Unterentersbach. Die zwei Ältesten aus der achten Klasse waren die Säcklemeister und zählten abends mit dem Lehrer das Geld und verteilten es wieder an die Peterlisspringer. Solange sie also Schüler in der Kirnbacher Schule waren, sind sie nur im Schulgebiet Kirnbach gelaufen.

Nach ihrer Eingliederung in die neuen Schulen sind sie in der ganzen Gemeinde Unterharmersbach Peterli gesprungen.

Eine jüngere Erzählerin, die als Zweitklässlerin diesen Schulwechsel mitgemacht hatte, berichtete, dass sie gleich den Hambacher Spruch dazugelernt hätten, damit die Leute ja nicht merken, dass sie vom benachbarten „Ausland“ kommen und ihnen vielleicht weniger geben könnten!

Die Grenzüberschreitung von einem Peterlidgebiet in ein neues, fremdes war den Kleinen noch suspekt, daher die sofortige Umschaltung auf den dort gewohnten Spruch, während sie in ihrem bisherigen heimatlichen Schulgebiet den alten Spruch aufsagten.

Auch in **Oberharmersbach** hat man anscheinend im Laufe der Zeiten verschiedene Arten des Peterlisumzugs ausprobiert. Im Jahre 1949 schrieb ich einen Peterlisspruch auf, in dem von Riersbacher Peterschülern die Rede war. Frau Justina Lehmann schreibt in ihren „Aufzeichnungen einer Achtzigjährigen“ (1980), dass eine Zeit lang ganze Gruppen und Schulen umgezogen waren, dass man aber von einem solchen Aufzug Abstand genommen habe, da er eine nicht geringe Belastung (für die Spender) bedeutete.

Es war also ein Wechsel zwischen organisiertem Peterlistagspringen, in einem bestimmten Schulgebiet – Oberharmersbach hatte bis 1966 vier Schulen – und dem unorganisierten Umgang in kleinen Gruppen oder als Einzelgänger. So hörte ich manchmal von einzelnen Peterlisspringern, die fast den ganzen Talbereich „abgegrast“ hätten vom Unterdorf bis nach Zuwald und durch die zahlreichen Seitentäler rechts und links. Und zwar zu Fuß, denn abkürzen mit dem Fahrrad galt nicht, das Almosen musste ver-

dient sein. Wer aber das weitläufige Tal mit seinen vielen Nebentälern rechts und links kennt, weiß, dass selbst ein Marathonläufer es nicht schaffen würde, zwischen Mittag und Betzeit überall hinzukommen. Das muss wohl kindliche Übertreibung sein oder es bezieht sich auf einen Umzug in dem jeweiligen Schulbezirk und dann noch zu Verwandten, die weiter weg wohnen.

Vor allem besuchen die Peterli-Springer ihre näheren Verwandten, ihre Geddi, die Geddel, die Großeltern, die Onkel und Tanten. Da bekommen sie natürlich das meiste Geld. Wenn nicht verwandte Kinder bei der Gruppe sind, sagen die Spender, die Fremden bekommen das Übliche, unsere Eigenen erhalten etwas Besonderes. Oder sie stecken dem verwandten Kind etwas „hählinge“ zu. Manche Oma oder Geddel erwartet die Kleinen mit einer feinen Torte oder mit sonst einem Leckerbissen, damit sie frisch gestärkt zu weiteren Touren aufbrechen können.

Das Übliche, das waren so um die Jahrhundertwende 2 oder 5 Pfennige, seit Ende des Zweiten Weltkriegs 20 oder 50 Pfennig. Eine damals in den Fünfzigerjahren schon ältere Erzählerin wusste zu berichten: „Nur armi Lit sin Peterli gsprunge. Hit gän alli. Aber do isch nix debi. Die hän au e Fraid. Mir hän schu gwisst, was mir kriege. Wo de Vadder gschafft het, hämmer immer 10 Pfennig bikumme. Do simmer schu om Morge frieh hinggong. Aber wämmer do drei Mark zämme brocht hän, ha, des war e Geld! Do het d’Mueder mol wider was kaufe kenne fir mi!“

Und zwar waren Schuhe für Kinder das Wichtigste, aus denen wuchsen sie schnell heraus, während man einen Rock oder einen „Peter“ aus etwas Altem nähen konnte.

Auch andere frühere Gewährsleute erinnern sich, dass „die gonz Besse-re hän nit Peterli springe derfe“.

Das war also eine willkommene Gelegenheit, etwas Kleingeld zusammenzutragen, in einer Zeit, als es noch kein Taschengeld zum Selbstverbrauchen gab. Die Hutzeln oder sonstige Süßigkeiten waren eine willkommene Beigabe.

Auch heute noch legen viele Spender Wert darauf, dass die Kinder ihren Spruch in richtiger Betonung aufsagen. Da ist der allgemein bekannte Spruch, wo „die Schüler so stark und fest hereintreten und den Hausvater und all seine Gäst begrüßen“, oder an der Grenze zu Kirnbach, der Kirnbacher Spruch, in dem „Glück ins Huus, bis zum obere Dachfirst nus“ angewunschen wird, als Dank für die gespendeten Gaben.

Besonders erfreut sind ältere Leute, wenn noch einige Kinder den alten Spruch aufsagen können, in dem außer dem Bannspruch gegen das Ungeziefer Segenswünsche ausgesprochen werden für Acker und Vieh, für die Leute, die im Haus leben oder hereinkommen, gegen Unglück, Krankheit und Not, und die sogar für ihre Spender einen seligen Tod erbitten. Diesen Spruch überlieferte die oben erwähnte Frau Justina Lehmann in ihren Auf-

zeichnungen: „Sitten und Bräuche im Laufe eines katholischen Kirchenjahres“. Sie sind eine wahre Fundgrube für einen Volkskundler!

So schreibt sie in ihren Erinnerungen über den Ursprung des Peterlisspringens: „Laut Bericht unserer Eltern und Großeltern entstammte dieses Kinderfest einer großen Schlangenplage, weshalb man das unschuldige Kindervolk mit einem Glöckchen um Haus und Hof schickte ... um den bedrängten Bewohnern Glück und Segen und Abwendung dieses Übels zu erfliehen. Mit einem kleinen Almosen wurden dann die Kinder beglückt. Dieser Brauch hat sich bis heute gehalten ...“

Später fügte sie diesem Text noch einen Nachtrag bei:

„Wie unheimlich und ungut sich oben erwähnte Schlangenplage auswirken konnte, ist dem ausführlichen Bericht der damaligen Augenzeugen zu entnehmen (Mitte vorletzten Jahrhunderts!). So war z. B. bei einem Gehöft im Waldhäusertal (Gallimichele, jetzt Rauber), dessen Dung und Misthaufen nahe am Bach und der Behausung lag, eine wahre Schlangenbrutstätte vorzufinden. Wenn an heißen Sommertagen, durch ein unerwartetes Geräusch aufgeschreckt, sich diese Biester in Sicherheit flüchten mussten, dann wimmelte es geradezu von alten und jungen Schlangen, die sich bis dato eines Sonnenbades erfreuten. Dabei geschah es auch nicht selten, daß man solche auch im Kuhstall antreffen konnte, wo selbst sie dann die armen Viecher damit belästigten, an ihren Schenkeln hochzuklettern, um zu melken, falls diese sich nicht genügend zur Wehr setzen konnten. Der Misthaufen musste schließlich verlegt und umgesetzt werden, um dadurch die Brut, der Hauptsache nach, vernichten zu können. Ebenso hört man heute noch erzählen von einem unheimlichen Schlangenaufenthalt im Jedensbachtal bis in dieses Jahrhundert hinein (20. Jahrhundert).

Ähnliches weiß man von der Paulimühle und vom Gallushof usw. zu erzählen. Somit dürfte der löbliche Brauch vom Peterlisspringen wohl berechtigt gewesen sein.“

Inzwischen sind die Schlangen im Haus, im Stall und in der Nähe des Hauses fast überall verschwunden.

Forstamtmann Eugen Lehmann erzählte uns noch ein Jugenderlebnis aus den Dreißigerjahren mit einer großen Schlange im Jedensbächle.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg kann man nicht mehr von einer Schlangenplage sprechen. Schon in den Dreißigerjahren hat sich in der Landschaftskultur vieles grundlegend geändert, was die Erhaltung und die Vermehrung dieser Tiere (Krotte un Schlange), d. h. ihre Lebensmöglichkeiten wesentlich eingeschränkt hat.

Viele Nassgebiete und Sumpfflächen wurden durch Drainage trockengelegt, um im Dritten Reich die „Erzeugungsschlacht“ zu gewinnen, d. h. man wollte unabhängig vom Ausland werden zur Sicherung der Ernährung des deutschen Volkes. Damit war schon die Grundlage gelegt für die nach dem Krieg einsetzende Mechanisierung und Technisierung der Landwirt-

schaft. Mit den riesigen Traktoren konnte man die durch die Flurbereinigung entstandenen großen Flächen Landes besser bearbeiten; das früher ausgedehnte Bewässerungsnetz wurde zugeschüttet oder verdolt. Der Lebensraum war also diesem früher als Ungeziefer bezeichneten Getier weitgehend genommen.

Warum sollte man einen alten Brauch weiterhin pflegen, nachdem der Anlass – die Schlangenplage – längst geschwunden ist? Wir wissen, dass an anderen Orten diese Überlieferung seit Generationen aufgehört hat zu existieren. So schreibt z. B. Franz Disch in seiner Chronik von Wolfach (S. 436), dass bis etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts an Petri Stuhlfeier die Schuljugend vom Pfarrhaus aus durch die verschiedenen Straßen und Gassen zog und vor den Häusern Obst (Apfelschnitz und Hutzeln), Kupfermünzen etc. erbettelte, indem sie folgenden Spruch herunterleierte:

*Peter, Peter, Sturm!
Schlangen und die Wurm,
Peterstag isch bald vergange,
verrecke alli Krot un Schlange.
Hier rus! Hier rus!
Öpfel und Bire zum Lade rus!*

Schon 1895 schrieb der damalige Volksschullehrer Franz Schlecht in Beantwortung des volkskundlichen Fragebogens, dass das „Hierausrufen“ nicht mehr besteht. Immerhin wusste man noch von diesem Volksbrauch.

Im benachbarten Städtchen **Haslach** wird jedoch bis in die Gegenwart der „Storchentag“ gefeiert. Dort hat der Bürgermeister von „Hasle“, Kaspar Bosch, der während des Kulturkampfes das Amt innehatte, sich gewehrt, dass der „Storkettag“, das Hochfest der Haslacher Kinder, abgeschafft wurde. Er ließ nicht zu, dass dieser alte Brauch als Kinderbettelei abgestempelt wurde, so berichtet Heinrich Hansjakob über seinen Verwandten.

Der Storchenvater, heute ist es Herr Kraftcyk, betet also heute noch um zwölf Uhr mit den Kindern in der Mühlenkapelle ein Vaterunser und den Engel des Herrn und zieht dann mit ihnen etwa drei Stunden durch die Straßen und Gassen von Haslach. Er trägt einen langen Mantel, einen Zylinderhut mit zwei aufgemalten Störchen und zwei auf den Rücken geschnallten Brotlaiben. Hansjakob schrieb, dass zu seiner Kinderzeit der „Storke-Karli“ einen leibhaftigen ausgestopften Storch auf einem großen Hut getragen habe. Der Storch, bzw. die Störche heute, weisen auf den Ursprung des Brauches hin. Nach mündlicher Überlieferung soll einst Ungeziefer gedroht haben, die ganze Ernte aufzufressen. Auf ein Gelübde hin hätten Scharen von Störchen dieser Gefahr ein Ende bereitet.

In dem Gelübde war das Versprechen der bedrohten Bevölkerung enthalten, man werde alljährlich aus Dankbarkeit Kinder und ältere Menschen beschenken. Als Belohnung für diese ehrenamtliche Tätigkeit des Begleitens und der Beaufsichtigung der Kinderschar sollte der Storchenvater die zwei Laib Brot auf seinem Rücken bekommen und traditionsgemäß durfte er sich am Gasthaus „Zum Storchen“ mit einem Viertel „Roten“ stärken.

Seit 1543 ist dieser Brauch in Haslach verbürgt. Aus diesem Jahr stammt nämlich eine Stadtrechnung, in der dem damaligen Storchenvater Hans Jakob Arguin sechs Kreuzer vergütet wurden, weil er „am St. Peterstag dem Storchen geklopft“ habe. Damit dürfte dieser Haslacher Bürger der erste uns namentlich erwähnte Storchenvater gewesen sein.

Ansonsten haben wir wenige schriftliche Quellen über den zeitlichen Beginn dieses alten Brauchs. Unser Zeller Heimatforscher Thomas Kopp bringt den Peterlistag in eine zeitliche Beziehung zum Gregoriustag am 12. März, an dem an Papst Gregor, den Schutzpatron der mittelalterlichen Schule, erinnert wird. Diese Beziehung wird auch durch eine von ihm entdeckte Stelle in einem Oberharmersbacher Peterlispruch untermauert. Dort heißt es: „Gän Sie uns Geld oder ebbis mehr, so halte mir fescht an Gregoris Lehr!“ Und auch in Unterharmersbach, so hat Thomas Kopp festgestellt, gibt es einen fast gleichen Schluss des Peterlistag-Spruches.

Aber warum spricht man vom Peterlistag und nicht vom Gregoristag? Volkskundler kennen viele solcher „Verschiebungen“, wie in unserem Fall vom Gregoristag (12. März) auf Petri Stuhlfeier (22. Februar).

Petri Stuhlfeier erinnert daran, wie der erste Apostel als Bischof von Rom sein Amt übernommen, d. h. den bischöflichen Stuhl oder den Stuhl des Papstes oder den Apostolischen Stuhl bestiegen hatte und in sein Amt eingeführt wurde. Es war in der Kirche ein sehr hohes Fest, an dem die Kinder besondere Privilegien hatten. So wurden früher an den Klosterschulen an diesem Tage Lehrer ihrer Ämter durch die Schüler enthoben, die sogar über sie zu Gericht saßen. Beide Tage haben gemeinsam, dass an ihnen an einen Papst erinnert wird.

Mit Papst Gregor I. (560–644) wird an den Oberhirten erinnert, der mit seinen Moralvorschriften („Lehr“) starke Wirkung ausübte.

Und Papst Gregor IV. war ein Freund der Schule und stiftete 830 ein „Schulfest“. Im Mittelalter hielten besonders die mittel- und süddeutschen Schulen ihrem Patron zu Ehren Feste ab, die lange lebendig blieben. Es gab das Gregorisingen, man machte Heischegänge mit dem Lehrer, es gab an Pfingsten die Gregorisoldaten mit blumengeschmückten Degen.

In einer Beantwortung des 1895er Fragebogens durch den Fußbacher Volksschullehrer Malzacher fand ich in der Beschreibung des Brauches der „Pfingstdreckbuben“ einen Hinweis auf den Heiligen Papst Gregorius, ebenso einige Formeln aus den Peterlistagsprüchen.

Die Reichstalakten bestätigen, dass es am Gregoristag in der Reichsstadt und in ihren Stabgemeinden üblich war, die Schulkinder zu beschenken. Sie erhielten Spielsachen, „Bretscheln“ oder einen kleinen Geldbetrag. 1790 z. B. bekamen die 81 an diesem Tag in der Biberacher Schule anwesenden Kinder je einen Schilling (6 Kreuzer = 12 Pfennig). Aus einer anderen Akte erfahren wir, dass noch 1766 das „Gregorifest“ in Unterenbach gefeiert und die Kinder beschenkt wurden: „Den Schulkindern am Gregorifest zwei Gulden, sechs Kreuzer.“

Es ist sehr schwierig, den Zusammenhang zwischen dem Fest Petri Stuhlfeier, dem Gregorifest und dem damit verbundenen volkstümlichen Brauchtum, dem Peterlispringen, herauszufinden.

Pater Adalbert, ein Kapuzinerpater, der in seiner Zeller Zeit im Kapuzinerkloster sich viel mit volkskundlichen Themen beschäftigte, stellte fest, dass man das Fest der römischen Caristia ersetzen wollte durch die so genannte St. Peterzech. Das Wort erinnert an Essen. Es war alte heidnische Sitte, an einem Tag zwischen dem 20. und 28. Februar Speisen und Getränke auf die Gräber der Toten zu stellen, damit sich die Toten daran laben können. Caristia, das Fest der Liebe, so hieß der Tag, an dem sich die Verwandten zu einem Festmahl zu Ehren der Laren und Genien fröhlich versammelten und alle Misshelligkeiten beilegten. Bis in die ersten christlichen Jahrhunderte hat sich dieser Brauch in Gallien erhalten.

Ob das Apostelfest eigens eingesetzt wurde, um den heidnischen Brauch abzuschaffen? Schon auf der Synode von Tours (567) heißt es: „Am Tage der Thronbesteigung des Apostels Petrus legten Leute Gaben auf den Gräbern nieder und nahmen nach der Kommunion in ihren Häusern auch die den Dämonen geweihten Speisen ein, ein Missbrauch, dem man begegnen wollte.“ Die so genannten Caristien fielen nun aber zugleich in den Vorfrühling, da man den gefährlichen Winter vertreiben wollte. Hier könnte eine Verbindung zu St. Peterzech, zu dem Peterlispringen und zu den Vorfrühlingsbräuchen zu finden sein.

Hinzu kommt noch, so fährt er fort, ein anderes Motiv: In Kriegen und Seuchenzeiten hätte immer auch das gefährliche Ungeziefer mächtig zugenommen. Kröten und Schlangen hielten sich gerne in alten Trümmern auf und drangen in die Ställe. Mit Lärm, Gerassel, Aussprechen von Bannworten und Aufsagen von Drohversen sollten diese Schädlinge vertrieben werden. In christlicher Zeit fiel nun das Bereitstellen von Speisen fort. Dafür wurden nach einem genau festgelegten Ritus bestimmte Gebete zum Schutz vor Gefahren und für die Verstorbenen aufgesagt. Zum Dank erhielten die Kinder, die sich zu diesen Gebieten versammelt hatten, ein Geschenk des Pfarrers. Bis in unsere Tage gehören also die Zusammenkunft vor dem Pfarrhaus, das gemeinsam dort verrichtete Gebet, das Aufsagen des Bannverses und die Geldspende zum festen Bestandteil des St. Peterlestages. Das wäre eine mögliche Deutung.

Prof. Elard Hugo Meyer, der Freiburger Germanist, der zusammen mit Prof. Friedrich Kluge den Fragebogen zur „Sammlung der Volksüberlieferungen in Baden“, 1895, aufgestellt hatte, wertet die Antworten in seinem Buch „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert“ (1900) aus.

Er vergleicht das mittelalterliche Peterlispringen mit den Frühlingsbräuchen in anderen deutschen, auch außerdeutschen Regionen und meint, dass die Schlangenbannübungen und Beschwörungen Restformen von heidnischen Frühlingsreinigungen seien, die die menschliche Behausung und den Stall und das umliegende Land von Ungeziefer befreien sollten.

Allerdings erfahren wir nur wenige Sprüche, z. B. den Hausacher Spruch:

*Scharaus, scharaus,
Äpfel und Birne zum Lade raus!
Peter, Peter Sturm,
Schlange und ihr Wurm,
Spie aus, spie aus
Krote und Schlange,
St. Peters Tag isch bald vergange!*

Oder den Spruch von Ettenheim:

*Pflieng pflieng (auch fliech),
Grotte und Schlange,
Der Petrus kommt mit der iserne Stange.*

Im oberen Kinzigtal nannte man das Peterlisspringen Scharausen, Schau-rausen, Scheerausen oder Hierausrufen, je nach dem Anfangswort des Spruches. Eine Deutung des Begriffs ist nicht bekannt.

Über die Praxis des Peterlisspringens in den einzelnen Gemeinden erfahren wir wenig.

Aus den wenigen Beispielen von Sprüchen, die andere vor mir aufgeschrieben haben, die in Dorf- oder Stadtchroniken oder nur mündlich überliefert sind, lässt sich kaum eine genaue Entwicklung ablesen: Mancher Wortlaut hat sich wohl verändert, ist abgespalten oder erweitert worden.

Wir stellen fest, dass von den sechs (– sieben) festen Bestandteilen mindestens zwei bis drei in jedem Spruch enthalten sind:

1. *Begrüßung der Hausleute*
2. *Anrufung St. Peters*
3. *Bannformel*
4. *Bitte um Almosens*
5. *(evtl. Drohverrs, falls kein Almosen gegeben wird)*
6. *Segenswünsche*
7. *Dankformel*

Meist sind es Kurzverse, in Unterentersbach, Oberentersbach und teilweise Oberharmersbach ausführliche Verse. In Zell am Harmersbach und Haslach sagt man nur einen kurzen Heischespruch.

Damals, nach Einführung des Christentums, hat man wohl behutsam und allmählich die heidnische Schlangenbeschwörung eingebettet in christliche Segensformeln, aus dem heidnischen Zauberspruch, dem Schlangenbann wurde eine Benediktion, ein Gebet. Der Schlangenbann wurde zum Schlangensegen umgeformt. Nun konnten die Priester und ihre Gläubigen mit sanktionierten Mitteln gegen das Ungeziefer vorgehen.

Dass die Verschmelzung oder Umwandlung nicht überall und zu allen Zeiten reibungslos vonstatten ging, ersehen wir aus zwei Beispielen, die E. H. Meyer in diesem Zusammenhang erwähnt: „Diese Sprüche werden mit dem ‚Segen wider Schlangen und andere giftige Thier, daß sie nit schaden können‘ gemeint sein, die der Freiburger Professor Lorichius in seinem Aberglauben 1593 bekämpft.“

Oder: „1611 untersagte das Landgebot des bayerischen Herzogs Maximilian wider Aberglauben, Hexerei, Zauberei unter Anderem, die Schlangen, Ratten, Wurm und Ungeziefer zu bannen durch Beschwörungen und andere Mittel.“

Es war die Zeit, in der die Hexenverfolgung in vollem Gange war, und da gehörte die Bekämpfung der Beschwörungen natürlich auch dazu.

In den ersten Jahrhunderten der Christianisierung jedoch stand man dieser Art der Vertreibung des Ungeziefers viel unkomplizierter gegenüber. Denken wir an den Hl. Pirmin, der die Reichenau von Schlangen und Kröten befreiten, indem er ein Kreuz aufrichtete, oder an den Hl. Patrik, der in Irland und auf der Isle of Man die Schlangen vertrieb.

Auch noch Ende des 19. Jahrhunderts vertrieb man die Schlangen im hinteren Attental bei Freiburg, wie E. H. Meyer berichtet. Einst, man sagt vor ein paar hundert Jahren, gelobte der Bauer vom Henselerhof der allerseligsten Jungfrau Maria eine Kapelle, um von der Schlangenplage befreit zu werden. Wirklich blieben seit der Erbauung der Kapelle die Schlangen fort. Zu Maria Lichtmess, am zweiten Februar, betet der Bauer dort mit seinen Leuten nach dem Mittagessen drei Rosenkränze, dann muss sein Kind oder, wenn das Kind noch zu klein ist, der Hofbauer selbst dreimal eine Kette an der Berglehne ums Haus ziehen, um die Schlangen abzuhalten.

Ob nun am 22. Februar, am Fest Petri Stuhlfeier oder am 2. Februar, d. h. an Lichtmess oder am St. Gregorifest am 12. März, das Vertreiben von Ungeziefer ist immer eingebettet in ein Gebet. Im Kinzigtal ist mit der Erfüllung des alten Gelübdes immer noch das Beschenken der Kinder verbunden. Es wird wohl keine lückenlose Aufklärung über dieses Kapitel geben. Das meiste beruht auf mündlicher Überlieferung und auf dem Ergebnis der Nachforschungen interessierter Volksschullehrer aus der Region.

Für die meisten Historiker war es ein überkommenes Brauchtum, das wohl nicht der intensiven Nachforschung wert war, erst mit dem Aufkommen der Volkskunde im 19. Jahrhundert hat man sich genauer damit befasst. Es wäre erfreulich, wenn weitere Erkenntnisse zu Tage gefördert würden, denn noch viele Einzelfragen warten darauf, geklärt zu werden.

Heute erzählen die Lehrer den Kindern von dem Zusammenhang mit der früheren Schlangenplage und von dem alten Gelübde, ihnen für die Vertreibung des Ungeziefers ein Almosen zu geben. Sie erzählen auch vom herannahenden Frühling, an dem einst die Leute den Winter vertrieben und ein fröhliches Fest für die Kinder feierten.

Für die Kinder selbst ist es ein Festtag, an dem sie (teilweise) schulfrei haben, den sie feiern, indem sie durchs Städtle ziehen oder in den Landgemeinden von Haus zu Haus wandern, d. h. „springen“, ihren Heische-spruch aufsagen und die Gaben einsammeln, unbefrachtet von aller Historie!

Warum aber halten die Älteren immer noch an dieser überkommenen Sitte fest und wollen sie weiter überliefern? Im mittleren und oberen Kinzigital hat der Einfluss von Heinrich Hansjakob bestimmt eine große Rolle gespielt, da er ja gerade das überkommene Brauchtum bewahren wollte.

Auch heute noch verbinden gerade die älteren Leute aus den Landgemeinden nostalgische Erinnerungen an dieses Kinderfest. Sie denken gerne zurück an die Erwanderung ihres Heimatbereichs in der oft unwirtlichen Jahreszeit, an die gemeinsamen Erlebnisse auf den verschiedenen Höfen, an die gesammelten Almosen, überhaupt an den ganzen erlebnisreichen Tag. Und die Spender? Spielt bei Einigen vielleicht der unbewusste Glaube an die Wirkkraft der Kinderwünsche eine Rolle, an den Segen, den sie mit ihren Worten bringen?

Wenn heute auch die „Krotten und Schlangen“ verschwunden sind, gibt es doch noch genug Gefahren, vor denen die Bewohner der Häuser geschützt werden wollen. Insofern sind die Wünsche der Kinder eine kleine Gabe wert, die wiederum mit einem „Vergelt's Gott“ bedacht werden, so meint eine Lehrerin aus Biberach zum Peterlistag heute.

Peterlistag – Sprüche

1. Biberacher Peterlistagspruch

Wir treten herein so stark und so fest
 Wir grüßen den Hausvater und all' seine Gäst.
 Grüßen wir das eine oder das andere nicht,
 so sind wir die rechten Peterliskinder nicht.
 Peterskinder sind wir genannt
 Und ziehen durch das ganze Land.
 Das Land ist so groß und so breit;
 Es kommt eine heiße Sommerszeit.
 Drum Ihr lieben Leut, gebt uns Äpfel oder Nuß,
 so bleiben wir duß.
 Gebt uns Schnitz oder Speck,
 so bleiben wir vom Hause weg.
 Gebt uns ein Stückle Schunken,
 So können wir heimzuskunken.

2. Ein Spruch, der früher in Biberach aufgesagt wurde

Hit isch Peterlistag,
 d'Grotte un'Schlange schliche in alli Häfili na.
 Genn mer e Stick Speck
 Von de Sitt eweg,
 nit z'klei, nit z'groß,
 dasses de'Weiz'sack nit verstoßt.
 Genn mer Nuß, no blib i'duß,
 genn mer Geld, no blib i'uff de'Welt,
 genn mer Buhne, no wurd Euch Gott beluhne,
 genn mer Brot, no hilft Euch Gott in aller Not,
 genn mer e Schunke,
 dass mer kenne heimzuklunke.

3. Unterentersbacher Spruch (im Text, S. 450)

4. *Oberentersbacher Spruch*

Wir treten herein so stark und so fest,
wir grüßen den Hausvater und alle seine Gäst.
Und grüßen wir das ein oder andere nicht,
so sind wir die Entersbacher Peterschüler nicht.
Die Entersbacher Peterschüler sind wir genannt.
Wir ziehen durch das ganze Land.
Das Land ist so schön und so breit,
da herrscht eine schöne Sommerzeit.
Da wachsen die Blumen so rot und so weiß.
Wir schneiden sie ab mit allem Fleiß.
Hit und hit isch Peterlistag,
dass wir alle Grotte und Schlange verjage,
nit nur alle Grotte und Schlange,
sondern alle giftigen Tiere in ihrem Aufenthalt.
Amen!

5. *„Hombacher“ (d.h. Unterharmersbacher) Spruch*

Wir treten herein, so stark und so fest,
wir begrüßen den Hausvater und all seine Gäst.
Begrüßen wir das eine oder andere nicht,
so sind wir die Hambacher Peterschüler nicht.
Die Hambacher Peterschüler so werden wir genannt,
Wir reisen durch das ganze Land,
die Blümlein blühen zur Sommerszeit,
Heute ist der heilige Sankt Peterlestag,
der alle Krotte und Schlange verjagt,
nicht nur alle Krotte und Schlange
sondern alle giftigen Tiere der ganzen Gemeinde.

6. *Kirnbacher Spruch*

Peter, Peter Sturm!
Schlonge, Krott und Wurm.
Peterlestag isch bald vergonge,
verrecke alli Krotte und Schlange.
Hirus, Harus, Äpfel, Nuss zum Lade nuss!
Glück ins Hus, Glück ins Hus
Bis zum obere Dachfirst nuss.

7. Sprüche der Oberharmersbacher Peterschüler

a) Wir treten herein, so stark und so fest
 wir grüßen den Hausvater und all seine Gäst,
 und grüßen wir das eine oder andere nicht,
 so sind wir die Harmersbacher Peterschüler nicht.
 Die Harmersbacher Peterskinder sind wir genannt,
 wir reisen durch das ganze Land,
 das Land ist so groß und so weit,
 da blühen die Blumen zur Sommerszeit.
 Und heut' ist der hl. St. Peterlistag,
 der alle Krotten und Schlangen verjagt.

b) Wir feiern heut St. Peterstag,
 der unsere Bitt' erhören mag.
 Er mög beschützen euer Gut,
 vertilgen Ungeziefer's Brut.
 Vertreiben alle Krotten und Schlangen,
 die Bäume recht mit Obst behangen,
 euer Vieh vor jeder Seuch behüten,
 erhalten euch des Herzens Frieden.
 Beschirmen euer ganzes Haus,
 und alles, was geht ein und aus,
 fern halten Unglück, Krankheit, Not.
 Wir erbitten euch 'nen sel'gen Tod.
 Und nun zum Schluß noch eine Bitt :
 gebt uns recht viel Gaben mit!

Literatur

Elard Hugo Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert, Verlag von Karl I. Trübner.
 1900.

Erinnerung an den „Rebstock“ in Ohlsbach

Hans-Jochen Schuck

Das Gasthaus *Zum Rebstock* in Ohlsbach war Generationen hindurch Mittelpunkt des politischen, wirtschaftlichen und geselligen Lebens des Dorfes. Es geht zurück auf das nach 1760 von der Gemeinde erbaute Wirts- und Gemeindehaus, welches 1797 einschließlich Garten, Scheuer und Stallung aus Geldmangel für 5.482 Gulden mit Genehmigung des Gengenbacher Rats versteigert wurde. Den Zuschlag erhielt Simon Stiegler mit der Auflage, den im Gebäude untergebrachten Schulraum, den Erdäpfelkeller und die Ratsstube nicht zu verändern und den „öffentlichen Verkehr“ in diesen Räumen nicht zu behindern. Ferner: Die Glocke auf dem gemeindeeigenen Dachtürmchen zu bestimmten Zeiten zu läuten und die obere Stube für Gemeindeveranstaltungen oder Zusammenkünfte jedweder Art sauber und im Winter auf eigene Kosten geheizt zur Verfügung zu halten. Um die gewinnbringende Nutzung als Wirtshaus mit Schildgerechtigkeit zu gewährleisten, wurde festgeschrieben, alle Festlichkeiten und Weinkäufe hier abzuhalten – bei gleichen Preisen wie in Gengenbach – und eine weitere Wirtschaft in Ohlsbach nicht zuzulassen.¹ 1830 zogen Schulzimmer und Ratsstube in das neugebaute Schulgebäude um, während Glocke, Uhr und Türmchen sowie der Gemeindeversammlungssaal (*Rebstocksaal*) noch lange, bis nach der Jahrhundertwende, am alten Ort verblieben und genutzt wurden.

Es kann mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass der *Rebstock* ein direkter Nachfahre des an gleicher Stelle urkundlich gesicherten Wirtshauses in der *Ohlsbacher Hub* ist. Die gegen Ende des 17. Jahrhunderts vom damaligen Hubherren erlassene Wirtsordnung verpflichtete den Hubwirt u. a., Huren, Spitzbuben und Spielern keine Unterkunft zu gewähren, auf das rechte Weinmaß zu achten, sechs bis sieben Betten in sauberen Stuben zu halten, den Wein am Ort zu kaufen und die schon damals vorhandene Glocke auf dem Dach zur Betzeit zu läuten.²

Aus Fahrnisversicherungslisten der Brandassekuranzen im 19. Jahrhundert geht hervor, dass unter den Dorfbewohnern in der Ortenau die Gastwirte im Allgemeinen sehr vermögend waren, was im Besonderen für den Rebstockwirt Josef Bruder im Jahr 1894 dokumentiert ist.³ Hieraus lässt sich schließen, dass dieser sein Geschäft verstand und der Betrieb sehr gut lief, als am Antoniustag, dem 11. Januar 1892, schon am Morgen im Tal die Böller knallten und ein großes Ereignis in Ohlsbach ankündigten.

Bevor wir zu dem denkwürdigen Geschehen dieses Tages kommen, ein Wort zu den Hauptpersonen des Hochzeitfestes, das gefeiert werden sollte.⁴



Der Ohlsbacher „Rebstock“

Die schicke Braut Theresia Roth (1870–1937) stammte vom *Rothhof* im nahen Reichenbach. Die Roths saßen als Pächter auf dem bis zum Pachtvertrag (um 1875) noch *Schwärzenbacher Hof* genannten ansehnlichen Anwesen, das neben weiteren Immobilien damals wie heute der Evangelischen Kirchenschaffnei Rheinbischofsheim (jetzt: Pflege Schönau) gehört. Diese Kirchenstiftung hatte in den Jahren 1870–1880 im vorderen Kinzigtal zahlreiche von Armut bedrohte Höfe mit zugehörigen größeren Waldparzellen günstig aufgekauft, darunter auch Höfe in Hinterohlsbach, z. B. den 38 Hektar umfassenden *Schindelhof*, heute Freizeithaus der Evangelischen Kirche Offenburg. Der verstreute Waldbesitz ist durch häufig anzutreffende Grenzsteine mit den Initialen KR markiert. Die abgebrochene *Rothhofmühle* am Schwärzenbach lieferte Mahlwerk samt Mahlkasten und Trichter für die 1985 restaurierte *Pfaff'sche Klostermühle* in Gengenbach.

Der stattliche Bräutigam war Anton Huber (1863–1941), Hofbauer und Erbe des seit spätestens 1738 bestehenden *Huberhofs* in Hinterohlsbach mit Mahlmühle, großen Waldungen, 9 Hektar Ackerland und 1 Hektar Amerikanerreben auf später mit Gehölz bedeckter Südterrasse. Noch heute legen-



Rothhof

där sind der Weinkeller („heiliges Grab“ genannt) im 1801 errichteten Leibgedinge und die sich darum rankenden Geschichten bacchantischer Feste. Wirtschaftliches Standbein des Berghofes war der 50 Hektar große Eichenschälwald, der durch Verkauf der Eichenrinde an Gerbereien und des wertvollen Kernholzes an Bäckereien zur Wohlhabenheit wesentlich beitrug.

Der Rebstockwirt Bruder hatte sich – was Keller und Speisekammer betraf – auf diesen Tag und den Ansturm der Gäste wohl vorbereitet, denn zur Brautmesse und zum Fest war vom „Hochzitslader“ in seiner bäuerlichen Tracht mit dem bändergeschmückten Stock jeder eingeladen worden, der dem Brautpaar Glück und Segen wünschen und in Fröhlichkeit an einer großen Bauernhochzeit teilnehmen wollte.⁵ Der große Herd arbeitete in Vollast, und der Schornstein entsandte schon am Wintermorgen dichte Rauchsäulen. Zu den zahlreichen Gratulanten, die gegen Nachmittag die Räume des *Rebstock* füllten, gehörten auch Bewohner und Gäste der noch immer als Konspirationsnest verdächtigten „Villa Brandeck“, namentlich darunter die Offenburger Sozialdemokraten Adolf Geck, Verleger und Redakteur des „Volksfreund“, und Karl Lehmann, stud. med. der Universität Straßburg.⁶ Als entfernt wohnende Nachbarn im hintersten Ohlsbachtal schätzten sie die verlässliche Huberhoffamilie wegen ihrer Verschwiegenheit und wohl nicht zuletzt wegen der Gastlichkeit im besagten Weinkeller, der in ganz Offenburg bekannt war.

Das Fest verlief glänzend, das reichhaltige Mahl war von allen gelobt worden, die Reden hatten gefallen und die Musikanten spielten schwungvoll für alle auf, ohne Rücksicht auf Stand, Religion oder politische Gesinnung. Gegen die zehnte Stunde mag es gewesen sein, als ein brenzlicher Geruch wahrzunehmen war, der aus einem Nebenraum des Festsaals kam. Durch die von einem Tänzer aufgerissene Tür drang Qualm, Flammen schlugen aus einem Kleiderschrank, sie loderten durch den zugeführten Sauerstoff auf und erfassten neues Leinenzug. „Es brennt!“ Viele eilten herbei, um die Lage zu beurteilen: das Brautpaar, die Kranzmaidle und Eh-



Hubenhof

rengelesen, örtliche Würdenträger wie Bürgermeister Andreas Lehmann, der Pfarrverweser Johann Weber, der Waldhüter sowie Brandexperten wie der Ohlsbacher Feuerwehrkommandant Xaver Schwörer und sein Vize August Suhm. Das Urteil der Fachleute: der Kleiderkasten brennt – aber wo ist der Brandherd? Wasser gibt es nicht im oberen Stock, nicht einmal Krüge mit Mineralwasser. Da erschien auf einmal mit über dem Kopf geschwungener Rebhackle der Medizinstudent Karl Lehmann von der „Branddeck“ auf der Bildfläche und stieß Zuschauer und Gutachter unsanft beiseite. Ein paar kräftige Hiebe, der Schrank bricht auseinander und gibt das Loch im Stubenboden und die Stelle weiter unten frei, wo der Brand herkommt: durch den infolge der Überhitzung des Herdes geborstenen Schornstein. Das Gefährliche: Das Feuer nagt bereits sichtbar am Quergebälk. Ohne den Analysebefund und die zu ergreifenden Maßnahmen der sachverständigen Floriansjünger abzuwarten, legte der Karle mit neuen Schlägen den Brandherd weiter frei. „Do brennt’s. Wi her!“ Die Freunde von der „Branddeck“ stürzten sich gegen den Widerstand des händeringenden Wirts und unter Missachtung seiner Drohung mit Hausverbot auf alle Getränke im Saal und holten die ganz- und halbgefüllten Bouteillen und Krüge von den weißgedeckten, langen Festtischen, Gesimsen, Bänken und vom Podium der Spielleute. Der Wirt vermeinte schier irre zu werden, als



Leibgedinge mit Weinkeller (heute Ferienhaus)

Liter auf Liter Roter, Elbling, Muskateller und gar der kostbare Riesling auf die Glut zischten. Bald holten auch andere Besonnene den Rebensaft von überall her, und das gemeinsame Tun zeigte Wirkung. Weißlicher Rauch kündete vom Verlöschen des Feuers. Demgegenüber verrauchte allerdings der Zorn der Ohlsbacher Patrizier über die Nichtbeachtung ihrer Zuständigkeit und den Eingriff in die örtliche Löschorde erst weit nach Mitternacht, als klare Winterluft den ärgsten Brandgeruch vertrieben hatte, Becher und Krüge zu wiederholten Malen neu gefüllt worden waren und man dem Löschwein nicht länger nachtrauern musste. Auf dem Heimweg im Neuschnee, aus mancherlei Gründen auf dem Kutschbock oder zu Fuß schwierig zu meistern, hatte der gesunde Menschenverstand den Streit um Kompetenzen längst beigelegt.

Wochen später kehrten die „sozialistischen Umstürzler“ von der „Brand-eck“ wieder einmal im *Rebstock* ein. Der Wirt empfing sie freundlich, er schien mehr als versöhnt mit dem damaligen Geschehen und bekundete den Genossen, vor allem dem selbsternannten Feuerwehrhauptmann Karl Lehmann, seine Dankbarkeit. Der Grund stellte sich bald heraus. Die Brandas-sekuranzkasse hatte nach Abschluss der amtlichen Untersuchungen zum Hergang des Schadensereignisses ihre Anerkennung für die schnelle Entde-ckung der Brandursache ausgesprochen, insbesondere dafür, dass in Er-

manglung von Wasser beherzt und geistesgegenwärtig mit Moscht und Wein gelöscht worden war und dadurch Schlimmeres verhütet werden konnte. Daraufhin hatte der Versicherungsagent dem Rebstockwirt nahegelegt, den als Löschmittel eingesetzten Festwein unter – versteht sich – großzügigster Auslegung dem zu ersetzenden Brandschaden hinzuzurechnen.

Nun wäre es eine schöne Vorstellung gewesen, zur Silberhochzeit des Huber-Toni und der Therese den damals weit über Gebühr erstatteten Betrag für Feuerlöschwein wieder in edlen Festwein umzuwandeln. Doch die Zeiten und Umstände waren nicht so.

Der *Rebstock* war im Februar 1914 zum Teil abgebrannt, der Wirt Josef Bruder längst verstorben, an seine Stelle 1904 der tüchtige Leo Schätzle getreten, dessen Sohn und Enkelin bis zum kompletten Umbau 1985 das Haus in alter Tradition weiterführten; Karl Lehmann, seit Kriegsbeginn Frontlazarettarzt, ruhte seit eineinhalb Jahren in französischer Erde; drei Söhne des „silbernen Jubelpaars“, denen zum Jubeln nicht zumute war, standen an der Front, einer, der Anton, ist gefallen, Hermann schwer verwundet mit nur einem Bein heimgekehrt; durch das Aufkommen synthetischer Gerbstoffe hatte der *Huberhof* sein wirtschaftliches Standbein verloren und kämpfte ums Überleben. Kurz: Zu Beginn des dritten Kriegsjahres 1917 sah niemand einen Anlass zum Feiern.

Vom alten *Rebstock* als sozialem Zentrum des Dorfes ist außer dem überkommenen Namen nichts mehr vorhanden, auch die Glocke, um die fast zwei Jahrhunderte zwischen jeweiligem Rebstockwirt und Gemeinde gestritten worden war, ist nach ihrer Abnahme um 1906 verloren gegangen.⁷ An markanter historischer Stätte zwischen Pfarrkirche und Rathaus steht jetzt ein den Einheimischen fremdes Hotel für Bustourismus – das ist der Lauf der Dinge.

Anmerkungen

- 1 Kauß, Dieter: Manuskript zum dorfgeschichtlichen Seminar anlässlich der 750-Jahrfeier von Ohlsbach, Mai 1984, unveröffentlicht, 7.
- 2 Ebd., 12 f.
- 3 Ebd., 4.
- 4 Die Angaben sind dem Kirchenbuch Ohlsbach entnommen oder stammen aus Gesprächen, die ich dankenswerterweise mit Lydia Roth, Gengenbach, sowie Josef und Albert Huber, Ohlsbach, führen durfte.
- 5 An das Hochzeitsfest hat sich Adolf Geck 25 Jahre später im „Alt Offeburger“, Februar 1917, erinnert.
- 6 Näheres zur „Villa“, seinen Gästen und Bewohnern sowie zur ungewöhnlichen Vita von Karl Lehmann siehe Schuck, Hans-Jochen: „Villa Brandeck“ in Hinterohlsbach und die Sozialdemokratie, in: Die Ortenau 85, 2005, 417.
- 7 Schülj, Sepp: Blätter zur Ohlsbacher Ortsgeschichte, unveröffentlicht, o. J.

Von der Fürstenresidenz zum Landratsamt: Das Wolfacher Schloss*

Cornelius Gorka

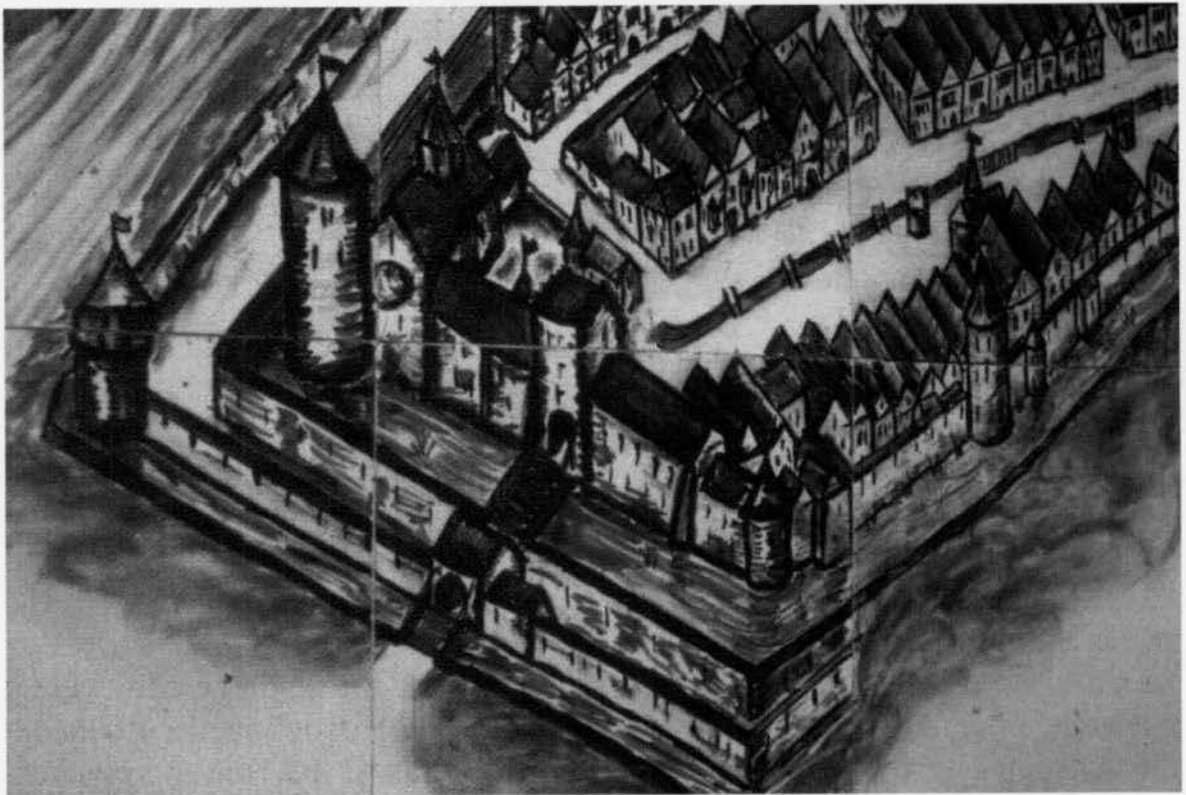
Die Anfänge des Schlosses

Seit dem frühen Mittelalter war Wolfach Herrschaftssitz. Erstmals ist 1084 in einer Urkunde von den „Herren von Wolfach“ die Rede, die ihren Stammsitz ursprünglich auf der Burg „Alt-Wolfach“ hatten, von der heute nur noch Mauerreste vorhanden sind. Neben dieser Burg Wolfach entstand am Zusammenfluss von Kinzig und Wolf das gleichnamige Dorf, wo die Adelsfamilie die Grundherrschaft ausübte. Der Schwerpunkt des Ortes lag zunächst im Gebiet der heutigen Vorstadt. Im 13. Jahrhundert erfolgte dann auch die planmäßige Besiedlung des jenseitigen Kinzigbogens, wo heute die Altstadt liegt. Am südlichen Stadteingang hatten die Herren von Wolfach bereits um 1180 ein steinerndes Haus gebaut. Wahrscheinlich handelte es sich damals nur um eine kleine Tiefburg mit Bergfried und Palas, die zwischen dem Stadttor und dem Hungerturm in die spätere Stadtbefestigung eingebaut war.

Der Platz war strategisch gut gewählt. Hier an der engsten Stelle im mittleren Kinzigtal am Zusammenfluss von Kinzig und Wolf waren sowohl der Land- wie auch der Wasserweg leicht zu kontrollieren. Hier konnten der Wasser- und der Brückenzoll erhoben und die durchreisenden Kaufleute zum Aufenthalt veranlasst werden. Das Schloss diente auch der Erhebung und Verwaltung der herrschaftlichen Abgaben und Steuern. Außerdem sollte das Schloss die Stadt vor Angriffen von der südlichen Landseite schützen. Darüber hinaus nutzten die Wolfacher Grafen die Stadtburg mehr und mehr als Zweitwohnsitz.

Das Geschlecht der Herren von Wolfach starb in männlicher Linie bereits im Jahr 1284 aus, also 200 Jahre nach ihrer Ersterwähnung. Da die Tochter des letzten Wolfacher Grafen mit dem Grafen Friedrich I. von Fürstenberg verheiratete war, ging das Land als Erbgut an das Haus Fürstenberg über. Auch das Wolfacher Schloss ging in dessen Eigentum über. Es wurde zur Nebenresidenz und diente vor allem den Grafenwitwen oder anderen Anverwandten des Fürsten als Wohnsitz.

* Geringfügig überarbeitete Fassung meines Vortrags vom 15. November 2004 in Haslach und vom 17. März 2006 in Wolfach.

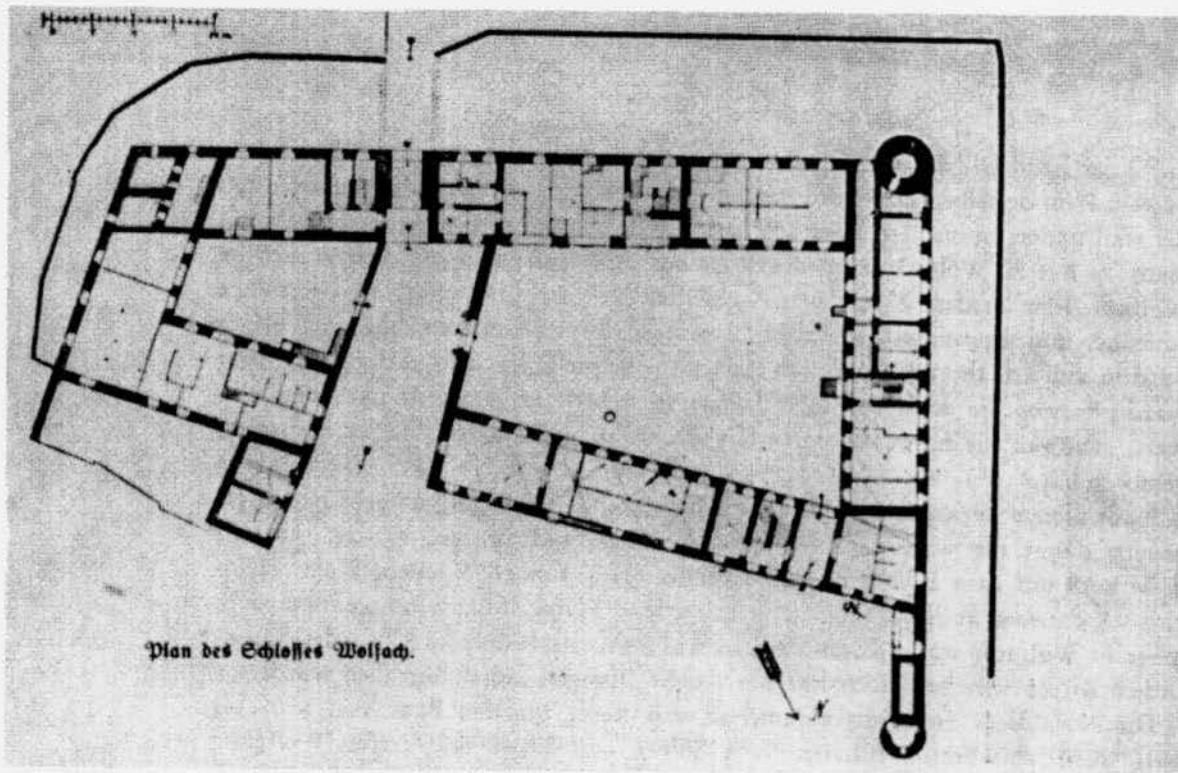


Schloss und Stadtbefestigung Wolfach nach einem Stich von Johann Jakob Mentzinger aus dem Jahr 1655.

Zwischen 1447 und 1477 ließ Heinrich VI. von Fürstenberg, der auch ständig in Wolfach wohnte, sein „Steinerndes Haus“ zu einer größeren Schlossanlage erweitern, wie sie auf diesem Stich aus dem Jahr 1655 von Johann Jakob Mentzinger zu sehen ist. Das Schloss war noch kein einheitlicher Herrschaftsbau, sondern aus vielen Gebäuden zusammengesetzt. Es bildete den südlichen Abschluss der Stadt und war in die Stadtbefestigung einbezogen.

Die Nachfolger des baulustigen Heinrich VI. hatten allerdings wenig Interesse am Wolfacher Schloss und residierten lieber in Donaueschingen oder einem anderen ihrer zahlreichen Schlösser. Erst Graf Maximilian Franz von Fürstenberg (1655 bis 1681) machte das Wolfacher Schloss wieder zu seiner Residenz. Allerdings genügte der bescheidene Bau des Mittelalters nicht mehr den Bedürfnissen eines absolutistischen Fürsten nach Repräsentanz seiner Herrschaft. Daher ließ Graf Maximilian die gesamte Schlossanlage zwischen 1671 und 1681 grundlegend um- und ausbauen. Vorhandene Bauten wie der Hungerturm, die Kapelle und das Stadttor wurden in den Bau integriert.

Dabei entstand ein geschlossener Gebäudekomplex mit einheitlicher Fassade. Außerdem wurde der bestehende Gebäudekomplex (durch Ankauf und Abbruch von 13 Bürgerhäusern) nach Norden und Osten er-



Grundriss des Wolfacher Schlosses um 1908.

weitert. Das Wolfacher Schloss erhielt dabei seinen charakteristischen Grundriss eines gestreckten Trapezes mit zwei Innenhöfen und einem Torturm.

Äußerlich behielt das Schloss mit den beiden Ecktürmen und den Schießscharten seinen wehrhaften Charakter. Innerlich wurde es zu einem modernen Schloss im Übergangsstil von der Spätrenaissance zum Barock umgestaltet. Im Erdgeschoss des Nordflügels entstand ein großer Hallenbau als Marstall, der später dann als Turnhalle genutzt wurde. Darüber befand sich ein kleiner Festsaal, der später zunächst dem Amtsgericht als Schöffensaal und danach dem Landratsamt als Sitzungssaal diente. Im Nordflügel wurde später das badische Bezirksamt untergebracht. Im Westbau war unten rechts die Küche (heute Heimatmuseum), darüber befand sich ein großer Festsaal, der zwischen 1934 und 1937 zu Büroräumen für die NS-Kreisleitung umgebaut wurde. Im anschließenden Südflügel befand sich die Schlosskapelle mit ihren Barockaltären und dem Glockentürmchen. Daneben (wo heute der Gerichtssaal ist) befand sich ein Wagenschuppen, der später als Garage genutzt wurde. Im Übrigen enthielt das Schloss verschiedene Wohn- und Ökonomieräume, die heute als Büro- und Registraturräume genutzt werden. Einen wunderbaren Gesamteindruck der Anlage erhält man bei einem Blick vom Käpfelefen herab.



Portal zum Schlosshof mit dem Wappen des Grafen Maximilian Franz.

Die Besucher betraten das Schloss zunächst durch das Stadttor und gelangten dann durch ein Portal in den großen Schlosshof. Hier hat sich der Erbauer mit seinem Herrscherwappen verewigt. Nach dem plötzlichen Tod des Grafen Maximilian Franz im Jahr 1681 wurde das Schloss nicht mehr als Residenz genutzt. Stattdessen zogen die fürstenbergischen Amtsleute ein und machten das Schloss endgültig zum Amtshaus.

Die fürstenbergische Amtsverwaltung

Das fürstenbergische Oberamt Wolfach umfasste die Städte Hausach und Wolfach, die Klöster Rippoldsau und Wittichen, sowie zehn weitere Gemeinden des Umlands. Das Oberamt hatte die Gemeinde- und Schulaufsicht, war zuständig für das Militär, das Gerichtswesen, die Polizei, die Steuererhebung, die Domänenverwaltung, das Hochbauwesen, den Straßenbau, die Landwirtschaft und für Kirchensachen. Es hatte die Anordnungen des Fürsten bekanntzumachen und für deren Beachtung zu sorgen.

Das Wolfacher Oberamt wurde von einem fürstenbergischen Oberamtmannt geleitet, der die staatliche Gewalt im Auftrag des Landesherrn ausübte. Er war meist ein studierter Jurist und wurde vom Fürsten besoldet. Die Oberamtleute versahen bis zur Pensionierung ihren Dienst in Wolfach und fanden hier auch ihre letzte Ruhestätte.

Dem Amtsvorsteher standen ein Landschaftner und ein Landschreiber und wahrscheinlich noch weitere Hilfskräfte zur Seite. Bei Bedarf konnte er die Hilfe der städtischen Schultheißen bzw. der Gemeindevögte in Anspruch nehmen.

Die Errichtung des badischen Bezirksamts in Wolfach

Das beginnende 19. Jahrhundert brachte für unseren Raum eine politische Zäsur: Als sich die süddeutschen Fürsten am 12. Juli 1806 vom Reich los-sagten und einen Rheinbund unter Napoleons Protektion gründeten, wurden ihnen neue Gebietserweiterungen zugesichert. Im Zuge der nun folgenden Mediatisierung (Unterwerfung) kleinerer Reichsfürsten erhielt Baden unter anderem die Besitzungen der Reichsritterschaften und den größten Teil der fürstenbergischen Lande. Dazu gehörten auch die im Kinzigtal gelegene Herrschaft Kinzigtal (Hausen) mit den Ämtern Haslach und Wolfach. Die förmliche Besitzergreifung durch den badischen Großherzog Karl Friedrich erfolgte am 13. August 1806. Nach mehr als 500-jähriger Zugehörigkeit zum Hause Fürstenberg wurde das Kinzig- und Wolfstal dem neu geschaffenen Großherzogtum Baden einverleibt.

Mit dem großherzoglichen Generalausschreiben vom 22. Juni 1807 wurde in den bisherigen fürstenbergischen Ämtern Haslach und Wolfach jeweils ein badisches Bezirksamt errichtet. Der Amtsbezirk Wolfach bestand dabei aus den Gemeinden Wolfach, Oberwolfach, Kinzigtal, Schapbach, Rippoldsau, Wittichen, Schenkenzell, Hausach und St. Roman.

Durch Staatsvertrag mit Württemberg vom 5. Oktober 1810 erhielt Baden außerdem das ehemals württembergische Oberamt Hornberg mit den Städten Hornberg und Schiltach, sowie mit Gutach, Kirnbach, Reichenbach, Niederwasser und Lehengericht. Dieses Gebiet wurde zum badischen Bezirksamt Hornberg zusammengefasst.

Ins Wolfacher Schloss zogen nun badische Beamte ein, die größtenteils aus fürstenbergischen Diensten übernommen worden waren. Der letzte fürstenbergische Oberamtmann Valentin Schwab blieb auch nach der badischen Besitzergreifung im Amt und wurde zum 1. September 1808 mit 76 Jahren in den Ruhestand verabschiedet. Danach übernahm Johann Karl Friedrich Eckard die Leitung des Bezirksamts Wolfach; auch er hatte zuvor in fürstenbergischen Diensten gestanden. Das Schlossgebäude selbst blieb aber weiterhin fürstenbergisches Eigentum und wurde vom badischen Staat nur angemietet.

Die badische Amtsverwaltung

Die Bezirksamter bildeten in Baden die untersten staatlichen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden. Das Aufgabengebiet eines Bezirksamts umfasste

die Gerichtsbarkeit erster Instanz in Privat- und Strafrechtssachen, das Notariatswesen sowie alle Bereiche der inneren Verwaltung und der Polizei, welche ihm zugewiesen waren. Dazu gehörten insbesondere die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung, die Ausstellung entsprechender Genehmigungen und Ausweise, die Einhaltung der Rechtsvorschriften und die Aufsicht über die Gemeinden. Im Jahre 1819 kam noch als weitere Aufgabe die Konskription (Aushebung zum Militärdienst) hinzu, so dass sich regelmäßig junge Männer im Amtshaus der Musterungskommission stellen mussten. Dem Amtsvorsteher unterstand auch die Wolfacher Gendarmeriestation, die ebenfalls im Schloss untergebracht war.

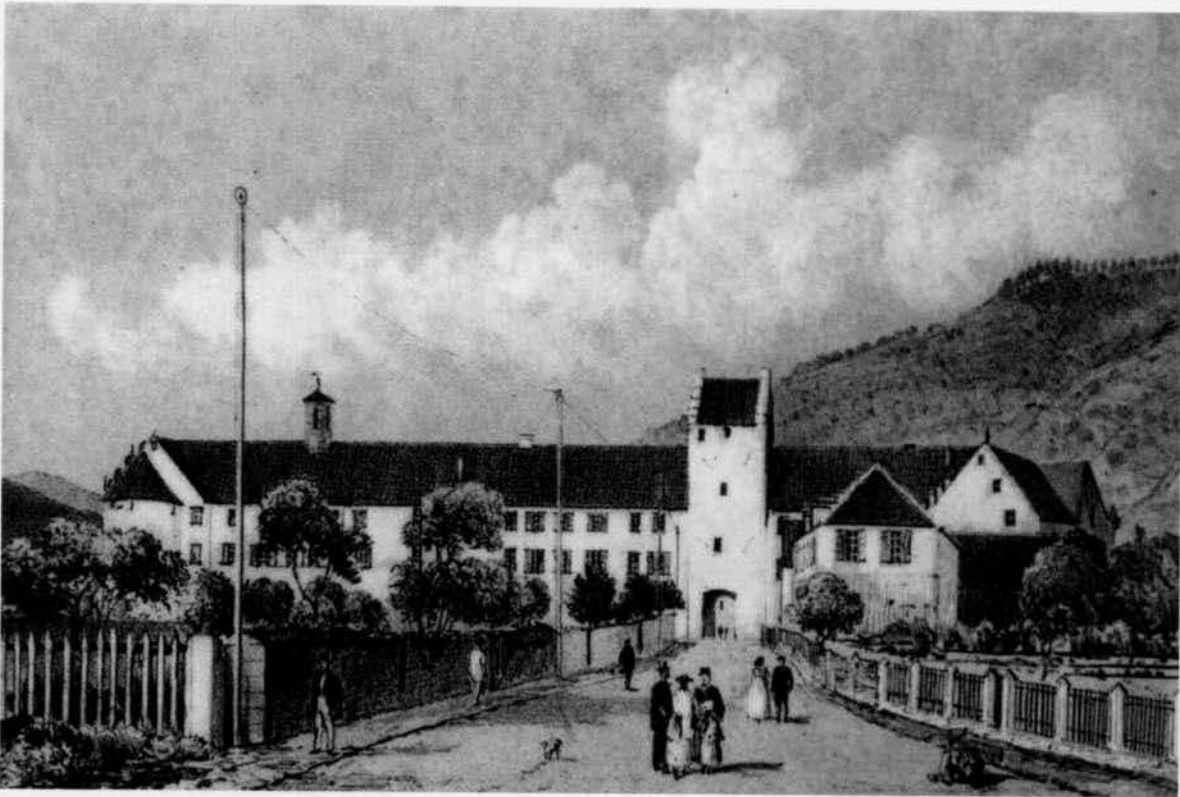
Das Bezirksamt Wolfach war grundsätzlich an den Amtstagen für den Publikumsverkehr geöffnet. Amtstage waren gewöhnlich die beiden Markttag Dienstag und Freitag. Im Übrigen konnten Bürger nur auf Vorladung oder in besonders dringenden Fällen beim Bezirksamt vorsprechen.

An der Spitze eines badischen Bezirksamts stand ein juristisch ausgebildeter Beamter als Amtsvorsteher, der den Titel „Oberamtmann“ (ab 1924 „Landrat“) führte. Er repräsentierte gewissermaßen „den Staat vor Ort“ und hatte die entsprechenden Anweisungen der Regierung umzusetzen. Gewöhnlich war neben dem Oberamtmann noch ein weiterer Amtmann bei der Bezirksverwaltung tätig. Außerdem besaß jedes Bezirksamt eine Anzahl von Aktuaren, Sekretären und Schreibern, die den Kanzlei-, Rechnungs- und Registraturdienst versahen. Einfachste Schreibtätigkeiten erledigten Dekopisten (Kopierer aus Fleisch und Blut), die nach 1900 durch Maschinenschreiberinnen ersetzt wurden. Außerdem hatte jedes Amt einen Amtsdienner, der als Amtsbote, Hausmeister und Kutscher fungierte.

Im Jahr 1857 wurde in Baden die Justiz von der Verwaltung getrennt und eigenen Amtsgerichten übertragen. Seitdem gab es im Wolfacher Schloss neben dem Bezirksamt ein eigenes Amtsgericht, das im südlichen Schlossflügel eingerichtet wurde, wo es sich bis heute zusammen mit dem Notariat befindet. Das badische Bezirksamt blieb im Nord- und Westflügel ansässig. Im gleichen Jahr 1857 wurde außerdem das Bezirksamt Haslach aufgehoben und seine Gemeinden dem Bezirksamt Wolfach eingegliedert. Das Bezirksamt Wolfach nahm dadurch sowohl an Bedeutung wie auch an Personal zu, das im Schloss untergebracht werden musste.

Weimarer Republik und Nationalsozialismus

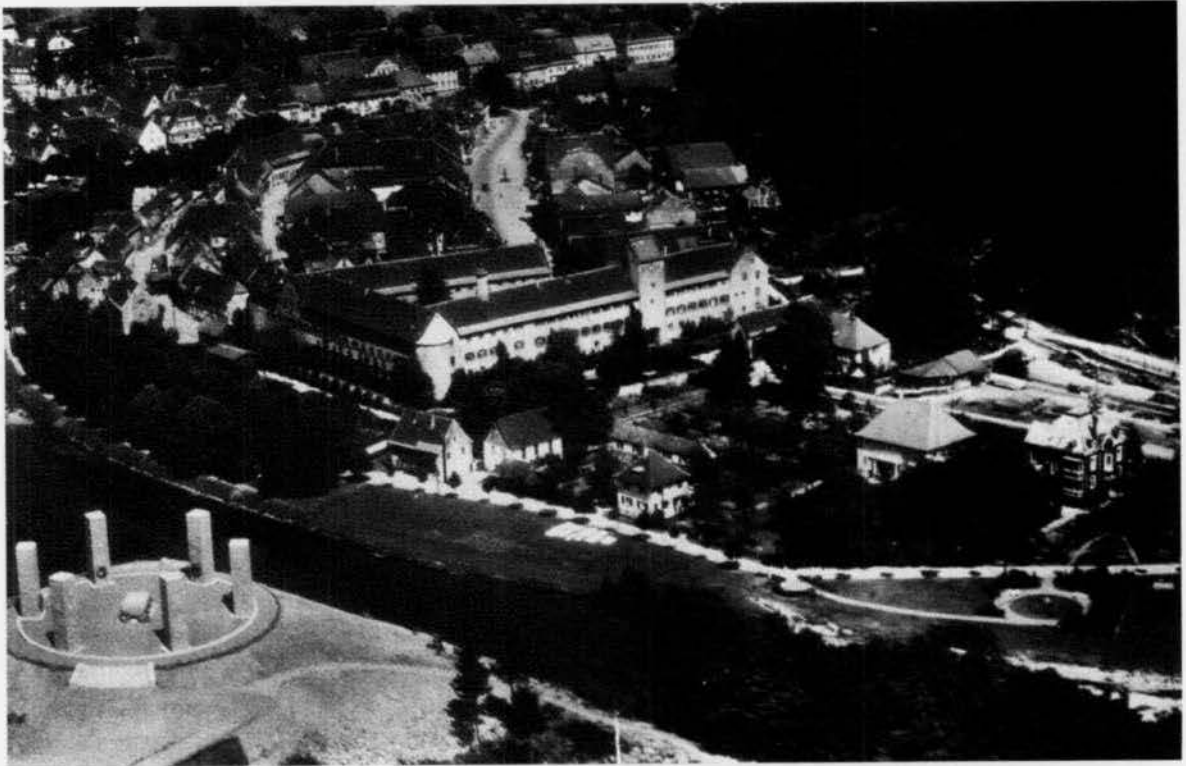
Nach der deutschen Revolution von 1918/19 wurde aus dem „Großherzoglichen Bezirksamt“ ein „Badisches Bezirksamt“. Das Amtspersonal blieb das gleiche, hatte aber seinen Diensteid auf die Weimarer Reichsverfassung abzulegen. Der Großherzog verschwand von den Wänden und wurde durch den Reichspräsidenten ersetzt. Über dem Wolfacher Schloss wehte bei besonderen Anlässen die schwarz-rot-goldene Fahne.



Ansicht des Schlosses Mitte des 19. Jahrhunderts.

1924 erhielt das Bezirksamt Wolfach eine erneute Vergrößerung, als ihm die Gemeinden Hornberg, Niederwasser und Reichenbach des aufgelösten Amtbezirks Triberg zugeteilt wurden. 1927 bestand das Bezirksamt Wolfach aus 13 Bediensteten: 1 Landrat, 1 Bezirksarzt, 1 Bezirkstierarzt, 1 Bezirksbaumeister, 5 Verwaltungsbeamten des gehobenen Dienstes, 2 Kanzleibeamten des mittleren Dienstes, 1 Angestellter und 1 Amtsgehilfe. Daneben wirkten bei staatlichen Entscheidungen wie Baugenehmigungen oder Wirtschaftskonzessionen acht ehrenamtliche Bezirksräte mit. Außerdem war dem Wolfacher Bezirksamt der Gendarmerieposten Wolfach mit 16 Polizeibeamten unterstellt. Das Personal des Amtsgerichts Wolfach bestand aus dem Amtsgerichtsrat Rudolf Schneider und sechs Gerichtsbeamten (inkl. Gerichtsvollzieher).

Das Schloss selbst war bis dahin noch in fürstenbergischem Eigentum. Im Jahre 1921 gelang es dann der Stadt Wolfach nach mehrjährigen Verhandlungen zunächst den Ostflügel zu erwerben. Gewerbeschule, Finanzamt und städtische Sparkasse fanden dort ihre Unterkunft. 1928 erwarb die Stadt auch das übrige Schlossgebäude einschließlich des Herrengartens. Dort waren das Amtsgericht, das Notariat und das Landratsamt untergebracht. Damit war die Stadt Eigentümer des gesamten Schlosskomplexes geworden.



Luftaufnahme von 1938. Im Vordergrund das 1934 eingeweihte Kriegerdenkmal auf dem Kreuzberg (Foto: Otto Schrempp).

Nach der NS-Machtergreifung 1933 wurde auch auf dem Wolfacher Schloss die Hakenkreuzfahne gehisst. 1937 zog die NS-Kreisleitung im Westflügel über dem heutigen Heimatmuseum ein. Dafür baute man den ehemaligen Festsaal zu Büros um.

Mit der neuen badischen Landkreisordnung vom 24. Juni 1939 wurde aus dem bisherigen Amtsbezirk Wolfach der Landkreis Wolfach. Die Landkreise hatten von nun an ihre bis heute charakteristische Doppelfunktion als staatlicher Verwaltungsbezirk und als kommunale Gebietskörperschaft. Der alte Landkreis Wolfach bestand zuletzt aus sechs kleinen Städten und 24 Gemeinden. Das Landratsamt des neuen Landkreises Wolfach war weiterhin im Schloss untergebracht. Im Jahr 1944 schlug im Nordflügel des Wolfacher Schlosses eine Fliegerbombe ein und verursachte bei der Explosion einen großen Bauschaden.

Besatzungszeit und Wiederaufbau der Demokratie

Nach der französischen Besetzung Wolfachs am 21. April 1945 wurden einige Räume im Wolfacher Schloss von der Militärregierung in Beschlag genommen. Außerdem begann die politische Säuberung der Verwaltung. Landrat Ludwig Wagner und die meisten leitenden Beamten wurden abge-

setzt und verhaftet. Ludwig Wagner wurde am 19. August 1945 endgültig von der Militärregierung entlassen und blieb bis Mitte 1946 in Haft. Danach arbeitete er als Rechtsanwalt und soll Anfang/Mitte der 1960er Jahre verstorben sein.

Auch sämtliche Beamten, Angestellten und Arbeiter des Landratsamtes und der Kreisverwaltung wurden auf ihre Vergangenheit überprüft und von den Spruchkammern entsprechend eingestuft. Besonders belastete Bedienstete wurden entlassen, Minderbelastete oder Mitläufer wurden mit Sühnemaßnahmen belegt.

Als neuer Landrat wurde Ende April 1945 der Kaufmann Hans Seydel von der Militärregierung eingesetzt. Er amtierte nur ein Jahr und wurde bereits im Mai 1946 von seiner Tätigkeit entbunden.

Sein Nachfolger wurde Ludwig Hess, der dann fast 20 Jahre die Geschichte des Landkreises leiten sollte. Ludwig Hess hatte seine Ausbildung im badischen Verwaltungsdienst absolviert und war in der Weimarer Republik bei verschiedenen Bezirksämtern als Revisionsbeamter tätig. Zuletzt wirkte er von 1930 bis 1933 als Oberrevisor beim Bezirksamt Wolfach.

Da Ludwig Hess als Mitglied der SPD in Wort und Schrift gegen die Nationalsozialisten aufgetreten war, wurde er am 13. Oktober 1933 aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ aus dem Staatsdienst entlassen. Danach arbeitete er als Angestellter bei der Badischen Gemeindeversicherungsanstalt. Nach seiner Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft im Juni 1945 wurde er vom badischen Staat rehabilitiert und wieder eingestellt.

Als politisch unbelasteter Verwaltungsmann ernannte ihn schließlich das badische Innenministerium am 15. Mai 1946 zum neuen Landrat des Landkreises Wolfach. In schwierigen Zeiten musste er nun Verantwortung übernehmen. Es gelang ihm sowohl das Vertrauen der alliierten Verwaltung zu gewinnen als auch die drängendsten Probleme zu lösen. Besonders wichtig waren die Beseitigung der Wohnungsnot, die Wiederherstellung der Verkehrswege sowie die Aufnahme und Versorgung von Flüchtlingen. Dies wurde vom Landratsamt koordiniert und überwacht.

Ferner wurde mit dem Aufbau einer demokratischen Kreisverwaltung begonnen. Am 13. Oktober 1946 konnten im Landkreis Wolfach die ersten freien Wahlen zur Kreisversammlung stattfinden. Die neue Kreisversammlung und ihre Ausschüsse tagten natürlich auch im Schloss. Das Schloss selbst hatte den Krieg bisher gut überstanden. Dennoch wurde es bald danach von einer schweren Katastrophe heimgesucht.

Der Wolfacher Schlossbrand

In der Nacht vom 23. auf den 24. Januar 1947 wurden die Wolfacher vom Tuten der Feuerhörner aus dem Schlaf gerissen. Im Landratsamt Wolfach

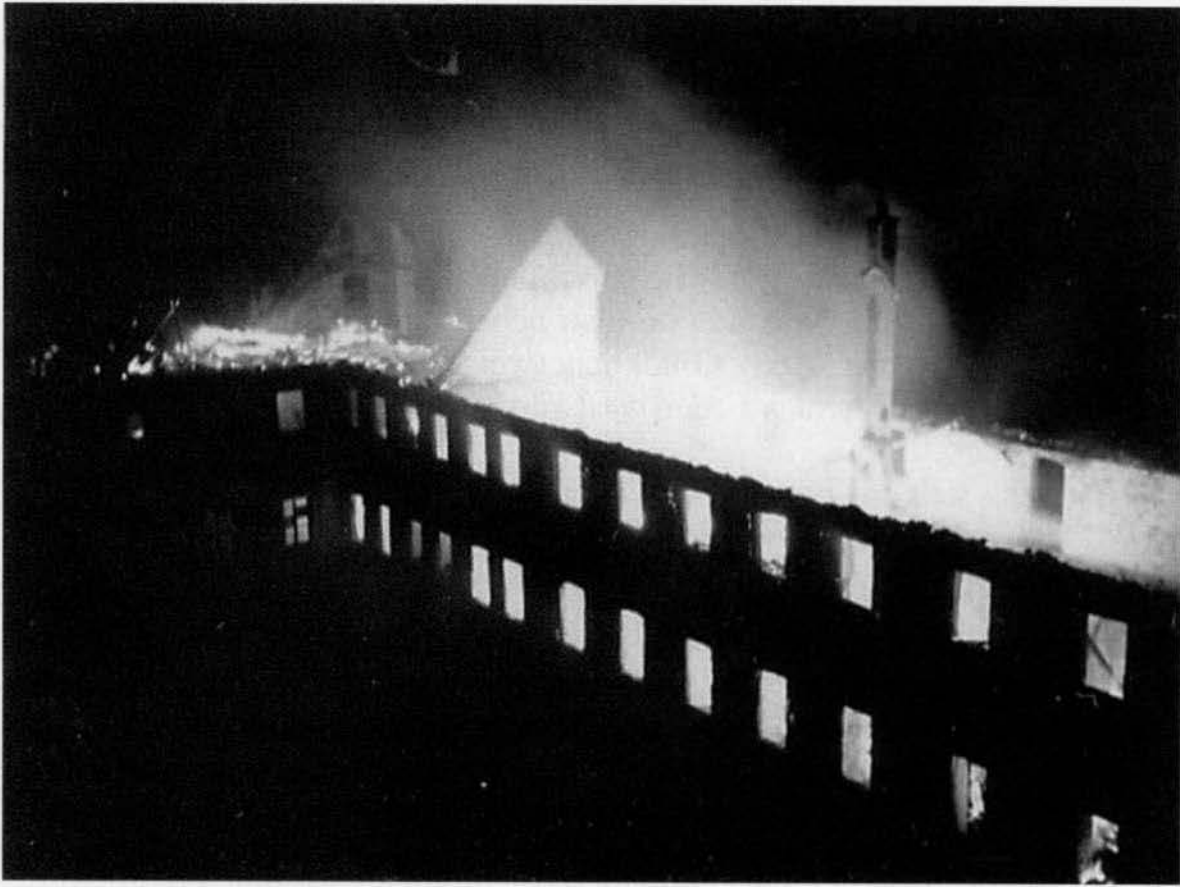


Der Nordflügel steht in Flammen.

war ein Großbrand ausgebrochen! Das Feuer war gegen 1:45 Uhr von Bewohnern benachbarter Häuser bemerkt worden. Diese verständigten sofort telefonisch das Postamt, von wo der Feualarm an die Feuerwehr und die Gendarmerie erging.

Da die Stadt Wolfach über keine automatische Alarmanlage verfügte, erfolgte die Alarmierung nur im Wege des so genannten „Schneeballsystems“. Mündlich („Feurio“) und per Hornsignal wurden die Bürger geweckt und mit der Alarmierung der Feuerwehr begonnen. Wer es erfuhr, alarmierte sofort seine Hausbewohner und Nachbarn und diese gaben den Alarm weiter. Kurz nach 2 Uhr erhielt Feuerwehrkommandant Josef Schmider vom Postamt den Anruf: „Es brennt im Schloss“. Er beauftragte sofort seine beiden Söhne mit der Alarmierung der Wehr im Stadtgebiet. So vergingen mehrere Minuten, ehe die gesamte Feuerwehr Wolfachs alarmiert war.

Die Feuerwehrleute begaben sich umgehend zum Brandplatz. Auch zahlreiche Bürger sowie der französische Kreiskommandant mit seinem Stab und die gesamte Gendarmerie erschienen am Brandplatz, um zu helfen. Feuerwehrkommandant Schmider und weitere Feuerwehrleute mach-



Das Feuer erfasst auch den Mittelbau.

ten die Motorspritze betriebsfertig und trafen damit um 2:15 Uhr am Brandplatz ein. Zu diesem Zeitpunkt hatte aber das Feuer bereits den Umfang eines Großbrandes angenommen, der den gesamten Nordflügel des Schlosses erfasste. Alle Rettungsversuche für das Gebäude waren zu diesem Zeitpunkt bereits aussichtslos. Im Innern des Nordflügels fand das Feuer an den hölzernen Balkendurchzügen, Decken, Treppen, Fußböden und dem Dachstuhl reichlich Nahrung und breitete sich weiter aus.

Die Feuerwehr legte Schlauchleitungen und begann mit der Brandbekämpfung. Der Beginn der Löscharbeiten war aber insofern behindert, dass infolge des starken Frostes sowohl der Wasser spendende „Riesler“ als auch die Hydrantendeckel eingefroren bzw. zugeschneit waren und erst freigelegt werden mussten. Dies verzögerte die Brandbekämpfung, so dass der Nordflügel schon bald nicht mehr zu retten war. Als der Brand auf das gesamte Schloss und die angrenzenden Häuser überzugreifen drohte, wurde über das Postamt Großalarm bei den umliegenden Gemeinden gegeben.

Bis zum Eintreffen der Nachbarwehren lag die ganze Last der Feuerbekämpfung auf der Wolfacher Feuerwehr, die von weiteren Wolfacher Bürgern unterstützt wurde. Sie hatte bei der großen Kälte und der dadurch be-

dingten Vereisung der Löschgeräte und Schlauchleitungen einen schweren Stand. Zur Brandzeit wehte ein straffer Nordostwind, der bei dem herrschenden strengen Frost (minus 15 °C) und dem anfänglichem Wassermangel die Löscharbeiten außerordentlich erschwerte, den Brand selbst aber erheblich begünstigte.

Der scharfe Wind verursachte außerdem einen mächtigen Funkenregen, der die Nachbargebäude und die anschließenden Häuserreihen der Stadt bedrohten. Die Feuerwehr musste also neben der Brandbekämpfung auch die Nachbarhäuser schützen. Glücklicherweise drehte sich nach einer Stunde der Wind und warf das Feuer westwärts der Kinzig zu, was die Gefahr minderte.

Noch ehe sich das Feuer aber weiter ausbreitete, drangen einige beherzte Wolfacher Bürger (Verwaltungsangestellter Fritz Wolf, Ratschreiber Erwin und Walter Geisert, Fritz Sattler, Wolfgang Haas und Feuerwehrmann Bächle) in den Mittelbau (Westflügel) des Schlosses ein und suchten zu retten, was noch zu retten war. Dabei half ihnen der Kraftfahrer des französischen Gouverneurs Marcel Melin, der die verschlossenen Türen zu den Amtsräumen mit seiner Dienstpistole aufschoss. Durch dieses mutige Handeln konnten wenigstens noch einige Aktenschränke sowie Schreibmaschinen und Telefonapparate herausgeholt und über das Amtsgericht im südlichen Flügel in Sicherheit gebracht werden. Dabei wurden vor allem die Akten und Karteien der Hauptverwaltung, des Kreisstraßenverkehrsamts, des Requisitionsamts sowie des politischen Säuberungsausschusses gerettet. Vorsorglich wurden auch das Amtsgericht und das Notariat im Laufe der Nacht geräumt.

Inzwischen erschienen nach und nach die Gemeindefeuerwehren aus Schiltach, Schapbach, Rippoldsau, Haslach, Oberwolfach, Hausach, Schenkenzell, Hornberg, Schramberg und Offenburg (sowie die Werksfeuerwehr Kautzmann & Jahn) und unterstützten die Wolfacher Kameraden bei der Brandbekämpfung. Außerdem sperrte die Gendarmerie den Unglücksort ab und begann sogleich mit den Ermittlungen zur Brandursache.

Stundenlang wurde mit vereinten Kräften um die Eindämmung des Feuers gerungen. Das Feuer, das im Nordflügel ausgebrochen war, fraß sich nun weiter in den Westflügel in Richtung Hungerturm und Kapelle. In der Mitte des Westbaus hatte man aber in den dreißiger Jahren eine Brandmauer mit Eisentüren eingezogen. Diese hielt dem Feuer stand, so dass die vereinten Feuerwehren endlich erfolgreich dem Feuer von zwei Seiten zu Leibe rücken konnten. Die Wehren legten elf Schlauchleitungen und setzten zwei größere Leitern ein. Insgesamt waren neun Motorspritzen im Einsatz. Der Einsatz sämtlicher Wehren funktionierte reibungslos.

Gegen 6:30 Uhr früh war der Feuerherd durch die gemeinsame Anstrengung aller Feuerwehren unter Kontrolle. In den Morgenstunden konnten daher fast alle auswärtigen Feuerwehren wieder entlassen werden. Bis zum



Das Schloss am Tag nach der Brandkatastrophe.

Nachmittag war dann das Feuer am Brandherd beseitigt, doch mussten noch bis zum Folgetag einzelne lokale Brandherde bekämpft werden. Abgesehen von einigen leichten Verletzungen unter den Feuerwehrleuten gab es keinen Personenschaden. Die Feuerwehrleute, die unter größter Aufopferung den Brand bekämpft hatten, erhielten hinterher als Dank für ihren Einsatz eine Lebensmittelzulage.

Gegen Morgen war das gesamte Ausmaß des Brandes zu erkennen. Das Bild veranschaulicht den Umfang des Gebäudeschadens: Besonders schwer waren der Nordflügel und die Hälfte des Mittelbaus geschädigt, die völlig ausbrannten. Dort hatten sich die Räume des Landratsamtes mit Landkreisselbstverwaltung und die Diensträume der Gendarmerie befunden. Nur die Außenmauern mit den Frontgiebeln waren in den drei Stockwerken bis zur Traufhöhe stehengeblieben. Das Innere der Gebäude war vollkommen ausgebrannt. Decken und Zwischenwände waren total zerstört, ebenso die gesamte Inneneinrichtung. 30 Büroräume, der Schöffengerichtssaal und die Turnhalle (einst fürstlicher Marstall) waren samt ihrer Einrichtung ein Raub der Flammen geworden. So ging beispielsweise in der Brandnacht der große Spätrenaissance-Saal des Gerichts und viele historische Räume mit ihren kunstgeschichtlich wertvollen Holzdecken verloren. In weiteren zehn Amtszimmern des Westflügels entstanden durch Feuer, Rauch und Wasser erhebliche Schäden. Sämtliche Akten, Büromaschi-

nen und Einrichtungsgegenstände des Landratsamtes, die nicht mehr gerettet werden konnten, waren völlig vernichtet worden.

Neben dem Gebäudeschaden brachte der Großbrand auch einen schmerzlichen Verlust an kulturellen Werten, da mit dem Schlossbrand auch ein Verlust an Aktenschriftgut und damit künftigem Archivgut verbunden war. Denn mit der Inneneinrichtung der Büros verbrannten auch sämtliche dort gelagerten Akten, Karteien, Bücher und sonstige Gegenstände, die in der Brandnacht nicht mehr gerettet werden konnten.

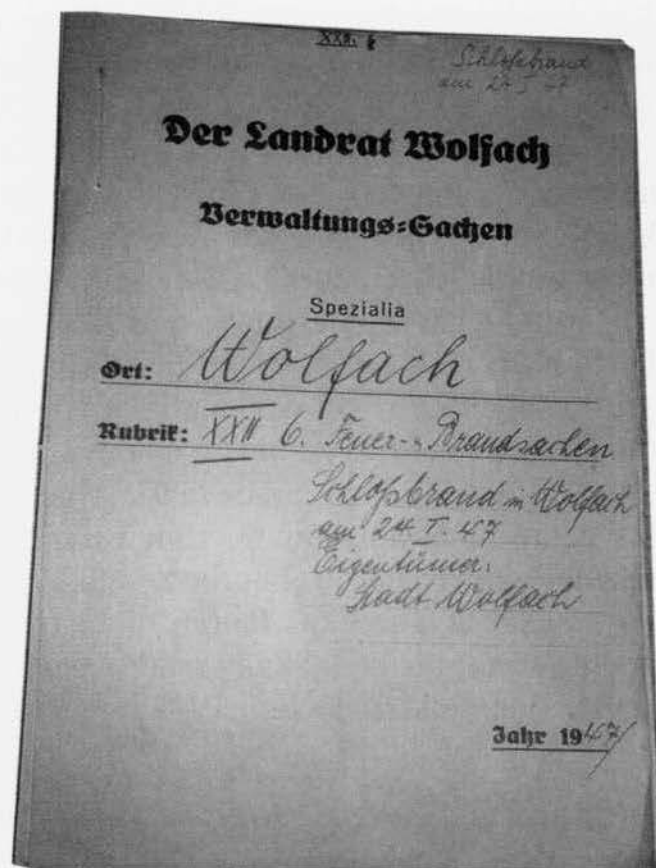
Vernichtet wurden außerdem drei beschlagnahmte Krafträder und eine größere Menge an Kleidung, Matratzen, Möbeln und sonstige Güter der Umsiedlungsstelle, die für die zu erwartenden Ostflüchtlinge beschafft worden waren. Zudem beklagte die Narrenzunft Wolfach den Verlust ihrer Ausrüstung, die damals auf der Schlossbühne gelagert worden war. Der Sportverein wiederum hatte mit der Zerstörung der Turnhalle auch seine Turngeräte verloren.

Erhalten blieben dagegen der gesamte südliche und der östliche Flügel mit Amtsgericht, Kapelle und Finanzamt, die den Brand nahezu unbeschadet überstanden. Auch die Museumsstücke blieben vom Feuer verschont, da sie glücklicherweise bereits 1941 in die Schlosskapelle verlagert worden waren.

Noch während des Brandes hatten die Gendarmerie und die Staatsanwaltschaft mit den Untersuchungen zur Entstehungsursache des Brandes begonnen. Dazu wurden die Anwohner und weitere Zeugen des Brandes zur Sache vernommen. In der Bevölkerung gab es außerdem den Verdacht, dass der Brand infolge fahrlässiger Bedienung bzw. Reinigung der Öfen hervorgerufen worden sein könnte. Daher wurden auch einige Kreisbedienstete, darunter die Putzfrauen, die Hausmeister und der Bezirksbaumeister Max Pfefferle vernommen.

Erste Untersuchungen der Brandruine ließen eine Selbstentzündung des alten Gebälks, einen Kurzschluss oder einen Kaminschaden vermuten. Eine Brandstiftung konnte aber auch nicht ausgeschlossen werden, wobei die Spurensuche in den Trümmern sehr schwierig war und auch nicht nach heutigen Vorgaben erfolgte.

Das Ergebnis der Untersuchungen war dann, dass weder eine vorsätzliche noch eine fahrlässige Brandstiftung nachgewiesen werden konnte. Die Putzfrauen beteuerten bei der Vernehmung, alle Kaminfeuer am Abend gelöscht und gereinigt zu haben. Nach Angaben des Hausmeisters und des Haushandwerkers waren die elektrischen Leitungen erst kürzlich überholt worden, so dass ein Kurzschluss als Brandursache ausgeschlossen wurde. Einen Sabotageakt hielt Landrat Hess für unwahrscheinlich: Es würden zwischen ihm und den politischen Parteien oder eines bestimmten Personenkreises keinerlei Gegensätze und Spannungen bestehen, die eine solche Tat verursachen könnten. Möglich war es zwar schon, doch hatte keiner etwas beobachtet.



Die Ermittlungsakte zum
Schlossbrand.

Nach den Ermittlungen der Polizei und der Sachverständigen sprach die größte Wahrscheinlichkeit für einen Kaminschaden als primäre Ursache des Brandausbruches. Die Kaminanlagen im Gebäude waren steigbare Kamine, die stockwerksweise auf dem Holzgebälk aufgesetzt waren. Sie waren bereits sehr alt und schadhaft und bildeten insofern eine potenzielle Gefahrenquelle. War ein Kamin zwischen dem Gebälk undicht, so konnten Funken aus dem Kamin ins Holz dringen und dort weiterglimmen, bis dann schließlich ein Schwelbrand daraus entstand.

Bereits ein Jahr zuvor hatte es im gleichen Gebäudeteil einen kleineren Gebälkbrand gegeben, der auf einen Kaminschaden zurückzuführen war. Das Feuer war damals rechtzeitig entdeckt und gelöscht worden. Die Polizei kam daher zum Ergebnis, dass es in jener Brandnacht ähnlich gewesen sein müsse:

Hitze und Funken seien aus einem schadhaften Kamin ausgetreten und hätten sich wahrscheinlich in einem anschließenden Balken entzündet. In dem alten dünnen Holz konnte das Feuer mehrere Tage geglimmt haben, ohne dass es jemand bemerkte. Der scharfe Ostwind dieser Nacht hätte dann die Glut zum Brand angefacht.

Durch die Hohlräume in Decken konnte sich das Feuer dann in der Nacht rasend ausbreiten, ohne dass davon irgendetwas bemerkt wurde.

Rauchmelder gab es noch nicht. Mitten in der Nacht war das Haus menschenleer. Dadurch hatte der Brand die besten Chancen auf ein reiches und zunächst ungestörtes Mahl.

Soweit die Ergebnisse der Ermittlungen, die ich der Brandakte im Kreisarchiv entnommen habe. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme kann aber bei der restlosen Zerstörung der fraglichen Kamine heute nicht mehr erbracht werden. Das Haus war zwar zerstört, doch hätte man bei einer gründlichen Spurensuche und Beweissicherung in der Brandruine vielleicht noch manche Indizien finden können, die man dann beim Aufräumen achtlos beseitigte. Mit den heutigen kriminaltechnischen Untersuchungsmethoden wäre man vielleicht zu einem klareren Ergebnis gekommen.

Auch der Verdacht eines fahrlässigen Umgangs mit den Öfen lässt sich bis heute nicht ausräumen, zumal die betreffenden Putzfrauen und Hausmeister inzwischen verstorben sind. Auch eine mögliche Brandstiftung wird sich nach fast 60 Jahren nicht mehr nachweisen lassen. Die Sache konnte somit bis heute nicht restlos geklärt werden. Die Staatsanwaltschaft stellte jedenfalls Ende Juni 1947 ihre Ermittlungen ein.

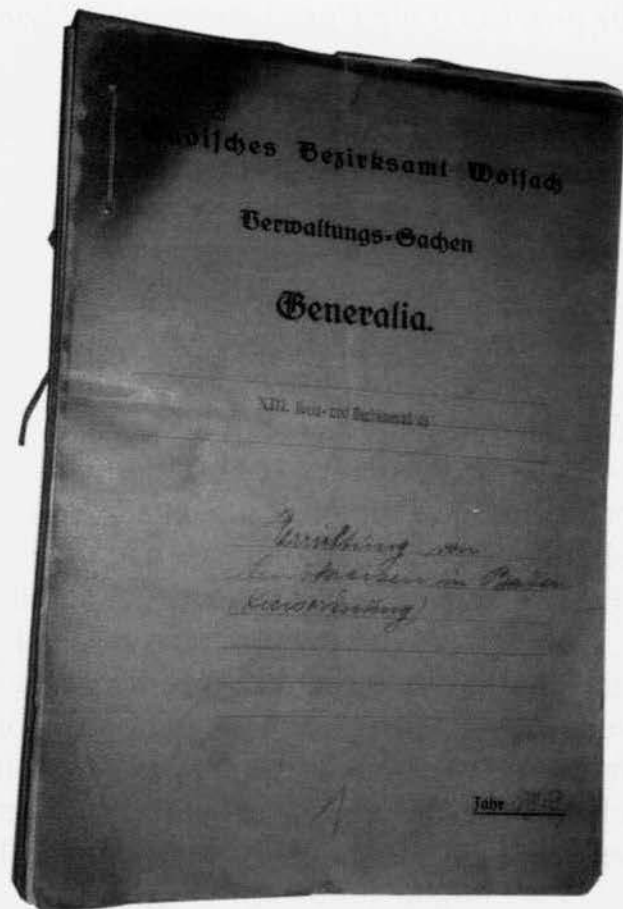
Verlorene und gerettete Kreisakten (Umfang der Archivalienverluste)

Im völlig zerstörten Nordflügel befanden sich bis 1939 das Bezirksamt und danach die staatlichen Ämter des Landratsamtes. Im Westflügel befanden sich vor allem die Landkreisselbstverwaltung und die Gendarmerie. Da der Nordflügel bis auf die Außenmauern niedergebrannt, sind auch die dort befindlichen Unterlagen in der Brandnacht größtenteils vernichtet worden. Entsprechend sind im Bereich der staatlichen Kreisverwaltung auch die Aktenverluste entstanden.

In der Verlust-Inventarliste des Landkreises ist allein von 36 Aktenschränken, 21 Rollschränken, 14 Karteikästen, vier Kassenschränken und acht Regalen die Rede, die durchweg Akten, Karteikarten, Bücher und Büromaterial enthalten haben dürften. Es waren vor allem General- und Spezialakten des früheren Bezirksamtes Wolfach aus dem Bereich der Polizei- und Ordnungsverwaltung, die im Wesentlichen nach 1860 angelegt wurden. Ältere Akten waren bereits an das Generallandesarchiv abgegeben worden.

Ungeachtet dessen haben sich dennoch mehrere Akten aus dem Bereich Armenwesen, Gaststätten, Verkehr und Wasserrecht erhalten, die in der Regel in den 1920er Jahren beginnen. Diese Akten waren entweder beim Brand gerettet worden oder befanden sich in der Brandnacht in einem anderen Gebäude oder wurden später von anderen Behörden abgegeben. Insgesamt handelt es sich allerdings um eine überschaubare Menge.

Etwas besser sieht es dagegen bei den Akten jener Ämter aus, die sich im nur teilgeschädigten Westflügel befanden. Wie erwähnt konnten hier in der Brandnacht unter dramatischen Umständen noch mehrere Akten geret-



Gerettetes Aktenfaszikel

tet werden. Aber auch hier gab es Verluste, wie aus einem Bericht des Landrats vom 10. Februar 1947 hervorgeht: „Die Akten über die *Hauptverwaltung* (mit Kreistag) sind gerettet. Die Akten und Unterlagen der *Landkreiskasse* sind vernichtet. Der Kassenschrank (mit dem Entwurf des neuen Voranschlags) muss erst noch freigelegt und aufgeschweißt werden. Die Akten des *Kreisjugendamts* sind restlos verbrannt, unter anderem über 800 Vormundschaftsakten. Die Neuanlage wird sofort anhand der Unterlagen des Vormundschaftsgerichts in Angriff genommen werden. Die Akten des *Kreiswohlfahrtsamts* sind vollständig erhalten. Die Akten der *Abteilung Notunterstützung und Umsiedlung* sind restlos vernichtet. Die Weiterzahlung der laufenden Unterstützungen ist durch die bei den auszahlenden Gemeinden vorhandenen Unterlagen gesichert.“

Sämtliche geretteten Akten des Landratsamtes Wolfach werden heute im Kreisarchiv des Ortenaukreises in Offenburg aufbewahrt. Auch alle ab 1947 entstandenen Kreisakten befinden sich dort. Soweit Bezirksamtsakten bis 1947 an die Staatsarchive abgeliefert wurden, befinden sie sich heute im Staatsarchiv Freiburg. Auch die Entnazifizierungsakten und natürlich alle Akten des Amtsgerichts befinden sich dort, da diese im Südflügel lagen und vom Brand nicht betroffen waren.

Die provisorische Unterbringung des Landratsamtes

Durch den Brand waren die Dienststellen des Landratsamts und der Kreisverwaltung obdachlos geworden und mussten anderweitig untergebracht werden. Glücklicherweise waren in den Hotels und Gasthäusern der Stadt noch leerstehende Räume vorhanden. So konnten die Kreisämter bereits am folgenden Tag verteilt auf einzelne Gasthöfe notdürftig ihre Arbeit wieder aufnehmen.

Die verstreute Unterbringung der Dienststellen wurde bereits nach wenigen Wochen zugunsten einer gemeinsamen Unterbringung im Gasthaus „Zum Kreuz“ (am Marktplatz) aufgegeben. Außerdem stellte die Stadt Wolfach für die Sitzungen der Kreisversammlung und der Ausschüsse entsprechende Räume im Rathaus zur Verfügung. Für die nächsten zwei Jahre sollte das Landratsamt provisorisch im Gasthaus logieren, bis die früheren Büroräume im Schloss wiederhergerichtet waren.

Außerdem wurde der brandgeschädigten Kreisverwaltung, die durch den Unglücksfall sämtliche Einrichtungsgegenstände verloren hatte, eine Welle der Hilfsbereitschaft zuteil. Behörden, Landkreise und Gemeinden überließen dem Landratsamt Wolfach dauerhaft oder leihweise Büromöbel, Schreib- und Kopiermaschinen, Telefonapparate, Lampen, Büromaterialien, Karten, Gesetzblätter und Bücher. Das Landratsamt Offenburg übergab z.B. einige doppelte Normal- und Generalakten oder überließ leihweise Akten zur Fertigung von Abschriften. Auch die Gemeinden stellten der Kreisverwaltung ihre Akten zur Rekonstruktion der verbrannten Akten und Karteien zur Verfügung. Außerdem spendeten viele Wolfacher Bürger Ausstattungsstücke und Büromaterial, denn zu kaufen gab es fast nichts. Dadurch konnte das Landratsamt seine Arbeitsfähigkeit zurückgewinnen.

Der Wiederaufbau des Schlosses

Die Stadt Wolfach war an einem baldigen Wiederaufbau des Schlosses sehr interessiert; musste sie doch die Verlegung der Dienststellen aus Wolfach befürchten, wenn sie der Landkreisverwaltung keine geeignete Unterkunft bieten konnte.

Wenige Tage nach der Katastrophe wurde von Bürgermeister Hans Allgaier ein freiwilliger Arbeitsdienst aller Wolfacher zwischen 16 und 60 Jahren ins Leben gerufen. Dieser Arbeitsdienst begann unmittelbar danach mit den Aufräum- und Sicherungsarbeiten an der Brandruine. Anschließend erfolgten die notwendigsten Instandsetzungen zur Erhaltung der nicht zerstörten Bauteile und Räume. Das erforderliche Bauholz kam aus dem Stadtwald.

Das gesamte Schlossgebäude einschließlich Inventar war natürlich brandschutzversichert. Das zerstörte Inventar erhielt der Landkreis von der



Richtfest am 10. März 1949 (von links nach rechts): Kapitän Legay, Bürgermeister Allgaier, Staatspräsident Wohleb, Landrat Hess, Kreisgouverneur de Reninger, Innenminister Schühly.

Gebäudeversicherung auch größtenteils ersetzt. Für die zerstörten Gebäudeteile setzte die Badische Gebäudeversicherungsanstalt am 27. Februar 1947 den Brandschaden auf über 114.777,22 RM fest. Abzüglich eines Vorschusses für die ersten Sicherungsmaßnahmen blieben davon noch 107.374,90 RM übrig. Die Entschädigungssumme wurde aber dann in der Währungsreform vom 20. Juni 1948 im Verhältnis 10:1 umgewertet, so dass am Ende nur 10.737,49 DM ausgezahlt wurden. Dieser Betrag wurde umgehend zur Wiederherstellung des Westflügels verwendet. Die Finanzierung der übrigen Baukosten gestaltete sich für die Stadt Wolfach als Hauseigentümer als äußerst schwierig, da auch ihre Eigenmittel durch Krieg und Währungsreform geschmolzen waren. Es gelang der Stadt aber nach mehreren Verhandlungen, einen Teil der Baukosten über Staatsbeihilfen, Darlehen der Badischen Landeskreditanstalt für Wiederaufbau und weitere Kredite abdecken zu können.

Der Wiederaufbau der zerstörten Gebäudeflügel gestaltete sich auch wegen der allgemeinen Baumaterialsperre als schwierig. Erst nach der Freigabe der erforderlichen Baumittel durch die Militärregierung konnte im Herbst 1948 mit den Bauarbeiten am Nordflügel begonnen werden.

Der Wiederaufbau wurde vom Wolfacher Architekten Willy Vetter geplant und geleitet. Das Äußere des Schlosses erhielt wieder seinen ur-

sprünglichen Zustand, während im Innern einige Veränderungen vorgenommen wurden. So wurden unter anderem mehr Brandmauern mit Feuer-türen eingebaut. Anstelle der feuergefährlichen Ofenheizung mit den vielen Kaminen wurde nun eine zentrale Warmwasserheizungsanlage für den West- und Nordflügel angelegt. Der Architekt ließ außerdem zwischen Nord- und Westflügel ein neues Treppenhaus und den Haupteingang einbauen.

Die Wiederaufbauarbeiten schritten rasch voran, so dass der Westflügel bis Ende Januar 1949 wieder unter Dach gebracht werden konnte. Bis Ende Februar 1949 waren auch die meisten Innenausbauten im Westflügel abgeschlossen, so dass einige Ämter bereits einziehen konnten. Am 10. März 1949 konnte das Richtfest des wiederaufgebauten Landratsamtes in Anwesenheit des badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb, des Innenministers Schühly und des französischen Kreisdelegierten gefeiert werden. Das Richtfest klang nach dem offiziellen Teil mit einem Volksfest für die Wolfacher aus.

Ende 1949 war auch der Wiederaufbau des Nordflügels abgeschlossen. Die Einweihung des neuen Landratsamtes nahm der badische Innenministers Dr. Schühly am 9. Januar 1950 vor. Mit dem Wiederaufbau des zerstörten Schlosses hatte die Stadt Wolfach nicht nur ein historisches Gebäude, sondern auch ihren Ruf als Amtsstadt gerettet. Die Kosten für den Wiederaufbau betrugen über 250.000 DM.

Entwicklung 1950 bis 1972

Das alte Fürstenbergische Schloss erfüllte auch in der jungen Bundesrepublik Deutschland seinen Zweck als Gerichts- und Behördengebäude. Es waren weiterhin zahlreiche Ämter und Behörden darin untergebracht: Landratsamt, Amtsgericht, Amtsgefängnis, Notariat, Finanzamt und Polizei. Zusammen waren um 1970 ca. 180 bis 200 Personen täglich in diesem Haus beschäftigt, weshalb das Landratsamt auch zu den größten Arbeitgebern in der Stadt zählte.

1956 zog die Landespolizei in die ehemaligen Räume der Sparkasse im südlichen Schlossflügel um. Dadurch entstand Platz für die wachsende Registratur und zusätzlicher Raum für das neue Heimatmuseum, das in der ehemaligen Schlossküche wieder eingerichtet wurde.

Die Schlosshalle diente nach dem Wiederaufbau wieder als Turnhalle und wurde auch an die Wolfacher Vereine für verschiedene Veranstaltungen vermietet. Nach dem späteren Neubau der Sporthalle wurde die Schlosshalle 1989/90 umgebaut und dient seitdem für kleinere Veranstaltungen. Der große Schlosshof wurde früher ebenfalls für verschiedene kulturelle oder sportliche Veranstaltungen (z.B. Handball) genutzt. Heute dient er überwiegend als Parkplatz.

Die Schlosskapelle erhielt 1964 von E. Trautwein ein neues wunderschönes Altarbild. Es zeigt im Vordergrund die Geburt Christi mit dem Wolfacher Schloss als Hintergrund! Die Schlosskapelle hatte übrigens eine bewegte Geschichte hinter sich. Während des 3. Reiches sollte sie für Büros der NS-Kreisleitung umgebaut werden, was durch die Kriegereignisse verhindert wurde. Nach dem Krieg diente die Schlosskapelle als Gerümpelkammer, Kohlenkeller, Kriegsgefangenenlager, Pferdestall, Schlachthaus sowie als Versteigerungsraum des Gerichtsvollziehers. Nach vielem Hin und Her wurde sie schließlich 1962 bis 1965 wiederhergestellt. Seit Ende 1983 ist die restaurierte Kapelle wieder geöffnet und dient als Gotteshaus.

Inzwischen änderten sich auch die Besitzverhältnisse im Schloss. Jahrelang war der Landkreis Wolfach im Schloss nur Mieter gewesen. Am 16. Dezember 1958 beschloss der Wolfacher Kreistag endlich den Ankauf der von ihm genutzten Nord- und Westflügel. Anfang 1959 wurde der Landkreis Wolfach nunmehr Eigentümer an seinen Räumen. 1967 und 1969 erwarb auch das Land die von ihm genutzten Ost- und Südflügel des Schlosses. Die Stadt behielt lediglich die Schlosskapelle sowie das Nutzungsrecht über die Schlosshalle und die Räume des Heimatmuseums. Nach einer gründlichen Renovierung der Gebäudeteile und der Schlossfassade hatten Landratsamt, Kreisverwaltung, Amtsgericht, Notariat, Finanzamt und Landespolizei erstmals eigene Unterkünfte.

Das nachfolgende Bild zeigt eine Kreistagssitzung im Sitzungssaal um 1970. Die Sitzung wird von Landrat Werner Ackenheil geleitet, der 1965 Nachfolger des pensionierten Landrats Ludwig Hess geworden war. Der Kreistag war das oberste Entscheidungsgremium, welches den Landrat wählte, den Haushalt verabschiedete, die Satzungen aufstellte und wesentliche Kreisfragen beraten und entscheiden konnte. Die 29 Kreisverordneten wurden bis zur Kreisreform alle sechs Jahre von der Kreisbevölkerung gewählt.

Die Kreisverordneten wählten früher aus ihrer Mitte einen besonderen Hauptausschuss, den Kreisrat mit acht Mitgliedern. Er hatte die Sitzungen des Kreistags vorzubereiten und für die Umsetzung der Kreistagsbeschlüsse zu sorgen. Der Kreisrat wurde mit der Kreisreform ab 1971 abgeschafft und durch verschiedene Fachausschüsse ersetzt.

Kreisreform und Ende des Landkreises Wolfach

Jahrhunderte lang war Wolfach Amtsstadt gewesen. Mit der Kreisreform kam aber schließlich das Ende des alten Landkreises Wolfach. Trotz heftigem Widerstand von Kreisverwaltung und Gemeinden bedeutete das Kreisreformgesetz von 1971 das Aus. Nach 33 Jahren des Bestehens wurde der Landkreis Wolfach zum 31. Dezember 1972 aufgelöst.



*Sitzung des Wolfacher Kreistags im Sitzungssaal des Landratsamtes.
Am Rednerpult Landrat Werner Ackenheil.*

Sein Gebiet wurde dreigeteilt. Der größte Teil mit der Kreisstadt Wolfach ging in den neu gebildeten Ortenaukreis auf. Bad Rippoldsau-Schapbach wurde dem Landkreis Freudenstadt eingegliedert, während Schiltach, Schenkenzell, Lehengericht und Kaltbrunn zum Landkreis Rottweil kamen. Der letzte Wolfacher Landrat Werner Ackenheil wurde verabschiedet und übernahm neue Aufgaben in der Landesverwaltung. 2001 ist er in Freiburg verstorben. Heute erinnert noch die künstlerisch gestaltete Wappenwand im Westflügel des Schlosses an den alten Landkreis Wolfach.

Das bisherige Landratsamt wurde als Außenstelle des neuen Landratsamtes Ortenaukreis weiter genutzt. Der Verbleib einzelner Kreisbehörden in Wolfach sollte die negativen Folgen der Kreisreform und des dadurch bedingten Zentralisationsverlustes mildern. Ein Teil der Kreisbediensteten blieb in Wolfach, andere traten in den Ruhestand oder wechselten an den neuen Kreissitz in Offenburg.

Das Wolfacher Schloss heute

Das Schloss ist heute in seiner Monumentalität ein Wahrzeichen des Kinzigtales und der Stadt Wolfach. Aber es ist nicht nur ein Denkmal, sondern



Das Schloss Wolfach heute.

beherbergt bis heute verschiedene Dienststellen der öffentlichen Verwaltung in seinen Mauern: Amtsgericht, Notariat, Finanzamt, Polizei, Landratsamt und Heimatmuseum. Die Außenstelle des Landratsamtes Ortenaukreis wurde mit der Verwaltungsreform seit Anfang 2005 aufgewertet und umfasst nun Sozial- und Jugendamt, Soziale Dienste, Kommunale Arbeitsförderung (Hartz IV), Forstamt und Kfz-Zulassung. Volkshochschule und Vermessungsamt sind in anderen Gebäuden untergebracht. Somit lebt auch die Behördentradition Wolfachs im Schloss weiter. Außerdem finden die Bürger nun viele öffentliche Dienstleistungen unter einem Dach vor.

Quellen

Kreisarchiv Ortenaukreis, Landkreis Wolfach, Generalia 1, Rubrik XXII. 6 und XXVII. 5
Kreisarchiv Ortenaukreis, Landkreis Wolfach, Generalia 2 Nr. 37, 73, 85, 86, 144, 145
Kreisarchiv Ortenaukreis, Landkreis Wolfach, Spezialakten Wolfach, Rubrik XXII. 6
Kreisarchiv Ortenaukreis, Hauptamt Ortenaukreis, Az. 043
Landratsamt Ortenaukreis, Baurechtsamt, Bauakte Schloss Wolfach 1947–1984
Bildarchiv des Kreisarchivs und Kreismedienzentrums Ortenaukreis

Literatur

- Wingenroth, Max (Bearb.): Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, Tübingen 1908.
- Vögele, Karl: Dr. Valentin von Schwab. F. F. geheimer Rat und Hofkanzler zu Donau-
eschingen und Landvogt zu Wolfach 1732–1809. In: Die Ortenau 1926, 80–91.
Staatshandbuch Baden, Karlsruhe 1927.
- Disch, Franz: Das Schloss Wolfach. In: Die Ortenau 1934, 405–414.
- Tschira, Wilhelm Arnold: Stadt und Schloss Wolfach. In: Badische Heimat (Sonderheft
„Offenburg und die Ortenau“) 1935, 322–336.
- Krebs, Manfred: Politische und kirchliche Geschichte der Ortenau. In: Die Ortenau (in Wort
und Bild) 1960, 133–246.
- Theiss, Konrad/Baumhauer, Hermann (Hrsg.): Der Kreis Wolfach, Aalen 1966.
- Krausbeck, Josef: Das Schloss zu Wolfach. In: Die Ortenau 1970, 350–372.
- Krausbeck, Josef: Das Schloss zu Wolfach. In: Hugo Schneider (Hrsg.): Burgen und
Schlösser im Mittelalter, Offenburg 1984, 442–451.
- Dieterle, Eugen: Die Burg Wolfach. In: Hugo Schneider (Hrsg.): Burgen und Schlösser im
Mittelalter, Offenburg 1984, 439–442.
- Harter, Hans: Ein Blick ins Mittelalter. Die „Herren von Wolfach“ 1084 bis 1305. In: Stadt
Wolfach (Hrsg.): Wolfach. Schwarzwaldstadt mit Tradition, Freiburg 1988, 29–59.
- Klein, Kurt: Land um Rhein und Schwarzwald, 2. Aufl., Kehl 1978.
- Angerbauer, Wolfram (Red.): Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Land-
ratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972, Stuttgart 1996.
- Schrader, Franz: Bauliche Entwicklungen in Wolfach im 20. Jahrhundert. In: Die Ortenau
1997, 647–676.
- Verschiedene Zeitungsausschnitte aus der Heimatgeschichtlichen Sammlung des Kreis-
archivs.

Vogt Johann Faller, der „Vogelhans“
in Gremmelsbach, und der Sonnen- und Löwenwirt
Nikolaus Kaltenbach in Triberg – zwei Vorfahren
Heinrich Hansjakobs

Anmerkungen zu den „Erinnerungen einer alten
Schwarzwälderin“ von Heinrich Hansjakob

Karl Volk

Heinrich Hansjakob gibt in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“¹ wieder, was er von Erzählungen im elterlichen Gasthaus, der „Stadt- wirtschafft“ in Haslach über seine Ahnen in Erfahrung bringen konnte. Er unterließ es aber, alle Angaben einer genauen Überprüfung in den Pfarrbü- chern und Gemeindeakten zu unterziehen, und gab sie weiter, wie sie auf ihn gekommen waren: mehr dichterisch ausgestaltend und mit eigenen Kommentaren versehen als historisch-kritisch hinterfragend. Auf diese Weise mussten sich zwangsläufig Ungenauigkeiten, Lücken und Fehler einschleichen, die nur eine genaue Überprüfung der Akten (teilweise) kor- rigieren kann.

So wusste er nicht (er übernimmt an dieser Stelle die Erzählung selbst), dass sein Vorfahr, der so plastisch beschriebene „Vogelhans“ in Althorn- berg, Johann Faller, Vogt in Gremmelsbach war, während andererseits die Akten keine Angabe zu dessen Liebe zu den Vögeln und zum Handel mit Wild machen. Hansjakob wäre aber nicht Hansjakob gewesen, wenn er sich nicht gerühmt hätte, in seiner Ahnenreihe einen Vogt gehabt zu haben. Mit Sicherheit hätte er sich auch über seine Leistungen für seine Vogtei ausgesprochen.

In der Gaststube in Haslach wusste man auch nicht, dass dessen Schwiegersohn Nikolaus Kaltenbach, Hansjakobs Urgroßvater, nicht von Anfang an Löwenwirt, sondern wie mehrere Quellen belegen, vorher Son- nenwirt in Triberg war. So treten Persönlichkeiten ins Licht der Geschich- te, die für Triberg und Gremmelsbach von Bedeutung waren.

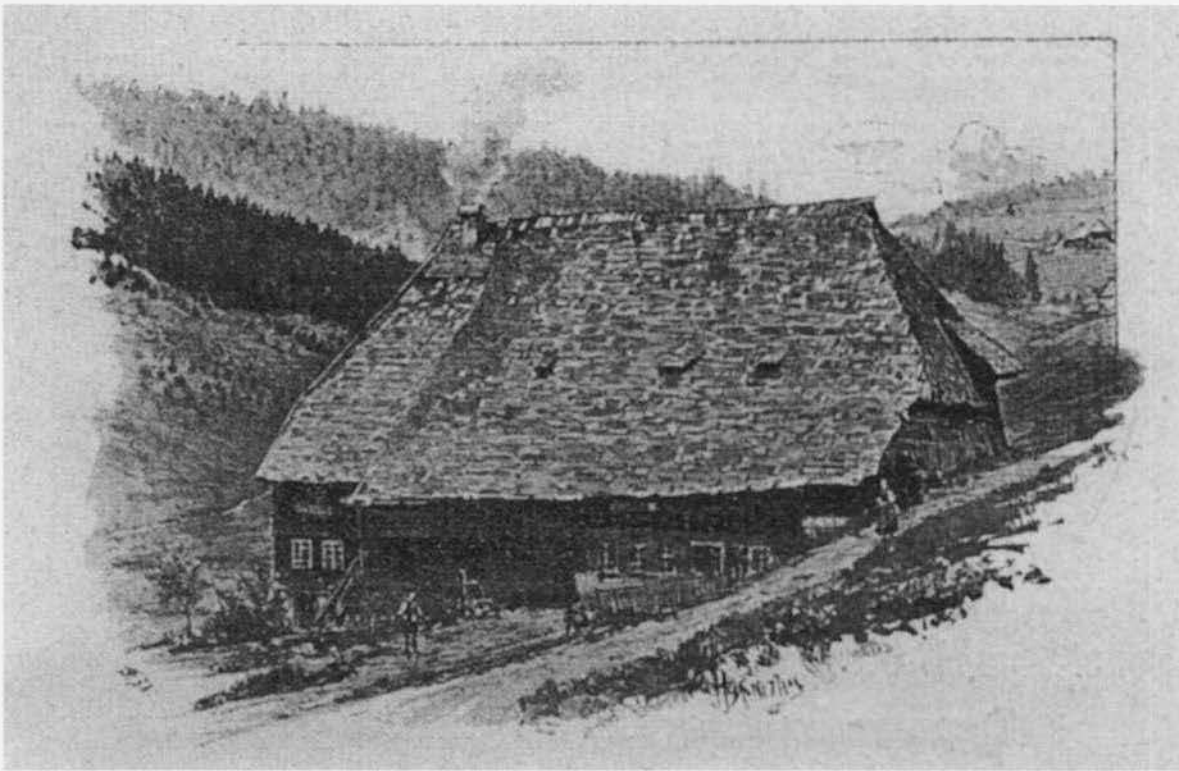
Hansjakob lässt die Geschichte seiner Vorfahren auf dem Reibschhof² in Rohrbach, der Heimat des Thomas Kaltenbach, beginnen. Der jüngste Sohn Philipp erbt von diesem den Hof, seine beiden Brüder Jörg und Niko- laus werden Holzhrenmacher, Nikolaus lernt noch zusätzlich das Drechs- lerhandwerk. Beide gehen auf den Uhrenhandel, Jörg nach England, Niko- laus nach Frankreich, wo er in Poitiers ein Depot anlegt. Auf dem Heim- weg kehrt er im „Löwen“ in Triberg ein, erfährt, dass dieses Gasthaus zum Kauf angeboten wird, und wird noch am gleichen Tag sein Besitzer. 1752



Uhrenträger

heiratet er an Sommerjohanni³ Maria Reiner vom Reiners-Eck in Schönenbach. Der Wirt setzt den Uhrenhandel fort, da stirbt nach zweijähriger Ehe die junge Frau. Die „Mariann“, die Tochter des „Vogelhans“, wird seine zweite Frau. Hans Faller, ihr Vater, („der Vogelkans“) wohnt im Zimmerwald in Althornberg. Mehr Wilderer als Jäger (wofür er Hansjakobs ganzer Sympathie sicher sein darf) lebt er vom Handel mit Wild und erlegten Vögeln, seine Beute verkauft er in Hornberg, Triberg und Straßburg. Auf dem weiten Weg begleitet ihn diese Tochter. In Triberg ist Löwenwirt Kaltenbach sein Kunde, kauft ihm sein Wild ab. Die Abgelegenheit seines Gütechens bringt ihn dazu, Vögel in seinem Haus zu halten, mit denen er auch zu sprechen pflegt. Seine langen, dunklen Augenbrauen zeugen nach Hansjakobs Meinung von seiner Energie. Hansjakob erklärt sich seine eigene Liebe zu Vögeln aus diesem Erbe.⁴

Die Ehe des Nikolaus Kaltenbach mit der Mariann' wird von der Mitwelt nicht als standesgemäß empfunden und löst ungläubiges Erstaunen aus, da sie „immer auf der Landstraße herumfahre und hausieren gehe.“⁵ Die Geschäfte im Uhrenhandel gehen gut, bis (nach Hansjakobs Begründung) der Siebenjährige Krieg den Zusammenbruch bringt und Kaltenbachs Existenz zerstört. Das Einkommen aus der Gastwirtschaft kann den rechtschaffenen Kaufmann nicht retten. Er kommt um Hab und Gut. Spärlich ernährt er seine Familie vom Drechseln von Rohren und Mundstücken für die Pfeifenköpfe, die der Vogelkans nach wie vor aus Straßburg bringt, Mariann' verkauft auf den Höfen Spulen für Spinnräder. Nach Nikolaus,



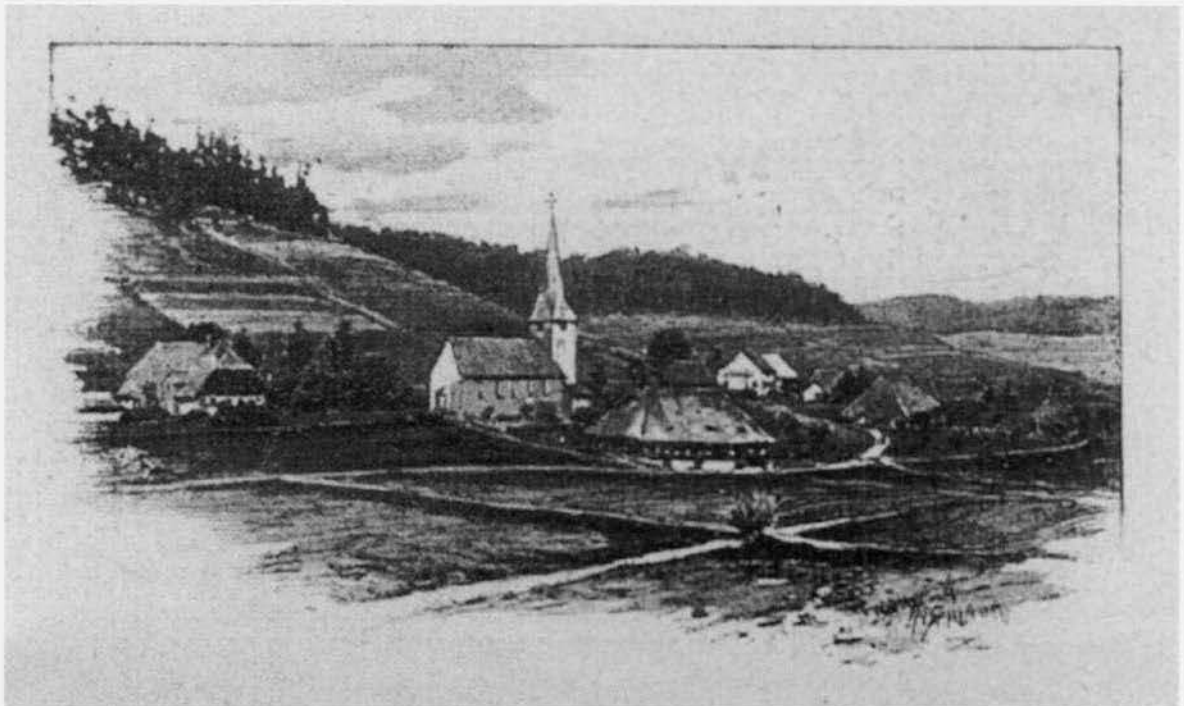
Reibschhof

Valentin, Alois und Elisabetha Bona wird am 1. Dezember 1776 noch Franz Xaver geboren. Am 3. Juni 1787 stirbt der ehemalige Löwenwirt auf dem Heimweg in der Fledermausgasse (Schwendistraße) eines jähen Todes. „Der Kettererbeck hatte den armen Freund mitgenommen, ihm zu helfen, seine Kundensoppen zu trinken.“⁶ Ein Schlaganfall ist nach Hansjakob die Ursache. Seine Witwe bringt sich mit dem Handel von Obst, Blumen, Zwiebeln und dergleichen durch.

Zum Tod von Mariann' macht Hansjakob folgende Angabe⁷: „Am letzten Maientag des Jahres 1794 haben sie in Triberg vom Spital aus die siebenzig Jahre alte Maria Anna Kaltenbach geborene Faller auf den nahen Friedhof getragen.“ „Die Mariann' war eine gescheite Frau, eine christliche Mutter, eine vortreffliche Wirtin und in den Tagen der Not eine Heldin.“⁸ Ein größeres Lob konnte er wohl keiner Frau aussprechen. Da sie 1732 geboren wurde, konnte sie nur 62 Jahre alt geworden sein.⁹

Von Hansjakob ist folgende Genealogie (mütterlicherseits) aufzustellen:

Ahnherren sind Thomas Kaltenbach von der „Reibsch“ in Rohrbach, und Johann Faller, der „Vogelhans“, Hansjakobs Ururgroßvater, nach dessen Angaben im Zimmerwald in Althornberg beheimatet, seine Tochter „Mariann'" (Hansjakobs Urgroßmutter) heiratet den Löwenwirt Nikolaus Kal-

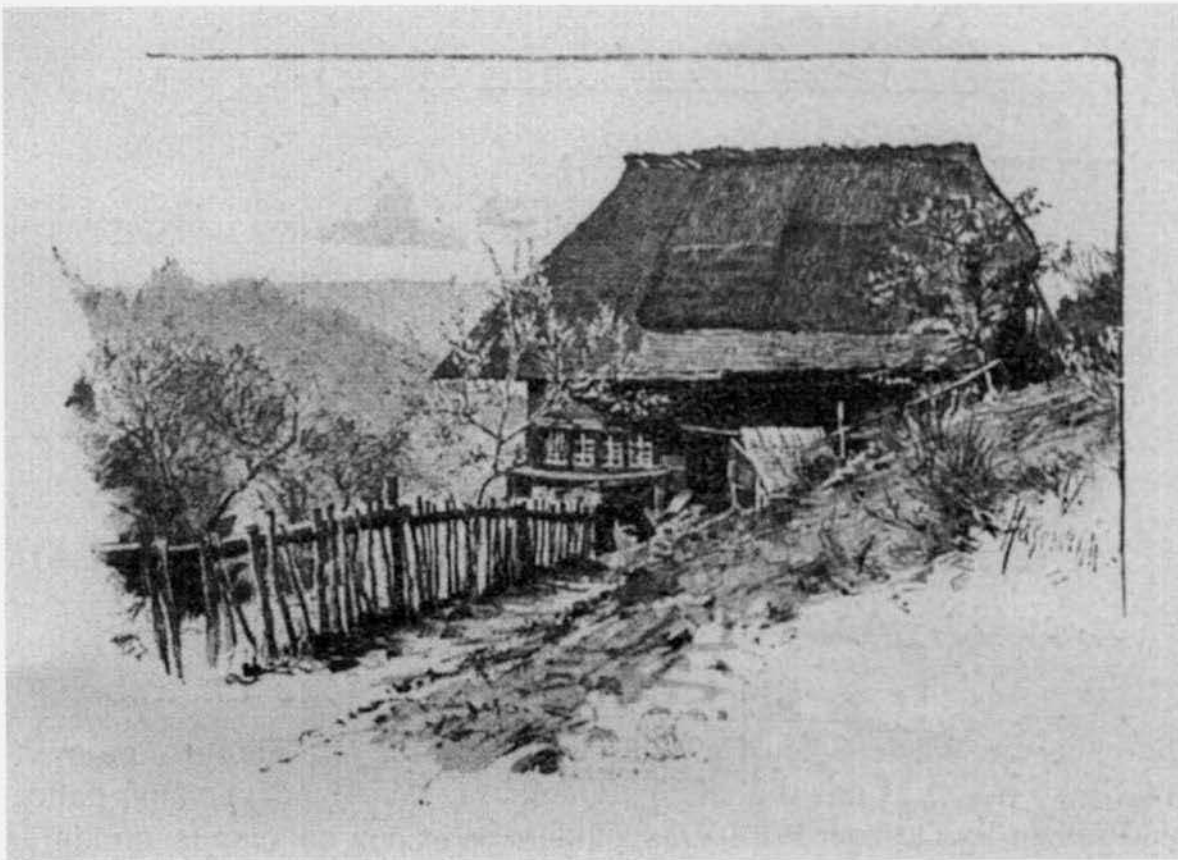


Schönenbach

tenbach, Mariann' gebiert (mit 44 Jahren) als letztes ihrer Kinder Franz Xaver Kaltenbach, den „Wälder-Xaveri“ (Hansjakobs Großvater). Aus seiner Ehe mit Luitgart Heim ging Tochter Zäzilie Kaltenbach (1811–1867) (Hansjakobs Mutter) hervor, die den Bäcker und Wirt Philipp Hansjakob (1802–1864), Hansjakobs Vater, heiratete.¹⁰ Dessen Vater war Philipp Jakob Hansjakob, der „Eselsbeck“ in Haslach.

Die Familie des Johann Faller (Vogelhans)

Der Familie des „Praefectus Krem“ (Vogt in Gremmelsbach), Johann Faller (geb. 1703) und Ehefrau Maria Grieshaber (geb. 1709) (Gewannname und Hausnummer fehlen im Familienbuch in Nussbach) entstammen 12 Kinder. Die älteste Tochter, Maria, am 11. August 1730 geboren, muss bald gestorben sein, denn am 2. Januar 1736 wurde nach A. Maria und Brigitte wieder eine Maria getauft. Todesursache und Todestag der ersten Maria sind nicht festgehalten. (Eine Anna Maria Fallerin starb in Gremmelsbach am 22. Februar 1733, doch ist sie mit der Bezeichnung „uxor“ (= Ehefrau) versehen.¹¹ Johann, das sechste Kind, am 23. Februar 1742 geboren, starb am 3. Mai 1745, und am 1. Juni 1745 wurde ein zweiter Johann als achtes Kind geboren. So schlug also das Schicksal auch in dieser Familie zu. Die Kinder der Familie des Johann Faller in der Reihe ihrer Geburtsjahre (Nussbach, Kirchenbuch 1705 ff.): Maria (1730), A. Maria



Zimmerwald

(1732), – das Familienbuch Nussbach vermerkt ausdrücklich: verheiratet mit „Wittwer Nikolaus Kaltenbach Sonnenwirt in Triberg“ – Brigitta (1734), Maria (1736), Joseph (1738), Magdalena (1740), Johann (1742), Salome (1743), Johann (1745), Jacobea (1748), Hansjerg (1751), Agatha (1754).

Ein Vogt als Wilderer?

Glaubt man Hansjakob, so trieb sein Vorfahr in Gremmelsbach recht dubiose Geschäfte, allerdings gibt er nur weiter, was er in jungen Jahren in der Wirtsstube gehört hatte oder was er in dichterischer Phantasie hinzufügte. „Ob er die Tiere alle selbst fing und erlegte als rechtmäßiger Jäger oder als Wilderer, das weiß die alte Schwarzwälderin nimmer. Ich glaube, daß er fing, was er fangen konnte, ohne Jagdpaß, und das übrige teils von Wilderern, teils von privilegierten Jägern kaufte. Daß er trotzdem ... beliebt war, ... versteht sich im Volksmunde, der noch nie einen Wilderer einen Sünder genannt hat, von selbst“.¹² Die Jagdgesetze waren zu dieser Zeit so streng wie heute und die Obrigkeit achtete penibel darauf, dass sie eingehalten wurden. Delinquenten hatten spürbare Strafen zu erwarten.¹³



Obervogt Huber

Beruhen die Wiedergaben Hansjakobs auf wahren Erzählungen am Wirtstisch, so liefert er uns die einzige Quelle für den Handel Johann Fallers und seiner Tochter mit Wild. Das Wildern steht nun zu aller Jagdtradition und allen damals in Triberg gültigen Bestimmungen in diametralem Gegensatz. Nicht nur, dass aus den Akten nicht die geringste Andeutung dieser Art hervorgeht; dass Johann Faller in Kumpanei mit Wilderern stand und dann in aller Öffentlichkeit das Wild aus der Herrschaft Triberg hinausbeförderte, ist unwahrscheinlich. Die Bestimmungen waren eindeutig. Nach dem Urbar von 1654¹⁴ hatte der Obervogt eine Art „Vorkaufsrecht“ bei Vögeln und Fellen von Wildtieren. Um sein Gehalt aufzubessern, kaufte er nach der Meinung der Triberger diese unter Wert ein, um sie zu seinem eigenen größeren Vorteil zu verkaufen, so dass sich die Jäger auf ihre Weise rächten, indem sie das Wild in die eigene Pfanne steckten oder es in verdorbenem Zustand weitergaben. Klarheit stellte eine Verordnung Obervogt Pflummerns im Jahr 1737 her, nach der „die Vögel pünktlich und in gutem Zustand abzuliefern seien“.¹⁵

Der „praefectus Krem“ ist mit Bleistift und mit Tinte (also doppelt) unter „Bemerkungen“ dokumentiert. Außerdem: er „war Zeuge“. Der Todestag von Johann Faller war der 23. Mai 1786, der von Ehefrau Maria Grieshaber der 7. Juni des gleichen Jahres. Todesursache war bei beiden „Auszehrung“, wohl Altersschwäche.¹⁶

Aus der Amtszeit des Vogts Johann Faller

Das Datum, an dem Johann Faller zum Vogt bestimmt wurde, ist nur annähernd feststellbar. Sein Vorgänger Joseph Faller muss über ein Jahrzehnt



„Wälder-Xaveri“

Vogt in Gremmelsbach gewesen sein, wie seine „Heürathsabred“ mit Clara Kientzlerin am 23. März 1748 belegt.¹⁷ Am 14. Januar 1759 wurde Joseph Faller, „Vogt aus Gremelspach“, Pate des Sebastianus Haberstroh (Vater des Kindes Johann Michael Haberstroh „ab dem Steinbis“).¹⁸ Seinen Todestag vermerkt das Nussbacher Kirchenbuch am 26. Juli 1761.

Am 11. Oktober 1760 wird Johann Faller als Vogt in Gremmelsbach¹⁹ im Zusammenhang mit dem Verkauf des Lehenhofs seines Schwiegersohns Nikolaus Kaltenbach an Michel Schwehr (s. u.) genannt. Die Bestätigung des Verkaufs dürfte eine seiner ersten Amtshandlungen gewesen sein. Zwischen Januar 1759 und Oktober 1760 muss der Wechsel von Joseph auf Johann Faller vor sich gegangen sein.

Nur wenige sporadische Ereignisse werfen ein ungewisses Licht auf seine Jahre. Von herausragenden Leistungen, Veränderungen oder gar einer umfassenden Beschreibung der Gemeinde kann nicht die Rede sein.

Am 22. Oktober 1762 entschied das Gericht in Triberg über eine Klage Johann Fallers gegen Philipp Ketterer, den Staudenwirt, wegen eines für beide ärgerlichen, für uns amüsanten Intermezzos. Der Wirt hatte den Vogt „hin und wider öffentlich beschimpfet und einen liderlichen mann gescholten“. Dafür forderte Faller „Satisfaction“ (Genugtuung). Ketterer könne ihm gegenüber „nichts ohnehliches“ nachsagen. Deshalb konnte er es nicht durchgehen lassen, weil „derlei Verleumdungen seinem ob(inne)habenden Vogt=amt, und ganzen Gericht, ja all=übrigen Vögten nachtheilig wären, und ihne bey seinen Staabsuntergebenen in schlechten Credit seze-

ten.“ Ketterer gestand alles, fügte aber zu seiner Entschuldigung hinzu, „derlei reden in der Betrunktheit geredt zu haben“, bat Faller um Verzeihung, er könne tatsächlich nichts Unehrenhaftes gegen ihn vorbringen, halte ihn „für einen Ehrlich=unverleumdeten Mann“, zu seinen Reden habe ihn „dises bewogen und vertrossen, dass Er Vogt ihme eint= und andere kleine Zehrungen entzogen habe.“ (Was immer auch die Gründe dafür gewesen sein mochten). Ketterer wurde zu einer Geldstrafe verurteilt. Er hatte allen beleidigten Vögten je 40 Kreuzer zu zahlen, zu allererst dem beleidigten Vogt in Gremmelsbach, auch dem Gremmelsbacher Gericht, zuzüglich 20 Kreuzer für die Amtskosten. Im Wiederholungsfall habe er mit „schärferer Ahndung“ zu rechnen.²⁰

Am 29. März 1767 beklagte sich Vogt Johann Faller mit den Gremmelsbacher Deputierten Christian Kaltenbach, (Richter), Blasius und Lorenz Kienzler namens der Gemeinde darüber, „dass sie bey einlieferung des Zuber Haabers ... sehr hart gehalten werden, ...der Haaber von ihnen in der besten Qualität abgeforderet werde, da doch in ihrem rauen Land wenig dergleichen... wachse“.²¹

Angaben über seine privaten Verhältnisse sucht man in den Akten vergebens.

Antrag Johann Fallers, sein Amt abzugeben

Im Jahr 1778 bat Vogt Johann Faller, sein Amt aus Altersgründen niederlegen zu dürfen.²² Er hatte ein Alter von 75 Jahren erreicht, unter damaligen Verhältnissen ein hohes Greisenalter. Danach war ihm noch ein halbes Jahrzehnt im Ruhestand vergönnt.²³

Seinem Begehren 1778 war „mit Beibehaltung seines Rangs bis zur zeit, wo diese Stelle widerum ersezet werden kann“²⁴, stattgegeben worden. Die hier wiedergegebene Akte über die Abstimmung seines Nachfolgers ist die einzige erhaltene Quelle für eine „demokratische“ Wahl aus dieser Zeit in der Geschichte Gremmelsbachs:

Am 21. Dezember 1778 wurde die Wahl des neuen Vogts in Gremmelsbach auf obrigkeitliche Anordnung hin angesetzt.

Neun Kandidaten bewarben sich um das Amt des Vogts, 37 Stimmen wurden abgegeben, für den geeignetsten Kandidaten hielten neun Gremmelsbacher Michael Kaltenbach, ihm folgte Sebastian Haas mit sieben Stimmen, vier Stimmen erhielt Joseph Faller, je drei Stimmen erhielten Blasi Kienzler und Philipp Ketterer, je zwei entfielen auf Jerg Weinacker und Christ Feiß, mit einer Stimme musste sich Joseph Grieshaber zufrieden geben.

Das Ergebnis wurde am 26. Dezember von Hans Faller unterzeichnet, vom ersten „Richter“ Georg Weinaker und dem Gewerbsdeputierten Lorenz Kienzler bestätigt.

24

Familie G. b. H. Nord Gremmelsbach

F. Josef 20 Feb. 1729.
 Maria 12 Jan. 1731. S. I. 1756. 4. Okt. 1800 in Mühlbach
 Barbara 18 Nov. 1733.

Faller Johann ad. Kriem 1703
 Maria Gieschader 1709
 23 Mai 1786
 24 Okt. 1729
 7 Juni 1786
 4. Okt. 1756
 1782
 1782
 1782

Maria 11 Aug. 1790.
 A. Maria 14 April 1792. 30 Okt. 1754.
 Brigitta 10 Jan. 1734. 27 März 1792.
 Maria 2 Jan. 1736.
 Josef 14 März 1738. 12 Nov. 1761. 15 Feb. 1802.
 Johann 23 Feb. 1742.
 Valentin 4 Juni 1743.
 Johanna 1 Juni 1745.
 Jacoba 27 Feb. 1748.
 Johann Georg 24 Juni 1751.
 Brigitta 11 Mai 1754.
 Magdalena 16 April 1740.
 12 Juni 1809.
 24 Nov. 1746.

Sept. 1762

Faller Sebastian

Michael Kaltenbach war also zum Nachfolger Johann Fallers gewählt. Am 2. Januar 1779 wurde die Wahl „in allweg gebilligt“, am 3. hatte der Amtsdienner Ergebnis und Bestätigung in der Gemeinde bekannt zu machen, am 4. hatte Kaltenbach „dahier bey amt“ zur „verhandgelübtung“ in Triberg zu erscheinen. Die Gemeinde Gremmelsbach hatte ihn „als ihren Vorsteher zu erkennen und ihm in allen vorkommenden all schuldige Achtung und gehorsam (zu) erzaigen.“

Diese Wahl war von größter Bedeutung für die Entwicklung in Gremmelsbach, denn die Gemeinde hatte nun einen jungen, unverbrauchten Vogt, der für drei Jahrzehnte an ihrer Spitze stand, Jahrzehnte, die gekennzeichnet waren durch den Josephinismus, die Französische Revolution, einen Teil der napoleonischen Jahre, die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation – und den Bau der Kirche im Dorf.

Unser Wissen über Vogt Michel Kaltenbach wäre kaum weniger kläglich als das über seinen Vorgänger, würden nicht die Akten über den Kirchenbau, der seinem Wirken die Richtung gab, seine Lebensleistung deutlich beleuchten. Dagegen waren die Jahre seines Vorgängers vergleichsweise ruhig, auch was die Politik der europäischen Großmächte betraf.

Nikolaus Kaltenbach, Drechsler, Uhrenhändler, Sonnenwirt, Bauer, Löwenwirt

Die Angaben in den Kirchenbüchern und die Ausführungen Hansjakobs in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“ über Nikolaus Kaltenbach befinden sich nur teilweise in Übereinstimmung: Im Familienbuch der Pfarrei Schönenbach heißt es: „Nicolaus: war Uhrenhändler, wurde reich, kaufte in Triberg die Sonne und verkaufte sie am 8.7.1755 an Hans Kienzler Gremelsbach um 610 fl (Gulden), zog dann später wieder nach Triberg, † dort 31.5.1794. Verh(eiratet) 23.6.1752 mit Maria Reiner. 2. Ehe 1754 mit A. M. Faller v. Gremelsbach: Zinken Zimmerwald“.²⁵

Die erste Ehefrau Nikolaus Kaltenbachs nennt Hansjakob die „Marei auf der Reiners-Eck“, gelegen „auf der östlichen Bergwand des Rohrbacher Tales“²⁶. Die Eheschließung fand am 23. Juni 1752 in Schönenbach statt.²⁷ Das junge Glück in der „Sonne“ währte nur zwei Jahre. Zum frühen Tod der Ehefrau trägt Pfarrer Philipp Jakob Neininger in die „Pfarr Trybergische Matrikl“ 1732–1764 ein: „Anno 1754. Die 5to mensis Julii pie in Domino obiit virtuosa mulier Maria Reinerin, honesti viri Nicolaj Kaltenbach, hospitis ad Solem uxor, durante morbo diuturniore ...“ (Am 5. Juli 1754 starb nach längerer Krankheit in Gottergebenheit die tugendhafte Frau Maria Reinerin, die Gattin des ehrenwerten Mannes Nikolaus Kaltenbach, des Sonnenwirts ...). Er führte also seine Braut Maria Reiner nicht in den „Löwen“, sondern in die „Sonne“ heim. Kinder hinterließ sie nicht.

Auf gnädig obrigkeitliche Befehl
 haben wir zum Ende der gemeinen
 Grundtax den 21^{ten} zu samen brief
 und bei der Versammlung, um einen
 Haabfaller auf zu stellen unpartheij:
 zu setzen, und sein selbes auf der
 folgenden gefallen alt. Namē:
 auf Blasius Hingler. ——— i. III
 // Sebastian Faust. ——— : IIIIIII
 // Georg Reinacher. ——— : II
 // Conrad Faust. ——— : IIIII
 // Michael Kaltenbach. ——— : IIIIIIIII
 // Offilius Hutterer. ——— : III
 // Joseph Falter. ——— : IIII
 // Josef Feist. ——— : II
 // Joseph Geinhaber. ——— : I
 Das dem also gestimt, und vorgang
 worden seyn, bezuigen wir mit unse-
 rignung sam und rath und unterschri-
 ft Grundtax den 26^{ten} Decem̄: 1778.
 Vogt.
 Der Obste nichter Hans Falter
 Georg Altmann gewerbl. Dyckerler
 Lorenz Hingler

Die Wahl des Michael Kaltenbach GLA 61/12961. Mit freundlicher Genehmigung des Generallandesarchivs Karlsruhe

Nikolaus heiratete am 30. Oktober 1754 die „Mariann“ Faller, wie das Tauf-, Firm-, Ehe- und Totenbuch Triberg 1732–1764 ausweist: „Nuptias in facie Ecclesiae iniit honestus viduus Nicolaus Kaltenbach hospes ad Solem cum pudica virgine Anna Fallerin Joannis Fallers et Mariae Griebhaberin zu Gremelspach filia ...“ (Im Angesicht der Kirche ging der ehrenwerte Witwer Nicolaus Kaltenbach, Gastwirt zur Sonne mit der ehrbaren Jungfrau Anna Fallerin, der Tochter des Johann Faller und der Maria Griebhaber zu Gremelsbach die Ehe ein). Diese Angaben stimmen mit denen des Nussbacher Familienbuchs überein. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse zwischen Johann Faller und Nikolaus Kaltenbach sind damit eindeutig geklärt.

Die Kinder des Nikolaus Kaltenbach und der Anna („Mariann“) Faller

Zum Leben und Schicksal der Kinder aus der Ehe von Nikolaus Kaltenbach und Mariann' Faller macht Hansjakob folgende Angaben²⁸: Der älteste Sohn Nikolaus war Gehilfe eines Uhrenhändlers aus Schonach. „Er kam nie mehr in die Heimat.“ Das Pfarr-Trybergisches Geburths- und Taufbuch 1732–1809 nennt den 2. November 1759 als den Geburtstag des Nikolaus. Über dem Namen steht ein Kreuz, keine weitere Angabe über Todesart und Todesjahr. Wenn er im Ausland starb, ist nicht unter allen Umständen eine Rückmeldung in die Heimat vorauszusetzen. Das Firmbuch der Pfarrei Triberg erwähnt anlässlich der Firmung am 28. und 29. Juli 1762 in Triberg zwei weitere Kinder aus dieser Familie: Maria und Joannes. Geboren sind sie in Gremelsbach (Althornberg) am 21. August 1755 bzw. am 17. August 1758, als ihr Vater dort den Hof bewirtschaftete.²⁹ Der nächste Bruder Valentin, geboren am 16. November 1761, Uhrenmacher und Uhrenhändler, kam wohlhabend aus Frankreich zurück, kaufte das Gasthaus „Ochsen“ in Triberg, verarmte aber, da er sein Vermögen in Assignaten (Papiergeld, das, in Frankreich 1790–1797 ausgegeben, bald völlig wertlos wurde und zur Inflation führte) angelegt hatte. Aloisius Gonzaga, geboren am 5. Mai 1764³⁰, in jungen Jahren Hirtenbub beim Reibschbauer, wurde im Alter Klosterbruder bei den Redemptoristen Clemens Maria Hofbauers, zog mit diesen 1811 nach Österreich. Sein Neffe wurde als Pater Mitglied dieses Ordens. Die Schwester Maria Elisabetha Bona starb am 19. März 1777 im Alter von 9 Jahren. Pfarrer Neiningen trug ins Sterbebuch „ante aetatem Sapiens 9 annorum Puella“³¹ (ein über sein Alter von neun Jahren hinaus gescheites Mädchen). Da im „Geburth und Taufbuch“ der 7. Mai 1766 als Geburtstag angegeben ist, muss sie knapp 11 Jahre alt geworden sein. Franz Xaver, der „Wälder-Xaveri“ wurde am 1. Dezember 1776 in Triberg geboren. Sein Leben schildert Hansjakob in den „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin“. Im Ganzen hatte die Familie des Nikolaus Kaltenbach sieben Kinder.

Sonnen- und Löwenwirte

Da ein Grundbuch aus diesen Jahren in Triberg nicht existiert und Kauf und Verkauf der Gasthäuser in Triberg in den „Contracten Prothocollen“ der entsprechenden Jahre im Generallandesarchiv Karlsruhe nicht zu finden sind, ist die Datierung des Besitzerwechsels nur annähernd aus den Eintragungen der Geburten der „Wirtskinder“ oder sonstiger familiärer Ereignisse aus den Standesbüchern zu erschließen.

Die Gasthäuser scheinen in den fraglichen Jahren ihre Besitzer häufig gewechselt zu haben: In „Sonne“ und „Löwen“ lassen sich folgende Wirte feststellen:

Die Sonne

Die Familiengeschichte des Sonnenwirts Johannes Kienzler bestätigt die Eintragung des Schönenbacher Pfarrers. Kienzler hatte sich durch den Kauf der Sonne von Nikolaus Kaltenbach am 8. Juli 1755³² das Bürgerrecht in Triberg erworben und am 29. Juli 1755 die Maria Anna Bleiblin aus Triberg geheiratet.³³ Am 16. September 1756 wurde der Familie in der Sonne (dem „hospes ad Solem“ die Anna Catharina, am 9. April 1759 Maria Agnes und am 9. April 1760 der Johannes Baptista geboren.³⁴ Am 5. Juni 1761 starb die „egregia mulier“ (die hervorragende Frau) Marianna Bleiblin, die Gattin des Johannis Kienzler, „hospitis ad Solem“.³⁵ Der Sonnenwirt heiratete in zweiter Ehe Maria Löfflerin und am 9. März 1764 kam Maria Francisca zur Welt.³⁶

Der Löwen

Im Löwen wurden dem Anton Scherrer und der Anna Margarita Beckh von 1740–1753 Kinder geboren, in diesen Jahren konnte Nikolaus Kaltenbach ebenfalls nicht Löwenwirt gewesen sein. Am 27. Juli 1740 kam Franciscus Antonius, am 8. April 1748 Maria Luitgardis, am 11. Januar 1753 kam Franciscus Salesius zur Welt.³⁷ Noch 1754 ist „Antoni Scherrer, Löwenwirth (allhier) in Tryberg“ zweimal mit einer „Obligation“ in den „Contracten Prothocollen“ eingetragen: am 25. September mit einer Schuld an Joseph Dorer, in Nussbach, sonst in Furtwangen wohnhaft, (150 Gulden) und am 9. Oktober an Joseph Volkh, Wallfahrtspfleger in Triberg (50 Gulden).³⁸ Am 30. Juli 1755 verkaufte der Löwenwirt Antoni Scherer (Scheibweise schwankend) dem ehrbar bescheidenen Hans Georg Ketterer, „Cronenwürth allhier“, ein Stückchen Mattfeld hinter dem Schlossgarten. Im Jahr darauf, am 9. Juli 1756, verkaufte er an den Bachbauern in Schonach, Johannes Dold ein „Stückh Mattfeld sambt einem Stückh Reithberg“.³⁹

Am 15. Januar 1760 kam in dieser Familie noch eine Maria Magdalena zur Welt. Beim Namen des Vaters steht aber keine Berufsbezeichnung mehr.⁴⁰ So widerspricht dies nicht der Angabe, dass am 10. Oktober 1759 Anna Fallerin, „Lewenwürthin von hier“ als Taufpatin von Maria Katharina (Vater Andreas Dufner, Burghaldenbauer) genannt wird. Andreas Dufner, Burghaldenbauer, und Anna Fallerin im Zimmerwald waren in frühen Jahren Nachbarn.⁴¹ So ist gewiss, dass Nikolaus Kaltenbach den Löwen vor dem 10. Oktober 1759 gekauft hat. Anton Scherrer starb am 13. März 1772⁴² „quondam ad leonem hospes“ (früher Gastwirt im Löwen).

Zwei Kaufverträge und ein „Leibgedingsbrief“⁴³ geben Auskunft über Nikolaus Kaltenbachs Tätigkeit in den Jahren 1755 bis 1759, als er nicht mehr Sonnenwirt und noch nicht Löwenwirt war. Er kaufte den Hof des Johannes Weinagger und der Anna Kienzlerin in Gremmelsbach am 8. Juli 1755 für 2.400 Gulden. Da das Gewann „Burchhalde“ (Burghalde) genannt wird, ist er in Althornberg zu lokalisieren. Er verkaufte – jetzt als Löwenwirt – den Hof wieder am 11. Oktober 1760 an den „Jungen Gesellen Michel Schwer aus der Vogtey Gremmelspach“ ... mit dem „auf disem Hof haftenden Leibgeding“ für 2.600 Gulden, wozu noch für Frau und Kinder des Verkäufers je 15 Gulden Trinkgeld, also 60 Gulden kamen. Ausdrücklich wird erwähnt, dass er ihn „besessen, genuzet und gebraucht“ hat. Dass es sich um keinen kleinen Hof gehandelt haben kann, beweist außer der Bezeichnung „Lehenhof“ die Aufzählung des Viehs, das zu seiner Ernährung eine gewisse Fläche voraussetzt: 12 Stück großes und kleines Rindvieh, 6 Geißen, ein Ross mit Wagen und Pflug.

Der Termin der Aufgabe des „Löwen“ durch Nikolaus Kaltenbach lässt sich eingrenzen, da am 1. April 1768 dem neuen „hospes ad Leonem“, seinem Nachfolger, dem Löwenwirt Josephus Faller und der Marianna Kienzlerin, der Georgius Antonius geboren wurde. Somit wäre Nikolaus Kaltenbach von 1759 bis 1768 – neun Jahre lang – Löwenwirt gewesen.

Der Schuss im Löwen

Aus dieser Zeit ist eine einzige Episode⁴⁴ etwa in der Mitte seiner Jahre als Löwenwirt aktenkundig geworden und zeugt von der Lebensfreude der damaligen Landjugend, auch von der Anziehungskraft der Stadt auf diese und natürlich vom Leben im Löwen:

Im Gasträum ging am Abend des 24. August 1764 zwischen 9 und 10 Uhr im Löwen ein Schuss los. Sofort wurde „ein allarm erregt“, das Amt sandte „Abgeordnete“, um „nachfrag“ zu halten. Keiner wollte es gewesen sein, doch wurde „nach viel- und langem quaestionieren herausgebracht, dass Christian Haberstroh des Michel Haberstrohs Sohn in Gremmelspach ... den Schuss beim Zechen mit einem Sackpufer⁴⁵ - gethan.“ Einen vergnügten Abend machten auch „nebst anderen Bueben und Mädlein

Sebastian Pfaff, Johann Reiner, Christian Grieshaber und Andreas Doldt des Bachbauern Sohn“, der stahl sich aber heimlich davon. Die Herkunft der sechs Mädchen wird nicht angegeben: (Anna Haberstrohin, Barbara Reinerin, Maria Haaßin, Anna Maria Feißin, Maria Dietlingerin und Anna Maria Förenbächin.) Der „Schütze“ wurde sofort „ingethürnet“, die übrigen Buben wurden mit Hausarrest belegt. Der Täter war ermittelt, doch wo blieb die Tatwaffe, der Sackpufer? Erst nach langem Leugnen gab die Magd des Löwenwirts, Theresia Feisin, zu, dass sie ihn in Verwahrung genommen hatte. Die Strafe, ausgesprochen am 25. August, war dann recht praktischer Natur. Alle beim Zechen anwesenden Jugendlichen mussten das herrschaftliche Besoldungsholz „aus dem Wald an die Straßen tragen“, die Buben das am weitesten entfernte, jeder von ihnen vier Klafter, nur Christian Haberstroh die doppelte Menge, ihm wurde außerdem sein Sackpufer einbehalten. Die Mädchen, einschließlich Theresia Feisin, hatten vier Klafter an die Straße zu schaffen. Auch der Wirt kam nicht ungestraft davon. Weil er das Zechen zu so später Stunde noch gestattete, wurde ihm eine Strafe von zwei Gulden aufdiktiert. Immer noch nicht genug damit. Die gute Zechstimmung war mit dem Schuss aus dem Sackpufer gründlich verdorben. Auf dem gemeinsamen Heimweg stieß Joseph Kaltenbach die Anna Maria Feisin zu Boden, weil sie den Christian Haberstroh verraten hatte. Zweifellos hoffte sie, dies werde ihr als Verdienst angerechnet, und so klagte sie Joseph Kaltenbach an und bat gleichzeitig um Befreiung vom Holztragen. Ohne Erfolg, das Holztragen wurde ihr nicht erlassen. Kaltenbach aber büßte mit zwei Tagen Turmstrafe, ersatzweise zwei Tagen Arbeit. Da aber zur Zeit keine andere Arbeit anstand, wurde er „zum mähen in die Burg=garten angestellt“. Das Urteil wurde am 3. September 1764 in Triberg gefällt. So erhält Hansjakobs Behauptung „Es war immer Leben im Löwen“⁴⁶ eine konkrete, ja drastische Bestätigung.

Schicksal und Ende des Nikolaus Kaltenbach

Das Glück Kaltenbachs im „Löwen“ fand 1768 ein unverschuldetes, vorzeitiges Ende. Als einzigen Grund⁴⁷ nennt Hansjakob den Siebenjährigen Krieg (1756–1763), dessen verheerende Wirkung den Uhrenhandel zum Erliegen brachte.

Eine einleuchtendere Erklärung findet sich bei J. B. Kolb: Die ersten Uhrmacher waren rechtschaffene Leute „ohne Falschheit“, voll „Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an ihre Mitbürger“ ... „Allein gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts fieng diese ungekünstelte Assekuranz des Wälderhandels zu sinken an. An die Stelle der redlichen, geraden Veteranen des Schwarzwälder=Industriegewerbes traten lockere, gehaltlose Leute, die im Auslande die aus dem Vaterlande auf Credit erhaltenen Waaren verschwendeten. Andere wurden Abentheurer im fremden Lande, siedelten

sich an, trieben die Uhrmacherery und wurden Verräther ihres Vaterlandes. ... Selbst die Uhrenmacher sogen das Gift der Lockernheit ein ...“.⁴⁸ Die Bestätigung dafür aus den gleichen Jahren liefert ein anonymer Verfasser einer „Beschreibung des Amtsbezirks Triberg, besonders dessen Kultur und Handelszustand“. Nach seiner Meinung müssten alle am Uhrenhandel Beteiligten überprüft werden, „ob sie hinlängliches Vermögen, oder doch Redlichkeit und Sparsamkeit besitzen, dass die Uhrenmacher nicht um die ihnen anvertraute Ware geprellt und zu Grund gerichtet werden. Ohne diese Maßregel geht alles Gesindel ... auf den Uhrenhandel“.⁴⁹

So wären es die Geschäftspartner des rechtschaffenen Kaltenbach gewesen, die ihn 1768 in den Ruin getrieben haben. Er lebte danach in der Fledermausgasse mit Frau und Kindern vom Drechseln von Rohren und Mundspitzen für die Porzellan-Pfeifenköpfe, die ihm der alte Vogelhans aus Straßburg brachte. (Der jüngste Sohn Franz Xaver kam als Sohn des „Drechslers“⁵⁰, nicht mehr des Löwenwirts Nicolaus Kaltenbach auf die Welt). Über den Todestag Kaltenbachs gibt es drei verschiedene Angaben, ein Beleg dafür, wie auch Akten irrtümliche Daten weitergeben können. Nach Hansjakobs Angabe starb er auf dem Pflaster der Fledermausgasse am 3. Juni 1787, nach dem Familienbuch Nussbach von 1700 am 27. März 1792 an Schlagfluss, nach der Eintragung im Familienbuch Schönenbach am 31.5.1794.

Anmerkungen

- 1 Hansjakob, Heinrich: *Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin*, Illustriert von W. Hasemann. 8. Auflage, Stuttgart 1919; Neueste Ausgabe 13. Auflage Haslach 1982.
- 2 Ebd., 41.
- 3 Bitschnau, Otto: *Das Leben der Heiligen Gottes, Einsiedeln, Waldshut*, Köln 1880, 788 ff. 24. Juni: Der heilige Johannes der Täufer.
- 4 Ebd., 50.
- 5 Ebd., 48.
- 6 Ebd., 79. Das „Familienbuch Nussbach von 1700“ vermerkt hinter dem Namen A. Maria: „c (cum = verheiratet mit) Wittwer Nikolaus Kaltenbach Sonnewirth in Triberg“, verstorben am 27. März an „Schlagfluß“. Hier auch die Aufzählung sämtlicher Familienmitglieder.
- 7 Ebd., 128.
- 8 Ebd., 49.
- 9 Das Sterbebuch Triberg 1786–1830 gibt den 2. Mai 1794 als Sterbedatum an. Todesursache: „auszehrend“.
- 10 Angaben, *Erinnerungen ...* S. 38 ff. und S. 78 ff., sowie Manfred Hildenbrand, Heinrich Hansjakob, *Rebell im Priesterrock*, Haslach 2000, S. 9. Zur Aktenlage: Im Kirchenbuch der Pfarrei Nussbach 1705–1786 Band 1 (Standesnachrichten wurden in den dortigen Kirchenbüchern dokumentiert, da Gremmelsbach vor 1791 noch keine eigenständige „Lokalkaplanei“ war) findet sich S. 24 neben Johann Faller (Praefectus Krem = Vogt von Gremmelsbach) S. 26 ein zweiter Johann Faller, sogar mit der Angabe unter der Rubrik „Tod“ „in Althornberg“ und unter Bemerkungen: „Am Zimmerwald“,

geboren am 5. November 1766, verheiratet mit Clara Haas, geboren am 22. Juli 1765. Die beiden heirateten am 22. Oktober 1788. Somit wäre dieser Johann Faller der „Vogelhans“, Hansjakobs Vorfahr. Aber abgesehen davon, dass die Lebensdaten der betroffenen Personen nicht mit der Familie Kaltenbach in Übereinstimmung zu bringen sind: von den vier aufgeführten Töchtern dieses Johann Faller heißt keine Anna Maria oder Maria Anna, die mit dem Namen „Mariann“ hätte gerufen oder bekannt werden können. Obwohl die Familie dieses Johann Faller am 2. Februar 1790 eine Anna und am 28. November 1794 eine Maria bekam, war keine von ihnen das „Meidle“, wie Hansjakob sie nennt, das den Vater mit Geflügel und Wild nach Straßburg begleitete. Im Ganzen waren es sechs Geschwister: Anna, Xaver, Maria, Johanna, Magdalena und Joseph-Lorenz. Eine Bemerkung etwa der Art, dass ihr Vater „vulgo“ oder „dictus“ (von den Leuten) Vogelhans genannt wurde, enthält das Familienbuch nicht, ebenso wenig die Angabe, dass die Anna oder die Maria später Löwenwirtin wurde. Die Angaben weisen also unzweideutig auf den anderen Johann Faller. Die Familie des Johann Faller und der Clara Haas muss also trotz der Angaben „Zimmerwald“ und „Althornberg“ ausscheiden. Denkbar ist eine spätere irrtümliche Eintragung. Das Gewann „Zimmerwald“ (eine Bezeichnung, die sich bis heute einer Deutung entzieht) bestand einst aus zwei Höfchen, und Hansjakob ist sich sicher, dass im hintersten Haus an der Gemarkungsgrenze von Gremmelsbach zu Niederwasser „die Hütte“ seines Vorfahren stand, die eine Darstellung von W. Hasemann der Nachwelt erhalten hat („Erinnerungen ...“ S. 49). Hansjakob suchte den Zimmerwald im Mai 1900 auf (ebd. S. 51ff.). Die Grundmauern stehen noch im Wald unterhalb des Wanderweges, vor einigen Jahren war auch noch der Brunnentrog zu sehen. Hansjakob findet eine Bestätigung im Pfarrbuch von Schönenbach, das den „Zimmerwald“ als „Heimat des Johann Faller“ nennt. Da der Zimmerwald ein kleines Gütchen war, muss Faller als Vogt eine Ausnahme gewesen sein, im Allgemeinen wurde das Amt des Vogts an Großbauern vergeben. Vgl. Michaela Hohkamp, Herrschaft in der Herrschaft, Die vorderösterreichische Obervogtei Triberg von 1737 bis 1780, Göttingen 1998, S. 90. Zu Hansjakobs Vorfahren väterlicherseits. Manfred Hildenbrand: Heinrich Hansjakob, Rebell im Priesterrock, Haslach 2000, S. 9 ff. und 131.

- 11 Nussbach, Kirchenbuch 1705–1786 Bd. 1, 18.
- 12 Erinnerungen, 47.
- 13 Vgl. Volk, Karl: Zwei Jäger, ein Hirsch und eine Jagdgrenze, SÜDKURIER 27. Dezember 2003.
- 14 Hohkamp, 42.
- 15 Ebd., 42.
- 16 Kirchenbuch Nussbach Band II.
- 17 Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 61/14379; Joseph Faller war Witwer, er hatte von seiner ersten Frau drei Kinder (Johannes, Christina und Maria), diese brachte als Witwe Johannes, Clara und Anna mit in die Ehe. Die zweite Frau, ebenfalls Witwe (des Conrad Kientzler aus Niederwasser), brachte ihre Tochter Brigitha mit in die Ehe. Laut „Heyraths=abredt“ vom 3. Oktober 1761 (GLA 61/14381) heiratete diese den Joseph Faller (geb 1738), den Sohn des Hans Faller und der Maria Grieshaberin.
- 18 Pfarr Trybergische Matriel Vom Jahr 1732–1764 Nr. III Josephus Faller Vogt in Gremmelsbach omnibus Sarntis munitus defunctus 26. Juli 61.
- 19 GLA 61/14380. 1770 erscheint seine Unterschrift im Zusammenhang mit der Urbarmachung und Verteilung der öden Waidplätze mit denen der anderen Vögte der Herrschaft Triberg; GLA 12/267.
- 20 GLA 61/12957 fol 95.

- 21 GLA 122/104.
- 22 GLA 61/12961.
- 23 Familienbuch Nussbach 1700 und Kirchenbuch Band II 1786–1812.
- 24 Zu diesem ganzen Vorgang s. GLA 61/12961 fol. 134.
- 25 Für diese Angaben aus dem Familienbuch der Pfarrei Schönenbach danke ich Herrn P. Franz Hettel.
- 26 Hansjakob, Erinnerungen, 44.
- 27 Das Familienbuch Schönenbach gibt im Unterschied zu Hansjakob den Tag vor „Sommerjohanni“, den 23. Juni, als Tag der Eheschließung an.
- 28 Hansjakob, Erinnerungen, 79.
- 29 Kirchenbuch Nußbach Band I 1705–1786.
- 30 Pfarr Trybergisches IV. Geburt und Taufbuch Vom Jahr 1732 bis zum Jahr 1809 Band V.
- 31 Pfarr Tryberg: Verzeichniß der Ehelich: eingesegneten; und der seelig Verstorbenen-
Erwachsenen und Kleinen vom Jahr 1732 bis 1786. Anders Hansjakob in den „Erinnerungen“, S. 64: „Dieses holte der Tod in seinem neunten Lebensjahr“. Ob Nicolaus Kaltenbach bei der Geburt der Maria Elisabeth Bona 1776 noch Löwenwirt war, ist mit Gewissheit nicht zu sagen, da keine Berufsangabe des Vaters vorliegt, sie das Kind ehrenwerter Bürger („honestorum civium“) ist, wo bisher „hospes ad leonem“ stand.
- 32 GLA 61/14380.
- 33 Wie Anm. 31.
- 34 Wie Anm. 30.
- 35 Wie Anm. 31.
- 36 Wie Anm. 30.
- 37 Wie Anm. 30.
- 38 GLA 61/14380.
- 39 Ebda: auch diese beiden Angaben.
- 40 Wie Anm. 30.
- 41 Wie Anm. 30.
- 42 Wie Anm. 31.
- 43 So erhält die spärliche Angabe im Familienbuch Schönenbach „zog dann später wieder nach Triberg“ einen konkreten Inhalt durch die Akten in den „Contracten-Prothokollen“ (GLA 61/14380/14381). 14380 enthält die genauen Bestimmungen des Leibgedings für ein sorgloses Leben für Johannes Weinagger und Anna Kienzlerin und in der „Verweysung“ alle aufliegenden Lasten. Beide Verträge über Kauf und Leibgeding sind am 8. Juli 1755 abgeschlossen. Der Verkauf des Hofes an Michel Schwehr ist urkundlich am 11. Oktober 1760 (GLA 81/14381) festgehalten.
- 44 GLA 61/12957.
- 45 Grimm: Deutsches Wörterbuch 1854–1961, Sackpuffer: Sackpistole, Puffer: kleine Knallbüchse, Terzerol (kleine Taschenpistole).
- 46 Erinnerungen, 78.
- 47 Ebd., 62.
- 48 Kolb, J. B.: Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von dem Großherzogthum Baden, Karlsruhe 1816, 217.
- 49 GLA 122/344; Verfasser und Jahreszahl sind nicht angegeben, nach der Angabe von Wolfgang Müller†, Triberg, zwischen dem Tod Obervogt Hubers 1816 und der Gründung des Drahtzugs 1818.
- 50 Geburt und Taufbuch (Triberg) 1732–1809.

Dokumentation über das „Notgeld“ der Stadt Zell am Harmersbach und der Firma Georg Schmider gegen Ende der Inflation von 1914–1923

Franz Breig

Seit Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 vermehrte sich im Deutschen Reich die umlaufende Geldmenge und führte zu einer kontinuierlichen Geldwertverschlechterung und sinkender Kaufkraft. Mit der militärischen Niederlage 1918 blähte sich die Geldmenge weiter auf. Nach Bekanntgabe der im Londoner Ultimatum von 1921 festgesetzten Höhe der alliierten Reparationsforderungen beschleunigte sich die Inflation nochmals.

Als sie im November 1923 ihren Höhepunkt erreichte, waren die Ersparnisse zahlloser Familien vernichtet. Bis 1922 blieb der 1000-Mark-Schein der höchste Wert in der Nominalkette. Die Geldschein-Nominale erhöhten sich nun in schneller Folge, bis die Reichsbank im November als den höchsten Wert einen Geldschein über 100 Billionen Mark (100.000.000.000.000 M, eine Eins mit 14 Nullen) drucken ließ.

Zur Abwicklung des Zahlungsverkehrs wurden riesige Mengen an Scheinen benötigt. Bis zu 133 Fremdfirmen mit 1.783 Druckmaschinen arbeiteten im Herbst 1923 für die Reichsdruckerei Tag und Nacht. Das dafür erforderliche Banknotenpapier wurde von 30 Papierfabriken produziert. Für den Druck stellten 29 galvanoplastische Werkstätten rund 400.000 Druckplatten her.

Etwa 30.000 Menschen waren mit der Herstellung der insgesamt ca. 10 Milliarden staatlich ausgegebenen Inflationsscheine (Stück) beschäftigt. Trotzdem reichten die verfügbaren Zahlungsmittel nicht aus, die Druckmaschinen konnten den schwindelerregenden Wertverlust während der Hyperinflation einfach nicht mehr durch vermehrten Notendruck ausgleichen. Deshalb wurden von mehr als 5.800 Städten, Gemeinden und Firmen eigene Notengeldscheine herausgegeben.

Eine dieser Städte und Gemeinden war die Stadt Zell am Harmersbach, in einer zweiten Auflage auch zusammen mit den Gemeinden Unterharmersbach, Nordrach und Biberach. Dieses „Notgeld“ wurde als Schuldschein deklariert. Auch die Firma Georg Schmider, Vereinigte Zeller keramische Fabriken in Zell am Harmersbach, fertigte „Notgeld“ in Form von Gutscheinen an. Mit mehreren Ratsbeschlüssen wurde das Notgeld der Stadt Zell a. H. auf den Weg gebracht und begleitet.

Nachstehend nun die wörtlichen Auszüge aus den Ratsprotokollbüchern Nr. 51 + 52, sowie das Protokoll des Bürgerausschusses vom 18. Dezember 1923:

„RP Nr. 503/6 Seite 985 vom 27. Oktober 1923

Es soll bei verschiedenen Firmen um Offerte nachgefragt werden wegen Fertigung von Entwürfen von wertbeständigem Papiergeld. Beim Reichsfinanzministerium ist um Erlaubnis für die Herausgabe von solchem Geld zu ersuchen.

RP Nr. 504/12 Seite 989 vom 3. November 1923

Anstatt der beschlossenen, wertbeständigen Gelder werden Notgeldscheine in Höhe von 200 Billionen M angefertigt für die Stadtgemeinde Zell.

RP Nr. 505/9 Seite 992–993 vom 8. November 1923

In Gegenwart der Vertreter der Gemeinderäte von Unterharmersbach und Biberach wird beraten über die Herausgabe von Notgeld in Form von Schuldscheinen wie das Zeller Geld. Es wird beschlossen, dass dieses von den genannten drei Gemeinden gemeinschaftlich herausgegeben wird. Die Einzelheiten der Ausgabe wird dem Zeller Gemeinderat überlassen.

RP Nr. 506/1 Seite 994 vom 12. November 1923

Der Gemeinde Unterharmersbach wird von dem Zeller Notgeld der Betrag von 100 Billionen Mark ausgehändigt und hat hierüber Schuldschein auszustellen. Das Geld ist zinsfrei.

RP Nr. 507/2 Seite 996 vom 29. November 1923

Für das der Gemeinde Biberach geliehene Notgeld wird 3% täglich berechnet.

RP Nr. 107/3 Seite 124 vom 29. November 1923

Der Firma Georg Schmider wird für das entnommene Notgeld täglich ein Zins von 5% berechnet.

RP Nr. 108/10 Seite 131–132 vom 4. Dezember 1923

Die Verfügung des Bez.Amts vom 23.v.M. über Herausgabe von Notgeld wird bekannt gegeben. Die Aufstellung über die Ausgabe der Notgelder hat zu erfolgen. Sobald die Deckungsfrage erledigt ist, hat der Aufruf des Notgeldes zu geschehen.

RP Nr. 109/16 Seite 142–144 vom 12. Dezember 1923

Der Vorsitzende gab die Darstellung über die Ausgabe des Notgeldes bekannt. Es wurden ausgegeben:

- | | |
|---|--------------|
| 1. Notgeld Farbenpapier | 11.150 Bill. |
| 2. Notgeld mit Stadt- u. Reichsschultheiß | 2.500 Bill. |

Dieses Notgeld erhielt die städtische Sparkasse, durch welche auch Deckung zu erfolgen hat.

Ferner erhielten vom 2. Notgeld

die Gemeinde Biberach	3.000 Bill.
die Gemeinde Unterharmersbach	3.200 Bill.
die Gemeinde Nordrach	5.000 Bill.
zusammen	13.700 Bill.

Vom 2. Notgeld sind noch vorhanden 5.000 Billionen, welche zur Ausgabe nicht kommen und in der Stadtkasse verbleiben sollen.“

Bei der gemeinsamen Aussprache der Ortsvorstände fraglicher Gemeinden unter dem Vorsitz des hiesigen Bürgermeisters wurde beschlossen, dass das Notgeld auf Ende dieses Jahres aufgerufen und bis 15. Januar 1924 eingelöst werden soll. Eine frühere Einlösung ist nicht möglich, weil die Deckung dieses Notgeldes durch Holzverkäufe vorher nicht möglich ist. Über den Druckkostenaufwand wurde Vereinbarung getroffen, dass sämtliche Gemeinden am gemeinsamen ausgegebenen und noch vorhandenen Notgeld gleichmäßig im Verhältnis der Zahl der erhaltenen Notgelder einen Beitrag zu leisten haben.

Die Einlösung des Notgeldes hat durch die Gemeindekassen der einzelnen Gemeinden im Zeitpunkt der Einlösung zu erfolgen.

Im Ganzen wurde an Notgeld ausgegeben	11.150 Bill.
und	13.700 Bill.
zusammen	24.850 Bill.

Das Schreiben des Postamtes hier vom 12. d. M. über Nichtannahme des ausgegebenen Stadtnotgeldes und das Telegramm an die Oberpostdirektion wurde bekanntgegeben.

Auch der Bürgerausschuss der Stadt Zell am Harmersbach befasste sich mit der Beschaffung von Notgeld und kam laut Protokoll der Sitzung vom 18. Dezember 1923 zu folgendem Beschluss: Der Bürgerausschuss stimmt der Ausgabe von 13.650 Billionen Mark Notgeld sowie deren Einlösung auf 15. Januar 1924 und die Deckung aus Wirtschaftsmitteln (Holzverkauf und Umlage) zu.

In den Ratsprotokollen der Gemeinde Biberach ist nur ein kurzer Eintrag am 2. Dezember 1923 zu finden: Nachdem die Gemeinde Notgeld hergestellt hat, kann dasselbe an Private ausgeliehen werden, nach dem Gemeinderatsbeschluss vom 12.11. und Bürgerausschussbeschluss vom 13.11. zu 5 Prozent täglicher Verzinsung.

In den Ratsprotokollen der Gemeinde Nordrach sind keine Eintragungen wegen Notgeld. Von der Gemeinde Unterharmersbach sind keine Protokolle mehr vorhanden.

Mit dem Ausgabedatum 6. November 1923 wurde nun von der Stadt Zell am Harmersbach die Herstellung von Notgeld in Höhe von insgesamt 11.150 Billiarden in Auftrag gegeben und zwar in der Stückelung von 1, 5, 10, 20, 50, 100 und 500 Milliarden und 1 Billion Mark. Diese Scheine wurden in der Buchdruckerei Fuchs in Zell am Harmersbach gedruckt. Größe: 130/80 mm. Sie tragen das gedruckte Stadtsiegel von 1803. Bad. Wappen K.B.St. (Kurfürstliche Badische Stadt) Zell am Harmersbach, den Stempel der Stadtgemeinde Zell a. H., den Stempel „Herrmann“ als Bürgermeisterstellvertreter und den Stempel „Braig“ als Stadtrechner. Die Stempel sind in der Farbe blau-lila. Die Scheine, die in den Zahlungsverkehr kamen, wurden mit laufenden Nummern in der Farbe schwarz versehen.

Das Papier hatte die Farbe wie folgt:

1 Millia.	weiß mit rotem Rand links
5 Millia.	weiß mit rotem Rand rechts
10 Millia.	blau (grün)
20 Millia.	zartgrün getönt
50 Millia.	grau marmoriert
100 Millia.	rot
500 Millia.	gelb
1 Billion	grün

Tatsächlich wurden von diesem „Zeller Notgeld“ 51.100 Scheine im Wert von insgesamt 7.210 Billiarden (7,21 Trillionen) hergestellt. (Abbildung 1)

Am 15. November 1923 wurde dann von der Stadt Zell am Harmersbach zusammen mit den Gemeinden Unterharmersbach, Nordrach und Biberach (Baden) weiteres Notgeld ausgegeben im Gesamtwert von 18.700 Billionen, also 18,7 Billiarden, und zwar in 12.700 Scheinen, die auch als Schuldscheine bezeichnet wurden.

Die Stückelung dieser Serie waren 500 Milliarden, 1 und 5 Billionen. Auch diese Scheine wurden von der Buchdruckerei Josef Fuchs, Zell am Harmersbach, hergestellt.

Zur Herstellung dieses Notgeldes gaben je zwei zeichnerische Vorschläge ab: Der Kunstmaler Ernst Peter Huber aus Zell a. H. sowie der Malermeister Otto Halter, ebenfalls aus Zell a. H. Welche Vorschläge Verwendung fanden, ist nicht mehr feststellbar.

Ein Teil der Scheine wurde versehen mit der Wiedergabe „Der Reichschultheiß des Hammersbachtals“ (Hintergrund der lange Turm); auf dem anderen Teil ist der „Stadtschultheiß Melchior Johner“ abgebildet. Die jeweils anteilige Menge ist nicht mehr feststellbar.



Abbildung 1

Diese Scheine haben die Größe 91/153 mm, die Werte 500 Milliarden und 5 Billionen sind aus weißem und der Wert 1 Billion aus grünem Wertzeichenpapier hergestellt. Die Scheine dieser Ausgabe sind ebenfalls mit laufenden Nummern (Farbe schwarz) versehen, aber außerdem mit vier gedruckten Unterschriften:

- „Herrmann“ als Bürgermeister i. V. für Zell am Harmersbach
 - „Pfundstein“ als Bürgermeister für Unterharmersbach
 - „Erdrich“ als Bürgermeister für Nordrach
 - „Himmelsbach“ als Bürgermeister i. V. für Biberach
- (Abbildung 2–3)

Von diesem Notgeld erhielt die Städtische Sparkasse	2.500 Billionen Mark,
die Gemeinde Unterharmersbach	3.200 Billionen Mark,
die Gemeinde Nordrach	5.000 Billionen Mark,
die Gemeinde Biberach	3.000 Billionen Mark;
in der Stadtkasse von Zell am Harmersbach blieben	5.000 Billionen Mark.

Diese Scheine wurden alle auf der Rückseite mit dem jeweiligen Gemeindestempel versehen, die Stempel haben die Farbe lila-blau. Auf diesem Wege wurden von der Stadt Zell a. H. und den drei Gemeinden insgesamt 24.850 Milliarden Mark – eine 14-stellige Zahl – in Umlauf gebracht.



Abbildung 2



Abbildung 3



Abbildung 4

Dieses „Notgeld“, das ja Schuldscheine waren, wurde wie vorgesehen zum 31. Dezember 1923 aufgerufen und bis zum 15. Januar 1924 von den jeweiligen Gemeindekassen eingelöst.

Nun hat aber auch die Firma Georg Schmider, Vereinigte Zeller keramische Fabriken, Zell am Harmersbach, aus Mangel an Zahlungsmitteln (damals wurde der Lohn ja noch bar ausbezahlt), schon zwischen dem 14. August und dem 1. September 1923 mit verschiedenen Ausgabedaten „Gutscheine mit den Werten 50, 100 und 500-Tausend sowie 1, 2 und 3 Millionen ausgegeben. Sie waren einlösbar auf drei Banken: Der Süddeutschen Disconto-Gesellschaft AG Offenburg, Zahlstelle Gengenbach, der Gewerbebank und der Städtischen Sparkasse Zell am Harmersbach.

Diese „Gutscheine“ wurden auf die Rückseite von Preislisten von Keramik gedruckt, sie hatten eine Größe von ca. 150/85 mm. Die Ausgabe vom 14. August wurde eigenhändig von Herrn Fabrikant Georg Schmider unterschrieben, mit blauer Tinte. Alle weiteren Ausgaben haben eine gedruckte Unterschrift von Herrn Georg Schmider.

Alle Werte und Ausgaben sind mit laufenden Nummern versehen in schwarzer Farbe, nur die Ausgabe vom 1. September hat grüne Laufnummern (Abbildung 4).

Die Bevölkerung nahm damals alles als Zahlungsmittel an, was wie Geld aussah oder irgendwie „wertbeständig“ wirkte. Insgesamt sind über 700 Trillionen Mark (700 000 000 000 000 000 000 M, d.h. die Ziffer

7 und 20 Nullen) als Notgeld und rund 524 Trillionen Mark von der Reichsbank verausgabt worden.

Nach vielen politischen Veränderungen und Maßnahmen wurde eine Währungsreform vorbereitet und eingeleitet. Mit dieser Währungsreform trat am 15. November 1923 eine neue Währungsordnung in Kraft, welche die Inflation schlagartig beendete. Im Zuge des komplizierten Stabilisierungsprogramms hatte die Deutsche Rentenbank ein Grundkapital von 3,2 Milliarden Rentenmark (= 3,2 Milliarden Goldmark) durch Aufnahme einer Grundschuld von Landwirtschaft, Industrie, Handel und Gewerbe erhalten. Der Kurs für einen Dollar wurde auf 4,2 Billionen Papiermark (= 4,2 Rentenmark) festgesetzt.

Weil aber nicht genügend neue Rentenmarkscheine zur Verfügung standen, liefen einige Notgeld- und Inflationsscheine, zumeist wertbeständiges Notgeld, noch bis Mitte 1924 um.

Das neue Geld war die „Rentenmark“ (Kupferpfennig und Goldmark). Die Einlösung bzw. der Umtausch wurde wie folgt vorgenommen: 10 Milliarden (10 000 000 000) Papiermark = 1 Pfennig (Kupferpfennig); 1 Billion (1 000 000 000 000) Papiermark = 1 Rentenmark (Goldmark).

Quellen

Volksbank, Die Währungsreform 1923
Städtische Archiv Zell a. H.
Gemeindearchiv Biberach
Gemeindearchiv Nordrach
Privatarchiv Günter Haiss, Zell a. H.
RA Michael Gnatzy, Berlin
Günter Rupertus, Das Papiergeld von Baden
Mehrere private Besitzer von Notgeldscheinen

Sportgeschichte in der Ortenau

Uwe Schellinger

Seit etwa drei Jahrzehnten versuchen sich Forschungen zur Sportgeschichte im Kanon der Geschichtswissenschaften zu etablieren, seit einigen Jahren geschieht dies mit zunehmender Akzeptanz und Beachtung. Lange Zeit hat die allgemeine Geschichtsschreibung den Sport als Untersuchungsgegenstand allerdings nicht zur Kenntnis genommen und die Erforschung seiner historischen Abläufe den Sportwissenschaften überlassen.¹ Als Erklärung hierfür wird eine generelle bildungsbürgerliche Distanz zum Sport angenommen. Es war in Deutschland – etwa im Gegensatz zu den englischsprachigen Ländern – lange Zeit keinesfalls selbstverständlich, Sport und Sportereignisse als integralen Bestandteil des kulturellen Lebens anzuerkennen. Im Gegenteil: der Sport und seine gesellschaftlichen Begleiterscheinungen wurden von vielen sogar als „Un-Kultur“ eingestuft, mit der Folge, dass sich innerhalb der Geistes- und Kulturwissenschaften kaum Interesse an der Erforschung entsprechender Inhalte regte.² Inzwischen hat sich die Situation fast grundlegend geändert. Es entstehen mehr und mehr solide Arbeiten auf diesem Feld, so dass die Historiographie des Sports allmählich ihren früheren Exotenstatus abzustreifen beginnt.³ Neben den einzelnen Sportverbänden sind es vor allem wissenschaftliche Institute oder verschiedene Universitätsabteilungen, die entsprechende Forschungsarbeiten fördern und vorantreiben. Für Baden-Württemberg nimmt in diesem Zusammenhang seit einigen Jahren das *Institut für Sportgeschichte e.V.* in Maulbronn eine innovative Stellung ein.⁴

In der Geschichtsschreibung der Ortenau ist die Erforschung der Sportgeschichte allerdings bis heute ein marginales Forschungsfeld geblieben. Für dieses Desinteresse seien einige Belege angeführt: Überblickt man beispielsweise die jahrzehntelange Publikationsfolge des Jahrbuchs des Historischen Vereins für Mittelbaden, so stellt sich heraus, dass bislang kein einziger Beitrag erschienen ist, der sich explizit einem sportgeschichtlichen Thema widmet. Im bisher einzigen Gesamtüberblick zur Ortenauer Geschichte, der allerdings schon aus dem Jahr 1978 stammt, wird man zwar viele Aspekte des gesellschaftlichen Lebens finden, der Sport ist jedoch ausgespart.⁵ Eine Stadt wie Lahr hat in ihren offiziellen historischen Gesamtdarstellungen dem Thema Sport ebenfalls so gut wie keine Bedeutung zugemessen.⁶ Schließlich ist ein jüngeres Werk zur Offenburger Stadtgeschichte der Jahre 1919 bis 1949 ein beredtes Beispiel dafür, wie wenig Sport und seine Geschichte als bedeutsamer kultureller Faktor begriffen wird. Dort kommt sowohl die Darstellung des kulturellen Lebens in Offenburg in der Zeit der Weimarer Republik⁷ als auch die Beschreibung

der Nachkriegsalltags⁸ ohne jegliche sportgeschichtliche Bezüge aus. Sportliche Betätigung hat es in dieser Darstellung im Offenburg der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts anscheinend nur als Propagandainstrument der Nationalsozialisten gegeben.⁹

Im Grunde genommen gibt es kein einziges sportgeschichtliches Thema, das für den Bereich der Ortenau auch nur annähernd aufgearbeitet worden wäre, wie das beispielsweise für andere Felder der Regionalgeschichte mittlerweile konstatiert werden kann. In Anbetracht der weitreichenden gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Bedeutung, die der Sport, Sportvereine und Sportereignisse für die Städte und Dörfer in der Ortenau und deren Einwohnerschaft hatten – und selbstverständlich immer noch haben – wirkt dieser Befund zunächst einigermmaßen überraschend.

Anknüpfungspunkte, diese ernüchternde Forschungslage zu ändern, gibt es erst wenige. Grundsätzliche Informationen über sportgeschichtliche Inhalte, welche sich unmittelbar auf die Entwicklung in der Ortenau ausgewirkt haben, kann man in den Jubiläumsschriften einzelner regionaler Sportverbände finden¹⁰ oder sie tauchen in übergreifenden Studien auf, wie beispielsweise in einer materialreichen Arbeit von Stefanie Woite-Wehle über die Entwicklung des Sportpolitik in der französischen Besatzungszone nach dem Zweiten Weltkrieg. Wenn Woite-Wehle über die Neuzulassung der Sportvereine in Baden oder über die Entnazifizierung der Funktionsträger in badischen Sportvereinen berichtet, sind immer auch die Ortenauer Vereine mit gemeint.¹¹

Konkrete Einzelstudien für den Ortenauer Raum, die diese allgemeinen Überblicke vertiefen, liegen hingegen erst sehr wenige vor. Der vorliegende Beitrag wirft einen Blick auf einige bislang erschienene Beiträge zu sportgeschichtlichen Themen aus der Ortenau.¹² Die folgenden Ausführungen verstehen sich somit als erste Bestandsaufnahme und Situationsbeschreibung und nicht als konkreter Forschungsbeitrag. Dabei müssen die einzelnen Punkte an dieser Stelle noch lose nebeneinander stehen. Sie sind in dieser Weise ein Spiegelbild der fragmentierten Ortenauer Forschungssituation auf diesem Feld.

Revolutionäre Turner

In welcher Weise sich sportliche Belange mit politischen Entwicklungen in Verbindung bringen lassen, zeigt sich eindrücklich an der Rolle der badischen Turnvereine im Vormärz und in der Badischen Revolution. 1820 hatte man im Großherzogtum die Turnvereine verboten. Hintergrund hierfür war die Ermordung des Schriftstellers August von Kotzebue durch den Turner und Burschenschaftler Karl Ludwig Sand im März 1819.¹³ Erst im Jahr 1842 wurde die Bildung von Vereinen wieder erlaubt. 1845 konstituierte sich daraufhin in Kehl einer der ersten badischen Turnvereine des

Vormärz. Zu den Gründungsmitgliedern des Vereins gehörten spätere Kehler Revolutionäre.¹⁴ Es folgten danach 1846 die Gründung eines Turnvereins in Offenburg sowie 1847 in Bühl und Lahr.¹⁵ Insgesamt bestanden in Baden während der Revolutionsjahre 29 Turnvereine mit geschätzten 4.600 Mitgliedern, die sich im März 1848 zum „Bund der oberrheinischen Turnvereine“ zusammengeschlossen hatten und als „propolitische“ Vereine bezeichnet werden können.¹⁶ Brigitte Haug hat die Aktivitäten der Turnvereine dokumentiert und kommt zu dem Schluss, dass bei diesen Vereinen über die körperliche Ertüchtigung und das Gemeinschaftsleben hinaus oft politische Ziele eine bestimmende Rolle spielten: „Die Turner der 1840er Jahre können als Teil einer systemkritischen Protestbewegung betrachtet werden, mit der die gesellschaftlichen Verhältnisse umgestaltet werden sollten [...] Die Turner schufen mit Gesellungsformen wie Turnfesten und Turnfahrten, mit Liedern und auch ihrer Kleidung ein Modell einer egalitären Lebensform, das der politischen Zielsetzung einer Gesellschaft ohne Standesunterschiede entsprechen sollte.“¹⁷

Mehrere dieser Turnvereine, jedoch nicht alle, galten auf diesem Hintergrund als politisch besonders aktiv und radikal. Es gab allerdings Unterschiede, was die politische Beteiligung der Vereine anbelangt. Während man für den Turnverein in Lahr keine eindeutigen politischen Aktionen feststellen kann (obwohl sein Vorsitzender Wilhelm Schubert zu den führenden Gestalten der Revolution in der Stadt zählte), war der Offenburger Verein direkt in die revolutionären Vorgänge involviert. Recht bald musste die Führungsebene der Stadt Offenburg in Sachen der Turner erkennen, „daß sich hinter den vermeintlich harmlosen Leibesübungen eine Organisation der Radikalen versteckte.“¹⁸

In dem Studenten und hervorragenden Turner Karl Heinrich Schaible (1824–1899) hatte man eine der zentralen Figuren des Offenburger Revolutionsgeschehens zum Vereinsvorsitzenden.¹⁹ Dieser musste schon bald nach Gründung des Vereins eine Gefängnisstrafe wegen revolutionärer Aktivitäten absitzen. Für den Sportler dürfte es besonders schlimm gewesen sein, dass er sich durch die Haft schwere Gesundheitsschäden zuzog.

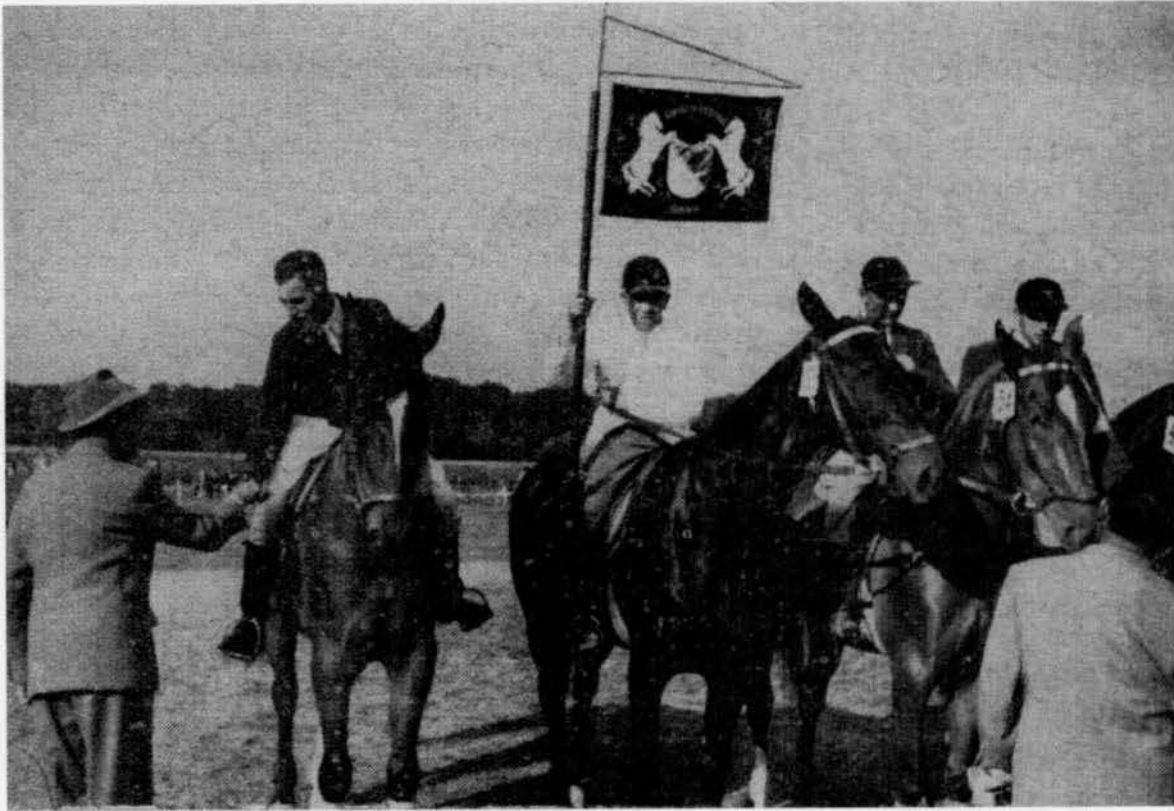
Was den Kehler Verein anbelangt, so lässt sich eine direkte politische Beteiligung nicht belegen, sondern kann nur angenommen werden. Hingegen gilt als sicher, dass viele Mitglieder des Bühler Vereins an den revolutionären Auseinandersetzungen teilgenommen haben. Die politische Positionierung der Turnvereine scheint demnach nicht einheitlich gewesen zu sein. Es wäre zu fragen, in welchem Ausmaß die These, dass „die körperliche Ertüchtigung oftmals nur Mittel zum Zweck der Erringung eines volksmäßigen Staatszustandes“ war²⁰, zutrifft. Das heißt, es besteht Klärungsbedarf, welches Gewicht die Ausübung des Sports in den Turnvereinen tatsächlich noch einnahm. Hatte man es mit politisierten Sportlern oder mit sportlichen Politaktivisten zu tun?

Nach der Niederschlagung der Badischen Revolution wurden die Turnvereine 1849 im Großherzogtum erneut verboten. Erst Anfang der 1860er konnten sich die vier Ortenauer Vereine wieder konstituieren. Die Konzentration auf ihre Gründungsphase im Vormärz hat allerdings sämtliche anderen Aspekte aus der jeweiligen Vereinsgeschichte vollkommen in den Hintergrund gedrängt. Hier gilt es den Blick zukünftig zu erweitern.

Pferde- und Reitsport

Als einzige Sportart in der südlichen Ortenau wurden bislang dem Reitsport mehrere historische Beiträge gewidmet. Dies kommt nicht von ungefähr, denn gerade in den Riedgemeinden wie Kürzell und Meißenheim hat dieser Sport eine jahrzehntelange Tradition. Bereits 1958/1959 wies Richard Meister in der ersten Ausgabe des Jahrbuchs *Geroldsecker Land* auf die Gründung des Reitvereins in Kürzell im Jahr 1920 hin, der sich die Organisation von Pferderennen zur Aufgabe gemacht hatte. Einer der Anlässe zur Vereinsgründung war die Strukturierung des zuvor schon mehrere Jahre existierenden Reitsports im Ried. Das durch den Kürzeller Verein ins Leben gerufene große alljährliche Pferderennen wurde in der Folge über die Grenzen der Ortenau bekannt und lockte auch bekannte Reitställe in die Region.²¹ Emil Ell hat später unsere Kenntnis über diesen Verein und seine Aktivitäten erheblich erweitert. Hierzu gehört, dass man 1926 das Pferderennen auf die Klostermatte nach Lahr verlegte, um noch mehr städtisches Publikum anzuziehen. Die Idee war von Erfolg gekrönt: „Tausende strömten zur Klostermatte und besetzten die von Kürzell antransportierte Tribüne.“²²

Schon 1927 wurde ein größerer Verein „Rennverein Lahr-Kürzell“ ins Leben gerufen. Die erste Großveranstaltung des neuen Vereins wurde im Juni 1927 von über 7.000 Zuschauern besucht. Schon bald tauchten jedoch Probleme in der Vereinsarbeit auf, 1935 fand ein letztes Pferderennen in Kürzell statt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Reitsport im Ried neu organisiert. Maßgeblich beteiligt war der Meißenheimer Hans Drexler. Dieser scharte eine Gruppe Pferdesportler um sich („Gruppe Drexler“) und organisierte im Herbst 1947 in Meißenheim ohne das Wissen der französischen Besatzungsbehörden eine reitsportliche Großveranstaltung mit mehreren Tausend Zuschauern, das „verbotene Hohefest der Reiterei“.²³ Anfang 1950 kam es schließlich zur Gründung eines Dachverbands, dem „Renn-, Reit- und Fahrverein Ried“, der schon im selben Jahr in Kürzell eine pferdesportliche Großveranstaltung durchführte. 1953 wurde der „Ortenauer Reiterrig“ ins Leben gerufen, dem sich die Riedvereine anschlossen. Neben diesen spielten nun auch Orte wie Schutterwald und Sundheim eine beachtliche Rolle und stellten erfolgreiche Reitsportler und Reitpferde.²⁴



Der Ortenauer Reiterring als Sieger beim Landesreitturnier 1956; Ortenauer Rundschau vom 8.7.1956 (Sammlung Uwe Schellinger)

Im Ried selbst wurde in den 1970er Jahren unter der Ägide des neu formierten „Rennvereins Ried e.V.“ der Ort Meißenheim das Zentrum von Pferdesportveranstaltungen. Weitere Beiträge zum Pferdesport wurden in der letzten Zeit durch den Ottenheimer Autor Martin Frenk publiziert. In seinen Aufsätzen widmet sich Frenk dem Wandel des einstigen landwirtschaftlichen Nutztieres zum „Sportkameraden“²⁵ sowie der Bedeutung, die gerade diese Sportart für die grenzüberschreitende Freundschaft mit elsässischen Vereinen hatte.²⁶ Weiterhin porträtierte Frenk erfolgreiche Reitsportler wie Hans Drexler (gest. 2001) und Erwin Bachmeier (gest. 1993) aus Ottenheim.²⁷ Dem Pferdesport gebührt als regionales Spezifikum sicherlich ein herausragender Platz im Rahmen der Sportgeschichte der Ortenau und er sollte durch weitere, prägnantere Studien intensiver erforscht werden.

Radsport

Im Vergleich dazu kaum beachtet wurde die Geschichte des Ortenauer Radsports. Einen vereinzelt Beitrag hat vor einiger Zeit Ekkehard Klem verfasst, und zwar zur Geschichte des Radsports in Friesenheim.²⁸ Der



Radfahrerfest in Friesenheim, Postkarte von 1907 (Sammlung Uwe Schellinger)

1906 gegründete örtliche Radsportverein gab sich seinerzeit den Namen „Berglust“. Offenbar schon 1907 wurde ein eigenes größeres „Radfahrerfest“ veranstaltet, wie eine zu diesem Anlass produzierte hübsche Postkarte belegt.

Im Friesenheimer Gemeindearchiv sind verschiedene weitere historische Fotografien überliefert, die zunächst weniger den Leistungsgedanken als den geselligen Charakter des Vereins „Berglust“ veranschaulichen.²⁹ Das 50-jährige Jubiläum des Vereins wurde 1956 mit einem großen Fest begangen, in dessen Rahmen auch ein Radrennen über 100 Kilometer durchgeführt wurde. Gerne würde man mehr über die soziale Zusammensetzung dieses Radsportvereins erfahren, etwa ob der Verein ein integrierender Faktor innerhalb der Dorfgemeinschaft war oder ob er eher soziale Grenzen verfestigte.

Fußball

Der Fußball dürfte allgemein die von den Historiker/innen am besten erforschte Sportart sein. In den letzten Jahren ist die Literatur zur Fußballgeschichte enorm angewachsen und lässt sich kaum mehr überblicken.³⁰ Doch auch die Geschichte des Fußballsports ist für die Ortenau noch we-

nig bearbeitet. Eine Reihe von grundlegenden Kenntnissen zur Ortenauer Fußballgeschichte liefern bislang lediglich die Jubiläumsschrift des südbadischen Fußballverbands³¹ sowie das bemerkenswerte „Tabellenbuch“ von Willi Adam und Thomas Riedel.³² Als Informationsquellen dienen darüber hinaus die einzelnen Vereinschroniken, in denen Fußballgeschichte allerdings naturgemäß nur ausschnitthaft und vereinspezifisch behandelt wird. Dabei bestehen größte Unterschiede in der Qualität der Vereinsgeschichtsschreibung. So hat beispielsweise ein Traditionsverein wie der Lahrer Fußballverein (LFV) immer wieder sehr viel Mühe in der Dokumentation der eigenen Vereinsgeschichte aufgewandt, was sich in hervorragend elaborierten und historisch ausgesprochen informationsreichen Jubiläumsschriften widerspiegelt.³³ Sehr viele Ortenauer Fußballvereine präsentieren zudem im Kontext ihrer Internetauftritte mehr oder weniger gut ausgearbeitete historische Rückblicke, teilweise mit anschaulichem Bildmaterial.³⁴ Diese Präsentationen lassen zumindest vermuten, dass in vielen Vereinen ausreichend Quellenmaterial vorhanden ist und die Erarbeitung von Einzelstudien durchaus möglich wäre. Allerdings umfassen diese Vereinschroniken vornehmlich Erfolge, Tabellen, bekannte Sportler des eigenen Vereins, während ihnen in der Regel Verbindungslinien zur allgemeinen Gesellschafts- und Sozialgeschichte fehlen. Sport- bzw. Fußballgeschichte erscheint in dieser Weise als eigene soziale Welt.

Der Fußballsport war in der Ortenau anfangs eine eindeutig städtische Angelegenheit. Bis zum Ersten Weltkrieg kam es nur in wenigen Fällen zu Vereins- bzw. Mannschaftsgründungen, diese erfolgten in den größeren Städten Lahr (als wohl erster Gründung 1903), Offenburg sowie in Kehl, schließlich auch in Achern und Bühl. Beteiligt waren bei diesen ersten Vereinsgründungen in den Städten vornehmlich Schüler der höheren Schulanstalten. Zudem ist es kaum verwunderlich, dass sich die ersten erfolgreichen Vereine an Orten etablierten, an denen auch Militärgarnisonen ihre Standorte hatten. Seit 1910 bildete das Fußballspiel einen Teil der militärischen Sportausbildung. Die Anschubrolle des Militärs bei der weiteren Entwicklung des Fußballs in Deutschland ist bekannt und kaum zu überschätzen.³⁵ Mehrere Soldaten des in Lahr stationierten Infanterieregiments 169 wirkten beim 1906 gegründeten FC Phönix Lahr mit.³⁶ Auch in Offenburg waren mehrere Soldaten des in der Stadt ansässigen Infanterie-Regiments 170 beim Offenburger Fußball-Club aktiv. 1912 wurde in der Kaserne schließlich eine eigene Regimentsmannschaft zusammengestellt. Der neu formierte Offenburger Fußballverein weihte 1913 seinen neuen Fußballplatz mit einem Spiel gegen diese Soldaten-Mannschaft ein – allerdings gab es mit 5:7 eine Niederlage gegen das Militärteam.³⁷ Bemerkenswert ist in dieser Phase zudem die vergleichsweise frühe Gründung eines Fußballvereins in Haslach i.K. im Jahr 1911. Der Verein spielte danach innerhalb des nur vier Jahre bestehenden „Schwarzwälder Fußball-Bun-

des“ und wurde 1912 und 1913 auf Anhieb dessen Meister.³⁸ Eindeutig geprägt wurde der Ortenauer Fußball in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts von den Offenburger sowie den Lahrer Vereinen, also von städtischen Clubs. Erst nach Beendigung des Ersten Weltkriegs wurden in der Ortenau flächendeckend und somit auch in den Dörfern Fußballvereine ins Leben gerufen. Allerdings gibt es für die Entwicklung des Fußballsports in den kleinen Orten und Dörfern – im Übrigen auch über die Ortenau hinaus – kaum wissenschaftliche Forschungen. Einer der wichtigsten Gründe hierfür dürfte die ausgesprochen schwierige Quellenlage sein, verfügt doch kaum einer der kleineren Vereine über ein kompaktes Vereinsarchiv.

Schulsport

Ein besonderes Kapitel innerhalb der Sportgeschichte stellt die Geschichte des Schulsports dar. Dieser Teilbereich steht schon seit einiger Zeit nicht zuletzt durch die Verbindung mit der Schulgeschichte sowie der Turnerbewegung im wissenschaftlichen Fokus.³⁹ An dieser Stelle sei auf eine Darstellung zur Entwicklung des Sportunterrichts am Scheffel-Gymnasium in Lahr hingewiesen. Der Geschichtslehrer Ulrich Wilhelm hat in der unlängst erschienenen Jubiläumschronik der Schule dem Schulsport einen eigenen instruktiven Beitrag gewidmet.⁴⁰ Darin beschreibt Wilhelm den direkten Zusammenhang des Lahrer Schulsports mit der Turnbewegung im 19. Jahrhundert und verlegt dessen Beginn auf den Sommer 1842, als das zuvor jahrzehntelang verbotene Turnen wieder zugelassen wurde und man für die Schüler einen Turnplatz einrichtete. Die ersten Turnlehrer am Lahrer Pädagogium gehörten anfangs nicht dem eigentlichen Lehrerkollegium an, sondern wurden eigens für den Turnunterricht angestellt. Erst ab 1871 entwickelte sich ein systematischer Turnunterricht durch speziell dafür ausgebildete ordentliche Lehrkräfte, die ihre Ausbildung bei dem badischen Turnpionier Alfred Maul (1828–1907) in Karlsruhe erhalten hatten.⁴¹ Das Schulturnen in Lahr erlebte einen wichtigen Fortschritt, als man 1889 eine eigene Turnhalle (heute: Eichrodthalle) für die Schule einweihen konnte. Neben der Entwicklung des Turnens sei bemerkt, dass 1903 aus der Schülerschaft des Gymnasiums, kritisch beäugt von der Schulleitung, auch die Gründung des „Fußballclub Gymnasium“ hervor ging, der später zum Lahrer Fußballverein wurde.⁴² 1906/1907 ist in den Quellen des Scheffel-Gymnasiums erstmals vom Mädchenturnen die Rede, wenngleich die geringe Zahl von Schülerinnen an dieser Schule dieses nur sehr marginal erscheinen lässt.⁴³ Seit 1909 wurden regelmäßig Turnspiele abgehalten. Wilhelm resümiert für das erste Drittel des 20. Jahrhunderts: „Bei aller relativen Aufwertung, die der Sportunterricht im Laufe der Jahrzehnte erfuhr, behält er doch entgegen allen anders lautenden Beteuerungen durchgehend die Rolle eines ‚Randfachs‘.“⁴⁴ Abschließend kommt der Autor

auch auf die „Neubewertung des Fachs“ in der Zeit des Nationalsozialismus zu sprechen, als aus dem „Turnunterricht“ terminologisch die „Leibeserziehung“ wird und eine „ideologische Unterfütterung“ stattfindet.⁴⁵ Der Sportunterricht rückte in der nationalsozialistischen Bildungspolitik an die erste Stelle der Zeugnislisten. Dies änderte sich nach dem Niedergang des Regimes. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Schulsport, so Wilhelm, „wieder aufs Normalmaß gestutzt“⁴⁶. Mehrere Jahrzehnte fristete das Fach erneut ein marginales Dasein, zeitweise gab es überhaupt keine speziell ausgebildeten Lehrkräfte am Lahrer Gymnasium. Erst durch den Neubau des neuen Schulgebäudes in unmittelbarer Nähe der Sportanlagen im Lahrer Mauerfeld erfuhr der Schulsport seit 1977 einen erheblichen Aufschwung. Der Sport am Scheffel-Gymnasium bekam nunmehr „ein ganz neues Gewicht“.⁴⁷ Es wäre interessant, die Erkenntnisse von Wilhelms Recherchen mit den Entwicklungen in anderen Ortenauer Schulen zu vergleichen, wobei man in diesem Zusammenhang neben den weiterführenden Schulen auch die Volksschulen auf den Dörfern beachten sollte.

Ein offenes Spiel

Der Autor ist sich darüber bewusst, dass sich in den zahlreichen Ortschroniken, lokalgeschichtlichen Bildbänden sowie Stadt- und Gemeindegeschichten der Ortenau möglicherweise der eine oder andere hier unberücksichtigt gebliebene sportgeschichtliche Einzelbeitrag finden lässt. Darüber hinaus wird man die unzähligen Jubiläumsschriften und Vereinschroniken der Ortenauer Sportvereine zu beachten haben, in denen geschichtliche Aspekte – mehr oder weniger intensiv – behandelt werden. Gleichwohl dürfte sich durch solche Ergänzungen⁴⁸ kaum etwas an dem Befund ändern, dass die Sporthistoriographie der Ortenau zum derzeitigen Zeitpunkt ein wenig beachtetes Terrain darstellt. Dieses eröffnet zahlreiche offene Forschungsfelder, von denen einige hier kurz angesprochen werden sollen.

Zu untersuchen wären beispielsweise bemerkenswerte oder wichtige *Sportereignisse und Sportveranstaltungen* im regionalen oder lokalen Umfeld. Zu erwähnen wäre, um erneut auf die Fußballgeschichte zu rekurrieren, der Aufstieg des Lahrer FV im Jahr 1949 in die zwei Jahre zuvor als höchste Spielklasse in der französischen Besatzungszone gestartete so genannte „Zonenliga“⁴⁹, die Reaktionen in der Ortenau auf den deutschen Sieg bei der Fußballweltmeisterschaft 1954⁵⁰ oder aber der Gewinn der Deutschen Fußball-Amateurmeisterschaft durch den Offenburger FV im Jahr 1984.⁵¹

Charakteristische Ortenauer Sportereignisse mit einer eigenen Entwicklungsgeschichte und Tradition sind etwa die seit 1973 vom „MSC Alemannorum“ veranstalteten international besetzten Moto-Cross-Meisterschaften am Schweighausener Pfingstberg oder die weit über die Region

hinaus bekannten Holzfällermeisterschaften in Schuttertal, die 2005 schon ihre 27. Auflage erlebten. Beide Ereignisse locken alljährlich mehrere Tausend Zuschauer ins Schuttertal.

Von Interesse wären *biographische Studien* von bekannten Sportlerinnen und Sportlern, von Trainern und Trainerinnen bzw. von Sportfunktionären und -organisatoren, die in der Ortenau aktiv waren oder wirkten. Zu dem von Martin Frenk porträtierten „schnellsten Uropa Europas“ Hermann Wuth⁵² bzw. zu der Ottenheimer Turnsportlegende Werner Benz (1910–2003)⁵³ oder zu dem Allmannsweierer Pferdesportpionier Wilhelm Drexler (1869–1949)⁵⁴ gäbe es sicherlich zahlreiche weitere Lebensläufe hinzuzufügen.

Nur wenig bekannt ist zum Beispiel die Karriere des aus Lahr stammenden Athleten Hermann Gässler. Der Lahrer avancierte im Jahr 1911 zu einem der weltbesten Kraftsportler. Bei den Gewichtheber-Weltmeisterschaften wurde er im Mehrkampf Dritter im Superschwergewicht und im selben Jahr gewann er die Ringer-Weltmeisterschaft im Schwergewicht.⁵⁵

Mit Ernst Willimowski (1916–1997) hatte der Offenburger FV in seiner „Zonenliga“-Zeit sogar zwei Jahre lang einen ehemaligen Fußballnationalspieler in seinen Reihen, der sieben Jahre zuvor noch das deutsche Nationaltrikot getragen hatte. Der im polnischen Kattowitz geborene Willimowski gilt in Expertenkreisen noch heute als der wohl beste polnischstämmige Fußballer des 20. Jahrhunderts. Für Polen absolvierte Willimowski 22 Länderspiele und schoss 24 Tore. Sein bedeutendstes Spiel war dabei das WM-Achtelfinale 1938 in Frankreich gegen den hohen Favoriten Brasilien, das Polen erst in der Verlängerung mit 5:6 verlor und in dem Willimowski vier Tore schoss. Nach dem deutschen Überfall auf Polen wurde Willimowski als „Volksdeutscher“ geführt. 1940 ging er nach Chemnitz und spielte zunächst für die sächsische Auswahlmannschaft. Willimowski war ausgesprochen populär, hatte aber auch keine Probleme damit, sich dem NS-System durch seinen Eintritt in die Partei anzudienen. 1941 und 1942 bestritt er schließlich als Spieler des TSV 1860 München acht Länderspiele für Deutschland, in denen er – zumeist an der Seite von Fritz Walter – 13 Tore erzielte. Nach Kriegsende blieb Willimowski in Deutschland. Der inzwischen in die Jahre gekommene Stürmer hatte bis zu seinem Karriereende mehrere Vereinswechsel zu verzeichnen, wobei es auch von 1949 bis 1951 zu einem Engagement beim Offenburger FV kam.⁵⁶

In Lahr lebte viele Jahrzehnte die frühere Olympiasiegerin Tilly Fleischer. Otilie („Tilly“) Fleischer war 1911 in Frankfurt am Main geboren worden. Schon als Kind begann sie mit dem Sport und war zu Beginn ihrer sportlichen Laufbahn auch im Tennis als Frankfurter Meisterin und im Handball als Deutsche Meisterin (mit Eintracht Frankfurt) erfolgreich. Als Leichtathletin startete sie ebenfalls für Eintracht Frankfurt. Schon bei den



Autogrammkarte
von Tilly Fleischer
(Sammlung Uwe Schellinger)

Otilie „Tilly“ Fleischer

Olympischen Spielen 1932 in Los Angeles war sie im Speerwerfen Dritte und im Diskuswerfen Vierte sowie mit der Laufstaffel Sechste geworden. Bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin errang sie dann den Sieg im Speerwerfen. Im Anschluss an die Spiele beendete Tilly Fleischer ihre Sportlerkarriere. Nach dem Zweiten Weltkrieg zog sie mit ihrem Ehemann nach Lahr. Dort und in Kehl führte sie zwei Lederwarengeschäfte. Bis zu ihrem Tod im Juli 2005 in Lahr war Tilly Fleischer-Grote die älteste noch lebende deutsche Olympiasiegerin.

Sicherlich wird man die *Vereinsgeschichtsschreibung* fortsetzen und intensivieren müssen, bilden die Sportvereine doch eine der wichtigsten strukturellen Grundlagen des Ortenauer Sports. Allgemein bekannt, aber unter historischer Betrachtungsweise noch kaum erforscht, ist beispielsweise die enorme Bedeutung des Handballsports in der Ortenau, der sich bekanntlich bis heute durchzieht. Dörfliche Handballvereine wie der TuS Hofweier, der TuS Schutterwald oder auch die Willstätter Handballer können auf eine äußerst erfolgreiche, auch überregional bedeutende Vereinsgeschichte zurückblicken, deren eingehendere Erforschung sicherlich lohnend wäre.⁵⁷

Die Zerschlagung der Arbeiter-, Turn- und Sportvereine durch die Nationalsozialisten wie beispielsweise in Offenburg geschehen,⁵⁸ verweist weiterhin auf den engen *Zusammenhang von Sport und Politik*, der sich im

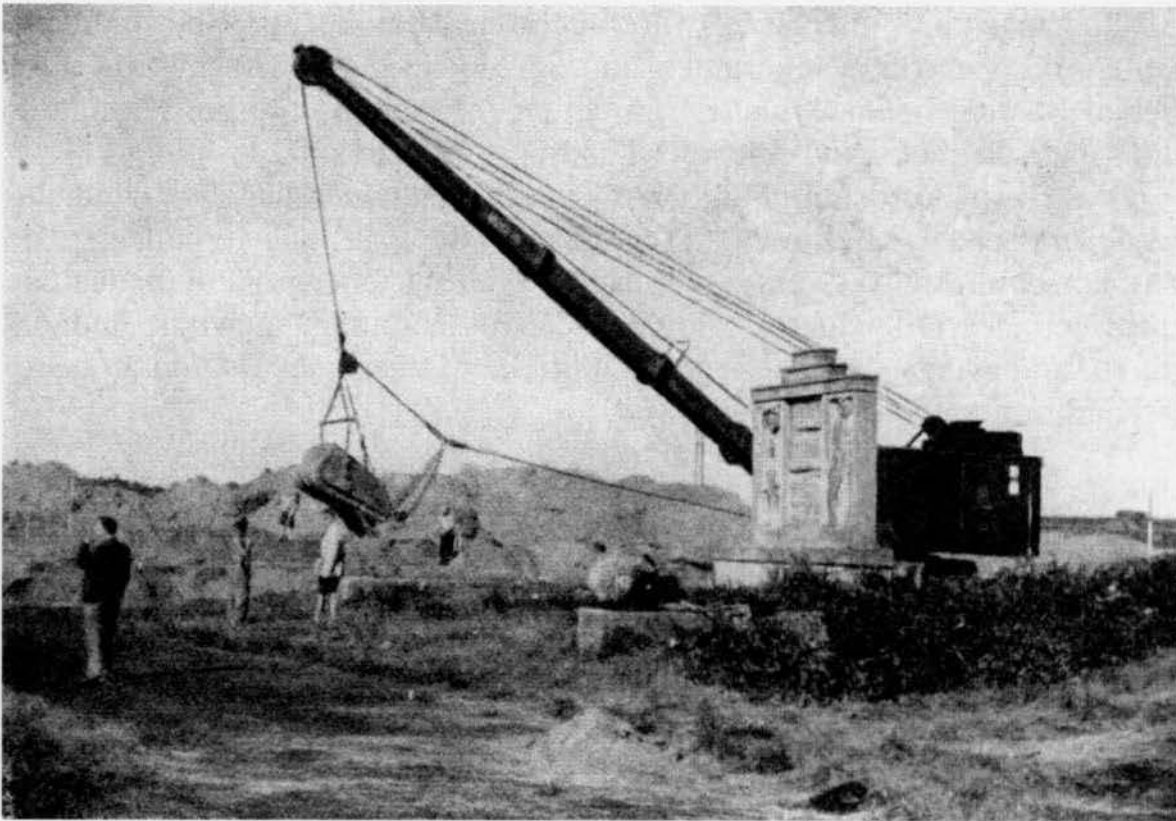
20. Jahrhundert vor allem am massiven Einfluss der NS-Diktatur auf das Sportwesen zeigte.⁵⁹ Ludger Syré hat in diesem Zusammenhang aufgelistet, welche sportlichen Großveranstaltungen in Offenburg in den Jahren zwischen 1933 bis 1937 von den Nationalsozialisten instrumentalisiert wurden, wobei man vor allem das Turnen und das Schwimmen für die eigenen ideologischen Zwecke einsetzte.⁶⁰

Im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Repressionspolitik wird man auch die Stellung des jüdischen Sports bzw. die Schicksale jüdischer Sportler und Sportfunktionäre ins Blickfeld zu nehmen haben. In welcher Weise war eine Bevölkerungsminderheit wie die Ortenauer Juden in den Sport miteingebunden bzw. welche integrierende oder exkludierende Funktion hatte der Sport gerade in Zeiten der politischen Diktatur? Bislang liegen hierzu kaum Hinweise vor, obwohl gerade die südliche Ortenau einen verhältnismäßig großen jüdischen Bevölkerungsanteil aufwies. Dokumentiert ist, dass der Lahrer jüdische Bürger Oscar Weil 1903 als Torhüter zur Gründungsmannschaft des 1. FC Lahr (später Lahrer FV) gehörte.⁶¹ In Kippenheim, einem Ort mit einer großen jüdischen Gemeinde, war die Gründung eines eigenen jüdischen Sportvereins zumindest geplant. In einem überlieferten Satzungsentwurf dieses Vereins ist zu lesen: „Der jüdische Sportklub in Kippenheim ist eine freie Vereinigung von Sportfreunden, die Lust am Spiel haben und an den sonstigen Veranstaltungen des Klubs tätig mitwirken.“⁶²

Weiterhin käme als Ansatz in Betracht, die *Erinnerungs- oder Gedenkkultur von Sportvereinen* zu untersuchen. So erinnert beispielsweise in Offenburg die Benennung des 1984 eingeweihten „Karl-Heinrich-Schaible-Stadions“ nicht nur an den bekannten Revolutionär, sondern auch an den „Mitbegründer der Offenburger Turngemeinde“ und „Sieger beim Deutschen Turnfest 1846 in Heidelberg“. In Lahr wird seit 1906 mit einem Denkmal auf dem Schutterlindenberg der Revolutionsbürgermeister Wilhelm Schubert (1813–1893) geehrt, der gleichzeitig auch Vorsitzender der Lahrer Turner war.⁶³

Zu den materiellen Zeugnissen der Erinnerungskultur gehören auch die Gefallenendenkmale oder Gedenktafeln, die Ortenauer Sportvereine für ihre Kriegstoten installiert haben und deren Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte näher zu beleuchten wären.⁶⁴

Zu Reflexionen über gezielte Geschichtspolitik animiert schließlich das Faktum, dass die Stadt Offenburg seit 2000 einen vielbespielten Veranstaltungsort mit dem sportlich-friedlichen und recht unverfänglichen Titel „Reithalle“ präsentiert. Dieses Gebäude war aber niemals eine Reithalle, sondern überwiegend als Exerzierhaus für militärischen Drill in Verwendung und damit gar nicht so friedlich in seiner Funktion. In diesem Beispiel wird die sportliche Terminologie instrumentalisiert, um eine militärische Konnotation zu übertünchen.⁶⁵



Demontierung des alten „Ehrenmals“ des Turnvereins Offenburg 1846 e.V. im Jahr 1953, Ortenauer Rundschau vom 26. Juli 1953 (Sammlung Uwe Schellinger)

Zu erfragen wäre weiterhin, welche spezifische Rolle *Frauen* in der Geschichte des Ortenauer Sports spielten und welchen eigenen Beitrag sie hier leisteten. Hier sei ein erneuter Blick auf die Geschichte des Fußballs in der Ortenau erlaubt, denn kaum bekannt sein dürfte die erfolgreiche Rolle, die Mannschaften wie der FV Fautenbach, die Spvgg Schiltach und der SV Oberschopfheim bereits in den 1970er Jahren im damals noch in den Kinderschuhen steckenden Frauenfußball spielten. Die Fußballerinnen des FV Fautenbach stellten in der ersten offiziellen südbadischen Damenfußballsaison 1971/72 und dann noch einmal 1976 immerhin die südbadischen Vizemeisterinnen. Beide Male unterlagen die Fautenbacher Fußballerinnen nur knapp, mit 0:1 bzw. mit 1:2, gegen das Frauenteam des VfB Rheinfeldern. Zum dominierenden Ortenauer Frauenteam entwickelte sich seit Mitte der 1980er Jahre jedoch die Mannschaft des SC Sand, die in der Spielrunde 1996/1997 sogar in der Frauenbundesliga Süd mitwirkte.⁶⁶

Ein spezielles Augenmerk wäre schließlich auf die Errichtung und Entwicklung *historischer Sportstätten* in der Region zu legen.⁶⁷ Ulrich Wilhelm hat darauf hingewiesen, welchen enormen Fortschritt beispielsweise der Lahrer Schulsport mit der 1889 eingeweihten eigenen Turnhalle für die

Schüler machte.⁶⁸ Interessant wäre auch ein Blick auf die Sportmöglichkeiten, die sich für Schülerinnen und Schüler in dieser Hinsicht im dörflichen Bereich boten. Welche Einrichtungen standen dort zur Verfügung, um schulischen oder außerschulischen Sport zu treiben?

Diese erste Auflistung möglicher Forschungsthemen ließe sich mühelos weiter fortsetzen. Mit diesen Anregungen ist die Hoffnung verbunden, dass das Forschungsfeld „Sportgeschichte“ zukünftig eine größere Bedeutung innerhalb der Ortenauer Regionalgeschichtsschreibung gewinnt und dadurch ein bedeutsamer Faktor des kulturellen Lebens der Region an historischen Konturen gewinnt.⁶⁹

Anmerkungen

- 1 Von Nerée, Donata: Warum die allgemeine Geschichte die Sportgeschichte nicht zur Kenntnis nimmt. In: Krüger, Arnd/Joachim K. Rühl (Hrsg.): Aus lokaler Sportgeschichte lernen. Jahrestagung der DVS-Sektion Sportgeschichte vom 12.–14. Mai 1999 in Hoya, Hamburg 2001, 19–26. Siehe auch Ueberhorst, Horst: Sinn und Aufgabe der Sportwissenschaft in der modernen Geschichtswissenschaft. In: Ders. (Hrsg.): Geschichte der Leibesübung, Bd.3/1: Leibesübung und Sport in Deutschland von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg, Berlin 1980, 7–25.
- 2 Vgl. Grupe, Ommo: Sport und Kultur, Zürich-Osnabrück 1987, bes. 9–41. Ein aussagekräftiges Beispiel für dieses Kulturverständnis, das der gesellschaftlichen Bedeutung des Sports zunächst einmal negative Folgen zuschreibt, lieferte vor einiger Zeit der damalige Kulturamtsleiter der Stadt Offenburg in seinem lokalgeschichtlich durchaus programmatisch zu nennenden Beitrag *Eine Stadt erinnert sich* zur Aufarbeitung der Revolution von 1847–1849 in Offenburg. Hier wird der Sport als gänzlich untauglich für die Bildung eines positiven deutschen Identitätsfindungsprozesses verstanden, da es sich um eine eher ungesunde „Ersatzbindung“ der Deutschen handle: „Man kann ohne weiteres einsehen, daß z.B. Sport, vorrangig Fußball, andere ‚Ersatzbindungen‘ und vor allem ein entsetzlicher Krieg und Völkermord als Inhalt eines nationalen Gemeinschaftsbewußtseins problematisch sind.“ Flidner, Hans-Joachim: Eine Stadt erinnert sich. Versuch einer lokalen Aufarbeitung des Erinnerns an die Demokratiebewegung 1847–1849. In: Langewiesche, Dieter (Hrsg.): Demokratiebewegung und Revolution 1847 bis 1849. Internationale Aspekte und europäische Verbindungen, Karlsruhe 1998, 195–226, hier: 196.
- 3 Ein Forum für die Sporthistoriographie stellte die von 1987 bis 2000 erschienene Zeitschrift *Sozial- und Zeitgeschichte* des Sport dar, seit 2001 gefolgt von der Zeitschrift *SportZeiten*, die „Sport in Geschichte, Kultur und Gesellschaft“ darstellen möchte.
- 4 Siehe Ehlers, Martin: Sport und Kultur. Das Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg e.V. in Maulbronn. In: Der Enzkreis 11 (2005) 226–244.
- 5 Vgl. Klein, Kurt (Hrsg.): Land um Rhein und Schwarzwald: Die Ortenau in Geschichte und Gegenwart, Kehl 1978.
- 6 Vgl. Stadt Lahr (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lahr, Teil II: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Ersten Weltkrieg, Lahr 1991; Stadt Lahr (Hrsg.): Geschichte der Stadt Lahr, Teil III: Im 20. Jahrhundert, Lahr 1993.
- 7 Schrecke, Katja: Städtische Kultur und Kulturpolitik in den Jahren der Weimarer Republik. In: Eisele, Klaus/Scholtyssek, Joachim: Offenburg 1919–1949. Zwischen Demokratie und Diktatur, Karlsruhe 2004, 135–165.

- 8 Borgstedt, Angela: Nachkriegsalltag in Offenburg 1945 bis 1948/49. Zwischen Trümmerfrauen, Entnazifizierung und lokalpolitischem Neuanfang. In: ebd. 463–498. In diesem Beitrag wird „Alltagsgeschichte“ ohnehin auf Ereignis- und Politikgeschichte reduziert, so dass sportgeschichtliche Themen letztlich gar keine Rolle spielen können. Siehe aber: Wetterich, Jörg: Offenburg. In: Die Gründerjahre des Deutschen Sportbundes. Wege aus der Not zur Einheit, Teil 2, hrsg. vom Deutschen Sportbund, Schorndorf 1991, 80–83.
- 9 Syré, Ludger: Von der Machtergreifung bis zum Kriegsende. Gesellschaft und Alltag in Offenburg zwischen 1933 und 1945. In: ebd. 359–413, bes. 368f.
- 10 Badischer Sportbund (Hrsg.): 25 Jahre Badischer Sportbund e.V., Freiburg 1974; Herterich, Karl: 130 Jahre Turnen in Baden, hrsg. vom Badischen Turnerbund, Freiburg 1977; Südbadischer Fußballverband (Hrsg.): 50 Jahre (1948–1998) Südbadischer Fußballverband, Freiburg 1998; Wagner, Kurt: 100 Jahre Leichtathletik in Baden (1899–1998). Leichtathletik im Wandel der Zeiten, hrsg. vom Badischen Leichtathletikverband, Karlsruhe 1999.
- 11 Woite-Wehle, Stefanie: Zwischen Kontrolle und Demokratisierung. Die Sportpolitik der französischen Besatzungsmacht in Südwestdeutschland 1945–1950, Schorndorf 2001.
- 12 Vgl. Krüger, Arnd: Die Bedeutung der lokalen und regionalen Sportgeschichte für die Sporthistoriographie. In: Aus lokaler Sportgeschichte lernen (wie Anm. 1), sowie Deutsche Vereinigung für Sportwissenschaften/Sektion Sportgeschichte (Hrsg.): Alltags- und regionalgeschichtliche Studien zum Turnen und Sport, Clausthal-Zellerfeld 1989.
- 13 Siehe allgemein Langewiesche, Dieter: „... für Volk und Vaterland zu wirken ...“ Zur politischen und gesellschaftlichen Rolle der Turner zwischen 1811–1871. In: Grupe, Ommo (Hrsg.): „Kulturgut“ oder „Körperkult“. Sport und Sportwissenschaft im Wandel, Tübingen 1990, 22–61.
- 14 Siehe Haug, Brigitte: „... auf dem neuen Turnplatz der Politik ...“ Turnvereine in Baden und Württemberg in der Revolution 1848/49, Schorndorf 1998, 117 sowie Stüwe, Hartmut: Kehl und die Badische Revolution 1848/49. In: Die Ortenau 78 (1998) 387–422, bes. 393.
- 15 Haug: Turnplatz der Politik (wie Anm. 14) 68, 124, 153f. Um das Gründungsdatum des Lahrer Turnvereins rankt sich ein Rätsel. Der Verein heißt heute offiziell „Turnverein Lahr von 1846“. Thorsten Mietzner hat jedoch darauf hingewiesen, dass die Quellen eindeutig das Gründungsjahr 1847 ausweisen. Vgl. Mietzner, Thorsten: Die Lahrer in der Revolution von 1848/49, Teil 1, in: Geroldsecker Land 39 (1997) 37–52, hier: 51.
- 16 Hochstuhl, Kurt/Schneider, Reginé: Politische Vereine in Baden 1847–1849. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 146 (1998) 351–436, besonders: 363–366. Die Gründungsdaten der Vereine in Kehl und Lahr sind hier allerdings falsch angegeben.
- 17 Haug: Turnplatz der Politik (wie Anm. 14), 11.
- 18 Schimpf, Rainer: Offenburg 1802–1847. Zwischen Reichsstadt und Revolution, Karlsruhe 1997, 216.
- 19 Vollmer, Franz Xaver: Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution, Karlsruhe 1997, 363–370 sowie Peter, Roland: Karl-Heinrich Schaible. In: Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hrsg.): „Des Volkes Freiheit“. Die Revolution von Offenburg 1847–49, Stuttgart 1997, 44. Vgl. auch die Autobiographie Schaibles, der nach der Revolution emigrierte und in England als Mediziner hohes Ansehen gewann: Schaible, Karl Heinrich: Siebenunddreißig Jahre aus dem Leben eines Exilierten, Stuttgart 1895.

- 20 Hochstuhl, Kurt/Peter, Roland: Vereint in Volksvereinen! In: Für die Freiheit streiten! 150 Jahre Revolution im Südwesten 1848/49 (= in Baden-Württemberg 44, 1997) 26–28, Zit. 26.
- 21 Meister, Richard: Von der Pferdezucht im Ried, vorab in Kürzell. In: Geroldsecker Land (1958/1959) 128–130. Meister hat allerdings das Gründungsdatum des Vereins fälschlicherweise auf 1921 verlegt.
- 22 Ell, Emil: 60 Jahre Pferderennen im Ried. In: Geroldsecker Land 22 (1980) 101–108, Zitat: 101.
- 23 Ebd. 105.
- 24 Art. „Ortenauer Reiter voran“. In: Ortenauer Rundschau vom 8. Juli 1956.
- 25 Frenk, Martin: Die Pferdezucht im Ried: der Wandel des Pferdes vom unentbehrlichen Helfer des Bauern zum heutigen Sportkameraden. In: Geroldsecker Land 35 (1993) 79–95.
- 26 Frenk, Martin: Mit Pferden Grenzen überwunden: Seit über 50 Jahren gibt es die badisch-elsässische Pferdefreundschaft. In: Geroldsecker Land 46 (2004) 35–45.
- 27 Ders.: Erwin Bachmeier – Ein Leben für den Renn-, Reit- und Fahrspport. In: ders.: Riedprofile. 15 Porträts aus dem Ried, Allmannsweier 2004, 15–17; ders.: Hans Drexler – Pferde und Reiten waren sein Leben. In: ebd. 28–30.
- 28 Klem, Ekkehard: Fahrradfahren war Männersache. In: Der Altvater 4 (1990) 59. Siehe allgemein zur Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg: Schulte-Huxel, Ludwig: Radsport. In: Die Gründerjahre des Deutschen Sportbundes. Wege aus der Not zur Einheit, Teil 1, hrsg. vom Deutschen Sportbund, Schorndorf 1990, 188–192.
- 29 Klem, Ekkehard: Friesenheim mit Heiligenzell, Oberweier, Oberschopfheim, Schuttern. Eine Bilddokumentation, Bd.1: Fotografien und Postkarten vom Ende des letzten Jahrhunderts bis in die Zwanzigerjahre, hrsg. im Auftrag der Gemeinde Friesenheim, Lahr 1998, bes. 55.
- 30 Es sei deshalb hier nur auf das neue Sonderheft „Football History“ der Zeitschrift Historical Social Research 31 (2006) hingewiesen, das u.a. verschiedene Synthesen enthält. Für Deutschland siehe auch: Eisenberg, Christiane: „English sports“ und deutsche Bürger: eine Gesellschaftsgeschichte (1800–1939), Paderborn u.a. 1999, sowie: Brüggemeier/Franz-Josef/Borsdorf, Ulrich/Steiner, Jürgen: Der Ball ist rund. Katalog zur Fußballausstellung im Gasometer Oberhausen im CentrO. Anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Deutschen Fußball-Bundes 12. Mai bis 15. Oktober 2000, Essen 2000.
- 31 50 Jahre Südbadischer Fußballverband (wie Anm. 10).
- 32 Willi Adam/Thomas Riedel: Das große Tabellenbuch. Fußball in Südbaden von 1898 bis 2000, Freiburg 2000.
- 33 Siehe zuletzt die hervorragend gemachte Publikation Lahrer Fußballverein 03 e.V. (Hrsg.), Hundert Jahre Lahrer FV (1903–2003), München 2003. Ich danke Alexander Ell/Lahr für seine Unterstützung.
- 34 Einen Zugangsportal zu den einzelnen Vereinen liefert die homepage des Südbadischen Fußballverbands: <http://www.sbfv.de>.
- 35 Eisenberg, Christiane: Fußball in Deutschland 1890–1914. Ein Gesellschaftsspiel für bürgerliche Mittelschichten. In: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994) 181–210; Pluer, Sebastian/Wick, Uwe: Football und Fußball 1850–1918. In: Der Ball ist rund (wie Anm. 30), 76–106.
- 36 Hundert Jahre Lahrer FV (wie Anm. 33), 14. Phönix Lahr fusionierte 1913 mit dem Lahrer FV.
- 37 Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihrer Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte, Offenburg 1998, 41.

- 38 Adam/Riedel: Tabellenbuch (wie Anm. 32), 22.
- 39 Vgl. Krüger, Michael (Hrsg.): „Eine ausreichende Zahl turnkundiger Lehrer ist das wichtigste Erfordernis ...“ Zur Geschichte des Schulsports in Baden und Württemberg, Schorndorf 1999.
- 40 Wilhelm, Ulrich: Zur Geschichte des Schulsports. In: 200 Jahre Scheffel-Gymnasium Lahr (1804–2004), hrsg. vom Scheffel-Gymnasium Lahr, Kehl 2004, 149–156.
- 41 Vgl. Beyer, Erich: Alfred Maul und die Großherzogliche Badische Turnlehrerbildungsanstalt in Karlsruhe. In: Krüger: Geschichte des Schulsports in Baden und Württemberg (wie Anm. 39), 68–78.
- 42 Hundert Jahre Lahrer FV (wie Anm. 33), 13.
- 43 Vgl. Pfister, Gertrud: Zur Geschichte des Mädchenturnens und des koedukativen Sportunterrichts. In: Krüger: Geschichte des Schulsports in Baden und Württemberg (wie Anm. 39), 95–117.
- 44 Wilhelm: Geschichte des Schulsports (wie Anm. 40), 155.
- 45 Ebd.
- 46 Ebd., 156.
- 47 Ebd.
- 48 Der Verfasser ist für jeden weiterführenden Hinweis dankbar.
- 49 Damals noch als „Sportfreunde Lahr“. Siehe Hundert Jahre Lahrer FV (wie Anm. 33), 48–51. In der Liga spielte als weiterer Ortenauer Verein der SV Offenburg bzw. Offenburger FV. Siehe zur Zonenliga: 50 Jahre Südbadischer Fußballverband (wie Anm. 10), 26–28 sowie detailliert zur Gründungsphase Woite-Wehle: Zwischen Kontrolle und Demokratisierung (wie Anm. 11), 273–282.
- 50 Vgl. Frei, Alfred: Grande Finale. Die Rückkehr der Fußballweltmeister 1954, Berlin 1994. Die historische Literatur zur Geschichte der Fußballweltmeisterschaft von 1954 ist im Zusammenhang mit dem fünfzigjährigen Jubiläum 2004 gewaltig angewachsen. Es seien hier nur genannt: Brüggemeier, Franz-Josef: Zurück auf dem Platz. Deutschland und die Fußball-Weltmeisterschaft 1954, München 2004 sowie Raithel, Thomas: Fußballweltmeisterschaft 1954. Sport – Geschichte – Mythos, München 2004.
- 51 50 Jahre Südbadischer Fußballverband (wie Anm. 10), 64f.
- 52 Frenk, Martin: Hermann Wurth – Einstmals schnellster Uropa Europas. In: Ders., Riedprofile. 15 Porträts aus dem Ried, Allmannsweier 2004, 132–134.
- 53 Frenk, Martin: Werner Benz – Die Ottenheimer Turnsportlegende, in: ebd., 25–27.
- 54 Ritter, Rudolf: Bürgermeister Wilhelm Drexler (1869–1949). In: Geroldsecker Land 6 (1963/1964) 146–147.
- 55 Hundert Jahre Lahrer FV (wie Anm. 13) 13. Da Gässler auch über einen „enormen Schuss“ verfügte, wurde er in den Jahren zuvor beim Fußballclub Lahr als Stürmer eingesetzt.
- 56 Siehe Haarke, Heinz/Kochel, Georg: Die Lebensgeschichte des Fußball-Altnationalspielers Ernst Willimowski. Münster 1996, sowie Fischer, Gerhard/Lindner, Ulrich: Stürmer für Hitler. Vom Zusammenspiel zwischen Fußball und Nationalsozialismus, Göttingen 1999, 171–173. Siehe zu Willimowski auch die über den Internetauftritt des Vereins zugängliche Chronik des Offenburger FV.
- 57 Allgemein zur Geschichte des Handballsports siehe Eggers, Erik: Handball. Eine deutsche Domäne, Göttingen 2004.
- 58 Siehe den Hinweis bei Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945, Offenburg 1995, 118f. Einer der 1933 aufgelösten Vereine aus dem Arbeitermilieu war der SC Offenburg. Seit 1929 wurde auf dem ehemaligen Kasernenhof Fußball gespielt. Siehe Schellinger: Kaserne (wie Anm. 37), 66.

- 59 Siehe als ersten Zugang zu möglichen Themen Peiffer, Lorenz: Sport im Nationalsozialismus. Zum aktuellen Stand der sporthistorischen Forschung. Eine kommentierte Bibliografie, Göttingen 2004. Als frühe Pionierstudie gilt hier: Bernett, Hajo: Sportpolitik im Dritten Reich, Schorndorf 1971.
- 60 Syré: Von der Machtergreifung bis zum Kriegsende (wie Anm. 9), 368f.
- 61 Hundert Jahre Lahrer FV (wie Anm. 31) 12f. Siehe zur Rolle der Juden im Fußball: Schulze-Marmeling, Dieter (Hrsg.): Davidstern und Lederball. Die Geschichte der Juden im deutschen und internationalen Fußball, Göttingen 2003.
- 62 Stude, Jürgen: Geschichte der jüdischen Gemeinde Kippenheim. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Mitgliedergruppe Ettenheim (Hrsg.): Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier 1938–1988, Ettenheim ²1997 (¹1988) 323–362, hier: 344. Ulrich Baumann berichtet zudem noch von der maßgeblichen Beteiligung von Juden bei der Gründung des Sport- oder Fußballvereins in Altdorf, gibt aber leider keine konkreten Quellen hierfür an. Siehe Baumann, Ulrich: Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badischen Landgemeinden 1862–1940, Hamburg 2000, 113.
- 63 Mietzner, Thorsten: Lahr im Vormärz. Zur Vorgeschichte der 48er Revolution in Lahr und einer noch ausstehenden Biographie Wilhelm Schuberts. In: Geroldsecker Land 38 (1996) 45–60.
- 64 Siehe für Offenburg bzw. die Offenburger Eingemeindungen: Friedmann, Michael/Kreutz, Gernot: Verborgene und vertraute. Kleindenkmale in Offenburg, Offenburg 1994, 152 u. 161.
- 65 Siehe Schellinger, Uwe: Vergangenheitsverschönerung. Zur Neubenennung der „Reithalle“ in Offenburg. In: Badische Heimat 85 (2005) H. 4, 622–630.
- 66 Arnold, Dieter: Frauenfußball in Südbaden. In: 50 Jahre Südbadischer Fußballverband (wie Anm. 10), 87–90, hier: 87; Adam/Riedel: Das Tabellenbuch (wie Anm. 32), 255–257. Die Meisterschaften wurden bis 1978 unter den Bezirksmeisterinnen ausgetragen, erst ab der Saison 1978/1979 gab es eine südbadischen Damenliga. Eine deutsche Frauenfußballmeisterschaft wird überhaupt erst seit 1973 ausgetragen, nachdem der DFB den organisierten Frauenfußball 1955 zunächst verboten hatte. Allgemein zur Geschichte des Frauenfußballs siehe Ratzeburg, Hannelore/Biese, Horst: Frauen Fußball Meisterschaften. 25 Jahre Frauenfußball, Kassel 1995; Hofmann, Eduard/Nendza, Jürgen: Verlacht, verboten und gefeiert. Zur Geschichte des Frauenfußballs in Deutschland, Weilerswist 2006.
- 67 Vgl. Stober, Karin: Historische Sportstätten in Baden-Württemberg, Schorndorf 2004; zusammengefasst: Stober, Karin: „Turnhalle sollte der Stadt zur Zierde gereichen“. Die Sportstätten des 19. Jahrhunderts im Südwesten. In: Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg 3–4/2003, 25–29.
- 68 Wilhelm: Zur Geschichte des Schulsports (wie Anm. 40), 153. Siehe auch den Abschnitt „Die alte Scheffel-Turnhalle“, enthalten in: 200 Jahre Scheffel-Gymnasium Lahr (wie Anm. 40), 111.
- 69 Siehe diesbezüglich den Aufruf zur Gründung eines Arbeitskreises zur Sportgeschichte in der Ortenau in diesem Jahrbuch.

Bruderschaft „Maria Trost“ in Steinach

Bernd Obert

Seit knapp 275 Jahren wird in der Pfarrei Heilig Kreuz in Steinach am ersten Sonntag im August eines jeden Jahres mit einem feierlich umrahmten Gottesdienst am Vormittag in der Heilig-Kreuz-Kirche der *Erzbruderschaft „Maria Trost“* gedacht.

Diese *Erzbruderschaft* in Steinach wurde am 10. Juni 1731 von dem damaligen Pfarrer Johannes Michael Lang, einem eifrigen Seelsorger und Marienverehrer, der ab März 1726 bis Oktober 1749 Geistlicher in Steinach war und 1759 in Pfohren bei Donaueschingen starb, ins Leben gerufen. Sie stand unter dem Schutz der hl. Monika, des hl. Nikolaus von Tolentino und des hl. Augustinus. Als Erkennungszeichen und als Zeichen der Verehrung trugen die Mitglieder der Bruderschaft bei Versammlungen, Prozessionen und Gottesdiensten einen schwarzen Ledergürtel. Mit der Mitwirkung in der Bruderschaft war ein Ablass verbunden.

In den Statuten der Steinacher „*Maria Trost*“-Bruderschaft heißt es: „Nebst anderen Ablässen ... ist vollkommener Ablass zu gewinnen bei Eintritt ...“.

Die Verehrung der Gottesmutter Maria in der *Bruderschaft „Maria Trost“* hat ihren Ursprung im italienischen Bologna und wurde dort im Jahre 1495 durch Pater Martin Vercelli gegründet. Sie hielt danach auch in den Ländern nördlich der Alpen ihren Einzug und wurde vor allem durch die Augustinermönche verbreitet.

Die Legende will wissen, dass die Gründer der *Gürtelbruderschaft „Maria Trost“* der hl. Augustinus, der hl. Nikolaus von Tolentino und die hl. Monika gewesen sein sollen.

Auch im Innern der Steinacher Heilig-Kreuz-Kirche bemerkt man den Einfluss der Gürtelbruderschaft:

Das Altarbild des linken Seitenaltars, das 1778 von dem Rottenburger Maler Johann Herrmann gemalt wurde, zeigt die sitzende Madonna, das Jesuskind auf den Knien, das an einem Gürtel eine arme Seele aus dem Fegefeuer zieht, ferner einen Engel darunter, der liebevoll eine weitere arme Seele aus dem Reinigungsort führt.

Die Bruderschaft verstand sich nämlich als eine Gebetsgemeinschaft, die durch die Hilfe und den Trost der Gottesmutter die Verstorbenen aus dem Fegefeuer befreien wollte.

Der Altar wurde auf Initiative des Steinacher Pfarrers Dr. Matthäus Gängwisch bereits 1753 von dessen Stiefbruder, dem Bildhauer Franz Xaver Bieheler, gefertigt.



Die Statuen der legendären Gründer der Gürtelbruderschaft „*Maria Trost*“, des hl. Nikolaus von Tolentino und der hl. Monika, umrahmen den Altar. Auf dem Altaroberteil erkennt man die Statue des hl. Augustinus.

Die Saat des Steinacher Seelsorgers Lang fiel auf fruchtbaren Boden, denn schon wenige Jahre nach Einführung dieser freiwilligen Vereinigung von Gläubigen im Dienste des Gebetes zeigen die im Register aufgeführten Namen eine stetige Zunahme im Steinacher Kirchspiel. Besonders im 19. Jahrhundert entwickelte sich das Hochfest der Erzbruderschaft „*Maria Trost*“ zu einem Wallfahrtstag des mittleren Kinzig- und Harmersbachtalles, sowie des hinteren Elz- und Schuttertales.

Das geräumige Gotteshaus konnte die vielen Pilger kaum fassen. Ein Mittelpunkt der betenden Menschen war das schon erwähnte, geweihte Bruderschaftsbild im linken Seitenaltar.

Die Geistlichen aus der näheren Umgebung und Patres vom nahen Kapuzinerkloster Zell a. H. zelebrierten mehrere heilige Messen. Dem Hochamt schloss sich eine große feierliche Prozession an.

Eindrucksvoll schildert ein Bericht deren Verlauf um 1900:

„Mit Kreuz, Fahnen und heiligen Figuren, die von Jungmännern und Jungfrauen getragen wurden, zog viel gläubig Volk durch den Ort, mehrere Geistliche gaben dem Allerheiligsten das Geleit, Kirchenchor, Musik- und Gesangverein trugen zur Verschönerung bei, auch der Militärverein mit seinen Veteranen und Fahnenträger nahm an der Prozession teil.

Stiftungsrat, Bürgermeister und Gemeinderäte der drei zum Kirchspiel gehörenden Orte – Steinach, Bollenbach, Schnellingen – waren vollzählig vertreten. Singend und betend bewegte sich die feierliche Prozession zum Te Deum in das Gotteshaus. Es war ein schöner, denkwürdiger Tag.“

Der Montag war der große Jahrtag für die Verstorbenen der Bruderschaft. Ein Requiem für die Toten, heilige Messen und ein Hochamt beendeten das Fest der Erzbruderschaft „*Maria Trost*“. Einige Krämerstände auf dem Kirchplatz und „*d' Feschdwegge*“ durften nicht fehlen – so war es einmal.

Welche Gründe es auch sein mögen, die Erzbruderschaft „*Maria Trost*“ verlor nach dem II. Weltkrieg immer mehr an Bedeutung. Wurden in der Blütezeit dieser Kongregation am Bruderschaftsfest 1.500 bis 2.000 Kommunionen ausgeteilt, so waren es 1947 noch 600.

Doch was nicht unwiederbringlich der Vergangenheit angehört, sollte man pflegen und erhalten und vielleicht mit neuem Leben erfüllen.

Das tat Pfarrer Alois Linz in den 1970er Jahren. Anstelle der Dorfprozession pilgerten am Bruderschaftstag die Steinacher gegen Abend zur außerhalb des Dorfes gelegenen *Schneekapelle*.

Dieses Kleinod ursprünglich in der freien Natur, seit einiger Zeit in den Ortskern „integriert“, wurde als Feldkapelle 1470 in gotischem Stil erbaut und 1522 erstmals erwähnt.

Im Heischrodel heißt es: „uff den Aggeren bim Käpelin“.

Nach dem dreißigjährigen Krieg wird sie als baufällig beschrieben. Von 1715–1717 wurde sie durch Pfarrer Martin Walz und viele Wohltäter vergrößert und barockisiert.

Die historisch wertvolle Kassettendecke mit der „*Lauretanischen Litaney*“ stammt aus dem Jahre 1782. Eine kleine Notiz aus jener Zeit:

„*Es pilgert viel Volk zu der der Gottesmutter geweihten Kapelle ‚Maria ad Nives‘, im Volksmund als ‚Maria Schnee‘ oder liebevoll ‚s’ Käpelle‘ bezeichnet.*

Die Kapelle „*Maria Schnee*“ hat ihr Vorbild in der Kirche „*Mariae ad Nives*“ in Rom.

Pfarrer Gottfried Huber führte 1981 die Lichterprozession ein, Kerzen mit Windschutz erhellten den Pilgerweg und gaben dem späten Abend eine feierliche Note. Mit Gebet und Gesang in dem so vertrauten kleinen Gotteshaus wurde das Fest „*Maria Trost*“ beendet.

Auch unter Pfarrer Hellmuth Manz wurde die Prozession in würdiger Form weitergeführt.

Es bleibt nur zu hoffen, dass diese bei der Bevölkerung beliebte Lichterprozession zur „*Schneekapelle*“ – nun am Vorabend des Erzbruderschaftsfestes „*Maria Trost*“ – auch in der neuen Seelsorgeeinheit eine Zukunft hat, obwohl die Schar der Prozessionsteilnehmer in den letzten Jahren leider immer etwas kleiner geworden ist.

Anmerkungen und Quellen

„Heilig-Kreuz“ – Kirchenführer.

Ortschronik Steinach von 1989.

Berichte über kirchliche und weltliche Bräuche, Sitten und Traditionen in der Gemeinde Steinach von Erich Obert und Bernd Obert.

„OT“ – Zeitungsbericht vom 16.07.1993.

Die Geschichte des Zeller Freibades

*Simon Bruckert**

Das Baden im „Schlammloch“

Wir gehen zurück bis ins 19. Jahrhundert, als die Zeller noch kein Schwimmbad besaßen.

Zu dieser Zeit wurde überall, wo ein Gumpen im Bach war, gebadet. Im Uferbereich wurden die Matten (Wiesen) durch die Badegäste zertrampelt. Das führte zu viel Ärger bei den Bauern, denn diese waren auf das Heu angewiesen.

Früher, so um das Jahr 1854/1855, gab es noch kein Schwimmbad, wie man es heute kennt. Nur eine Art Stauvorrichtung und eine so genannte Stellfalle am Gewerbekanal dienten als Bad für die Bewohner von Zell am Harmersbach.

In Zell wurde ausschließlich der Papierteich von den Erwachsenen und der Loh- und Schleifteich von den Kindern benutzt. Der Papierteich lag außerhalb von Zell, dort, wo der Gewerbekanal zur Papierfabrik aus dem Harmersbach ausgeleitet wurde. Der Loh- und Schleifteich existierte an der Stelle, wo heute der Parkplatz vor dem Schwimmbadgebäude angelegt ist.

Das Bürgermeisteramt Zell erhielt im Jahr 1854 folgenden Brief vom Bezirksamt Gengenbach:

Gengenbach, den 26. driten 1854

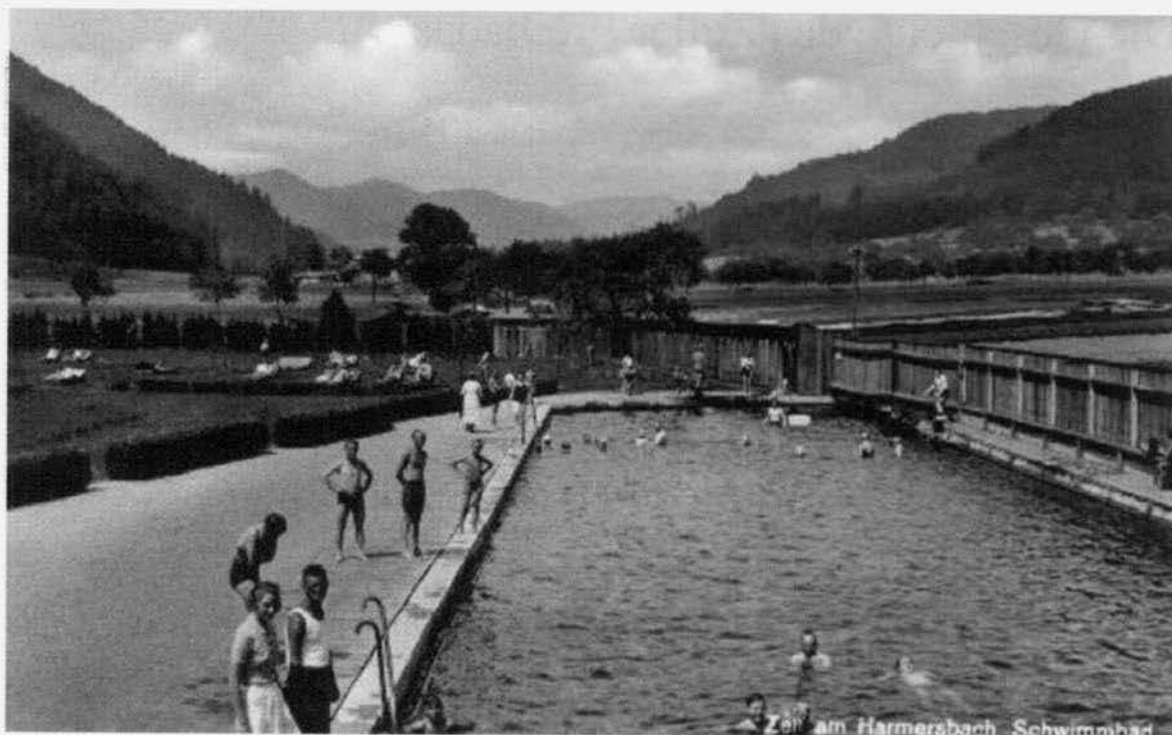
Das Bereisen des Amtsbezirks Gengenbach insbesondere eine Erstellung von Badeplätzen auf Zeller Gemarkung.

Es wird für nothwendig erkannt, dass ein Badplatz am so genannten Papierteich für die Erwachsenen ausschließlich bestimmt wird und für Kinder ein solcher bei der Loh- und Schleifmühle angelegt und der Straße zu mit einer hölzerner Wand abgetrennt, das Baden an anderen Orten aber untersagt wird.

(Unterschrift unleserlich)

Der amtliche Vorschlag der Stadtgemeinde Zell für ein Bad waren somit Papierteich und Loh- und Schleifteich. Jedoch lag der Papierteich für die Erwachsenen zu weit außerhalb von Zell. Aus diesem Grunde suchte man nach einer anderen Lösung.

*Der Aufsatz erhielt 2003 den „Bildstein-Preis“ von Zell am Harmersbach



Das alte Becken mit der Bretterwand



Bau eines Badeplatzes bei der Stöcklemühle

Im Juli 1860 schloss Bürgermeister Moßmann einen Vertrag mit Fräulein Mariana Sohler, die eine Wiese am Gewerbekanal zwischen der Stöcklemühle und der Nehers-Säge besaß. Dieser Badeplatz lag zentraler für die Bewohner von Zell. Mit ihr wurde eine Absprache getroffen: wenn sie ihre jährliche Auslagen und Abgaben erhält, kann ein Badehaus erstellt werden. Da die Gemeinde schon damals Geldsorgen hatte, und aus eigener Kraft nicht in der Lage war, diese Anlagen zu bauen, war es erforderlich, eine private Gesellschaft zu gründen. Der Bürgermeister glaubte, es würde nicht an Teilnehmern fehlen! Wenn sich ca. 25–30 Herren bei dieser Unternehmung beteiligen würden, dann könnte man das notwendige Geld schon aufbringen.

In einem Brief von Herrn Bürgermeister Moßmann wurde bekannt gegeben, dass die Bade-Anstalt innerhalb von ein paar Tagen hergestellt sein sollte, da das Material zu diesem Zweck schon vorhanden sei.

Es fehlte offensichtlich auch nicht an der erforderlichen Anzahl von „Mannspersonen“, denn auf einem diesbezüglichen Schreiben befanden sich 39 Unterschriften.

12 Tage später, am 12. Juli 1860, wurde kurzerhand ein Vertrag abgeschlossen:

Vertrag über 6 Jahre

*Mariana Sohler
Bürgermeister Moßmann*

Paragraph 1

Mariana Sohler erklärt sich bereit, dass die Stadt eine Bad-Anstalt oben an der Säge des Herrn Neher am Gewerbebach auf ihrem Grundstück bauen darf.

Die Statuten (Satzungen) für die Badgesellschaft wurden am 17. Juli 1860 erstellt. In neun Paragraphen wurden die Rechte und die Pflichten geregelt. Jedes Mitglied der Badgesellschaft musste einen Beitrag von 1 Gulden pro Jahr bezahlen.

Die Bekanntmachung lautete:

- *Mitglieder der Gesellschaft dürfen baden.*
- *Nichtmitglieder wurde das Baden verboten, ansonsten droht eine Strafe.*
- *Den Schülern ist das Baden nur an dem ihnen zugewiesenen Badeplatz, bei der Lohmühle erlaubt.*

- *An allen übrigen Plätzen ist es den Selben bei Strafvermeidung verboten, anderen Erwachsenen Personen sind die bisherigen Badeplätze am Papierteich angewiesen, bloß abends wenn es anfängt zu dunkeln, damit kein Ärgernis gegeben wird.*
- *Den Lehrern ist diese Bekanntmachung urkundlich zu eröffnen, damit sie es den Schülern mitteilen können.*

Diese Bekanntmachung wurde durch den Amtsboten der Stadt öffentlich und auf der Straße mit der Schelle verkündet.

Die Wiese bei der Stöcklemühle wurde durch die Bad-Anstalt in Mitleidenschaft gezogen, deshalb verlangte der Eigentümer eine Entschädigung dafür. Jährlich musste 1 Gulden 30 Kreuzer als Gegenwert für 1 Zentner Heu an Herrn Stöckle abgeführt werden, dem die Wiese gehörte. Die jährliche Miete für Fräulein Sohler betrug 30 Gulden und war immer am 1. Juli jedes Jahres fällig.

Im Jahr 1864 mussten die Mitglieder der Badegesellschaft keine Beiträge zahlen, „*da wie bekannt, die ungünstige Witterung das Baden ganz verhindert hat*“. Im darauf folgenden Jahr 1865 wurde die Miete wieder erhoben.

Das Bezirksamt Gengenbach forderte 1865 die Stadtgemeinde Zell auf, eine bessere und saubere Bade-Anstalt zu errichten. Daraufhin antwortete die Stadt dem Bezirksamt, dass sie die Forderungen für das nächste Jahr erfüllen werde. Die Verhandlungen gingen Jahre lang hin und her, obwohl sich das Bezirksamt pünktlich jedes Jahr auf die Anweisung vom 16. Juli 1865 bezog. Jedoch hatte die Stadt Zell immer wieder andere und bessere Ausreden. Diese waren z.B.: „*Im Sommer wäre zu wenig Wasser an dieser Stelle, der Zufahrtsweg fehlt oder man müsse zu viel Gelände dafür kaufen*“.

In der Zeit des ständigen Briefwechsels war unter anderem dieser interessante Brief:

„Bei der im Oktober und Dezember in Zell vorgenommenen Gemeindevisitation wurde als ein großer Mangel bezeichnet, daß es zu einer geeigneten und für jedermann zugänglichen öffentlichen Bad-Anstalt fehlt. Das doch eine Solche bei den vielen Fabrikarbeitern, Gewerbsgehilfen, Dienstboten, Lehrlinge und Schülern unentbehrlich sei“.

Im Jahre 1866 löste sich die Badegesellschaft plötzlich auf. Die wahren Gründe dafür sind nicht bekannt. Entweder wurde das Baden bei der Stöcklemühle vom Bezirksamt untersagt, oder der Vertrag war nicht mehr verlängert worden.

Das restliche Guthaben über 41,50 Gulden wurde im Jahre 1882 wieder an die Badegesellschaft ausbezahlt.

Verbesserung der Bade-Anstalt beim Loh- und Schleifteich

Aus einer Niederschrift im Jahre 1872 geht hervor, dass der Gemeinderat beschlossen hatte, den bestehenden Badeplatz am Loh- und Schleifteich zu erweitern, bis es eine geeignete Gelegenheiten gäbe, eine bessere Badeeinrichtung zu schaffen. Vorerst sollte diese genügen.

Bürgermeister Moßmann meldete schließlich im Jahre 1872 dem Bezirksamt, dass die Bade-Anstalt am Loh- und Schleifteich erweitert und verbessert worden sei.

Badeverordnung vom 15. Juni 1875

Für die Schuljugend:

- 1. für die Mädchen von nachmittags 1 bis 3 Uhr*
- 2. für die Knaben von nachmittags 3 bis 6 Uhr*

Für Erwachsene:

- 3. für Mannspersonen von abends 6 bis 9 Uhr*

Für das weibliche Geschlecht:

- 4. von morgens 8 Uhr bis mittags 12 Uhr*

Diese Bestimmung wurde am 13. d.M. vor der Gemeinde, am 15. d.M. mit der Schelle und sofort in den Schulen bekundet.

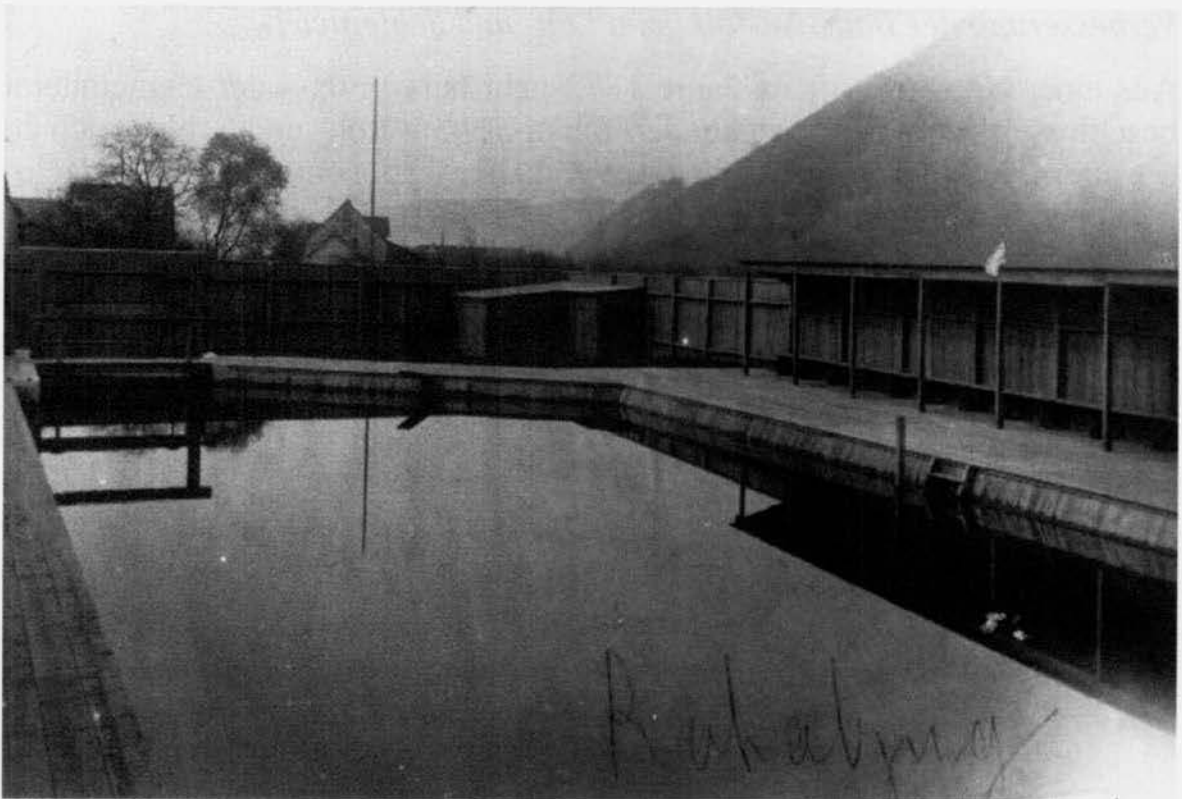
Nunmehr konnten die Zeller ihr Bad mit Freude genießen.

Erste Pläne für einen Ausbau des Bades

Trotz mehrerer Forderungen und Auflagen einigte sich die Stadt Zell am Harmersbach mit dem Bezirksamt im August 1885.

In diesem Jahr tauchten auch schon die ersten Pläne für einen neuerlichen und besseren Ausbau des Schwimmbades auf. Der hierfür vorgesehene Platz lag unterhalb der Loh- und Schleifmühle. Um ein Becken zu bauen, mussten Erdwälle aufgeschüttet und Stützmauern errichtet werden. Badekabinen wurden gebaut und Umkleidekabinen geplant. Der Kostenvoranschlag für das bereits geplante Bad in Höhe von 1.729,48 Mark war dem Plan bereits beigelegt.

Die Betreiber der Wasserräder unterhalb des geplanten Schwimmbades hatten gegen den Bau protestiert. Sie hatten Angst, dass sie in den Monaten April bis Juni nicht ausreichend Wasser bekämen.



Schwimmbecken ca.1885 mit Stellfalle

Letztendlich wurde beschlossen, den Loh- und Schleifteich auszubauen, um Kosten zu sparen. Der Teich stellte eine Erweiterung des Gewerbekanal dar. Die Ausstattung wurde nach den Plänen, die für den Platz unterhalb des Teiches vorgesehen waren, vorgenommen.

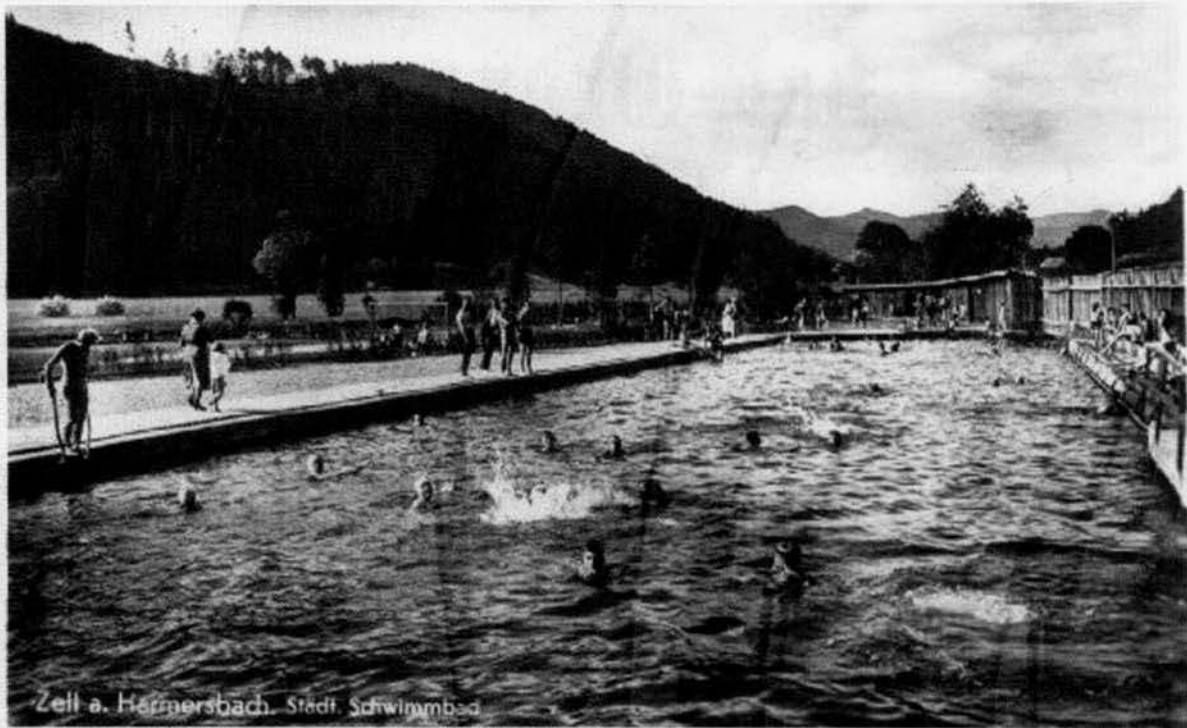
Das Schwimmbecken wurde ausgehoben, die Erde gestampft und mit Brettern verkleidet. Als das Becken fertig geplant war, hatte es eine Länge von 23,6 m und eine Breite von 9 m. Die tiefste Stelle betrug 1,40 m.

Das Bad war schon bereits nahezu fertiggestellt, als am 8. Juni 1885 der Bauantrag an das Großherzogliche Bezirksamt Offenburg gestellt wurde. Eine Badeordnung wurde am 15. Juni 1885 erlassen, in der zum ersten Mal eine große und kleine Bad-Anstalt erwähnt worden war. Oberhalb der Stellfalle befand sich das Becken der großen Bad-Anstalt, unterhalb die kleine Badanstalt. Der Eintritt für das Bad war frei!!!

Es gab aber auch Dinge, mit denen die Badegäste nicht zufrieden waren.

Ein Unbekannter schrieb an die Stadt einen Brief mit kurzem Inhalt:

*„Beim An- und Umkleiden im neuen Bad bekommt man sandige und schmutzige Füße, weil die Wege um das Becken nicht befestigt sind.“
(Fischer)*



Stadt. Schwimmbad Zell a H.

Er sammelte Geld und Bretter bei den Herren, die die Bad-Anstalt öfter benutzten. Die Wege um das Becken herum sollten mit Brettern ausgelegt werden. Offensichtlich schon wenige Tage später hatte dieser Herr „14 Holzbretter und 27,15 Mark“ als Sammelergebnis erreicht. Zimmermeister Symphorian Lehmann richtete den Weg für 21,80 Mark.

Endlich wurde auch eine schriftliche Einigung getroffen mit den Wasserwerksbesitzern.

Die Genehmigung für den Bau der Bad-Anstalt war am 20. Oktober 1885 eingegangen, obwohl die Badesaison für dieses Jahr schon zu Ende war. Fröhlich und vergnügt badete man also den ganzen Sommer durch ohne Zustimmung.

Die Stadt Zell berichtete im Jahre 1914 dem Großherzoglichen Bezirksamt Offenburg, dass das Becken der Bad-Anstalt gereinigt und dies in Zukunft immer öfters gesäubert wird.

Als Abhilfe gegen diese Verschmutzung im Becken musste ein Abort gebaut werden. Dies wurde aber erst für das nächste Jahr vorgesehen.

Umbau der Bad-Anstalt

1928 wurde das Becken umgebaut und vergrößert, ebenso die Umkleidekabinen. Auch der Bademeister bekam seine Kabine. Der Kostenvoranschlag

Bad-Ordnung.

1. Große Badanstalt.

Vormittags	von	6—10	Uhr	für	Männer
"	"	10—2	"	"	Mädchen (bis 15 Jahren)
Nachmittags	"	2—4	"	"	Frauen und Jungfrauen
"	"	4—6	"	"	Knaben
"	"	6—8	"	"	Männer
"	"	8—10	"	"	erwachsene Knaben

2. Kleine Badanstalt.

Nachmittags	von	2—5	Uhr	für	Mädchen
"	"	5—7	"	"	Knaben

Die Zeiten müssen genau eingehalten werden. Mädchen unter 15 Jahren und Knaben unter 18 Jahren dürfen nicht mit Erwachsenen zusammen baden.

Sell a. S., 15. Juni 1919.

Bürgermeisteramt.
Seifert.

betrug für Zimmerarbeiten 2.900,00 Mark und für Mauerarbeiten 1.247,66 Mark.

Nach der Arbeit bzw. für die Kinder nach der Schule, ging es erst einmal in Richtung Nordracher Straße zum Baden. Jeden Sonntag war Duschen unter der Stellfalle angesagt. Das war für die Kinder immer ein Heidenspaß. „Was für ein Geplänsche und ein Gekreische das war“, erzählte eine Frau. „Das waren noch schöne Zeiten, als das Wasser noch direkt von der Quelle kam, und man mit den Füßen noch im Schlamm stecken blieb“, erinnerte sich eine andere.

Neubau des Zeller Schwimmbades

Das alte Becken sollte im Jahre 1934 bis 1935 zu einem Luft- und Sonnenbad erweitert und umgebaut werden. Fertige Pläne vom Baugeschäft Lussi & Leopold lagen bereits vor. Inzwischen war jedoch eine neue Situation entstanden. Der in unmittelbarer Nähe liegende Fußballplatz wurde in die Jahnstraße verlegt. Somit stand die ehemalige Fläche des Fußballplatzes für einen völligen Neubau des Beckens zur Verfügung.



Durchschreitebecken mit zwei Brausen, 1-m-Sprungbrett, 3-m-Brett

Dort wurde das bis 2002 bestehende Schwimmbad neu aufgebaut. Das Becken hatte eine Länge von knapp 50 Meter und eine Breite von 20 Meter. Die tiefste Stelle beim Sprungbrett betrug 2,70 Meter und beim Nichtschwimmerbecken 1 Meter. Mit Naturquadersteinen aus dem Oberharmersbacher Wald wurde das Becken eingefasst, während die Grundierung weinrot schimmerte. Um das Schwimmbad herum befand sich ein schmales Durchschreitebecken mit zwei Brausen. Ein 1-m-Sprungbrett und ein 3-m-Brett waren zu dieser Zeit eine große Attraktion. Es wurden eine Eingangshalle, ein Kassenraum, ein Geräteraum, eine Garderobe und die Umkleidekabinen (für Männer links/für Frauen rechts) mit jeweils einem WC geplant. Die Wassereinspeisung erfolgte durch Abnahme des Wassers aus dem Nordracher Gewerbekanal am Einlauf des alten Schwimmbeckens.

Der Bauantrag wurde am 26. Februar 1938 eingereicht. Erneut legten zwei Wasserwerksbesitzer Einspruch dagegen ein.

Mit dem Bauvorhaben begann man, bevor die Baugenehmigung eingegangen war. Der Grund war die drohende Arbeitslosigkeit in den drei Zeller Baugeschäften. Am 19. Mai 1938 lag endlich die Baugenehmigung auf dem Tisch.

Die Kosten für den Bau des neuen Schwimmbades beliefen sich laut Kostenvoranschlag auf 28.400 Reichsmark. Am 3. Juni 1939 wurde es eröffnet. Dieses Schwimmbecken war nun das Highlight für Groß und Klein. Auch immer mehr Fremde besuchten das neu sanierte Freibad von Zell am

Harmersbach. So zog das neu gebaute Bad viele Kurgäste an und das Zeller Freibad wurde damit auch zu einer wichtigen Einnahmequelle von Zell am Harmersbach. Eine neue Liegewiese mit Blumenbeeten entstand, Eichen und Linden wurden gepflanzt.

Auch gab es zu jener Zeit schon einen Bademeister, Josef Schwarz, der für Recht und Ordnung sorgte. Eine seiner Aufgaben war, auf die Stauvorrichtung des alten Beckens zu achten. Denn es war strengstens verboten, an dieser zu hantieren. Wer dies dennoch tat, musste mit einer saftigen Strafe rechnen.

Die Badeverordnung für das städtische Schwimmbad von Zell lautete:

Die Badeverordnung

Für das städtische Schwimmbad Zell a.H.

Samstag und Sonntag (und Ferientage) ganztägig Familienbad

An den übrigen Tagen:

Von 7 bis 13.30 Uhr Familienbad

Von 13.30 bis 15 Uhr Frauenbad

Ab 15 Uhr Familienbad

Die Badezeit gilt in jedem Fall für Erwachsene und Kinder gemeinsam.

Badepreise:

Jahreskarte für ortansässige Erwachsene 1.50 Reichsmark

Jahreskarte für ortansässige Erwachsene und Kinder 2.00 Reichsmark

Jahreskarte für Kinder 0.75 Reichsmark

Jahreskarte für Familien 4.00 Reichsmark

Tageskarten 0,10 Reichsmark

Tageskarten für Kinder 0,05 Reichsmark

Monatskarte 1.00 Reichsmark

Sämtliche Karten sind beim Bademeister erhältlich!

Zell a.H. 5. Juni 1934/Der Bürgermeister: Adrian Kopf

Als der 2. Weltkrieg zu Ende war, konnte Zell endlich neue Umkleidekabinen bauen. Die Umkleidekabinen waren im Krieg so heruntergekommen, dass eine Sanierung und eine Vergrößerung dringend notwendig waren. Da das Schwimmbad nun mehr Besucher anlockte, musste auch noch die Liegewiese erweitert werden. Damit die Besucher nicht mit einem Sonnenbrand nach Hause gingen, wurden Bäume, Büsche und Sträucher angepflanzt, die Schatten spendeten.

Sonntag für Sonntag kamen tausende von Menschen, um im „Zeller Familienbad“ zu baden. Vor allem die Kinder bevorzugten das alte Becken, da das Wasser darin wärmer war. Damals wurde das neue Bassin mit den



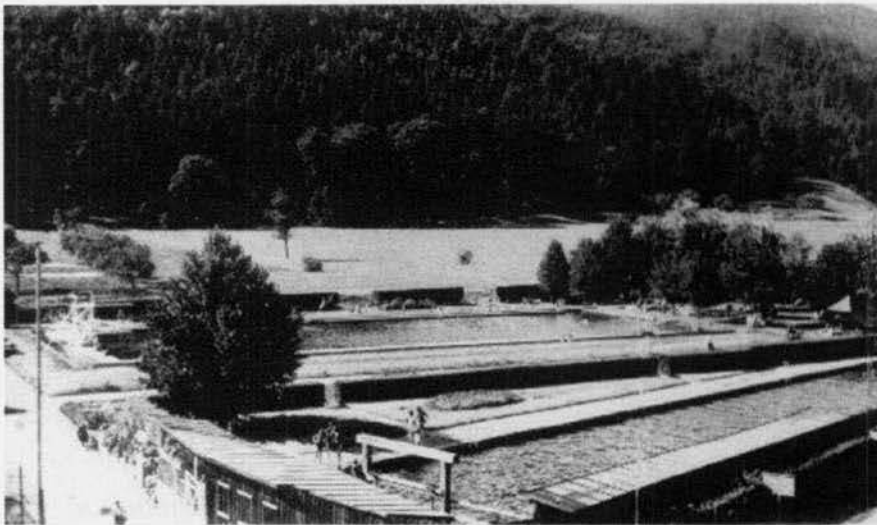
*Neues
Schwimmbad
ca. 1939*

2 Sprungbrettern mit Vorliebe von den Jugendlichen benutzt. Bald jedoch musste man die Sprungbretter entfernen, da die Wassertiefe den neuen Vorschriften nicht mehr entsprach. Auch ein Parkplatz durfte nun nicht fehlen. Deshalb wurde 1950 ein Parkplatz entlang der Nordracher Straße, direkt am Schwimmbad gebaut.

Umbauarbeiten von 1960–1967

Anfang der 60er Jahre wurde das Zeller Freibad noch einmal umgebaut. Das alte Becken wurde trockengelegt und neue Sanitäreanlagen errichtet. Aus hygienischen Gründen mussten Filter- und Beckenreinigungsgeräte eingebaut werden. Mit einer Umwälzanlage, die ein Fassungsvermögen von 175 Kubikmeter pro Stunde aufwies, galt das Zeller Schwimmbad als „modernes Freizeitbad“. Mit Beendigung des 2. Bauabschnittes standen nun Umkleide- und Gemeinschaftsräume sowie Toiletten und Duschräume zur Verfügung. Erstmals überlegte man sich, ob ein Kinderbecken entstehen sollte. Nach langen Besprechungen wurde es schließlich gebaut. Zwei Durchschreitebecken mit Brausen am Beckenrand sorgten für Sauberkeit. Das Grundwasser eines Brunnens auf dem Badegelande diente für die Wasserversorgung. Die Gesamtanierung betrug 280.000 DM, obwohl der Kostenvoranschlag bei 120.000 DM lag.

Eine weitere Attraktion war der seit 1967 gut besuchte Minigolfplatz, der direkt neben dem Bad seinen Platz fand. Zusätzliche Spielplätze verschönerten das Schwimmbad. Eine sehr strenge Regelung besagte, dass punkt 18.00 Uhr Kinder ohne Begleitung der Eltern das Bad zu verlassen hatten. Der Bademeister sorgte mit einem Pfiff dafür, dass dies auch eingehalten wurde.



*Das alte
und neue
Schwimmbaden*

Die Jahreskarte betrug für Erwachsene 12,00 DM und für Jugendliche 8,00 DM. Süßigkeiten, Lesestoff und Erfrischungen bot ein kleines Schwarzwaldkiosk an.

Vergrößerung des Kleinkinderbeckens

1997 bekam das Zeller Bad den offiziellen Namen „Familienbad“. 1998 wurde der Kleinkinderbereich umgebaut. Für die Kinder wurde das Becken vergrößert und zusätzlich ein Springbrunnen eingebaut. Außerdem kann nun das Wasser erwärmt werden.

Zur Schattenspendung trugen die 43 Bäume mit ihrem Blätterdach im Zeller Familienbad bei. Schön träumen ließ es sich am Kiosk bei Cappuccino und Kuchen, Apfelschorle, Süßigkeiten, Eis und vielem mehr. Schwimm-, Tauch- und Kraulkurse, sowie Wassergymnastik, Sicherheitstraining und Spielnachmittage wurden eingeführt. Die Stadtmeisterschaften im Aquathlon und das Damen-Beach-Volleyballturnier wurden 1999 durchgeführt. Es wurde ein voller Erfolg.

Modernisierung des Freibades im Jahre 2002/2003

Im Sommer 2002 durfte man noch das alte Schwimmbad mit vollen Zügen genießen. Die Minigolfanlage war zum letzten Mal geöffnet und die letzten Schwimmer blickten auf eine schöne Badesaison zurück. Die Kabinen mussten leergeräumt werden, weil am Montag, den 2. September 2002, die Bagger anrückten, um mit dem Bau und der vollständigen Sanierung des Schwimmbades zu beginnen.

Die Technik im bisherigen Schwimmbad erfüllte nicht mehr die heutigen Anforderungen. Jahrelang musste das Becken immer wieder ausgebessert und die Beschichtung geflickt werden. Der Bademeister hatte vor der

*Schwimmbecken 1997**Kinderbecken 1997*

Badesaison alle Hände voll zu tun, damit das Becken dicht blieb und er deshalb nicht zu viel kaltes Wasser nachfüllen musste.

Das Freibad von Zell am Harmersbach wird zur Zeit (2002/2003) modernisiert. Als Kosten werden rund 3,5 Millionen Euro veranschlagt. Das Schwimmbecken erhält eine Verkleidung mit Edelstahl. Das Becken, Beckenumgang und die Technik soll erneuert werden.

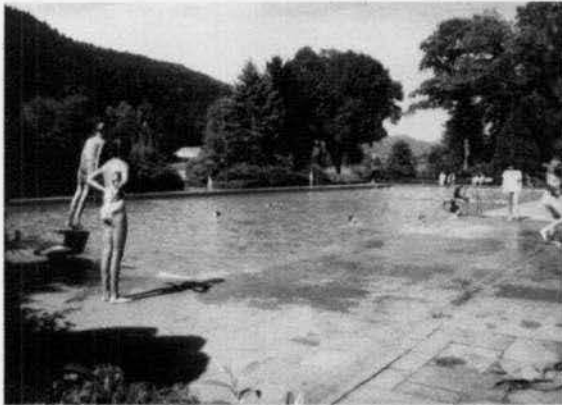
Das vorhandene Sanitärgebäude und die Umkleieräume bleiben in der Substanz erhalten und werden nur teilweise umgestaltet. Das Beckenwasser wird künftig über eine Solarabsorberanlage erwärmt werden.

Es soll ein Kombibecken entstehen mit einem Schwimmerbecken (25 m-Bahnen) und einem Nichtschwimmerbecken mit verschiedenen Attraktionen. Eine Breitrutsche von 15 x 3 m soll errichtet werden. Das separate Springerbecken besteht aus einer Sprunganlage mit 5-m-Plattform, 3-m-Brett und 1-m-Brett. Die Wassertiefe in diesem Becken liegt bei rd. 4,00 m. Ein großer Parkplatz hinter dem Schwimmbad westlich der Nordrach wird hergerichtet. Für die Zufahrt muss eine neue Brücke über die Nordrach gebaut werden. Dafür fällt die Minigolfanlage weg. Ein zweiter Eingang zum Schwimmbad soll vom Parkplatz aus erfolgen.

Wenn die Arbeiten gut vorankommen und das Wetter mitspielt, werden sich die Zeller zu Beginn der Badesaison 2003 in ihrem neuen Familienbad wohl fühlen können. Einen Vergleich mit den Freibädern der näheren Umgebung braucht es dann nicht mehr zu scheuen.

Abschließende Gedanken

Meine Heimatstadt Zell am Harmersbach mit ca. 8.000 Einwohnern braucht sich in den nächsten Jahren keine Gedanken mehr über einen Neubau des Schwimmbades machen. Die Kinder und Jugendlichen mit ihren Familien sowie Touristen werden in Zukunft das Zeller Schwimmbad ge-



Freibad vor dem Umbau im Jahre 2002



Abriss des Schwimmbeckens im Jahre 2002

nießen und müssen nicht mehr in die umliegenden Gemeinden fahren, um Sensationen im Bad zu erleben. Ich freue mich auf die Eröffnung im Sommer 2003, damit ich mich mit meinen Schulfreunden nach der Schule austoben kann. Eines wurde mir während des Schreibens dieses Aufsatzes auf jeden Fall klar: dass die Vorfahren und die heutige Generation viel Spaß beim Baden hatten und haben werden.

Literaturangaben

Archivunterlagen der Stadt Zell am Harmersbach.
Baitsch – Chronik.
Unterlagen Stadtbauamt.

Aufruf zur Gründung eines Arbeitskreises „Sportgeschichte in der Ortenau“

Der außerordentlich große Stellenwert, den der Sport sowie Sportveranstaltungen in der Bevölkerung haben, wird uns im Fußball-WM-Jahr 2006 mehr als eindringlich vor Augen geführt. Auch die Beschäftigung mit sportgeschichtlichen Fragestellungen hat in den letzten Jahren in der wissenschaftlichen Forschung einen enormen Aufschwung erfahren, und das weit über das inzwischen recht ausführlich bearbeitete Modethema „Fußballgeschichte“ hinaus. Wenngleich es sich bei der Sportgeschichte noch immer um einen Spezialbereich der Historiographie handelt, gewinnen sportgeschichtliche Forschungen doch zunehmend an Akzeptanz und Bedeutung. Anzeichen hierfür gibt es zuhauf. Unter anderem hat der Fachverband für das deutsche Archivwesen (VdA – Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e.V.) den „Tag der Archive“ 2006 unter dem Motto „Der Ball ist rund“ explizit der Sportgeschichte zugedacht. Schon 2003 hatte die weit verbreitete Zeitschrift „Momente – Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg“ eine Schwerpunktausgabe zum Thema „Geschichte des Sports im Südwesten“ veröffentlicht. Für den Bereich der Ortenau stellt die Sportgeschichte allerdings ein noch wenig bearbeitetes Feld dar. Überblickt man beispielsweise die Publikationsgeschichte des Jahrbuchs des Historischen Vereins für Mittelbaden, so stellt sich heraus, dass bislang kein einziger Beitrag erschienen ist, der sich explizit einem sportgeschichtlichen Thema widmet. In Anbetracht der weitreichenden gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Bedeutung, die der Sport, Sportvereine und Sportereignisse auch für die Städte und Dörfer in der Ortenau und deren Einwohnerschaft hatten – und selbstverständlich immer noch haben – wirkt dieser Befund einigermaßen überraschend. Zwar sind schon mehrfach, z.B. in der Zeitschrift „Geroldsecker Land“, in Ortsgeschichten oder Vereinschroniken, Beiträge zur Ortenauer Sportgeschichte publiziert worden, diese stehen jedoch sehr vereinzelt und erfahren keine systematische Bündelung. Ohne Zweifel dürften sich im Rahmen der Sportgeschichte jedoch zahlreiche neue Forschungsthemen erschließen, die von größtem Interesse für die Regional- oder Lokalgeschichte sein könnten.

Deshalb soll an dieser Stelle angeregt werden, einen Arbeitskreis zur Sportgeschichte in der Ortenau ins Leben zu rufen.

Ein solcher Arbeitskreis könnte sich unter anderem mit folgenden Schwerpunkten beschäftigen:

- Geschichte bemerkenswerter Sportereignisse im regionalen oder lokalen Kontext
- Biographien von bekannten Sportlerinnen und Sportlern bzw. von Sportfunktionären und -organisatoren
- Organisationsgeschichte von Vereinen und Verbänden
- Geschichte bedeutender Sportstätten und Sportanlagen
- Sport und Politik, z.B. der Einfluss der NS-Diktatur auf das Sportwesen
- Frauen- und geschlechtergeschichtliche Themen

Aktivitäten, Aufgaben und Ziele eines solchen Arbeitskreises könnten sein:

- die Zusammenstellung einer Bibliographie sportgeschichtlicher Beiträge aus der Ortenau
- die Erarbeitung gemeinsamer Publikationen oder Ausstellungen zu sportgeschichtlichen Themen



*Breitensport in den 1950er Jahren: Turnveranstaltung auf dem Sportplatz in Zunsweier
Vorlage: Uwe Schellinger*

- Exkursionen zu sportgeschichtlich bedeutsamen Orten bzw. zu sportgeschichtlichen Museen und Ausstellungen
- die Sichtung und Dokumentation sportgeschichtlich relevanter Archivbestände
- die Zusammenarbeit mit bestehenden Fachgruppen im Historischen Verein für Mittelbaden. Thematische Schnittmengen gäbe es hierbei mehrere. So wäre bei dem Problem, in welcher Weise sich die Überlieferung der Unterlagen von Sportvereinen längerfristig sichern lässt, eine Zusammenarbeit mit der „Fachgruppe Archive“ sinnvoll. Gemeinsam mit der Fachgruppe „Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte“ könnte man die Rolle von jüdischen Sportlerinnen und Sportlern in der Ortenau aufarbeiten. Die Frage, in welcher Weise Themen aus der Sportgeschichte in entsprechenden Institutionen museal präsentiert werden, könnte möglicherweise die „Fachgruppe Museen“ interessieren und eine entsprechende Zusammenarbeit herstellen.
- die Kooperation mit dem Institut für Sportgeschichte Baden-Württemberg e.V., das über eine eigene Spezialbibliothek und ein eigenes sportgeschichtliches Archiv verfügt.

Viele weitere Themenschwerpunkte wären denkbar und ließen sich hinzufügen.

Nicht zuletzt wäre mit der Etablierung eines solchen Arbeitskreises, der sich mit einem modernen Thema der Geschichtswissenschaft befassen würde, auch explizit die Intention verbunden, jüngere Forscherinnen und Forscher bzw. Autorinnen und Autoren für den Historischen Verein für Mittelbaden und seine Zeitschrift „Die Ortenau“ zu gewinnen.

Interessentinnen und Interessenten für die Gründung eines Arbeitskreises zur Geschichte des Sports in der Ortenau können sich wenden an:

Uwe Schellinger, Mozartstraße 29, 79104 Freiburg i.Br., 0761/500073, uwe-schellinger@web.de

Uwe Schellinger

Mittelalterliche Stadtplanung in Wolfach

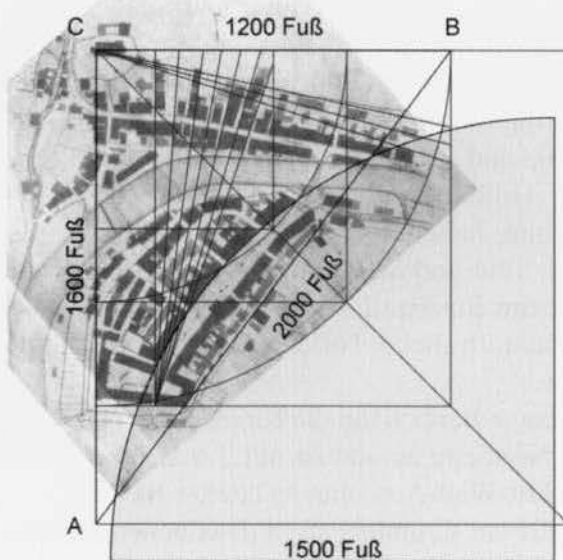
Neue Erkenntnisse zur Entstehungsgeschichte der Stadt?

Die von dem Freiburger Architekten und Stadtplaner Klaus Humpert entwickelte Theorie der mittelalterlichen Stadtplanung¹ scheint auch bei der Entstehung der Stadt Wolfach eine wesentliche Rolle gespielt zu haben.

Bislang wurde vermutet, dass in Wolfach zuerst die Stadtkirche entstand, danach sich allmählich die Vorstadt entwickelte und erst später die Stadt jenseits der Kinzig angelegt wurde.² Eine genaue Analyse des Stadtplanes zeigt jedoch, dass die gesamte Stadt nach einem einheitlichen Grundprinzip aufgebaut ist, das sich nach Humperts Forschungen erstmals 1030 in Speyer nachweisen lässt.

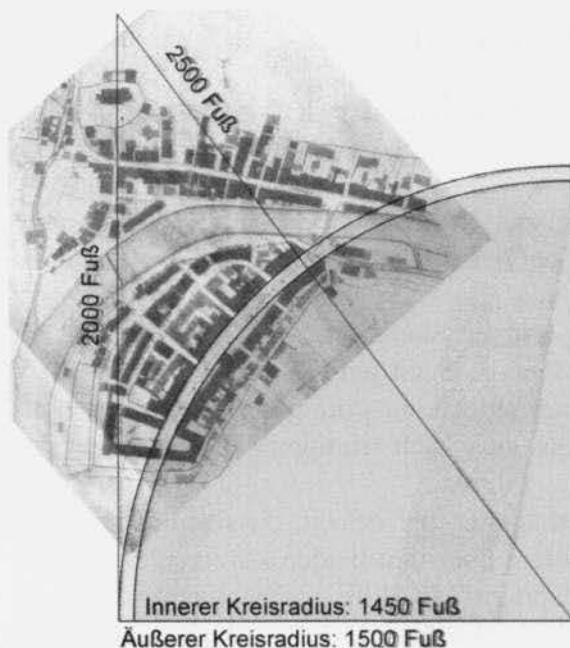
Dieses Prinzip basiert auf dem Satz des Pythagoras, der besagt, dass in einem rechtwinkligen Dreieck die Flächensumme der Quadrate über den beiden kürzeren Seiten der Fläche des Quadrates über der längeren Seite entspricht. Mit Hilfe ganzzahliger pythagoräischer Tripel (beispielsweise 3, 4 und 5 und alle Vielfachen davon) und einer einfachen Schnur lässt sich ein exakter rechter Winkel abstecken und somit ein am Reißbrett entworfener Plan ins freie Gelände übertragen.³

Dem Wolfacher Stadtplan liegt ein Pythagoras-Dreieck mit den Seitenlängen $a = 1.200$ Fuß, $b = 1.600$ Fuß und $c = 2.000$ Fuß zugrunde (siehe Zeichnung 1), wobei die alte Maßeinheit 1 Fuß genau 32,4 Zentimetern entspricht.⁴ Die Seite a liegt auf der Längsachse der Kirche, die Seite b verbindet den Kirchturm mit einem heute nicht mehr vorhandenen Turm in der Grabenstraße und dem Hungerturm, die Seite c bestimmt die Lage der Stadtmauer in der heutigen Bergstraße. Die rechte vordere Ecke des Schlosses, an der sich früher ein Turm befand, liegt auf der Seite c und ist 1.200 Fuß von a und 300 Fuß von b entfernt. Der Verlauf der Hauptstraße wird von zwei konzentrischen Kreisen mit einem Radius von 1.500 Fuß (Kinzigseite) bzw. 1.450 Fuß (Bergseite) bestimmt (siehe Zeichnung 2).

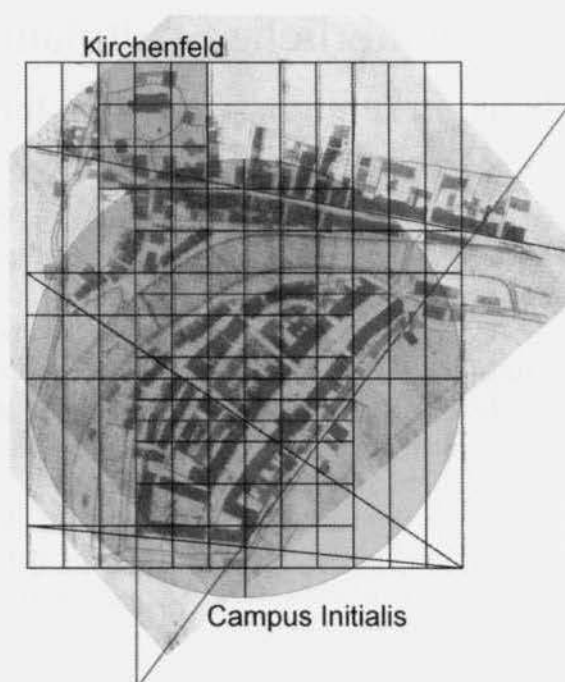


Zeichnung 1: Das Dreieck ABC bestimmt die Lage von Kirchturm, Hungerturm und Bergstraße. Zeichnung: Frank Schrader

Die Grundstücksgrenzen in der Vorstadtstraße zwischen Mesnergässle und Funkenbadstraße sind nahezu exakt auf das Stadttor ausgerichtet, das 200 Fuß von der Seite b entfernt ist. Der Krottengraben an der Bergseite der Vorstadt sowie einige Gebäude zwischen Funkenbadstraße und Engelschulhaus weisen direkt auf den Kirchturm. Das bedeutet, dass bereits beim Bau der Kirche, deren Fundamente im alten Chor aus dem 12. Jahrhundert stammen,⁵ die Gesamtanlage der Stadt auf beiden Seiten der Kinzig festgelegt wurde. Wahrscheinlich ist mit der 1148 erstmals erwähnten „villa wolfacha“ nicht, wie gelegentlich vermutet wird,⁶ das „Dorf Wolfach“ um die Kirche gemeint, sondern der zwischen Hungerturm und Stadttor erbaute Herrnsitz des seit etwa 1139 regierenden Freiherren Friedrich III. von Wolva.⁷



*Zeichnung 2: Der Verlauf der Hauptstraße ist exakt kreisförmig.
Zeichnung: Frank Schrader*



*Zeichnung 3: Der Campus Initialis des Wolfacher Stadtplans.
Zeichnung: Frank Schrader*

Der Plan der Stadt Wolfach orientiert sich an der Stadt Freiburg, die 1120 von den Herzögen von Zähringen gegründet wurde, mit denen die Herren von Wolva enge Kontakte pflegten. Klaus Humpert fand durch die Analyse des Freiburger Stadtplanes eindeutige Hinweise darauf, dass die Stadt im Mittelalter nicht Stück um Stück gewachsen ist, sondern als ein großes Konzept wie ein Bauwerk durchgeplant wurde. Dieses Konzept lässt sich auch in vielen anderen Stadtplänen nachweisen, beispielsweise in Basel, Wismar und Speyer. Ausgangspunkt ist jeweils ein als „Campus Initialis“ bezeichnetes Gründungsfeld.

Dieses Feld besteht aus einem Kreis mit einem Radius von 600 Fuß, in den ein Rechteck mit den Seitenlängen 600 und 1.039,23 Fuß eingeschrieben ist. Das Rechteck wird in 6 mal 9 kleinere Rechtecke mit den Seitenlängen 100 und 115,47 Fuß aufgeteilt (siehe Zeichnung 3). Aus diesem Rechteckraster, das mit Hilfe des oben erwähnten Pythagoras-Dreiecks ins freie Gelände übertragen werden kann, lassen sich in Wolfach die Lage des Rathauses und Schlosses, der Stadtkirche, Türme, Tore und Stadtmauern sowie der Verlauf der Kirchstraße ableiten. Das einstige Zollhaus beim Stadtwall vor dem Schloss lag exakt auf der Südseite des Campus Initialis, das Vorstadttörle beim Törlebeck auf dem Schnittpunkt zwischen der Nordseite und der Mittelachse.

Der bis ins 18. Jahrhundert hinein nahezu unbebaute Bereich um die Kirche zwischen Mesnergässle und Schliefegraben schließt sich an der Nordseite an und ist mit 3 mal 115,47 Fuß genauso breit wie der Freiburger Münsterplatz; die Ost-West-Ausdehnung beträgt 300 Fuß.

Der Verlauf der Kinzig orientiert sich ebenfalls am Gründungsfeld. Das bedeutet, dass nicht die Stadt an den Flusslauf, sondern der Flusslauf an die Stadt angepasst wurde.

Anmerkungen

- 1 Humpert, Klaus/Schenk, Martin: Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Stuttgart 2001; Wessely, Dominik: Gottes Plan und Menschen Hand. Die Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Fernsehfilm des Südwestrundfunks. Baden-Baden, Stuttgart 2004.
- 2 Disch, Franz: Chronik der Stadt Wolfach. Wolfach, Karlsruhe 1920, 7 f.
- 3 Dass ein kompletter Stadtplan mit Hilfe einfacher Schnüre und einem Pflug im Maßstab 1:1 im freien Gelände eingemessen werden kann, hat Klaus Humpert in einem Feldversuch mit Hilfe von zwölf Studenten nachgewiesen. Filmisch dokumentiert ist dieser Versuch in Wessely: Gottes Plan und Menschen Hand.
- 4 Die Länge eines Fußes ist durch eine Vermessung des am Freiburger Münster in Stein gemeißelten Ellenmaßes exakt bestimmbar. Gezeigt wird diese Vermessung in Wessely: Gottes Plan und Menschen Hand.
- 5 Stüble, Josef/Schmider, Walter: Die katholische Pfarrgemeinde St. Laurentius in Wolfach. Geschichte und Gegenwart. Passau 1994, 109.
- 6 Disch: Chronik Wolfach, 7.
- 7 Lateinisch villa, ‚Landhaus (eines Vornehmen), Gutshof, Landgut, Vorwerk‘. Das Wort Dorf entspricht dem lat. vicus ‚Gehöft, Häusergruppe, Flecken‘, villaris ‚zum Landgut gehörig‘. Wahrig, Gerhard: Deutsches Wörterbuch. Mit einem „Lexikon der deutschen Sprachlehre“. Gütersloh, Berlin 1977, 4004 s.v. Villa. – Zur Geschichte der Herren von Wolva siehe Harter, Hans: Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet. Studien zur Besiedelung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im mittleren Schwarzwald. Freiburg/Brsg., München 1992, 54–96.

Frank Schrader

Erinnerung und Versöhnung am Rhein

Der grenzüberschreitende Versöhnungsweg Kehl – Strasbourg

Vergessen ist gut – aber schwer. Vergeben ist besser. Versöhnung am besten.

In Straßburg und Kehl haben Epochen der Feindschaft und des Hasses, militärische Konfrontationen und Kriege ihre Spuren hinterlassen. Die Stätten der Erinnerung und des Gedenkens auf beiden Ufern des Rheins wurden zur Landesgartenschau 2004 in einer Broschüre von der ökumenischen, grenzüberschreitenden Arbeitsgruppe der Straßburger und Kehler Kirchen beschrieben.

*„Gemeinsame Erinnerungen sind manchmal die besten Friedensstifter.“
(Marcel Proust)*

Die zweisprachige Broschüre informiert über die leidvolle Vergangenheit am Oberrhein. Sie ist beim Verkehrsverein in Kehl erhältlich. Kostenlose Führungen für Gruppen und Schulklassen vermitteln das Pfarramt St. Maria (Telefon: 07851 / 8 99 69–0). Dauer einer Führung ca. zwei Stunden. Von der neuen Brücke in Kehl über die Europabrücke nach Straßburg und zurück durch den Park auf der französischen Seite führt der grenzüberschreitende Versöhnungsweg.

„Man muss immer vergeben, vergessen aber darf man nicht.“ (Général de Gaulle)



Gedenkstein und Gedenktafel Alliance



Begegnung

Was bis vor nicht allzu langer Zeit kaum vorstellbar war, ist heute Wirklichkeit. Straßburg und Kehl, Frankreich und Deutschland betrachten den Rhein nicht mehr als trennende Grenze. Die Bronzeplastik an der Rheinpromenade in Kehl drückt die Sehnsucht der Menschen nach Frieden, Freundschaft, Harmonie, den Willen zum vertrauensvollen Miteinander und zum Dialog aus.

„Erinnerung ist die Quelle der Versöhnung.“ (Martin Buber)

Karl Theodor Bender/Alban Maier

Frühgeschichtliche Spuren im Gebiet Hornberg

Der Pass beim Windkapf

Für die Kelten war das Kapf ein Ort zum Ausschau halten. Der Windkapf könnte aber auch ein heidnischer Kultort gewesen sein.

Der Straßenknotenpunkt am Windkapf war mit der ursprünglichen Verbindung aus der Ortenau durch das Kinzig-, Gutach-, Schwanenbachtal, der Hochstraße vom Windkapf über Sommerau zum Kirnacher Kapf (dort ist keltisches Zeugnis nachgewiesen) nach Villingen einer der bedeutendsten Verkehrsknotenpunkte des mittleren Schwarzwaldes. Ein Stück des alten Weges ist heute noch auf der Steige beim Wolfbauer zum Mooshof sichtbar. Alle Schwarzwaldpässe, die im Mittelalter bestanden, überquerten die Hochstraße.

Karl Siegfried Bader schreibt: „Die Ortenau ist zugleich Pass für den älteren und dichteren Kulturraum des Westens zum später erschlossenen Osten. Sie ist nicht allein Teil der Rheinebene, sondern ihrem ursprünglichen Sinn nach weit mehr zum Westen gehörig. Sie ist Vorland des Schwarzwaldes genau dort, wo er sich am zugänglichsten zeigt.“ Dies hatten Kelten und Römer, nach ihnen Franken und mehr oder minder dauerhaft alle erfahren, die Land und Macht in beiden Teilen suchten.

Geschichtlich interessiert, durchwanderte ich mit meinem Freund Erwin Leisinger (Hornberger Heimatdichter und Autor des Freilichtspiels vom Hornberger Schießen) nach meiner Pensionierung öfters dieses Gebiet. War es doch das Herrschaftsgebiet der Herren von Hornberg, deren Herrschaft in Hornberg ich beschrieb. Weil wir dabei nicht selten auf vermutlich alten gepflasterten Wegen liefen, suchte ich mit den ebenfalls heimatgeschichtlich interessierten Freunden Willi und Dagmar Martin nach Spuren längst vergangener Zeiten.

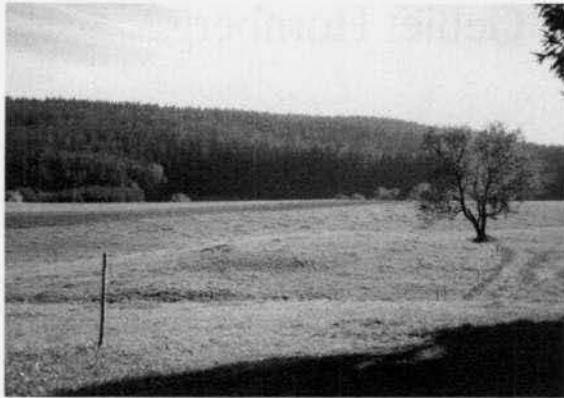
Die Martins sind Mitglieder des 1987 gegründeten „Fördervereins Stadtmuseum Hornberg“, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, neben der Gründung eines Hornberger Heimatmuseums auch die Hornberger Stadtgeschichte zu erforschen. Der Verein, dessen Vorsitzender ich bis heute bin, wurde Mitglied im Historischen Verein für Mittelbaden. Mit Willi und Dagmar Martin wurde ich Mitarbeiter im „Archäologischen Arbeitskreis“. Seitdem stehe ich mit dem damaligen Leiter, Herrn Josef Naudascher, in enger und freundschaftlicher Verbindung und schätze seinen Rat und seine Hilfe sehr.

Unsere Beteiligung an der Exkursion des Archäologischen Arbeitskreises im Mai 1987 in die Vogesen mehrte unser Wissen. Besonders beeindruckend waren dabei die keltischen Siedlungen der Metiomatiker, die in der Zeitenwende auf dem Kamm des Wasserwaldes in der unwegsamen Hochebene der Vogesen, den „Hochwalschfelsen“, siedelten. Auf den Oberflächen der Felsen waren, wie auf zahlreichen Felsen in Hornberg und Umgebung, schalenförmige Vertiefungen, die angeblich durch Gletscher, aber eher von Hand, an bedeutender Stelle für kultische Zwecke eingeschliffen oder eingemeißelt wurden.

Der Exkursionsleiter Eugène Kurtz, vom Vorstand des Dachvereins der Historischen Vereine des Elsass, glaubt, dass die Wälle im Gebiet Brunnholz beim Hornberger Windkapf denen in den Vogesen ähnlich seien. Weil diese dort keltisch nachgewiesen sind, wurden unsere Beobachtungen auf dem „Windkapf“ intensiver.

Ausgangspunkt unserer zahlreichen Begehungen wurde der Parkplatz auf der „Benzenebene“, auf dem einst eine „Martinskapelle“ stand. Es sei erwähnt, dass in diesem Bericht nicht von allen Begehungen, die zu allen Jahreszeiten stattfanden, berichtet werden kann.

Wie aus Peterszeller Akten im Generallandesarchiv (GLA) Karlsruhe hervorgeht, war die „Martinskapelle“ 60 Schuh = 18 Meter lang und 24 Schuh = 7,20 Meter breit.



Heute ist bekannt, dass der heilige Martin als der Patron der durch staatlich-fränkische Mission und Kolonisation errichteten Kirchen angesehen werden kann, und dass sich Martinskirchen ausschließlich im Altsiedelland befinden. Deshalb deutet ein Martins-Patrozinium auf einen fränkischen Stützpunkt hin. Beim Bau größerer Kirchen wurden nicht selten Trümmer heidnischer Anlagen verwendet.

Wilhelm Jensen sieht den „Straßenknotenpunkt am Windkapf“ mit Bezug auf die „Hochstraße“ als Teil eines viel verzweigten Straßennetzes. Dieter Klepper hat in seinem Buch „St. Georgen den Pässen nahe gelegen“ in ausführlicher Form auf die frühe Bedeutung des Hornberger PASSES über die Benzebene mehrfach hingewiesen.

Auf Veranlassung von Eugène Kurtz aus Straßburg und mir fand am 15. November 1987 mit Josef Naudascher eine erste Begehung im Gebiet Hornberg statt, bei der auch Karl Volk aus Gremmelsbach und Dieter Klepper aus St. Georgen teilnahmen.

Bei dieser Begehung hat Karl Volk darauf hingewiesen, dass es bei der Vogte (nahe Gasthaus Staude in Gremmelsbach) sonderbare Hügel gebe, die archäologisch bedeutsam sein könnten.

Er hatte Recht, denn auf dem abgebildeten Hügel stand etwa um 800 eine „Turmhügelburg“, wie der Archäologe Dr. Michael Schmaedecke vom Landesdenkmalamt Freiburg an Hand von Luftbildaufnahmen ermittelte.

Wie er feststellte, hat der von einem Graben umgebene Burghügel eine runde Grundfläche von ungefähr 55 qm mit Ausbuchtungen im Westen und Osten. Die Burganlage stellt als archäologische Geschichtsquelle ein besonders wichtiges Zeugnis für die mittelalterliche Besiedlungsgeschichte des Hochschwarzwaldes dar, meinte Michael Schmaedecke.

Ich halte weitere fachkundliche archäologische Untersuchungen der dort noch mehrfach vorhandenen Hügel für sinnvoll.

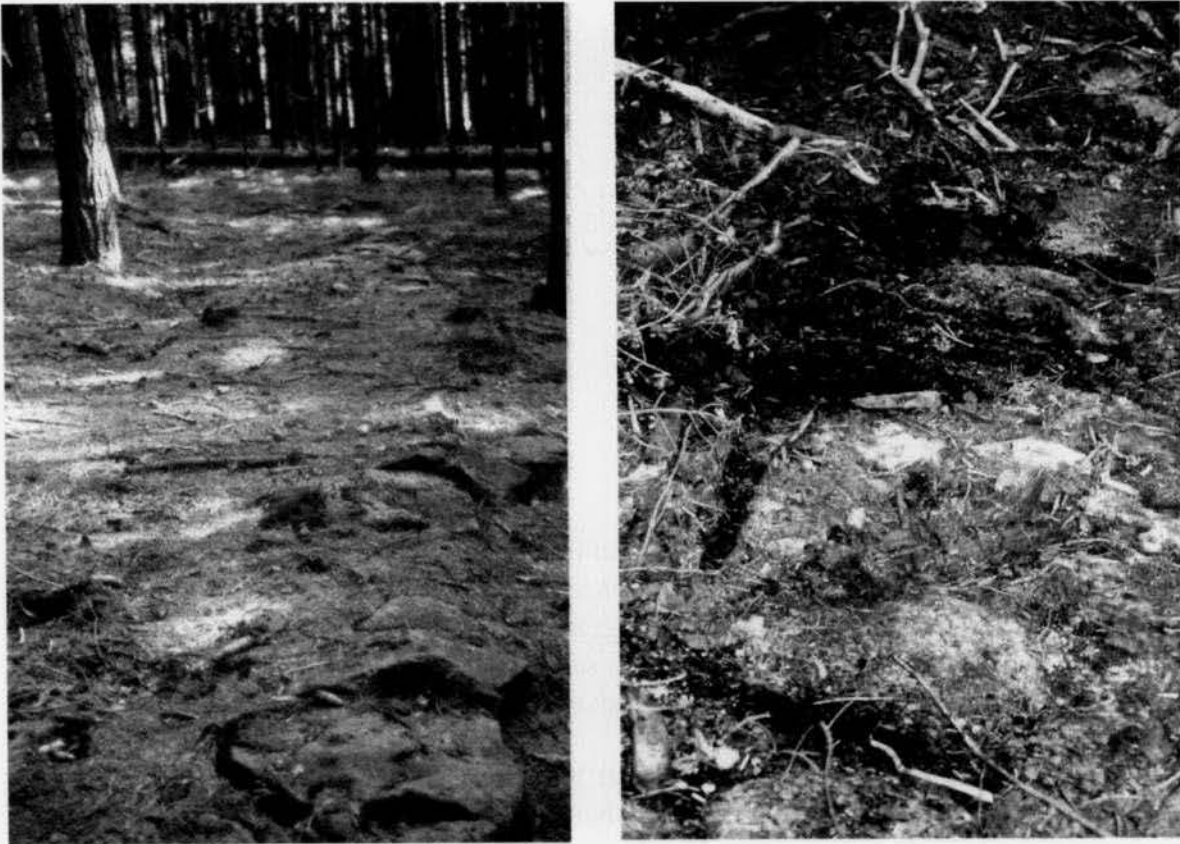
Unweit der Turmhügelburg entdeckte ich beim Kreuzhof (Bopper) den abgebildeten Menhir mit einer Schale. Diese hat einen Durchmesser von ca. 40 cm und ist ca. 22 cm tief.

In seiner unmittelbaren Nähe liegen weitere Menhire. Menhire sind Steine der „Megalithkultur“.

Über das Gebiet Vogte führte die Hochstraße über Nussbach zum „Heidenstein“.

Alte Wege beim Windkapf

Auf dem Windkapf trafen zwei wichtige Straßen aufeinander: die Passstraße aus der Ortenau über Hornberg und das Schwanenbachtal und die „Hohe Straße“ aus dem Breisgau. Die Passstraße verlief wohl von Gutach bis zum Bühl in Hornberg über den Hohenweg, dessen



Das Bild zeigt den Weg durch den Riesenwald.

Namen auf einen alten Weg hinweist. Die „Hohe Straße“ aus dem Breisgau kam über den Hohlengraben (nahe St. Märgen) – Furtwangen – Heidenstein (nahe Nussbach) zum Windkapf.

Dieter Klepper schreibt: „Man wird sich zunächst vorzustellen haben, dass der Weg vom Breisgau – Steinhalde (bei der Hochwälder Höhe 966 NN) mit seiner Steige am Riesenwald über die Brunnholzer Höhe zum Windkapf eine bedeutende Fortsetzung der Passstraße, mit all ihren Schwierigkeiten bei der Überwindung der Steigen vor und nach Langenschiltach zum Brogen gefunden hat.“

Art und Größe der Wege machen deutlich, dass diese gepflasterten Wege von den anliegenden Bauern nicht gebaut wurden. Spurrinnen auf den Wegen belegen ihre Nutzung mit Fahrzeugen. Die Zeitbestimmung ihrer Erstellung erfordert weitere fachkundliche Untersuchungen. Manche dieser Wege werden heute noch im Volksmund „Römerstraßen“ genannt.

Eine der Möglichkeiten, vom Breisgau den Hornberger Pass zu erreichen, war ein alter Weg, der vom Breisgau aus dem Schneckenloch heraufzog und über die Absetze Rensberg, Schonach und Triberg erreichte. Er traf beim Windkapf auf die „Hochstrasse“ und zog weiter zum „Heidenstein“, im Volksmund „Römerweg“ genannt.

Die abgebildeten Spurrillen auf dem rechten Bild belegen, dass der Weg mit Fahrzeugen befahren wurde.

Auf der Brunnholzer Höhe

Auf der südwärts verlaufenden „Hohen Straße“ gelangt man in das Gebiet der Brunnholzer Höhe 940 NN. Vom Windkapf bis zur Brunnholzer Höhe befinden sich zahlreiche Wälle.



Im Wesentlichen sind die Wälle 60 bis 80 cm hoch und laufen meist parallel mit den alten Wegen (Hohe und Hochstraße) oder mit Grenzen. Die wesentlichen Wälle habe ich in eine Karte auf den Rat der elsässischen Archäologen eingetragen. Sie glauben, diese Wälle können wie in den Vogesen keltischen Ursprungs sein.

Dort befinden sich auch zwei Steinbrüche, einer auf der Höhe 940 NN an der Hochstraße und der andere nahe der Höhe 934 NN.

Sollten sie bereits im Mittelalter benutzt worden sein, könnten die dort gewonnenen Steine beim Klosterbau in St. Georgen oder beim Bau der Hornberger Burgen Verwendung gefunden haben. Die Steinbrüche sind heute stark verwittert. Zahlreiche Steinhalden zeugen von der einstigen Größe der Steinbrüche. Ostwärts des Steinbruchs liegen in kleinen Gruben zahlreiche von Hand bearbeitete Sandsteine.

Vor dem Steinbruch bei der Höhe 940 NN befindet sich das abgebildete Mauerstück. Es ist fünf Meter lang und bis 75 cm hoch. Als ich mit Willi Martin dort nach dem Fundament grub, waren wir nach einem Meter Tiefe noch nicht am Fuß des Fundaments.

Wie im lothringischen Wasserwald befinden sich auf dem Windkapf zahlreiche Wälle mit und ohne Steinsetzungen. Sie sind in der Regel Gemeindegrenzen, auf denen zahlreiche Grenzsteine stehen, die den Wällen eine ältere Bauzeit bestätigen.

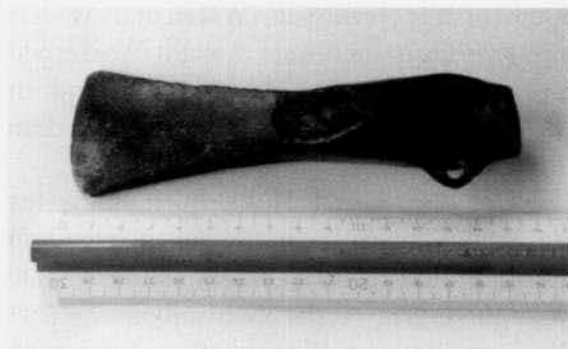
Auf der ganzen Hochebene, von der Brunnholzer Höhe bis zum Windkapf, finden wir aufgesetzte Steinhäufen, die ostwärts des Steinbruchs auf der Höhe 934 NN besonders zahlreich sind.

Das Bild zeigt eine Steinsetzung, die ich bereits 1987 fotografiert habe, aber damals nicht einordnen konnte. Dass es sich dabei um Gräber handeln könnte, blieb bis vor kurzem nur unsere Vermutung. Die Größe und Bearbeitung der Steine ließen erkennen, dass die aufgesetzten Steinhäufen keine Lesehäufen waren.

Herr Helmut Decker, Leiter des Arbeitskreises Bergbau des Historischen Vereins für Mittelbaden, war es, der mir anlässlich einer Begehung auf der Brunnholzer Höhe im Mai 2003 mitteilte, dass diese Steinsetzungen Gräber seien. Auf seine Veranlassung fand im Mai 2005 eine Begehung mit Frau Dr. Verena Nübling statt, an der auch Gerhard Aberle und ich teilnahmen. Angesichts der Steinsetzungen beim Steinbruch Höhe 934 NN erklärte sie, dass es sich tatsächlich um Gräber handele, die wohl in die Bronzezeit einzuordnen wären. Wegen der Vielzahl dieser Gräber kann es sich um ein Gräberfeld handeln.

An dieser Stelle sei erwähnt, dass in Hornberg das abgebildete Bronzebeil gefunden wurde, das Frau Dr. Verena Nübling der „Urnenfelder Kultur“ (8./9. Jh. v. Chr.) zuordnete.

In ihrem Bericht schrieb sie: „Ur- und frühgeschichtliche Fundstellen sind in der näheren Umgebung von Hornberg nur sehr sporadisch nachgewiesen.“



Im Schachenbronn

Unterhalb der Hohen Straße, wo das Schachenbronner Tal seinen Anfang nimmt, liegt der Michelshof, der um 1612 erbaut wurde und seit 1876 der ev. Kirche gehört. In Anbetracht dessen, dass von der Höhe zum Tal der Sandstein zum Granitgestein wechselt, ist diese Gegend besonders wasserreich und es gibt viele Quellen.

Weil ich immer mehr davon überzeugt war, dass wir bei unserer Forschung auf fachmännisches Wissen und Rat angewiesen sind, lud ich im Juli 1990 Monsieur François, Direktor des „Antiquites d'Alsace“, Monsieur Eugène Kurtz, beide aus Straßburg, und Josef Naudascher zu einer Begehung des bisher von uns erforschten Gebietes ein.

Als Fazit dieser Begehung schrieb Josef Naudascher: *„Die Gruppe war sich einig, dass die vorgefundenen Objekte im begangenen Gebiet Strukturen aufweisen, wie sie im Elsass und im übrigen Frankreich schon sehr lange bekannt sind und deren Tradition bis in die keltische Zeit zurückreicht.“*

Bei dieser Begehung machte uns Monsieur Petry im Schachenbronn darauf aufmerksam, dass sich unter dem abgebildeten Wall mit Sicherheit Interessantes verborgen halte und es sinnvoll sei, dort einmal zu graben.

Dieser unscheinbare und nur 40 cm hohe Wall verläuft in westlicher Richtung durch den Wald zur Hochstraße.

Bevor wir an die Grabung gingen, ließen wir uns ein Jahr Zeit. Erst als der Grundbesitzer, der zuständige Förster und der Pächter zugestimmt hatten, begannen wir zu graben.

Wir waren nicht wenig erstaunt, als wir bereits nach 40 cm auf einen gepflasterten Weg stießen, der beiderseits von Mauerwerk eingezäumt ist.

Das Umfassungsmauerwerk bestand aus ungleichmäßig großen Steinen und war ohne Mörtel aufgesetzt.

Aus meinem Fundbericht mit Skizzen geht hervor, dass der Viehweg 2,40 m und die begrenzenden Trockenmauern ca. einen Meter breit sind.

Weil der angegrabene Wall am Waldrand in Richtung ehemalige Martinskapelle weitergeht, stießen wir bei unserer Grabung auf einen über drei Meter breiten gepflasterten Viehweg. Demnach könnte diese Abzweigung eine Verbindung von der Martinskapelle zum Tal im Schachenbronn gewesen sein.

Josef Naudascher schreibt am 21. Juli 1991: *„Zwischenzeitlich wurden die Wälle unterhalb des Bauernhauses näher untersucht. Es konnte die vermutete Zuordnung zu einer traditionell keltische Bauweise, die möglicherweise bis ins Frühmittelalter reicht, nachgewiesen werden. Bei dem Objekt handelt es sich in der Tat um einen Weg, der in gleicher Bauweise im elsässischen Wasserwald in großer Anzahl als keltischer Viehweg bezeichnet, vorkommt.“*



Nach dieser Grabung erscheinen die anderen Objekte wie Terrassen, Wälle und Mauern, die sich kreuz und quer wie im Wasserwald über Kuppen und Schluchten in und um Hornberg erstrecken, in einem anderen Licht.

Der Archäologe Holderbach stellte fest, dass das Mauerwerk in Schachenbrönn nicht nur auffällig große Quader, sondern auch Verzahnungen (keine Schwalbenschwänze) hat, wie sie vom Mauerwerk auf dem Odienberg bekannt sind.

Am Westrand des Schachenbrönnertals befindet sich eine Mauer aus besonders großen Quadersteinen, die am Waldrand fast zweihundert Meter zu Tal zieht. Die Steine dazu müssen tonnenweise herbeigeschafft worden sein. Wegen der Fülle kann nur eine Gemeinschaft oder eine lange Zeit für deren Errichtung in Frage kommen. Keinesfalls können diese Mauern von den örtlichen Bauern errichtet worden sein.

Das Bild zeigt den Ausschnitt einer Mauer beim Maierhof.

Vom Michelshof zieht der abgebildeten Steinwall zum Kasparhäusle und von dort in südlicher Richtung zur Hochstraße. Ungefähr 200 m vom Kasparhäusle entfernt gruben wir den Steinwall an. Nach einer zwei Meter tiefen Grabung war immer noch kein Fundament erreicht.



Steinbruch im oberen Sägewald

Der Steinbruch in Oberreichenbach ist ca. 4 Kilometer in nordöstlicher Richtung von den Steinbrüchen der Brunnholzer Höhe entfernt.

Wie bei den Steinbrüchen auf der Brunnholzer Höhe sind zahlreiche Steinhalden aus minderwertigem Gestein vorhanden. Auch dieser Steinbruch kann bereits im Mittelalter bestanden haben.

Spuren deuten aber auch auf eine jüngere Nutzung hin. Der Steinbruch liegt 300 Meter südwestlich der Höhe 888 NN und an der bemerkenswerten Wegkreuzung „Am Wegzeiger“.

Im Juni 1990 fand eine Begehung dieses Steinbruchs statt. Dabei zeigte uns Dieter Klepper zwischen dem Gasthaus Oberwirthhäusle („Sonne“) und „Am Wegzeiger“ auf der Höhenlinie 870 NN im südlichen Rötener Wald, nordwestlich der Gersbacher Ecke, zwei von ihm gefundene Gruben mit sonderbaren Steinsetzungen.



Die Platte liegt beidseitig auf bearbeiteten Steinen. Die schüsselartige Vertiefung hat einen Durchmesser von ca. 36 cm.

Sinn und Zweck dieser Steinsetzung ist unbekannt. Die besonders großen und zahlreichen Steinhalden beim Steinbruch belegen, dass der Steinbruch im Sägewald ein sehr großer Steinbruch war. Er war größer als die Steinbrüche auf der Brunnholzer Höhe.

Im Oberen Schwarzenbachtal

Zwei alte gepflasterte Wege ziehen vom Parkplatz auf der Benzebene hinab nach Tennenbronn. Auch diese Wege werden im Volksmund „Römerweg“ genannt. Auf den Wegen befinden sich Spurrinnen, die belegen, dass die Wege mit Fahrzeugen befahren wurden.





Auf dem Sommerberg, nahe dem Hansenhof, ist dieses Mauerwerk, das offensichtlich sehr alt ist und dem Mauerwerk im Schachenbronn und beim Windkapf gleicht.

Ein gepflasterter Weg zieht im Sommerwald auf den „Lageracker“ und zur Öhle.

Auf dem ganzen Gewann „Berg“, im Wald und auf dem Steinacker liegen oder stehen zahlreiche alte, behauene Steine. Im Sommerwald befinden sich zahlreiche Steinsetzungen, die denen auf der Brunnholzer Höhe gleichen und dort als Gräber erkannt wurden.

Aber besonders beeindruckt hat uns der im Bild angebildete große Wall. Er ist um 15 m lang, 3 m hoch und ebenso breit. meines Erachtens gleicht er den Wällen der Laténezeit. Die Straßburger Archäologen M. Petry und M. Holderbach sowie der Geologe Prof. Dr. Metz halten auch den von uns ergrabenen Viehweg und die Wälle im Schachenbronn für keltische Reste.

Unsere Beobachtungen sollten deshalb eine fachkundliche archäologische Untersuchung auslösen.

Im Offenbachtal

(Wüstung Bergbauernhof – Kapelloch)

Heinz Stempel machte uns 1988 darauf aufmerksam, dass das Bergloch im Offenbachtal bemerkenswerte Hinweise auf die Frühgeschichte Hornbergs biete. Dort stand etwa 500 Meter nordöstlich vom „Karlstein“ ein Bergbauernhof, der um 1930 abbrannte.

Neben dem Fahrweg vom Karlstein zur Wüstung Bergbauernhof befinden sich meterhohe und ohne Mörtel aufgesetzte Granitsteinmauern. Nicht selten haben deren Blöcke die Größe eines Kubikmeters. Und weitere zahlreiche, oft mehrere Meter lange Mauern, befinden sich im dortigen Gebiet.

Etwa 200 m südlich der Wüstung befindet sich ein Stollen, aus dem vermutlich Kaolin geholt wurde. Die Literatur macht keine eindeutigen Angaben über den Platz, an dem Kaolin für die Herstellung von Steingut in Hornberg geholt wurde. Frau Dagmar Martin teilte uns mit, dass sie mit ihrem Mann bereits in den 60er-Jahren im Stollen war. Sie erinnert sich, dass sie etwa 20 Meter weit in den Stollen kam, wo der Stollen einen rechtwinkligen Abgang hatte, der zerfallen war. An den Seitenwänden hätten sich kleine Nischen befunden, die wohl zur Aufstellung kleiner Leuchten gedient haben.

Es verstand sich von selbst, dass wir uns immer mehr auch in diesem Gebiet aufhielten und nach Funden suchten. Außerdem hatte uns Heinz Stempel mitgeteilt, dass er vor dem Mundloch des Stollens einen Schaber und einen Rohling aus Hornstein gefunden habe.



Nachdem ich die Außenstelle des Landesdenkmalamtes in Freiburg unterrichtet hatte, kam es am 5.9.1989 zu einer Begehung. Dabei führte ich Frau Dr. Verena Nübling und Dr. Michael Schmaedecke, beide vom Landesdenkmalamt Freiburg, zu den von mir gemeldeten Fundstellen auf dem Windkapf und im Quellgebiet des Offenbach.

Dabei zeigte ich ihnen auch eine nach meiner Meinung besondere Steinsetzung im Gewann „Beracker“, oberhalb des Tennisplatzes beim Gasthaus „Schöne Aussicht“.

In ihrem Bericht schrieb Frau Dr. Nübling am 20.6.1990, dass bei den gezeigten Steinsetzungen Abriartige, das heißt steinzeitliche Überhänge seien.

Beim Gewann „Langacker“ im Offenbach ist ein verfallenes Gebäude, dessen Außenmauerwerk aus großen behauenen Granitsteinen bestand und keine Mörtelreste hatte. Wie ich an einem kleinen Fenster messen konnte, war das Mauerwerk zwei Meter stark.

In Anbetracht dessen, dass der Innenraum mit zerfallenen Bauteilen zugeschüttet war, kann die Größe des Innenraumes nur geschätzt werden. Er kann meines Erachtens aber kaum größer als 8 qm gewesen sein.

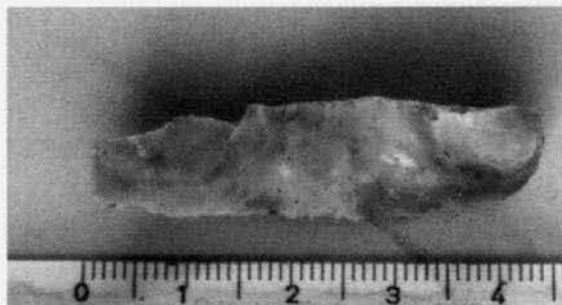
Wir fragten uns, ob das Gebäude mit dem starken Mauerwerk vielleicht ein ehemaliger Turm war. Nach einer Begehung schrieb Josef Naudascher, „dass das kleine Gebäude mit seinen starken Mauern einen fortifikatorischen (befestigungsartigen) Charakter habe“.

Bei einer der zahlreichen Begehungen erhielt ich von Heinz Stempel die Zeichnung eines von ihm gefundenen Halbrundkratzers und Rohlings, beide aus Hornstein.

Josef Naudascher hat über den Fund des Herrn Stempel im Jahresbericht des Archäologischen Arbeitskreises im Jahresband der „Ortenau“ 1966 berichtet. Er vermutet, dass der Schaber, den Heinz Stempel 1995 meldete, der Mittleren Steinzeit (Mesolithikum) angehört.

Mit dem Geologen Dr. Helmut Eisenlohr wurde die Fundstelle Offenbachtal im September 1997 erneut begangen. Daran nahm neben Josef Naudascher, Dagmar Martin und mir auch die Ehefrau Dr. Eisenlohers, Frau Brigitte Eisenlohr, teil. Da Dr. Eisenlohr die am Stollenausgang sonst beim Bergbau üblichen Abraumhalden vermisste, vermutet er, dass man dort beim Abbau weiches und erdiges Material aus dem Stollen holte, in dem auch Kaolin gebunden war. Der weiche Abfall, der vor dem Stollen liegen blieb, sei wohl mit dem Wasser, das aus dem Stollen kam, oder auch durch Regenwasser weggeschwemmt worden. Das kann die Bestätigung dafür sein, dass im Stollen beim Kapelloch das Kaolin geholt wurde, das in der damaligen Steingutfabrik Hornberg zur Herstellung von Steingutware Verwendung fand.

Bei dieser Begehung hat Frau Brigitte Eisenlohr etwa hundert Meter südlich des Fundorts von Heinz Stempel eine schmale Gebrauchsklinge aus Jaspis und eine undatierbare schmale Scherbe gefunden. Wie Dr. Helmut Eisenlohr feststellte, handelt es sich bei der Klinge um Jaspis, der in der Jungsteinzeit am Isteiner Klotz bei Kleinkems abgebaut wurde.



Das Bild zeigt die von Brigitte Eisenlohr gefundene Steinklinge (Foto Dr. Helmut Eisenlohr).

Ermutigt durch diesen Fund meldete ich die von uns gefundenen Relikte, die wir bisher nicht einordnen konnten, zur Begutachtung im Archäologischen Arbeitskreis.

In der Frühjahrstagung des Arbeitskreises 1998 wurde uns von fachkundiger Seite bestätigt, dass es sich bei dem Fund von Gerhard Aberle im Bach des Bergstollens im Kapelloch um eine Klinge aus dunklem Hornstein handelt, bei dem Fund von Dag-

mar Martin im Schwanenbach um eine Silexklinge und bei meinem Fund im Quellgebiet des Rohrbaches um einen Schaber aus Feuerstein. An der Tagung nahm auch der Geologe Dr. Helmut Eisenlohr teil.

Das Bild zeigt die von Gerhard Aberle gefundene Klinge.

Über die Funde berichtete Josef Naudascher 1999 in der „Ortenau“. Dabei brachte er zum Ausdruck, dass mit den Funden auch die anderen Beobachtungen der gewaltigen Steinsetzungen, Mauern usw., nun eine größere Bedeutung hätten.

Im Jahre 1999 fand ich an einer Baumgruppe, 50 Meter vor dem Mundloch des Stollens, den abgebildeten Rohling aus Hornstein (Feuerstein) mit deutlichen Abschlagspuren.

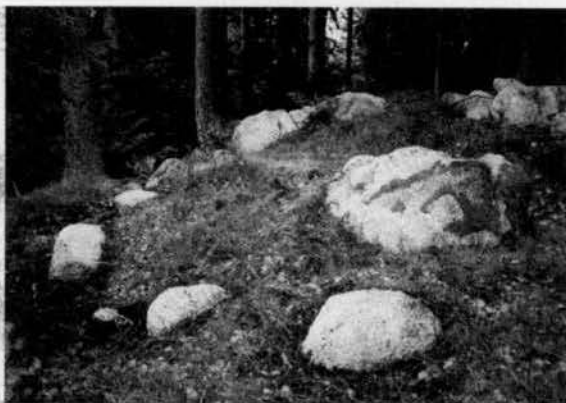
Es scheint nun eindeutig zu sein, dass sich Menschen schon zur Steinzeit im Quellgebiet des Offenbaches aufgehalten haben.

Um die Frage zu beantworten, ob Steinzeitmenschen den Stollen im Kapelloch bereits kannten und den dort anstehenden Hornstein auch an Ort und Stelle bearbeiteten, bedarf es weiterer fachkundlicher archäologischer Untersuchungen.

Im Storenwald

Nur ein paar Schritte weiter, auf dem Storenwaldkopf 697 NN, stehen wir auf einer von mir an Josef Naudascher gemeldeten Megalithanlage.

Zeichen der Megalithkultur sind Steine, „Menhire“ (von Mem = Stein und hir = lang) genannt, deren Größe ein bis vier Meter betragen kann. Sie stehen irgendwo in der Landschaft, weder die höchsten noch die niedrigsten Stellen bevorzugend, für den ersten Augenblick meist nur zufällig aufgestellt.



Das Bild zeigt den Steinkreis.

(Foto Gerhard Aberle)

Auf den Windeckfelsen

Wie das Bild zeigt, ist der Aussichtsposten zum Windeck aus Steinen und ohne Mörtel aufgesetzt worden.

Oben sitzen mächtige Steine auf einer ohne Mörtel gesetzten Mauer, in die eine Schale eingearbeitet ist. Dies belegt, dass die Schale nicht natürlich entstand.

Weitere markante Menhire liegen überall im Gelände.

Waren es die ersten Jungsteinzeitmenschen im Schwarzwald, die diese gewaltigen Monumente auf dem Storenwaldkopf oder auf den Windeckfelsen schufen?

Steinzeitwerkzeuge und die auf dem Storenwaldkopf stehenden Menhire belegen die Anwesenheit steinzeitlicher Menschen im Gebiet Hornberg. Dadurch erhalten alle anderen aufgezeigten frühzeitlichen Spuren im Gebiet Hornberg eine neue Dimension.

Die geschichtliche Überlieferung der Megalithkultur lässt viele Fragen offen. Man weiß nicht einmal, was für eine Kulturart „Megalith“ ist. Aus ihr hat sich keine neue Kulturart entwickelt. Sie war ganz einfach da. Niemand weiß, was für Menschen oder Volk diese Kultur beinhaltet. Es gibt keine menschlichen Spuren, es ist eine schriftlose Kultur.

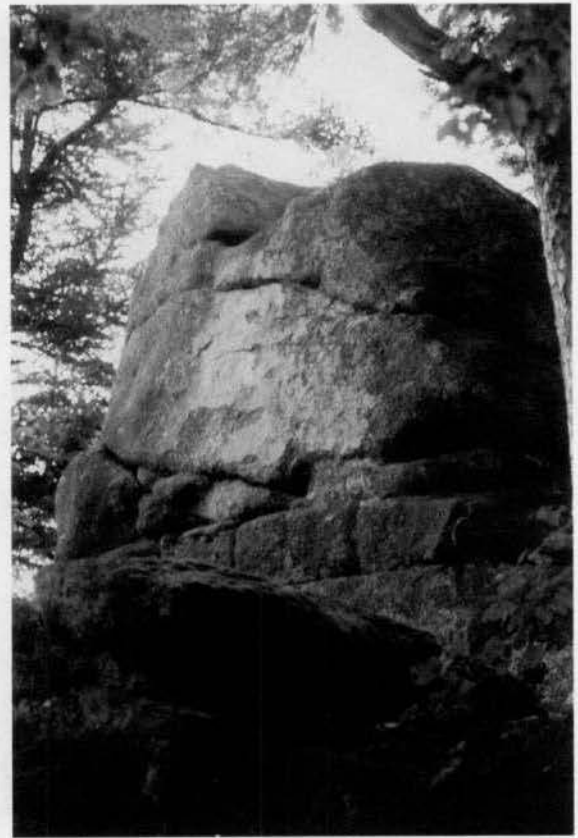
Wir wissen auch nicht, welche Kulte vollzogen wurden noch welche Stätten es sind, an denen jene Menschen ihre Götter verehrten. Es ist jedoch nachweisbar, dass die frühen Menschen genaue Beobachtungen von Sonne und Mond im Jahreslauf angestellt haben, was auf eine hoch stehende astronomische Kenntnis schließen lässt.

Dieser gewaltige Menhir steht auf dem Storenwaldkopf. Er ist ca. 2,50 Meter hoch, 1,50 Meter breit und ca. 4,50 Meter lang. Auf seinem Kopf ist eine Schale eingearbeitet.

Wie Gerhard Aberle, Mitarbeiter im Arbeitskreis Geschichte beim Hornberger Verein für Heimatgeschichte, feststellte, sind zahlreiche Steine nach der Sonnenwende ausgerichtet. Das ist auch bei den größeren Menhiren der Fall. Wie Gerhard Aberle weiter feststellte, befindet sich auf dem Storenwaldkopf auch ein ovaler Steinkreis mit ca. $6,50 \times 7,0$ m Durchmesser.

Die Abstände der Steine sind in etwa gleich groß, während die Steine verschiedene Größe haben.

Aberle hat die Lage der Steine und Menhire ermittelt und in eine Skizze eingetragen.



Fazit

Wie ich glaube, konnte ich mit meiner Dokumentation darauf hinweisen, dass es im Hornberger Gebiet zahlreiche bedeutungsvolle frühgeschichtliche Spuren gibt.

Wie eingangs geschrieben, sind meine Ausführungen eine Dokumentation frühzeitlicher Spuren im Hornberger Gebiet. Da keine der aufgezeigten Spuren ein endgültiges Ergebnis liefert, sollen meine Hinweise fachlich anerkannte Archäologen und Wissenschaftler zur weiteren Forschung anregen.

Mit zahlreichen Bildern machen wir auch im Stadtmuseum Hornberg auf unsere Fundstellen aufmerksam. Dort sind auch die von uns gefundenen Relikte in einer Vitrine untergebracht.

Wolfgang Neuß

2007: Prinzbach 750 Jahre Erstnennung

Mit gebührender Feierlichkeit begeht Prinzbach seine Ersterwähnung vor 750 Jahren. In diesem Zusammenhang werden verschiedene Aktivitäten stattfinden: Ein Festwochenende ist am 15./16.9.2007 geplant. Über die Geschichte des Silberabbaues in Prinzbach informiert eine Ausstellung. Den Festvortrag hält Prof. Heiko Wagner. Nähere Auskünfte: Ortsvorsteher Alois Wussler (Prinzbach) oder Bürgermeister Hans Peter Heizmann (Biberach).

Rezensionen

Schäfer, Walter E.: Quirin Moscherosch. Ein Poet der Grafschaft Hanau-Lichtenberg (1623–1675). Kehl: Morstadt, 2005, 60 S., 6 Abb. 19,80 Euro.

Sowohl die regionalgeschichtlich als auch die literarisch oder kirchengeschichtlich interessierten Leser Mittelbadens werden diese Neuerscheinung begrüßen: Erstmals wird die Lebensgeschichte des Bodersweierer Pfarrers Quirin Moscherosch (der jüngere Bruder des Barockautors Johann Michael Moscherosch aus Willstätt) ausführlich dargestellt. In der Kirchengeschichte war er natürlich bekannt, verbrachte er doch im Hanauerland seine zwanzigjährige Dienstzeit. Und dass er gelegentlich für den Hof seines Grafen Reinhart II. von Hanau-Lichtenberg Fest- und Feierlyrik verfasst hat, war ebenfalls nicht unbemerkt geblieben in der Literaturgeschichte. Doch nun legt Walter E. Schäfer (der bereits das Standardwerk über Johann Michael Moscherosch geschrieben hat) in dieser bemerkenswert schön gemachten Publikation gleich den Nachweis über ein beachtliches poetisches Lebenswerk vor, das rund vierzig Titel enthält. Mehrere Gedichtsammlungen, zahlreiche Hochzeits- und Trauergedichte und eine kleine Komödie für den Hof der Grafen von Hanau-Lichtenberg konnte Walter E. Schäfer in in- und ausländischen Bibliotheken nachweisen. Und so ist es nun möglich, Quirins poetische Fähigkeiten und Leistungen zusammenfassend zu werten und einzuordnen. Er reicht vielleicht nicht an die literarischen Qualitäten seines berühmten Bruders Johann Michael (1601–1669) heran, gleichwohl macht die Lektüre klar, weshalb Quirin eine der markantesten

Persönlichkeiten der Grafschaft im Barockzeitalter und zu ihrem Hofpoeten werden konnte. Er fand bei den Zeitgenossen Anerkennung, war ein vielgelesener Autor, für sein letztes Werk, das „Poetische Blumen-Paradies“ (1673), steuerte auch der Renchener Schultheiß Grimmelshausen ein Gratulationsgedicht bei. Zwei Jahre danach starb Quirin Moscherosch im Straßburger Exil, wohin er sich vor den französischen Truppen geflüchtet hatte. Die leicht und flüssig geschriebene Biographie macht auf jeder Seite deutlich, dass Walter E. Schäfer zu Recht meint: „Der Dichter Quirin Moscherosch ist noch zu entdecken und wieder zu lesen, wenn er zum Bestand der kulturellen Überlieferung des Hanauerlandes hinzugenommen werden soll. Er hätte es verdient.“ Bodersweier ist zu diesem noch ungehobenen Schatz zu gratulieren; der Verpflichtung, das Erbe anzunehmen, wird man sich sicher gerne stellen.

Martin Ruch

Hanß, Karl: Geschichte der Ortenau, Bd. 4: Wirtschaft (2001), Bd. 5: Alltag 1 (2005). Offenburg: Schwarzwaldverlag, 2001, 432 S., viele Abb.; 2005, 350 S., viele Abb.

Mittlerweile auf fünf großformatige Bände (Bd. 1: Klerus und Adel, Bd. 2: Bauern und andere Dorfbewohner, Bd. 3: Die Städte der Ortenau) angewachsen ist das epochale Werk von Karl Hanß. Seine Geschichte der Ortenau in vielen Quellen und Abbildungen verdient uneingeschränkten Respekt und die Hochachtung und den Dank der mittelbadischen Geschichtsschreibung. Nirgendwo sonst sind

die relevanten Texte aus allen Bereichen des Lebens derart komprimiert und leicht zugänglich wie in diesem Lebenswerk des Offenburger Historikers, der mit dem sechsten Band (Alltag 2) 2006 die Edition abschließen wird. Es ist eine regionale Enzyklopädie geworden, der „Die Ortenau“ viele Leser wünscht. Es werden Generationen dieses fundierte Quellenwerk mit Gewinn benutzen.

Martin Ruch

Uttenweiler, Bernhard (Hrsg.): Ettenheim. Geschichte der Stadt in Bildern und Dokumenten. Ettenheim – Ettenheimweiler – Ettenheimmünster – Altdorf – Münchweier – Wallburg. Ettenheim 2005. 228 S., viele Farbabb.

Im Rahmen der Feierlichkeiten zum Jubiläum „700 Jahre Stadtrechte Ettenheim“ wurde der vorliegende Band der Öffentlichkeit präsentiert. Der Herausgeber meinte bei der Vorstellung des Buches, es sei „das bisher umfassendste, interessanteste und schönste Geschichtswerk, das je für Ettenheim erarbeitet wurde.“ Jeder Leser wird dies uneingeschränkt bestätigen. Was Uttenweiler und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geschaffen haben, ist erstaunlich in jeder Hinsicht. Zum einen besticht das Werk zunächst durch das reiche, oft neue und interessante Bildmaterial, dem großzügig Platz eingeräumt worden ist und dies zudem in bester Druckqualität. Zum anderen sind die fundierten Texte knapp und doch ausführlich genug gehalten. Eine Chronologie in Bildern ist so entstanden, die keine Wünsche offen lässt und dem Historiker zur spannenden Entdeckungsreise wird. Greifen wir nur die Orangerie des Klosters Ettenheimmünster heraus: Dieses längst abgerissene Beispiel repräsentativer Klosterkultur können wir auf dem Ölgemälde eines unbekanntes Meisters entdecken, zusammen mit prächtigen tragenden Zitronenbäumen. Das großartige Orangerieportal aus dem Jahr 1772 wurde in der

Säkularisation auf Abbruch versteigert und bildet seit 1826 den Eingang zur neuen Kirche von Ettenheimweiler: zwei Orangenbäumchen zieren so bis heute das Portal, wie dem Buch zu entnehmen ist. Ein Beispiel nur aus dem lebendigen Geschichtsbuch, das bis zur Gegenwart reicht – liebevoll und kompetent gemacht und unbedingt empfehlenswert.

Martin Ruch

Dehn/Egg/Lehnert: Das Hallstattzeitliche Fürstengrab im Hügel 3 von Kappel am Rhein in Baden. Mainz: Römisch-Germanisches Zentralmuseum, 2005 (Monographien Bd. 63). 328 S, 48 Tafeln, viele Abb.

Es ist Josef Naudascher, dem langjährigen Leiter des Arbeitskreises Archäologie im Historischen Verein zu verdanken, dass diese sensationellen Funde gemacht werden konnten, die nun zum Thema der vorliegenden großen wissenschaftlichen Monographie wurden. Bereits 1982 hatte die „Ortenau“ (S. 32) über Aktivitäten des Arbeitskreises berichtet: „Um an praktischem Beispiel zu zeigen, worauf bei einer Geländebegehung zu achten ist, wurde das Areal über und um die hallstattzeitlichen Fürstengräber (um 500 v.Chr.) bei Kappel am Rhein systematisch abgesucht. Die zahlreichen Mitarbeiter konnten bei den drei Grabhügeln im Gewann Trisloch, wovon einer im letzten Jahrhundert und zwei 1973 von J. Naudascher entdeckt wurden, einige hallstattzeitliche Scherben und Bronzeteilchen finden.“ Tatsächlich war das erste Fürstengrab bereits 1880 entdeckt worden, jedoch maß man den Funden wegen ihres sehr schlechten Erhaltungszustandes nicht die Bedeutung zu, die ihnen eigentlich gebührte. Dann wurde im Mai 1976 beim Pflügen der mittlerweile legendär gewordene Hügel 3 angeschnitten und im Zuge einer Notbergung ergraben. Denn Josef Naudascher hatte die Funde glücklicherweise in ihrer Bedeutung erkannt und die Denkmalpfle-

ge davon in Kenntnis gesetzt. Doch die schlechte Erhaltung der sehr reichen Metallfunde verzögerte ihre wissenschaftliche Bearbeitung erheblich. Erst die Zusammenarbeit von Römisch-Germanischem Zentralmuseum in Mainz und dem Fachbereich Archäologie im Regierungspräsidium Freiburg führte nach fast dreißig Jahren zum vorliegenden Ergebnis: Das Besondere am Zentralgrab aus dem Tumulus 3 von Kappel ist seine frühe Datierung um ca. 620 v.Chr. Es liegt hier eine ungeplünderte Ausstattung eines herrschaftlichen Grabes sozusagen aus der „Gründerzeit“ der westhallstädtischen Fürsten vor. Mit einem vierrädrigen Wagen und zugehöriger Pferdeschirring, 17 Bronzeblechgefäßen sowie zwei Tongefäßen, mit seinen Waffen und einer schlichten Trachtausstattung war der „keltische“ Fürst beigesetzt worden. Das Fürstengrab von Kappel: ein Highlight der Ortenauer Geschichte.

Martin Ruch

Patzer, Georg: Kleine Geschichte der Stadt Karlsruhe. Karlsruhe 2004, 208 S. – Engehausen, Frank: Kleine Geschichte des Großherzogtums Baden 1806–1918. Karlsruhe 2005, 208 S. mit 22 Abb. – Kohnle, Armin: Kleine Geschichte der Kurpfalz. Karlsruhe 2005, 208 S. mit 26 Abb. – Adam, Thomas: Kleine Geschichte der Stadt Bruchsal. Karlsruhe 2006, 256 S. mit 46 Abb.

In der Reihe „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“ sind diese Titel des G. Braun Buchverlags erschienen. Weitere Publikationen sind vorgesehen, bzw. angekündigt. Alle Autoren sind ausgewiesene Kenner ihres Themas und pflegen einen verständlichen Stil. Dass Geschichte nicht langweilig sein muss, sondern spannend und unterhaltsam in gleichem Maße, das stellen sie unter Beweis. Neben großen politisch-gesellschaftlichen Linien werden auch alltägliche Lebenswelten geschildert, kleine Anekdoten inbegriffen.

Naturgemäß legen die Autoren jedoch individuelle Schwerpunkte, die persönliche Sichtweise zeichnet die Reihe aus. Lediglich die „Geschichte Badens“ durchzieht ein etwas professoraler Grundton, was nicht verwundert, ist sie doch aus einer Vorlesung hervorgegangen. Zu bedauern ist, dass darin die liberale Politik gegenüber den badischen Juden schon in den ersten Verfassungsentwürfen und vor allem das Gesetz zur bürgerlichen Gleichstellung der Israeliten (1862) nicht erwähnt werden. In einem Register hätte man sofort das gänzliche Fehlen des Begriffes „Juden“ registriert – wenn es denn ein Register gäbe. Das ist den Bänden bei allem Positiven, das über sie gesagt werden kann, anzukreiden: wer sich über eine Person, Partei oder gesellschaftliche Strömung gezielt informieren will, wird nur fündig, wenn er das ganze Buch durchsucht. Dennoch: eine schön gemachte, handliche Reihe.

Martin Ruch

Werner, Johannes: Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München 2005, 227 S., 19 Abb.

„In Offenburg stieg man um, dazu war Offenburg da ...“ – wer da etwas despektierlich über die stolze Bähnlerstadt geschrieben hat (Badische Reise, 1930), war beileibe kein Spötter, sondern ein nachdenklicher, kultivierter Schriftsteller, der heute zwar etwas in Vergessenheit geraten ist, der aber unbedingt größere Aufmerksamkeit verdient. Hausenstein (1882–1957) war einer, der viel und gut schrieb, war Historiker und Kunstschriftsteller, Essayist und Reiseschriftsteller, war Herausgeber, Übersetzer und Diplomat. Und als solchen, als ersten Botschafter eines neuen, demokratischen Deutschlands schickte ihn von 1950 bis 1955 Konrad Adenauer nach Frankreich, wo der frankophile Humanist Hausenstein außerordentlich positiv zur deutsch-französischen Aussöhnung beitragen konnte. Er war einer von weni-

gen Kulturleuten gewesen, die die braunen Jahre unbefleckt überstanden hatten und nur so konnte er zum großen Vermittler werden. Seine familiären Wurzeln liegen in Hornberg, wo die mütterliche Linie den erst unlängst abgerissenen „Bären“ betrieben hat, und wo Hausenstein erste Kindheitstage verbrachte. Mehrmals hat er in bilderreicher und wunderbarer Sprache sich dieser Zeit erinnert. Und deshalb ist es nicht verwunderlich, dass die Stadt Hornberg diesen Mann in regelmäßigen Intervallen mit Tagungen der Wilhelm-Hausenstein-Gesellschaft ehrt und sein Archiv pflegt. Initiator und treibende Kraft dabei ist seit Jahren der Autor der vorliegenden Biographie. Sein Anliegen ist, den Schriftsteller Hausenstein selber zu Wort kommen zu lassen, damit sich aus der Lektüre neues Interesse an diesem bedeutenden Mann ergibt. Das ist Werner gelungen. Sein lebendig und stilistisch kongenial geschriebenes Buch macht neugierig auf einen, der von sich sagte, „daß ich als geborener Badener wohl eine natürliche Möglichkeit, ja eine leichte Hand dazu mitbrachte, diese Begegnung verwirklichen zu helfen, in welcher beide Länder, Deutschland und Frankreich, endlich gemeinsam, Hand in Hand, unter die beglückende Fermate des Europäischen, unter seinen befriedenden Himmelsbogen treten würden.“ Dass Mitterand und Kohl sich Jahrzehnte später über den Soldatengräbern die Hand reichten – es ist, als habe der Visionär Hausenstein die Regieanweisung dazu gegeben.

Martin Ruch

Ein badisches Intermezzo? Die Markgrafschaft Baden-Baden im 18. Jahrhundert. Festgabe für Herwig John. Herausgegeben von Rainer Brüning und Clemens Rehm. Karlsruhe: Verlag Förderverein des Generallandesarchivs Karlsruhe, 2005, 60 S., viele Farb- und SW-Abb.

Die Publikation lenkt die Aufmerksamkeit auf weniger bekannte und un-

scheinbare Aspekte der Geschichte der Markgrafschaft Baden-Baden vornehmlich im 18. Jahrhundert. Die von 1535 bis 1771 bestehende katholische Markgrafschaft Baden-Baden stand als „Verlierer der Geschichte“ lange Zeit im Schatten der erfolgreicherer evangelischen Nachbarn Baden-Durlach. Die Beiträge der Festgabe sind auf drei Themenbereiche verteilt: Herrschaft und Dynastie, Wirtschaft und Gesellschaft, Kirche und Kultur. Der zivile und der militärische Straßen-, Städte und Festungsbau werden vorgestellt, Aspekte von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe werden behandelt. Das Eisenwerk im Bühlertal, der Weinbau im Rebland, die Holzflößerei auf der Murg, die „Heilige Stiege“ in Rastatt, das Baden-Badener Spital: das Spektrum der reich bebilderten Beiträge ist groß.

Martin Ruch

125 Jahre Höhere Schule Oberkirch. Festschrift, herausgegeben vom Freundeskreis des Hans-Furler-Gymnasiums Oberkirch. Oberkirch: Grimmelhansen-Buchhandlung, 2005, 192 S., viele Abb.

1880: Als in Wien Kaiser Franz regierte und Otto von Bismarck als Reichskanzler der deutschen Regierung vorstand, in Frankreich die sozialistische Partei gegründet wurde, in Deutschland Konrad Duden das Wörterbuch der deutschen Sprache herausgab und nach über 600-jähriger Bauzeit der Kölner Dom vollendet wurde, gründeten Bürger in Oberkirch eine Höhere Schule in privater Initiative. Die Festschrift berichtet über die lange Schulgeschichte, die über eine Höhere Bürgerschule, eine staatliche Realschule, ein Progymnasium schließlich zum voll ausgebauten Gymnasium führte und 1976 den Namen von Prof. Furler erhielt. Heinz G. Huber hat die Anfänge der Schulgeschichte recherchiert und interessantes Material aufbereitet, das auch die Klosterschule von Allerheiligen als Vorgänger-

institution vorstellt. Volker Wacker schildert die Zeit des Dritten Reiches und die Nachkriegsjahre. Die Verstrickungen mancher Lehrer, die Entnazifizierungen, die ersten Kontakte mit Frankreich: alle Bereiche des schulischen Lebens werden erfasst. Von einzelnen Persönlichkeiten nimmt man mit besonderem Interesse Kenntnis, etwa dem Schriftsteller und Lehrer Franz Büchler (1904–1990) oder dem Kunsterzieher und Maler Leo Kohle (1904–1994). Eine Dokumentation mit vielen interessanten Aspekten!

Martin Ruch

Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft, 27. Jahrgang (2005). In Verbindung mit dem Vorstand der Grimmelshausen-Gesellschaft herausgegeben von Dieter Breuer. Bern, Berlin: Peter Lang, 326 S., Abb.

Das vermeintliche Porträt des Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, das Hans Galen entdeckt und 2005 vorgestellt hat, steht im Zentrum des Interesses. Drei Beiträge befassen sich mit der Geschichte dieser Suche und der Entschlüsselung der Bild-Signatur. Gleichwohl behauptet mit Grimmelshausen Dieter Breuer, die Welt wolle betrogen sein: das Bild sei falsch, bzw. es stelle nicht den großen Barockschriftsteller dar. Breuers Beweisführung in diesem Indizienprozess ist schlüssig. Jedenfalls meint er abschließend: „Galen hat geschafft, was der Grimmelshausen-Gesellschaft bisher nur sehr selten gelang: den Namen Grimmelshausens wenigstens für einige Tage in die Feuilletons der großen Zeitungen zu bringen.“ – Weitere Beiträge befassen sich mit Themen des barocken Romans im Hinblick auf Grimmelshausen. Walter E. Schäfer stellt eine Festschrift zur Hochzeit Quirin Moscheroschs vor. Louis Schläefli bringt den zweiten und abschließenden Teil seiner Zusammenstellung zum Pfarrklerus der Ortenau vom 14. bis 17. Jahrhundert. Erneut

sind viele Details und Namen genannt, die in Bezug auf Grimmelshausen von Interesse sind oder es noch werden könnten, wenn Schläeflis Hinweise nun zur gezielten Suche in den diversen Pfarrarchiven führen. Denn dort finden sich die Spuren der Zeitgenossen des Dichters. Ihre oft recht drastischen Verfehlungen, die im Straßburger Kapitelarchiv Spuren hinterlassen haben, waren Grimmelshausens Lebenswelt.

Martin Ruch

Pflaum, Stefan: Im Weiher kei Fisch. Alemannische und hochdeutsche Haikus. Mit einer CD. Lahr: Verlag Ernst Kaufmann [Hinkender Bote], 2004. 80 Seiten

Alemannische Haikus oder Alamannen und Japaner – gilt es sprachlich eine größere kulturelle Spanne auszuloten? Nicht für Stefan Pflaum, der im Vorwort begründet, warum sich gerade die alemannische Mundart für japanische Haikus besonders eignet: „Das Alemannische scheint mir auf Grund seiner vielen Möglichkeiten zur Kontraktion (Zusammenziehung) von Wörtern und zur Dehnung bzw. zur Kürzung von Vokalen sowie wegen seiner vom Hochdeutschen stark differenzierten Melodik und Metrik für diese kürzeste Form eines Gedichtes besonders geeignet. Auch wegen der lakonischen Sprechweise der Mundart“ (S. 4). Allerdings betont Pflaum, dass seine Haikus lediglich „Annäherungen“ (S. 5) an diese dreizeilige, aus 17 Silben aufgebaute japanische Kunstäußerung sein können und wollen. Die beiden Hauptkapitel Alemannische Haikus und Senryus und Hochdeutsche Haikus und Senryus des Gedichtbändchens sind weitgehend parallel aufgebaut: Auftakt – Friehjohr – Summer – Schpootjohr – De Winter – D’Natur – S Läbe – Dood – Gsellschaft. Lediglich die Kapitel Auftakt und S Läbe haben keine Entsprechungen im hochdeutschen Teil. Und gerade bei den alemannisch ge-

schriebenen Haikus zeigt sich Pflaums unverwechselbarer eigener Stil: die humoristisch-satirische Pointe. So kann folgendes Haiku im Auftakt fast schon als Motto verstanden werden: Im Haiku steckt meh, / als mr bim erschte Läse / meint, dass mr verschoht (S. 12). Wenig Traditionelles haftet diesen Haikus an, also nicht immer „bloß Kirschblüte / un Mond im Frühling“ (S. 12). Und dann doch wieder der urdeutsch-japanische Mond, der mitleidlose Voyeur: Vollmondhimmelnaacht. / Uf em Weg im Fliiderduft / doodgefahre wore (S. 15). Pflaums Repertoire erstreckt sich von kulturell hintergründigen Anspielungen (S. 56 der wetterblinde Odilienberg) über religiöse (S. 57 Abel und Kain) und historisch-politische (S. 57 in Krakau ahnt man Auschwitz) bis zu zivilisationskritischen (S. 55 der Käfer und der Monitor) Themen. „Das Haiku sollte im Idealfall wie ein Tuschestrich in einer einzigen Bewegung, spontan, entstehen. Der Autor sieht, hört, riecht, schmeckt in einer bestimmten Konstellation von Dingen, Tönen, Düften etc. wie in einem Erkenntnisblitz ein dahinter aufscheinendes Ganzes“ (S. 6). Dass sich Pflaum diesem Idealfall annähert, zeigen beispielhaft die zitierten Haikus. In seinem Bändchen „Im Weiher kei Fisch“ zeigt der gebürtige Lahrer erneut, mit welcher zutiefst traditionellen Mustern er modernste Stoffe zu verarbeiten versteht. Nicht nur dem Ohr bereitet das Bändchen mit der beigelegten CD einen Hörgenuss, sondern auch dem Auge. Es enthält sehr schöne Illustrationen, z.T. ganzseitige feingliedrige Aquarelle von Frau Jacob und kunstvoll geschriebene japanische Schriftzeichen von Frau Nahoko Horiuchi.

Ewald Hall

Herrmann, Hans: Eine Kindheit und Jugend im Hanauerland. Erinnerungen der Pfarrerstochter Ida Crecelius an das Dorfleben im 19. Jahrhundert.

Ida Crecelius (1854–1934) verbrachte ihre Kindheit im jeweiligen Pfarrhaus ihres Vaters Theodor Schellenberg, zuerst in Hesselhurst und ab 1869 in Kork. Ersteres war in dieser Zeit ein kleines Dorf, alle seine Einwohner waren Bauern. Kork dagegen war wesentlich größer. Außerdem lebten in dem damaligen Amtsort neben Bauern auch Beamte. Das Leben auf dem Dorf, inmitten der einfachen Bauern, hat Ida Crecelius nicht nur für immer geprägt. Sie hat es auch nie vergessen. Auch nicht nach 40 Jahren Aufenthalt in verschiedenen Städten, als sie zur Feder griff, und ihre Erinnerungen aufschrieb.

Hans Hermann hat diesen „Rohdiamanten“ bearbeitet und in Buchform herausgegeben. Ohne intime Kenntnis der Geschichte seines Heimatdorfes aber hätte der Verfasser von „Kork im Hanauerland“ dies kaum schaffen können. Denn so gut auch das Gedächtnis der Autorin gewesen sein mag, nach vier Jahrzehnten waren Fehler unvermeidlich. Noch wichtiger: Ihr schriftlicher Nachlass bestand aus einer Fülle von kleinen Episoden. Da brauchte es eine kundige Hand, die es verstand, diese chronologisch zu ordnen und in Kapiteln zusammenzufassen.

Was auf diese Weise entstanden ist, ist für den geschichtlich interessierten Leser eine wahre Fundgrube, nicht zuletzt deshalb, weil Hans Hermann vielen Kapiteln Erklärungen voranstellt und die geschichtlichen Zusammenhänge aufzeigt. Doch damit nicht genug. Ida Crecelius entpuppt sich als talentierte Erzählerin. Je eine halbe Seite genügen, und der Leser glaubt, ihren Vater und ihre Mutter vor sich zu sehen. Und dazu braucht sie weder komplizierte Schachtelsätze noch wissenschaftliche Fachausdrücke. Auch wenn es die Autorin wahrscheinlich gar nicht beabsichtigt hat, lässt sie den Leser förmlich miterleben, wie einmalig der Einfluss des

Pfarrers vor 150 Jahren in den Dörfern war. Einige Beispiel: In Hesselhurst bettelten damals die Burschen am Ostermontag bei den Bauern Eier und Speck. Anschließend gab es im Dorfgasthaus davon ein lustiges Gelage. Vorher aber fragten sie den frisch bestellten Pfarrer, ob auch er mit diesem Brauch einverstanden sei. Ein neuer Souverän hätte in Kork kaum festlicher empfangen werden können als der neue Pfarrer. Nicht weniger als 36 Wagen und eine große Zahl von Reitern begleiteten ihn bei seinem Umzug von Hesselhurst an seine Wirkungsstätte Kork. Die Pfarrersfrau lud die Bäuerinnen zu „Lichtabenden“, wo sie sich im Nähen und Stricken üben konnten. Die Geschichten, die man ihnen dabei vorlas, hatten bei weitem nicht alle mit Religion und christlicher Moral zu tun. Mindestens genau so wichtig waren Texte, die das Allgemeinwissen erweitern sollten.

Außerdem kann der Leser miterleben, wie sehr das Dorfleben auch von großen politischen Ereignissen berührt war. Auch dazu ein Beispiel: Bei Ausbruch des Krieges von 1870/71 hatten alle Korker große Angst. Jedes Haus war voll von Soldaten und geflüchteten Kehlern. Aus dem Umland kamen Scharen von Schaulustigen. Alle wollten das brennende Straßburg sehen.

Hans Hollweck

Christian Würtz: Johann Niklas Friedrich Brauer (1754–1813). Badischer Reformier in napoleonischer Zeit, Kohlhammer Stuttgart 2005, 422 Seiten.

In seiner juristische Dissertation schreibt Christian Würtz über das Leben und Werk des badischen Staatsministers Johann Niklas Friedrich Brauer. Der Name Brauer ist untrennbar mit der Reformphase und dem Aufstieg Badens zum Großherzogtum verbunden. Im Mittelpunkt der Arbeit steht somit vor allem das Wirken Brauers als Jurist und Staatsminister. Die Arbeit behandelt eingangs zu-

nächst die Jugend und den persönlichen Werdegang Brauers. Der im hessischen Büdingen geborene Brauer fand nach dem Jurastudium in Gießen und Göttingen seine erste Anstellung 1774 in der Markgrafschaft Baden. Hier gelang ihm dank seines Fleißes und seiner vorzüglichen juristischen Kenntnisse ein rascher Aufstieg bis zum Geheimen Hofrat. In dieser Funktion verfasste er Gutachten und vertrat seinen Landesherrn in verschiedenen Prozessen vor den Reichsgerichten. Auch mit kirchlichen Fragen musste sich Brauer gelegentlich befassen.

1790 wurde Brauer Mitglied des Geheimen Rates und damit der Regierung der Markgrafschaft Baden. Mit seinem Eintritt ins Zentrum der Macht geriet er auch in den Strudel der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege. Dank einer geschickten Diplomatie erlebte die kleine Markgrafschaft Baden zwischen 1803 und 1810 eine erhebliche Vergrößerung ihres Gebietes und stieg bis zum Großherzogtum auf. Die administrative Integration der zahlreichen neuen Länder mit ihrer unterschiedlichen Verwaltungs- und Rechtstraditionen musste allerdings bewältigt werden. Die badische Regierung erließ dazu die entsprechenden Edikte und Verordnungen, die teilweise aus der Feder Brauers stammten. Im Regierungskollegium hatte sich Brauer zudem auch mit außenpolitischen Fragen zu befassen, die sich aus dem Fortgang der Kriege ergaben.

Bei der Beschreibung von Brauers Wirken als Regierungsmitglied widmet sich der Verfasser daher ausführlich den Reformen seiner Amtszeit. Der Leser erhält dabei eine ausführliche und verständliche Beschreibung der einzelnen Konstitutionsedikte und Verordnungen, an denen Brauer mitwirkte. Die übrigen Edikte, an denen Brauer nicht beteiligt war, werden dagegen nur knapp behandelt. Insofern ist beispielsweise auch das wichtige Organisationsedikt vom 26. November 1809 leider nur summarisch beschrieben, obwohl

es für die badische Verwaltungsgeschichte von grundlegender Bedeutung war. Bei allen seinen gesetzgeberischen Werken ging Brauer nach der Maxime vor: „Möglichst das Alte, und wo es verschieden ist, aus ihm das Beste beizubehalten, es aber in seinen Benennungen und Formen dem Zeitgeist anzupassen.“ Sein Wirken zielte auf eine behutsame Anpassung der inneren Verhältnisse Badens an die gewandelten Verhältnisse in Europa.

Bei der Reform der inneren Verwaltung erforderten die Zeitumstände aber eine konsequentere Reformpolitik, um dem badischen Staat möglichst rasch eine effiziente Staats- und Finanzstruktur zu geben. So kam es 1808 zu einer Regierungsumbildung, bei der auch Brauer seinen Posten als Innenminister vorübergehend verlor. Die neuen Minister Marschall und Reitzenstein führten die begonnene Verwaltungsreform entschlossen weiter und schufen eine dauerhafte Organisation des jungen Staates. Brauer widmete sich in dieser Zeit der Einführung eines neuen Landrechts, mit dem er die drohende Rechtszersplitterung innerhalb des Landes verhindern wollte. Die Einführung des französischen Code Napoleons in Baden 1809 war ein wesentlicher Verdienst Brauers. Dadurch erhielt das Land ein modernes Gesetzbuch, das bis 1900 in Kraft bleiben sollte.

1811 gelangte Brauer dann wieder an die Spitze des badischen Staates und setzte die Reformen seiner Vorgänger fort. Bis zu seinem Tod im Jahre 1813 suchte er den Staat im liberalen Sinne zu reformieren. Unter seiner Leitung gelang Baden rechtzeitig der Seitenwechsel zu den Alliierten und die Sicherung seiner Landgewinne.

Die Biografie Brauers widmet sich im letzten Kapitel ausschließlich der Person Brauers und seines Privatlebens. Hier erfährt man Brauer einmal von einer ganz anderen Seite: Als einen tiefgläubigen Menschen, als einen liebevollen Ehemann und Familienvater und als einen sensiblen

Verfasser von Lieder und Gedichten. Hier wird auch die menschliche Seite des Juristen und Politikers Brauer spürbar. Dadurch gelingt es dem Verfasser, ein nahezu vollständiges Bild von Johann Niklas Friedrich Brauer zu zeichnen, wie man es leider nur selten in einer Biografie findet. Ein reicher Quellen- und Literaturteil runden das Werk ab.

Mit seinem Buch über das Leben und Werk des badischen Staatsministers Brauer beschreibt Christian Würtz indirekt auch die Entstehungsgeschichte des Großherzogtums Baden. Damit ist ihm ein beachtlicher Beitrag zur (einem wichtigen Kapitel unserer Landesgeschichte gelungen. Das Buch ist daher allen zu empfehlen, die sich mit dieser Zeit näher befassen wollen.

Cornelius Gorka

Uttenweiler, Bernhard: Wallfahrtskirche St. Landelin, Ettenheimmünster. Kirchenführer. Lindenberg: Kunstverlag Josef Fink, 2006, 58 S., reich bebildert.

Mit dem neuen Kirchenführer lädt Bernhard Uttenweiler dazu ein, sich der Wallfahrtskirche St. Landelin zuzuwenden und sich von ihrer Fülle und Pracht, den vielen kunsthistorisch wichtigen Bereichen einfangen zu lassen. Er ermuntert aber auch dazu, sich mit der Geschichte um die Kirche und den Heiligen Landelin wie auch dem durch die Säkularisation zerstörten Kulturbereich Kloster Ettenheimmünster zu befassen.

Uttenweiler bietet einen Kirchenführer „bis an den Rand gefüllt“ mit Informationen, die anregen, immer wieder neu erleben und aufgenommen zu werden. Es ist dem Autor gelungen, von seinem großen und vielfältigen geschichtlichen und kunsthistorischen Wissen eine solche Fülle weiterzugeben, dass diese Broschüre sicher immer wieder neu zur Hand genommen werden wird. Die Symbolsprache der Künstler wird hier einfach und für jeden

Leser verständlich dargestellt und so vielfach erst der Zugang und das Verständnis für die Kunstwerke eröffnet. Die Bebilderung, mehrheitlich von der Bild- und Filmstelle der Erzdiözese, zeichnet die Kirche in ihrer ganzen Schönheit. Besonders zu begrüßen und hervorzuheben sind die vielen Querverweise im Text, die so „ganz nebenbei“ Geschichte erlebbar machen und dem Leser viel mehr mitgeben, als er beim Kauf eines „Kirchenführers“ erwartet.

Herbert Birkle

„Gefallen auf dem Felde der Ehre – Aufzeichnungen des Johann Baumann aus Altschweier/Bühl 1914–1938“, bearbeitet und herausgegeben von Suso Gartner. Bühl, 2005, 164 S., Ill.

„Gefallen auf dem Felde der Ehre!“ – es war eine blutige Floskel, mit dem das Sterben deutscher Soldaten im Ersten Weltkrieg pathetisch glorifiziert wurde. Johann Baumann, Landwirt und Winzer aus Altschweier, verwendet sie in seinen Tagebuchaufzeichnungen mehrfach. Dass er aber der nationalen Propaganda erlegen war, ist nicht anzunehmen, zu oft hatte er gesehen, wie in den Schützengräben voller Dreck und Schlamm wirklich gestorben wurde. Gleichwohl eignete sich die hohle Formel als Titel für die Aufzeichnungen Baumanns, die jetzt in Buchform erschienen sind und die Jahre 1914 bis 1938 abdecken.

Bei seinen Recherchen zur Geschichte Altschweiers erhielt Suso Gartner ein Buch, in das Baumann zahlreiche Eintragungen geschrieben hatte. Johann Baumann war nicht irgendwer. Nach dem Zweiten Weltkrieg war er in schwerer Zeit Altschweierer Bürgermeister, sechs Jahre gehörte er dem Gemeinderat an, in Vereinen und Verbänden war er ehrenamtlich aktiv. Hoch geachtet starb Baumann 1968.

Schnell erkannte Gartner den Wert der Blätter. Baumann hatte während des Kriegs in kleine Notizbücher geschrieben,

später machte er daraus seine persönliche Chronik. Die Notizbücher selbst sind nicht erhalten, und was überliefert ist, dürfte an manchen Stellen nachbearbeitet worden sein, an Stellen beispielsweise, an denen Baumann politische Analysen des Kriegsendes anstellt, die so erst mit einigem zeitlichem Abstand und zusätzlichen Kenntnissen möglich waren.

Dennoch liegt mit den Erinnerungen des Johann Baumann jetzt ein Buch vor, das in mehrerer Hinsicht wertvoll ist. Der Schwerpunkt des 164 Seiten starken Bandes liegt auf den Jahren des Ersten Weltkriegs. Ausführlich schildert Baumann, der bei Kriegsbeginn 17 Jahre alt war, seine Erlebnisse, nachdem er im Sommer 1916 eingezogen wurde. In Gengenbach lernte er militärischen Drill kennen, Soldatenschinder, wie sie später Erich Maria Remarque in seinem Roman „Im Westen nichts Neues“ in der Figur des Unteroffiziers Himmelstoß zeichnete. An Erich Kästners Gedicht „Sergeant Waurich“ erinnert ein seine Männer schikanierender Feldweibel: „Wenn mancher gekonnt hätte, hätte der Feldweibel seinen letzten Atemzug gemacht“, schreibt Baumann. An anderer Stelle heißt es: „Aushalten, durchhalten und Maul halten waren die drei Schlagwörter der Front.“ Die Verbindungen zu literarischen Motiven sind bezeichnend, bedeuten sie doch nichts anderes, als dass Millionen Soldaten die gleichen Erfahrungen gemacht haben und die Mystifizierung des Fronterlebnisses, wie sie vor allem auf der nationalsozialistischen Agenda stand, eine leere Phrase war. Baumanns Erlebnisse an der Westfront mögen dazu nicht recht passen, wenn er davon schreibt, dass „wir Jungen, welche die erste Feuertaufe erhielten, lieber um alles Geld wieder umgekehrt“ wären.

Auch die Beschreibung der Vorgänge in der Heimat machen den Wert des Buches aus. Quellen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs sind dünn gesät, da die Siegermächte auch Aktenvernichtungen ange-

ordnet hatten. Umso wichtiger sind private Aufzeichnungen. Baumann schildert den Altschweierer 1. August 1914, als die Mobilmachung verkündet wurde. Eines der gängigsten Bilder der deutschen Geschichtsschreibung ist die Begeisterung, mit der die Männer in den Krieg gezogen seien. Baumann benennt allerdings den Zwiespalt:

„Manche zogen mit Tränen in den Augen, aber doch begeistert aus dem Dorfe.“ Baumann berichtet von Spionage-Kontrollen zwischen Bühl und Bühlertal, vom plötzlich erblühenden Schiebertum, von Versorgungsproblemen in der Heimat.

Auch nach dem Krieg beobachtete Baumann sehr genau. Eines der mit großer Leidenschaft diskutierten Themen der Nachkriegsjahre war die Schwarzbrennerei, die Ausmaße annahm, die heute kaum vorstellbar sind. In der Inflationszeit war Schnaps mancherorts die Leitwährung. Der Staat hielt dagegen, und so kam es zu heftigen Auseinandersetzungen. Als Kontrolleure beschimpft und mit Steinen beworfen wurden, riegelte die Polizei Altschweier ab und durchsuchte jedes Haus von unten bis oben. So ermöglicht dieses Buch Einblicke in das Leben eines einfachen Soldaten ebenso wie in aufgeregte Zeiten eines mittelbadischen Dorfs.

Wilfried Lienhard

Ostgaard, Nicolai R.: Drei Tage im Schwarzwald. Reiseschilderung eines norwegischen Advokaten und Stortingabgeordneten aus dem Jahre 1856. Aus dem Norwegischen von Gernot Bonath. Fundus-Verlag, 2005, 64 S.

„Tre Dage i Schwartzwald“ lautete der ursprüngliche Titel des 1858 erschienen Büchleins, das der Übersetzer vor über dreißig Jahren in einem Antiquariat in Oslo erstanden hat. Mit der Herausgabe des Büchleins will er nun den Menschen in seiner Schwarzwaldheimat diesen Blick von außen ermöglichen. Dabei galt es, nicht nur in den Klang einer fremden

Sprache hineinzuhören, sondern sich auch in den Zeitgeist und die Lebensumstände einer längst vergangenen Epoche hineinzuversetzen. Der einfühlsame Leser wird bestätigen, dass dem Übersetzer Erstaunliches gelungen ist: Er hat nicht nur die detaillierten Beobachtungen des norwegischen Advokaten, Schriftstellers und Stortingabgeordneten zur Flößerei, zu Trachten und Volkstum als kleines, farbiges Mosaik in der Mitte des 19. Jahrhunderts erstehen lassen, sondern mit Recherchen und vielem Hinterfragen auch die notwendigen Erläuterungen gegeben.

Liest man Ostgaards Aufzeichnungen, so erstaunt die Vielfalt von Eindrücken, die in nur drei Tagen gewonnen wurden. Die Schwarzwälder im Allgemeinen, die Suggentaler, Glottertäler und Simonswälder im Besonderen und auch die Wirtsleute kommen beim Norweger gut weg – viel besser jedenfalls als beim viel berühmteren Schriftstellerkollegen Ernest Hemingway um 1920. Ostgaard preist das Essen und ganz besonders den Glottertäler Wein.

Der Übersetzer wäre kein Grafiker, hätte er nicht auch zeitgenössische Stiche in das Werk eingefügt: neben dem Umschlagbild des Originals eine Darstellung von Trachtenträgerinnen mit den Goldhüten sowie Zeichnungen vom unteren Elztal und von St. Peter. Dem Leser könnte es übrigens ähnlich ergehen wie dem Verfasser: Ostgaard strebte immer wieder aus den betriebsamen Städtchen und selbst den beschaulichen Dörfern hinaus in die Natur. Der Schwarzwälder wird auch 150 Jahre nach Ostgaards Schilderung feststellen, dass es bei aller Hektik immer noch die lauschigen Plätze gibt, an denen man im Schatten der Schwarzwaldtannen im Gras ruhen und über Gott und die Welt sinnieren kann ...

Hans-Gottfried Haas / Erich Hermann

Schriften der Baar, 49, 2006. Hrsg. vom Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar.

In diesem Jahresband überwiegen Beiträge zum 200-jährigen Bestehen des Vereins auf der Baar. Ungemein interessant und wichtig für die Zukunft dieses Vereins – wie auch anderer historischer Vereine ist der Beitrag von Gerritt Müller, Der Baarverein – Profil und Perspektiven im Jubiläumsjahr (S. 60–76). Unter den „Abhandlungen“ verdient der Beitrag von Helmut Maurer über „Karl Siegfried Bader. Erinnerungen an Donaueschingen“ (S. 84–136) hervorgehoben zu werden.

Dieter Kaufß

Freiburger Diözesanarchiv, 125. Band 2005

Thematisch vielseitig zeichnet sich dieser Band vor allem durch entsprechende Farbfoto-Serien aus. In diesem Sinne beispielhaft ist der Beitrag von Emil Spath, Das Hauptportal des Freiburger Münsters (III), (S. 5–68).

Auch der Kirchengeschichtliche Verein beschäftigt sich mit sich und seiner Gesichte im Beitrag von Christoph Schmider, Der kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg e.V., Grundzüge seiner Geschichte (S. 277–288).

Neugierig macht wegen seiner Bedeutung für beide Seiten des Oberrheins der Beitrag von Adolf Schmid, Kultureller Dialog – vermittelt durch Odilia / Ottilie Verehrung in den Vogesen, im Schwarzwald und im Kraichgau (S. 317–328).

Dieter Kaufß

Hermann Kiefer: Kleindenkmale in Rheinau. Mitteilungen des Histor. Vereins für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Rheinau, 2005, 42 Seiten.

Anknüpfend an die Erfassung der Kleindenkmale in der Ortenau im Rahmen des Projekts für Baden-Württemberg

werden die Kleindenkmale der neun Gemarkungen von Rheinau in Text und Bild vorgestellt. Kleindenkmale, die in Erinnerungsabsicht aufgestellt wurden, nehmen den größten Teil ein: Gefallenendenkmale, Totengedenkmale und andere Erinnerungsmale für Ereignisse und Personen. Dazu kommen verschiedene Arten von Brunnen und weitere Kleindenkmale. Den Bildern sind jeweils informative Erläuterungen zugeordnet, die auf ihre Geschichte hinweisen. Auch einige Grenzzeichen sind in die Schrift aufgenommen; weitere Fotos von Grenzsteinen befinden sich im „Flurnamenbuch der Stadt Rheinau“ von 2001.

Gernot Kreutz

Geroldsecker Land. Heft 44 „Natur und Umwelt“. 2006, 164 Seiten.

Das diesjährige „Jahrbuch einer Landschaft“ unter dem Titel „Natur und Umwelt“ enthält vorwiegend Beiträge zur Kulturlandschaft des Geroldsecker Landes. Von der Flora und Fauna in der heutigen noch erhaltenen biologischen Vielfalt berichtet Helmut Opitz für das obere Schuttertal. – Über die Bestandstützung des Weißstorches in der Oberrheinebene im Westen von Ettenheim und Herbolzheim schreibt Wolfgang Hoffmann. Die Wiesen als Nahrungslebensraum sind hierfür unabdingbar. – Martin Frenk geht der Zeit nach, als die Malaria auch in der Oberrheinebene verbreitet war; dazu wird ein kurzer Ausblick auf ein vielleicht mögliches Wiederauftreten gegeben. – Der Aufsatz von Christel Seidensticker über verschiedene Raupenarten gibt einen Rückblick auf zweihundert Jahre, als im Lahrer Wochenblatt über Jahre hinweg über solche Schädlinge und deren Bekämpfung geschrieben wurde. – Ein guter Überblick über die Geschichte des Weinbaus in der Gesamtgemeinde Friesenheim wird von Ekkehard Klem geboten.

Eine wünschenswerte Offenhaltung unserer Kulturlandschaft wirft mehrere

Gesichtspunkte auf. Ökonomische und ökologische Gegebenheiten bedingen einander. Eine Offenhaltung wird nach Carsten Gabbert durch die jeweilige landwirtschaftliche Nutzung bestimmt. – Wald-Wegebau in den 1930er Jahren als Schnittstelle zwischen Umwelt- und Militärgeschichte beleuchtet Uwe Schillinger. Im Wald der Gemeinde Friesenheim steht der Pionierstein, ein Ereignismal, das an den dortigen Pionierweg erinnert. – Über Wald-Siedlungsspuren im oberen Schuttertal aus (wohl) keltischer Zeit berichtet G. Finkbeiner. – Die etwa eineinhalb Jahrhunderte lang das Landschaftsbild mitprägenden Hofmühlen im Schuttertal sind heute zum größten Teil verschwunden. Gerhard Finkbeiner im Historischen Verein Seelbach/Schuttertal hat sich dieser Kulturdenkmale angenommen und berichtet über die Geschichte des Mühlenwesens. Derzeit sind drei dieser typischen Nutzgebäude funktionstüchtig. – Über die Wasser-Versorgung und -Entsorgung im Mittelalter schreibt Alexander Dupps. Dieser interessante und wichtige Bereich der Alltagsgeschichte („Schmutz in den Gassen“) zeigt hier aber leider keinen Bezug oder Hinweise auf unsere Region.

Aus der Kreispolitik der südlichen Ortenau wird wie jedes Jahr vom Landrat, von Klaus Brodbeck, berichtet. – G. Finkbeiner erinnert an die Wetterdienst-Zentrale für die französische Besatzungszone, die bis 1949 in Seelbach war. – Zwei Aufsätze befassen sich mit Familiengeschichte. Ausgehend von der Fotografie eines Bäckers aus Diersburg wird eine Beziehung zum Landjudentum geknüpft (U. Schellinger). Ralf Bernd Herden zeichnet ein Bild des Pazifisten und Kriegsfreiwilligen Ludwig Frank aus Nonnenweier.

Thorsten Mietzner geht in seiner Buchbesprechung über die Geschichte von Ettenheim auf die interessante These über die sich deutlich unterscheidenden „historischen Erinnerungen“ ein: aktuelles kommunikatives Gedächtnis gegenüber kulturellem Gedächtnis. – Dem Titel des

Jahrbuchs folgend ist die Bebilderung sehr ansprechend, vor allem auch die Fotoeindrücke vom Altrhein/Taubergießen (K. Gruseck) und entlang der Schutter (E. Burtenshaw).

Gernot Kreutz

Ute Scherb: „Wir bekommen die Denkmäler, die wir verdienen“. Freiburger Monumente im 19. und 20. Jahrhundert. Bd. 36 der Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Freiburg i. Br. 2005. 302 Seiten, 174 Abb.

Aufgeteilt in vier Zeitepochen werden die so genannten politischen Denkmale der Stadt Freiburg (weitgehend begrenzt auf das Stadtgebiet Anfang der 1970er Jahre) in Text und Bild vorgestellt. Bei diesen Erinnerungsmalen handelt es sich um meist selbstständige Personenmale und Ereignismale. Hierzu gehören beispielsweise die aufgesetzten Büsten an zentralen Plätzen, die große Zahl von Gefallenendenkmälern bis hin zu Denkmälern, die nach 1945 bei bewussten und unbewussten Auseinandersetzungen mit der Erinnerungskultur entstanden sind. Alle diese Denkmale (es wurde dafür meist der Begriff „Monument“ verwendet) entstammen einem zielbestimmten Verhalten seiner Urheber und Stifter, mögen es nun die Stadt, die Universität oder Vereine gewesen sein; auch Ideen von privater Seite sind zur Ausführung gekommen. Es sind Werke, die die Erinnerungskultur prägen, einmal von der Entstehungsgeschichte her, zum andern durch die Aneignungsgeschichte, die in nachfolgenden kontroversen Auseinandersetzungen um die Denkmale zum Ausdruck kommt.

Die Autorin hat dem Rechnung getragen, indem sie in den verschiedenen Zeitepochen die durchlaufende Aneignungsgeschichte von vielen Denkmälern aufgreift. Am Beispiel der Lokal- und Regionalgeschichte um Freiburg mit seiner Denkmallandschaft wird die größere und große Geschichte einbezogen. Mikro- und

Makrogeschichte sind verwoben und bedingen sich. Der Leser erfährt nicht nur die Besonderheiten, das „außergewöhnliche Normale“ von Freiburg, sondern kann die Thematik sachgemäß in einem zeitgeschichtlichen und überregionalen Rahmen wiederfinden.

Das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis spricht allein schon für sich. Besonders bemerkenswert ist, dass neueste Informationen bis wenige Wochen vor der Drucklegung noch in das Buch aufgenommen wurden.

Spannend ist es für den Leser immer, wenn Details aus Archivalien oder Berichten mithilfe, Einzelschicksale und Hintergründe zu verstehen. Diese eingehende Bearbeitung der zeitgeschichtlichen Aspekte der Freiburger Denkmale aus den letzten zwei Jahrhunderten ist ein wesentlicher und bleibender Beitrag für unsere Erinnerungskultur.

Gernot Kreutz

D'r Windschläger Bott. 2005. Hrsg. Förderverein Dorfgeschichte Windschläg. Heft 18, 50 Seiten.

Im 18. Jahr ist jetzt der Bott erschienen, der über das jeweils vergangene Jahr in Windschläg berichtet hat. Das Dorfgeschehen – vor allem auch präsentiert durch die Tätigkeit in und mit den Vereinen – wird in zwei Chroniken zusammengefasst; dazu kommen noch ergänzende Berichte aus der Ortsverwaltung, der Pfarrgemeinde, der Schule und vom Sport. Bei den Ehrungen ist vor allem die Verleihung der Rettungsmedaille des Landes Baden-Württemberg an Birgit Zimpfer hervorzuheben, die bei der Sturmflut in Südostasien unter Lebensgefahr ein Mädchen gerettet hatte.

Über den Rahmen des Dorfes hinaus finden sich dieses Jahr wieder interessante Aufsätze, die die Gegenwart mit der Vergangenheit verbinden und diese nicht in Vergessenheit geraten lassen. Bei der

sorgfältigen Auswertung der Kirchenbücher wird die Berufstätigkeit zu damaliger Zeit aufgezeigt. Mit der Methode der mündlichen Geschichtserhebung konnte aus der großen Bandbreite des Alltagslebens der Nachwelt etwas von der Ernte und Verarbeitung von Seegrass überliefert werden. Für verschiedene Kleindenkmale im Pfarrgarten werden erläuternde Hintergründe aufgezeigt. Der Durbach, Dorfbach von Windschläg, wird von der Mundartpreisträgerin B. Neidig vorgestellt. Weitere Themen sind Erinnerungen an Dorfansichten sowie an die alte Viehwaage. Ein Wetterkundler schreibt launig über „Aufräumarbeiten“ in Anlehnung an das Wetter im vergangenen Jahr. Er möchte mit den Mondwetterregeln und dem Hundertjährigen Kalender aufräumen.

Das ansprechende Jahresheft ist zusammen mit seinen Vorgängern ein gutes Nachschlagewerk für das Leben in diesem Ortsteil von Offenburg. In mehrfacher Hinsicht, wie etwa der Aufzeichnung von Erzählgeschichte oder der eingehenden Auswertung von Kirchenbüchern, ist der „Bott“ ein nachahmenswertes Beispiel für eine Jahresschrift, die es bislang in den anderen Ortsteilen von Offenburg nicht gibt.

Gernot Kreutz

Harter, Hans: Schiltach – die Flößerstadt. Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach, Band 1. Schiltach 2004.

Wie aus dem erweiterten Teil ersichtlich, begann im Jahre 2004 die Stadt Schiltach in lobens- und dankenswerter Weise die Ermöglichung und Finanzierung einer neuen stadthistorischen Reihe, die der einheimische Hans Harter mit Recht der Flößerei in Schiltach und im oberen Kinzigtal widmete.

In einer gedrängten Gesamtschau schildert er dabei – fundierend auf einer intensiven Quellen- und Literaturschau – die Flößerei in Schiltach und dem

oberen Kinzigtal von deren Ersterwähnung im Jahre 1389 bis zur letzten Floßfahrt 1894. Danach geht er auch auf das so genannte Nachleben der Flößerei in neuester Zeit ein.

Dem Leser werden bei der Lektüre verschiedene Schwerpunkte und Sachverhalte auffallen, von denen nur einige wenige hier erwähnt werden sollten: Bis 1715, dem Beginn des Holländer Holzhandels, bestimmte die Stadt Straßburg Holzflößen und Holzhandel in Schiltach und dem oberen Kinzigtal. Betrieb und Ablauf des Flößerei waren undenkbar ohne die politische Konstellation des oberen Kinzigtales zwischen Württemberg, der Herrschaft Schramberg und Fürstenberg, sowie den Städten Schiltach und Wolfach und dem Mit- und Gegeneinander von Floßherren und Waldbauern. Verschiedene Holzpreise und Holzmaße brachten immer wieder Spannungen in die Flößerei, im 16. Jahrhundert gar bis hin zu einer Krise der Flößerei, bedingt durch einen Zollstreit Württembergs mit der Herrschaft Schramberg. Um 1590 waren die Flößer sozial geringer geachtet als die Handwerker und Wirte in Schiltach, das seine Stadtwerdung im 13. Jahrhundert als Straßenort, als Zollstelle und als Dienstleister verschiedenster Art verdankt hatte.

Um 1626 ist Schiltach jedoch wieder Stadt des Holzgewerbes. Der 30-jährige Krieg bedingte einen erneuten Rückgang. Im Jahre 1700 erwirkte eine neue Flößerordnung einen Aufschwung; kurz danach begann der Holländer Holzhandel und im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts bildete sich in der Konkurrenz zum internationalen Holzhandel die Schiltacher Schiffer-Kompagnie, die nicht nur Handel trieb, sondern sich auch um die Floßstraßen und deren Zustand kümmerte.

Die Säkularisation hatte im oberen Kinzigtal massive Folge: Das württembergische Gebiet mit Schiltach kam an Baden; Alpirsbach und Reinerzau blieben württembergisch. Im Jahre 1831 wurden die Waldbauern den Schiffen gleichge-

stellt, was ersteren Reichtum bescherte. Die Floßzeit dauerte jetzt vom 23. April bis 11. November. Im Jahre 1868 wurde schließlich nach der möglich gewordenen Gewerbefreiheit und der Auflösung der Schiltacher Schifferschaft die Kinzigflößereigesellschaft in Wolfach gegründet, die den Flößereibetrieb auf der gesamten Kinzig zwischen Schenkenzell und Kehl bewältigte. In Schiltach war damit die Flößerei zur Saisonarbeit geworden. Handwerker und Wirte übten diese zugleich aus. In der Konkurrenz um die Wasserkraft und um den Transport sowie um das Holz selbst (aus Oberbayern) unterlag die Kinzigtäler Flößerei. Mechanisierung und Industrialisierung bewirkten das Ende der Flößerei in Schiltach, die ab 1925 ein gewisses Nachleben bis heute erfuhr, das sich in verschiedensten Veranstaltungen manifestierte.

Der reichhaltig illustrierte und geschmackvoll aufgemachte erste „Beitrag zur Geschichte der Stadt Schiltach“ bietet insgesamt gesehen eine intensive und gute Dokumentation der Flößerei in Schiltach und im oberen Kinzigtal sowie viele z. T. bemerkenswerte Erkenntnismöglichkeiten über einen Teil und die Gesamtheit der Bevölkerung in Schiltach und darüber hinaus.

Dieter Kaufß

Harter, Hans: Der Teufel von Schiltach. Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach, Band 2. Schiltach 2005.

Inhaltlich total anders, aber nicht minder spannend, gar aufregend schildert Hans Harter in seinem 2. Band der „Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach“ den Teufel von Schiltach, eine Begebenheit anlässlich des Stadtbrands von 1533.

Zwei Fasnachtsmasken und ein Gemälde am Rathaus in Schiltach erinnern Einheimische und Fremde an den Stadtbrand von 1533. Am Gründonnerstag dieses Jahres brannte die Stadt an einem Tag ab. Frühe Flugschriften, ein Flugblatt und

Chroniken des 16. Jahrhunderts merkten dazu an, dass dies durch den Teufel im Bund mit einer Hexe geschah, die nach einem Prozess zum Tode verurteilt wurde.

Hans Harter stellt diese frühen Quellen kurz inhaltlich und in ihrem geistigen Umfeld vor, um zu einer Auflistung der Ereignisse und der Beteiligten im Detail zu gelangen. Danach macht er sich an einen Deutungsversuch, wonach der Teufel einem Vaganten gleichzusetzen ist, der mit der Magd des Wirtshauses, in dem er lebte, ein Verhältnis hatte. Der Wirt warf den Vaganten hinaus. Dieser zündete aus Rache das Wirtshaus an. In Ingolstadt wurde später ein Mann (der Vagant) festgenommen, der Schiltach angezündet habe. Aber vor Ort war nur die Magd greifbar, der als Hexe ein Prozess gemacht wurde, nach dem sie hingerichtet wurde.

Den Hauptteil des Buches nimmt danach das Weiterwirken des „Teufels von Schiltach“ ein, das Hans Harter akribisch und mit Hilfe von Spezialliteratur erarbeitete. Ein Sprichwort, Wunderzeichen und Exempelbücher, Dämonologen und Verfasser von Hexentraktaten greifen im 16. Jahrhundert dieses Ereignis auf. 1590 brannte Schiltach erneut ab. Es folgt die Zeit intensiver Hexenverfolgungen. In der Folgezeit ist der evangelische Kirchenkonvent beobachtende Behörde in Sachen Volksmagie und Aberglauben bei Teufelsbeschwörungen und zauberischen Praktiken bis in das 19. Jahrhundert.

Im Jahre 1791 ist ein neuer Stadtbrand in Schiltach zu registrieren. An den Teufel dachte damals niemand (mehr). Hans Harter beobachtet weiter den „Teufel von Schiltach“ in der Geschichtsschreibung seit dem 16. Jahrhundert, in Sagen und Geschichten von den Gebrüder Grimm bis 1926. Er beleuchtet den historischen Roman von Wilh. Jensen 1883 über dieses Geschehen sowie die Geschichtsforschung des 19./20. Jahrhunderts.

Schließlich ist es interessant zu erfahren, wie sich die einheimischen Künstler (etwa K. Eyth oder E. Trautwein), die

Fasnacht (Maske des Teufels, der Magd, der Hexe) und gar ein Fernsehfilm aus dem Jahre 1984 mit dem Thema auseinandersetzen.

Als Schluss bietet Hans Harter eine Quellen- und Textdokumentation in Auszügen oder komplett, so dass der Leser durchaus selbst zu einer eigenen Deutung des „Teufels von Schiltach“ kommen kann.

Neben dem historischen Fundament ist in dieser Veröffentlichung besonders die Illustration hervorzuheben, vielseitig in verschiedenen Techniken, sowie optisch z. T. beherrschend.

Dieter Kaufß

Ruch, Martin: Die Schwarzwaldbahn – Kultur und Geschichte von Offenburg bis Konstanz. Offenburg 2005, 112 Seiten, zahlreiche Abb.

Einst wurde die Schwarzwaldbahn von Offenburg bis Konstanz, vor allem das Teilstück Hausach – Villingen, als Deutschlands schönste Gebirgsbahn europaweit gepriesen. Doch im Zeitalter der Superlative scheint der Glanz dieser Meisterleistung Robert Gerwigs etwas zu verblassen. Neuerdings verkehren aber neben den fahrplanmäßigen Zügen zusätzlich Nostalgiezüge, um die Einmaligkeit und die Sehenswürdigkeiten entlang dieser Strecke als Touristenattraktion hervorzuheben. Im alten Eisenbahnerstädtchen Hausach lockt beim Bahnhof ein riesiges, naturgetreues Modell der Schwarzwaldbahn täglich eine große Besucherschar an.

Zur rechten Zeit erschien jetzt im Offenburg Schwarzwaldverlag das Buch „Die Schwarzwaldbahn“ des schreibgewandten wie historisch versierten Martin Ruch. Zunächst informiert ein Kapitel über die jahrzehntelange Vorgeschichte der Planungen, bis es dann endlich zum Bau und zur Vollendung dieses gigantischen Unternehmens kam. Selbstverständlich wird auch ein Lebensbild des univer-

sal begabten Schöpfers der Bahn, Robert Gerwig, angeführt. Dann aber gilt bei der Fahrt mit der Schwarzwaldbahn die Aufmerksamkeit den Städten und Gemeinden links und rechts der Bahnstrecke von Offenburg bis Konstanz, von denen jeweils ein historisch-aktuelles Ortsportrait informieren will.

Im Buch erfahren auch eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten und Schriftsteller wie beispielsweise Ernest Hemingway, Mark Twain, Wilhelm Hausenstein oder Kurt Tucholsky mit entsprechenden Zitaten über den Schwarzwald Erwähnung. Hinweise auf das Brauchtum, auf altes Handwerk, aber auch auf besondere Sehenswürdigkeiten fehlen nicht. Natürlich wird in dieser Darstellung die vielgesichtige, wechselvolle Landschaft mit ein-

bezogen. Interessant ist der Bericht über das Schicksal der Bahn in Krieg und Frieden. Als besondere Themen werden die alemannische Volksfasnacht in den Narrenorten, die Sagenwelt und einige Anekdoten entlang des Schienenstrangs hervorgehoben. Ein aussagekräftiges Bildmaterial ergänzt und lockert die Texte auf.

Insgesamt legt der durch zahlreiche Veröffentlichungen hervorgetretene Verfasser ein interessantes, vielschichtig und abwechslungsreich angelegtes Buch vor, das der Wissensvermittlung genauso dient wie einer gehaltvollen Unterhaltung. Es gewährt, wie im Untertitel erwähnt, einen Blick in die „Kultur und Geschichte von Offenburg bis Konstanz“, das die Heimat wie Eisenbahnfreunde gleichermaßen erfreuen wird.

Kurt Klein

Jahresversammlung 2005 des Historischen Vereins für Mittelbaden

Erstmals in seiner Geschichte veranstaltete der Historische Verein für Mittelbaden seine jährliche Hauptversammlung in Steinach. Anlass dazu gab das 25-jährige Jubiläum der Ortsgruppe Steinach. Präsident Dr. Wolfgang M. Gall konnte dabei Vertreter aller 33 Mitgliedergruppen des Vereins sowie Gäste aus dem Elsass begrüßen. In seinem Jahresbericht nannte er zunächst die Schwerpunkte des vergangenen Jahres und hob dabei die Neugestaltung der Homepage des Vereins, die Mitgliederbefragung und den Besuch der Mitgliedergruppen hervor. In sechs Ortsgruppen hatte es in den vergangenen drei Jahren einen Wechsel in der Vorstandschaft gegeben. Die Mitgliedergruppe Baden-Baden hatte den Verein verlassen; dafür hatte sich die neu gegründete Mitgliedergruppe Nordrach dem Gesamtverein angeschlossen. Außerdem war der Verein wiederholt bei verschiedenen Anlässen und Veranstaltungen vertreten. Die Mitgliederbefragung habe eine gewisse Unzufriedenheit der Mitglieder mit dem Erscheinungsbild des Vereins deutlich gemacht. Auch werde die Vereinszeitschrift „Die Ortenau“ von den Mitgliedern zunehmend als unattraktiv empfunden. Daher nannte er es als eines seiner wichtigsten Ziele für seine nächste Amtszeit, durch Werbung und Verbesserung der Öffentlichkeitsarbeit die Außenwirkung des Vereins zu verbessern. Auch die Zeitschrift solle durch kürzere Beiträge aufwarten. Auch solle die zunehmende Überalterung des Vereins bekämpft werden. Dazu wolle man verstärkt neue Mitglieder werben und eine Kooperation mit den Schulen versuchen. Er bat die Mitglieder darum, neue Mitglieder für den Verein zu werben. Der Verein habe sich zu einem Dienstleistungsbetrieb für Geschichte und Kultur entwickelt und biete ein interessantes Netzwerk für alle Heimatforscher.

Der letzte Rechenschaftsbericht von Geschäftsführers Theo Schaufler spiegelte die finanzielle Lage des Vereins wider. Gegenwärtig sei die Mitgliederzahl leicht rückläufig. Der Historische Verein für Mittelbaden ist mit seinen 3.266 Mitgliedern aber nach wie vor einer der größten Geschichtsvereine in Deutschland. Er appellierte, neue Mitglieder für den Verein zu werben, damit die gestiegene Alterstruktur innerhalb des Vereins aufgefangen werde. Kassenprüfer Werner Scheurer bescheinigte anschließend dem Geschäftsführer eine einwandfreie Kassenführung und beantragte die Entlastung, die einstimmig erteilt wurde.

Der Redakteur der Mitgliederzeitschrift „Die Ortenau“ Dr. Martin Ruch dankte allen Autoren für ihre Beiträge und bat darum, den Umfang der Beiträge weiterhin zu begrenzen, damit die 650 Seitenzahlen eines Jahresbandes eingehalten werden können. Der diesjährige Jahresband mit seinem Schwerpunktthema „Religion und Geschichte“ ist gerade erschienen. 2006 wird der Themenschwerpunkt „Medizin und Gesundheit“ vorgesehen. Auch kooperiere man inzwischen mit der „Revue d'Alsace“ der elsässischen Geschichtsvereine. Anschließend verabschiedete Präsident Gall die ausscheidenden Vorstandsmitglieder Manfred Hildenbrand und Theo Schaufler und dankte ihnen unter großem Applaus für das langjährige Engagement im Gesamtverein.

Nachdem die Versammlung zwei Satzungsänderungen zugestimmt hatte, begannen die Neuwahlen, die vom Ehrenpräsidenten Dr. Dieter Kauß geleitet wurden. Vereinspräsident Dr. Wolfgang M. Gall und seine erste Stellvertreterin Ursula Schäfer wurden für weitere drei Jahre im Amt bestätigt, ebenso Redakteur Dr. Martin Ruch. Neuer zweiter Stellvertreter wurde Klaus G. Kaufmann und dritter Stellvertreter Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka. Zum neuen Geschäftsführer wählte die Versammlung Alexander Vallendor. Außerdem erhielt die Fachgruppe Museen mit dem Chef des Freilichtmuseums Vogtsbauernhof, Dr. Jürgen Weisser, einen neuen Leiter.



Präsident Wolfgang M. Gall mit den verabschiedeten Vorstandsmitgliedern Manfred Hildenbrand und Theo Schaufler

Beim anschließenden Empfang der Gemeinde Steinach stellte Bürgermeister Frank Edelman den Ort vor. Dabei konnte er den Bundestagsabgeordneten Peter Weiß begrüßen. Danach hielt Dr. Heinrich Schwendemann von der Universität Freiburg einen interessanten Festvortrag zum Thema „Das Kriegsende 1945 in Ostpreußen und Südbaden im Vergleich“. Das Nachmittagsprogramm mit einer Führung durch die katholische Kirche und durch das Heimat- und Kleinbrennermuseum rundete die Jahresversammlung ab.

Cornelius Gorka

Frühjahrsversammlung 2006

Das Handwerkermuseum in Kork, wo auch die Vereinsbibliothek des Historischen Vereins untergebracht ist, war am Samstag, 25.3.2006, Tagungsort der Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins. Vereinspräsident Wolfgang Matthias Gall berichtete den Vereinsdelegierten über den Wechsel im Vorstand des Hauptvereins und die neue Aufgabenverteilung zwischen den Vorstandsmitgliedern. Außerdem erfolgten Vorstandswechsel bei den Mitgliedergruppen Achern und Yburg. Der Verein hat weiterhin 32 Mitgliedergruppen.



Der Vorstand des Historischen Vereins für Mittelbaden.

(v.l.): Dr. Martin Ruch, Dr. Wolfgang Gall, Klaus Kaufmann, Ursula Schäfer, Alexander Vallendor, Dr. Cornelius Gorka, Dr. Jürgen Weisser (Leiter Arbeitsgruppe Museen)

Der neue Geschäftsführer Alexander Vallendor berichtete anschließend von der Geschäftsübergabe durch seinen Vorgänger Theo Schaufler. Die entsprechenden Änderungen bei den Banken und beim Verlag wurden ebenso vorgenommen wie die Meldung beim Amtsgericht. Einige Neuerungen bei der Konto- und Buchführung sollen die Arbeit des Geschäftsführers erleichtern. Der Herstellungspreis für die Vereinszeitschrift soll 2006 unverändert bleiben.

Der Redakteur der „Ortenau“ Martin Ruch kündigte an, dass das Jahrbuch 2006 unter dem Schwerpunktthema „Medizin, Gesundheit, Krankheit“ stehen wird und berichtete vom bisherigen Stand der Beiträge. Im Jahr 2007 wird die „Ortenau“ den Themenschwerpunkt „Wald und Forstgeschichte“ haben.

Anschließend folgten die Berichte der Fachgruppen und des Bibliotheksverantwortlichen. Die Fachgruppe „Archäologie“ untersuchte eine römische Wasserleitung auf dem Windkapf und ein römisches Gebäude bei Oberweier. Bei den Tagungen der Fachgruppe „Archivwesen“ wurde über die Pflege und Verwaltung von Bildarchiven und Sammlungen gesprochen sowie Erfahrungen ausgetauscht. Die Fachgruppe „Bergwesen“ untersuchte ehemalige Bergwerksstollen im Renchtal und bei Durbach. Die Fachgruppe „Denkmalpflege und Ortsgeschichte“ berichtete von der erfolgreichen Initiative des Historischen Vereins zur Rettung der noch vorhandenen Westwallbauten. Diese sind nun als militärgeschichtliche Zeugnisse, aber auch als Mahnmale vom Landesdenkmalamt unter Denkmal-



*Das Bibliotheksteam der Vereinsbibliothek bei der Feier des zehnjährigen Bestehens.
(v.l.): Theo Schaufler, Dr. Dieter Kauß, Brigitta Gerloff, Prof. Dr. Rolf Kruse,
Renate Demuth, Paul Hetzel*



*Museumsleiter Helmut Schneider führt die Teilnehmer der Frühjahrstagung durch das
Handwerkermuseum*

schutz gestellt. Die Fachgruppe „Fresken“ untersuchte mehrere Wandmalereien im Ortenaukreis. Problematisch ist die Situation der Fachgruppe „Jüdische Geschichte“, die schon seit einigen Jahren nicht mehr aktiv ist. Ihre Zukunft ist momentan ungewiss. Dagegen konnte die Fachgruppe „Kleindenkmale“ berichten, dass inzwischen über 5.500 Kleindenkmäler auf 160 Gemarkungen im Ortenaukreis erfasst und inventarisiert sind. Man erhofft sich dabei auch eine gewisse Sensibilisierung im Umgang mit diesen Denkmälern.

Die Fachgruppe „Mundart und Flurnamen“ erforschte Flurnamenrelikte aus keltischer Zeit, die sich auch teilweise im einheimischen Dialekt erhalten haben. Erfreulicherweise gelang es der Fachgruppe, den wissenschaftlichen Nachlass des Heimatforschers Ludwig Uibel über Lichtenau und seine Flurnamen zu sichern. Die Fachgruppe „Museen“ arbeitet an einem gemeinsamen Werbekonzept für die Museen in der Ortenau. Dabei sei insbesondere ein neuer Museumsführer vorgesehen. Anschließend berichtete Ehrenpräsident Dieter Kauß über die positive Entwicklung der Vereinsbibliothek im vergangenen Jahr. An 48 Öffnungstagen hätten 140 Benutzer die Bibliothek aufgesucht. Diese ist inzwischen auch mit einem Telefonanschluss, einem Kopiergerät und einem Computer ausgestattet. Die Bibliotheksbestände wurden erweitert und neue Möbel angeschafft. Ältere Ortenau-Bände können nach wie vor in Kork erworben werden.

Präsident Gall informierte ferner über eine gemeinsame Veranstaltung des Historischen Vereins mit den Schulen, die im Sommer geplant sei. Außerdem arbeite der Vorstand an einer neuen Darstellung des Gesamtvereins. Dazu soll ein Werbekonzept mit einem neuen Flyer und einer aufgefrischten Homepage entwickelt werden. Dabei werde man sich im Beirat auch über eine behutsame Neugestaltung der „Ortenau“ Gedanken machen und seine Vorschläge dann bei der nächsten Mitgliederversammlung vorstellen. Diese wird am 15. Oktober 2006 in Renchen stattfinden.

Cornelius Gorka

Karl List †



Am 2. Dezember 2005 verstarb der bekannte Denkmalpfleger und unser Mitglied Karl List im Alter von fast 101 Jahren. Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim des Historischen Vereins für Mittelbaden trauert um ein Mitglied, das sich im Bereich der Denkmalpflege verdient gemacht hat. Eine große Trauergemeinde gab am 8. Dezember 2005 dem Verstorbenen auf dem Lahrer Friedhof das letzte Geleit.

Karl List wurde 31.01.1905 geboren, nach Abschluss seiner Schulausbildung besuchte er die Kunstschule in Kassel, ließ sich zum Grafiker ausgebildet und besuchte die Ar-

chitektenschule. Während des Zweiten Weltkrieges war er beim Bau des Westwalls im Einsatz. Ab 1955 arbeitete er im Planungsamt der Stadt Lahr und war gleichzeitig ehrenamtlicher Mitarbeiter des staatl. Amtes für Denkmalpflege, dort erhielt er auch im Jahre 1962 eine feste Anstellung und konnte nunmehr seine Leidenschaft für die Denkmalpflege zum Beruf machen.

Der Verstorbene wurde 1965 erstmals Mitglied der sozialdemokratischen Fraktion im Gemeinderat der Stadt Lahr und wendete sich mit großem Engagement der Kommunalpolitik zu.

Herr List betreute beim Landesamt für Denkmalpflege in Freiburg viele Ausgrabungsprojekte. Seine Arbeit war dabei auch immer seine Leidenschaft. Eine Fülle wichtiger Ausgrabungen aus römischer und karolingischer Zeit am Oberrhein sind ihm zu verdanken, ebenso eine große Zahl von Sicherungs- und Renovierungsmaßnahmen an bedeutsamen Baudenkmalen. Exemplarisch genannt werden kann hierfür die Renovierung der Klosterkirche St. Cyriac in Sulzburg sowie die Kirchen in Riedlingen, Fellbach und Höllstein.

Aber auch in seiner Heimat, dem Geroldsecker Land, hat er zahlreiche Grabungen und Forschungen unternommen. Karl List hat sich hier insbesondere um die Burgheimer Kirche, die Reste der Lahrer Tiefburg mit dem Lahrer Wahrzeichen, dem Storchenturm, das alte Kuhbacher Kirchlein, die Burgruine Lützelhard sowie die Kirche in Wittelbach verdient gemacht.

Die Krönung seines Schaffens waren jedoch seine Bemühungen und Erkenntnisse um die Ausgrabungen der Klosterkirche in Schuttern. Bereits als Pensionär leitete er von 1972 bis 1975 die Grabung in der ehemaligen Abteikirche in Schuttern. Sein unermesslicher Arbeits- und Forschungseifer an diesem Projekt hat zu tiefgreifenden und wertvollen Erkenntnissen für das gesamte Oberrheingebiet geführt, die bis heute einzigartig sind. Ohne seine Forschungen wäre die 1400-Jahrfeier in Schuttern im Jahre 2003 nicht möglich geworden.

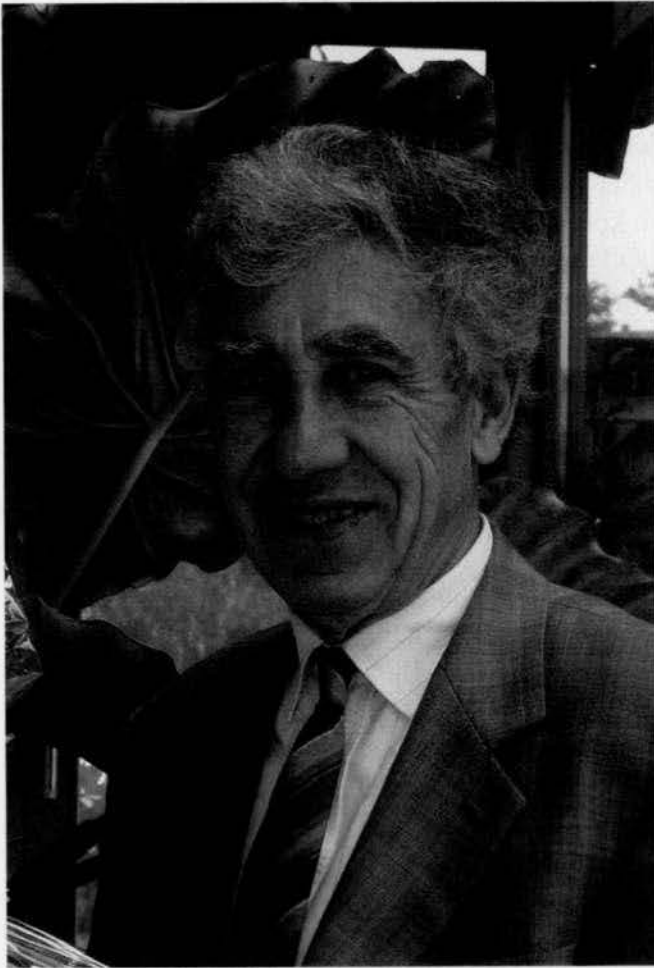
Weit über seine beruflichen Tätigkeiten hinaus hat der Verstorbene, der seinen Beruf auch immer als sein Hobby ansah, gewirkt. Viele Publikationen stammen aus seiner Feder. Seine Buchillustrationen, seine archäologischen Befundzeichnungen, seine Steinmetzzeichensammlung und die Rekonstruktionspläne seiner Grabungsbefunde geben Zeugnis von seiner grafischen und technischen Ausbildung.

Sein großartiges Wirken spiegelt sich in den Auszeichnungen wider, die ihm verliehen wurden. 1975 erhielt Karl List die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg. Der Verstorbene erhielt diese höchste Auszeichnung des Landes bereits im ersten Jahr ihrer Stiftung. Die Bedeutung der Verdienstmedaille wird besonders deutlich, wenn man weiß, dass die Anzahl der lebenden Medailleninhaber insgesamt nicht höher als 1.000 sein darf. Aber nicht nur das Land Baden-Württemberg, sondern auch seine Heimatstadt Lahr hat den Verstorbenen geehrt. So erhielt Karl List am 20. Mai 1983 die Bürgermedaille der Stadt Lahr. Die vielfältigen Leistungen und Verdienste von Karl List sind umfangreich und gewichtig.

Den Mitgliedern des Historischen Vereins für Mittelbaden bleibt der Denkmalpfleger und Archäologe durch sein Lebenswerk in ehrender Erinnerung.

Ekkehard Klem

Josef Naudascher zum 75. Geburtstag



Am 14. Mai 2005 konnte Josef Naudascher, der sich seit Jahrzehnten unermüdlich für die Geschichte seiner Heimatgemeinde und für das Oberrheinische Tabakmuseum in Mahlberg einsetzt, den 75. Geburtstag feiern.

Der Jubilar hat sich jedoch nicht nur um Mahlberg, sondern auch um den Historischen Verein für Mittelbaden verdient gemacht. 25 Jahre lang leitete er den Archäologischen Arbeitskreis, den er 1974 gegründet hatte, und baute einen fruchtbaren Kontakt zu den elsässischen Geschichtsvereinen aus. Seit über dreißig Jahren nimmt er im Verein das Amt eines Beirats wahr. 1970 übernahm er für drei Jahre die Leitung der Mitgliedergruppe Ettenheim und organisierte dort 1971 die Jahreshauptversammlung des Gesamtvereins. Im Jahre 1986 bedankte sich der Verein für seine langjährige und stets verantwortungsbewusste Mitarbeit mit der Ernennung zum Ehrenmitglied.

Sein außergewöhnlicher Einsatz für den Verein und die Heimatge-

schichte fand durch zahlreiche weitere Ehrungen verdiente Anerkennung. So wurde ihm 1984 das Bundesverdienstkreuz verliehen, das Land Baden-Württemberg zeichnete ihn für sein langjähriges ehrenamtliches Engagement aus und der Kreisrat beschloss 2001, ihm für seine zahlreichen Veröffentlichungen zur Ur- und Frühgeschichte der Ortenau, für seine archäologische Forschungsarbeit und für seine Verdienste um den Aufbau des Oberrheinischen Tabakmuseums den Heimatpreis des Ortenaukreises zu verleihen. Seine Heimatgemeinde ernannte ihn schließlich 2004 zum Ehrenbürger.

Eine besondere Würdigung erfuhr Josef Naudascher in dem 2005 vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz herausgegebenen Buch „Das Hallstattzeitliche Fürstengrab im Hügel 3“ von Rolf Dehn, Markus Egg und Rüdiger Lehnert, in dem ihm als Entdecker des Keltengrabes bei Kappel höchste Anerkennung ausgesprochen wurde.

Es sieht so aus, als ob Josef Naudascher trotz seines Alters auch weiterhin mit bewunderungswürdiger Schaffenskraft für die Geschichtsforschung und für „sein“ Tabakmuseum zur Verfügung stehen wird. Dem Dank für sein großartiges Wirken sei der Wunsch, dass ihm noch viele Jahre in guter Gesundheit beschieden sein mögen, angefügt.

Bernhard Uttenweiler

Karl Maier zum 80. Geburtstag

Am 15. Mai 2006 feierte Karl Maier seinen 80. Geburtstag. Der Vorstand besuchte den Jubilar und überbrachte die Glückwünsche des Historischen Vereins. Karl Maier ist den meisten Mitgliedern als früherer Redakteur der „Ortenau“ bekannt, die er bis 1999 gewissenhaft und sachkompetent herausgab. Auch zahlreiche Beiträge der Jahrbücher stammen aus seiner Feder. Beispielhaft seien hier die Aufsätze über „Hexenprozesse im Landgericht Appenweier“, über „Das Bezirksamt Appenweier“, über die Revolution 1848 oder über das Kriegsende in Appenweier genannt. Hinzu kommen noch mehrere Buchbesprechungen.

Von 1957 bis 2003 war Karl Maier außerdem Vorsitzender der Mitgliedergruppe Appenweier, die er ins Leben rief.

Die wissenschaftliche Aufarbeitung der Geschichte Appenweiers war ihm von Anfang an ein wichtiges Anliegen, wozu er mit Vorträgen und eigenen Veröffentlichungen auch selbst beitrug. Zuletzt war er wesentlich an der Erfassung der Kleindenkmäler, an einem Kirchenführer über St. Michael und an einigen Vereinschroniken beteiligt.

Der pensionierte Studiendirektor ist bis heute für viele Menschen ein Ansprechpartner, wenn es um die Geschichte Appenweiers geht. Durch seine freundliche und aufgeschlossene Art hilft er immer wieder Heimatforschern bei der Klärung offener Fragen oder bei der Suche nach ortsgeschichtlichen Quellen. Seine jahrzehntelangen Erfahrungen, die er bei seinen Forschungen in verschiedenen Archiven gewinnen konnte, kommen ihm dabei sehr zugute. Auch die politische Gemeinde weiß die Hilfe ihres Heimatforschers zu schätzen.

Karl Maier betrieb die Archivarbeit aber nicht nur als Nutzer, sondern bemühte sich auch um die Sammlung wichtiger Quellen zur Ortsgeschichte, um sie vor dem Verlust zu bewahren. Dazu gehörte beispielsweise eine Bilddokumentation Appenweiers, die heute von der Gemeindeverwaltung weitergeführt wird. Er begründete das Vereinsarchiv und betreut bis heute das katholische Pfarrarchiv Appenweier.

Karl Maier engagierte sich auch im Appenweierer Gemeinderat, dem er von 1964 bis 1994 angehörte. In dieser Zeit war er an vielen Entscheidungen und Ereignissen beteiligt und konnte dadurch die Geschichte Appenweiers aktiv mitgestalten. Für seine Verdienste wurde Karl Maier 1994 das Bundesverdienstkreuz und 2004 die neu geschaffene Bürgermedaille der Gemeinde Appenweier verliehen. Der Historische Verein ernannte ihn 1999 zu seinem Ehrenmitglied.

Der Historische Verein wünscht Karl Maier auf diesem Wege gute Gesundheit, weitere Schaffenskraft und alles Gute für die kommenden Jahre.

Dr. Cornelius Gorka

Theo Schaufler zum 80. Geburtstag

Am 20. Juni 2006 feierte Theo Schaufler seinen 80. Geburtstag. Der Vorstand besuchte den Jubilar in Offenburg-Windschlag und überbrachte die Glückwünsche des Historischen Vereins. Theo Schaufler ist den meisten Mitgliedern als langjähriger Geschäftsführer des Gesamtvereins bekannt. Nach Kriegsdienst und Gefangenschaft begann er 1947 beim Landratsamt Offenburg seine Ausbildung als Regierungsinspektoranwärter. Von 1950 bis 1957 war Theo Schaufler als Revisionsbeamter bei den Landratsämtern Offenburg, Müllheim und Lahr tätig. Am 1. Januar 1958 wurde ihm die Leitung des neu geschaffenen Rechnungsprüfungsamtes beim Landratsamt Offenburg übertragen, die er auch nach der Kreisreform beim Landratsamt Ortenaukreis behielt. Als Leiter dieses Amtes war er verantwortlich für die Eigenprüfung aller Einrichtungen des Kreises, die ordnungsgemäße Verwendung der Finanzmittel und für die Organisationsprüfungen. Aufgrund seiner fundierten Fachkenntnisse, seiner Gründlichkeit und seines großen Fleißes besaß er das Vertrauen der Verwaltung und des Kreistages. Zum 1. November 1990 wurde er in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet.

Theo Schaufler hatte somit beruflich viel mit Geld zu tun und konnte seine Fachkenntnisse in den Historischen Verein einbringen: Von 1979 bis 2005 verwaltete und führte Theo Schaufler die Finanzen und die Geschäfte des Gesamtvereins. Er verwaltete die Mitgliederkartei und war ein wichtiges Bindeglied zwischen Gesamtverein und Mitgliedergruppen. Er führte auch die entscheidenden Verhandlungen mit Verlag und Druckerei unserer Vereinszeitschrift „Die Ortenau“ und kümmerte sich um den Verkauf. Als Geschäftsführer war er außerdem Leiter der überregionalen Mitgliedergruppe, der vor allem auswärtige Mitglieder und Körperschaften angehören. Zudem übernahm er von 1982 bis 2001 auch bei der Mitgliedergruppe Offenburg das Amt des Rechners. Beide Ämter übte er stets gewissenhaft und sorgfältig aus. Darüber hinaus war er im Vorstand des DRK-Kreisverbandes Offenburg aktiv. Für seine Verdienste ernannte ihn der Historische Verein schon 1992 zum Ehrenmitglied.

Seine freundliche und ruhige Art sowie sein trockener Humor machen ihn bis heute zu einem angenehmen und geschätzten Gesprächspartner. Auch nach seinem Ausscheiden als Geschäftsführer bleibt Theo Schaufler als Mitglied des Bibliotheksteams in Kork dem Historischen Verein verbunden. Er nimmt weiterhin am Vereinsleben Anteil und steht bei Bedarf auch den Nachfolgern mit seinem Rat zur Seite.

Der Historische Verein wünscht Theo Schaufler auf diesem Wege gute Gesundheit, weitere Schaffenskraft und alles Gute für die kommenden Jahre.

Dr. Cornelius Gorka

Ludwig Uibel †

Ludwig Uibel (24.7.1911 Lichtenau – 25.11.2005 Freiburg) war ein ständiger und treuer Gast der Jahresversammlungen unseres Vereins, die er trotz altersbedingt beschwerlicher Anreise aus Freiburg selten versäumte. Und noch vier Wochen vor seinem Tod besuchte er – 94-jährig! – seine Heimatstadt Lichtenau, wo er dem Heimatverein Medicus (dessen Ehrenmitglied er war) viele von ihm im Lauf eines langen Forscherlebens gesammelte Dokumente und Kopien übergab. Auch unserer Fachgruppe Flurnamen hinterließ er persönlich umfangreiche Aufzeichnungen, wie der Leiter der Fachgruppe, Ewald Hall, würdigend feststellt (siehe Fachgruppenbericht in der vorliegenden „Ortenau“).

Bereits ein kurzer Blick in die Registerbände der „Ortenau“ belegt die äußerst fruchtbare und kontinuierliche Autorentätigkeit von Ludwig Uibel. Kaum ein heimatgeschichtliches Kapitel, das er nicht in fundierter, quellenmäßig immer sehr gut recherchierter Weise behandelt hat. Sozialgeschichte und Revolution, Flurnamen oder die Geschichte der jüdischen Gemeinde Lichtenau, Kloster Schwarzach, Kleindenkmale und Rheinfähre – die Vielfalt seiner Themen entsprang letztlich seiner Heimatliebe, die sich immer auch für das geschichtliche Werden der Landschaft interessierte. Im Nachruf der Gemeinde wird dem Träger der Bürgermedaille (Verleihung 2002), „der sich für die Menschen in unserer Stadt sehr eingesetzt hat“, dafür besonders gedankt.

Ludwig Uibel hatte in Heidelberg Physik, Chemie und Mathematik studiert und unterrichtete zunächst in Lörrach und an der Schlossschule in Salem. Nach dem Krieg und amerikanischer Gefangenschaft arbeitete er zunächst als „landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter“, bevor er ab 1948 bis zu seiner Pensionierung 1976 am Freiburger Rotteckgymnasium tätig wurde, seit 1954 als Gymnasialprofessor.

Martin Ruch

Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

14. Januar 2005 Generalversammlung, anschließend
Vortrag: Elmar Gschwind
„Schwarze Katz' & Co.“
Der ganz alltägliche Aberglaube
09. März 2005 Diavortrag (digitale Präsentation)
Johannes Mühlán
„König-Dame-Türme ...“
Mittelalterliche Burgen der Ortenau im Schachspiel der Macht
10. Mai 2005 Vortrag
Stadtpfarrer i.R. Dr. Gerhard Lötsch
„Die Freiheit – ihr Preis und ihr Wert“
Erinnerungen und Gedanken zum Jahr 1945
08. September 2005 Tagesexkursion in die Landeshauptstadt Stuttgart
Führung durch das Haus der Geschichte
Besichtigung des Mercedes-Benz-Museums
26. Oktober 2005 Sonderveranstaltung zur Eröffnung des „Achterner Römerjahres“
Vortrag Horst Brombacher
„Die besiedlungspolitischen Verhältnisse in der Ortenau um Christi
Geburt – Funde aus der Römerzeit in Achern“
03. November 2005 Vortrag mit Power-Point-Präsentation
Wendelin Zink/Johannes Mühlán
„Alte Mühlenkunst“
Die geschichtliche Entwicklung des Getreidemahlens und der Müh-
lentechnik

Elmar Gschwind

Bühl 2005

Schwerpunkt der Arbeit unserer aktiven Mitglieder war der Einsatz für die Erhaltung des denkmalgeschützten Gasthaus Schützen am oberen Tor (siehe Abb.). Das im Besitz der Stadt befindliche „bühlytische“ Gebäude aus der Mitte des 19. Jahrhunderts droht der Verkehrs- und Stadtplanung zum Opfer zu fallen. Historische Recherchen (siehe unsere Homepage www.historischer-verein-buehl.de), Besichtigungen, Stellungnahmen von Fachleuten und zahlreiche Artikel, Vorträge und Aktionen versuchten die Bevölkerung und die Stadtmütter und -väter von dem Wert des ehemals beliebten Bühler Wirtshauses zu überzeugen. Eine kleine von Jörg Seiler konzipierte Ausstellung „Bühl gestern und heute“ diente dazu, das Bewusstsein für erhaltenswerte Objekte zu wecken oder zu schärfen.



Unser Programm 2005:

Donnerstag 24. Februar 2005

19.00 Uhr: Hauptversammlung. 20.00 Uhr: Bühler Familienbuch. Eine wichtige Geschichtsquelle. Tilmann Krieg.

Donnerstag 17. März 2005

19.30 Uhr: Die Bühler Fabrik Lörch und ihre Geschichte. Ein Kapitel Bühler Wirtschaftsgeschichte. Friedrich Horcher.

Donnerstag 14. April 2005

19.30 Uhr: Die Burgen des Renchtals. Johannes Mühlan – Powerpointpräsentation.

Samstag 16. April 2005

8.30 Uhr: Exkursion zu den Burgen des Renchtals. Johannes Mühlan.

Samstag 21. Mai 2005

8.30 Uhr: Exkursion Historische Führung durch den Schwetzingen Schlossgarten und die Ausgrabungen in Ladenburg. Klaus Föhr.

Donnerstag 23. Juni 2005

19.30 Uhr: Ganerbenburg und Burgfrieden als besondere Form von Burgeigentum (13.–16. Jh.) oder Wie wurde im Mittelalter „Wohneigentum verwaltet?“. Klaus Föhr – Powerpointpräsentation.

Sonntag 28. August 2005

Straßburg. Nachmittag- und Abendfahrt im Bus mit dem Schwarzwaldverein.

Donnerstag 22. September 2005

19.30 Uhr: Die Wölbecker. Eine in Vergessenheit geratene Pflugtechnik in unserem Raum. Dr. Benoit Sittler, Institut für Landschaftspflege der Universität Freiburg.

Sonntag 16. Oktober 2005

Jahresversammlung des Hauptvereins in Steinach.

Donnerstag 17. November 2005

19.00 Uhr: Medizin ohne Menschlichkeit. Medizin im Dritten Reich in Baden und im Elsass. Prof. Dr. Karl-Heinz Leven, Lehrstuhl für Medizin, Universität Freiburg.

Dr. Suso Gartner

Ettenheim

„700 Jahre Stadtrechte“ waren Anlass genug für die Stadt Ettenheim im Juli 2005, wenn auch aus verschiedenen Gründen mit drei Jahren Verspätung, ein besonderes Fest zu feiern. Von Bürgermeister Bruno Metz initiiert und tatkräftig gefördert wurde das Stadtrechtsjubiläum mit einem Volksfest begangen, zu dem sich Jung und Alt aus allen Vereinen der sechs Stadtteile in historischen Kostümen gemeinsam in der Kernstadt einfanden.

Zahlreiche Mitglieder des Historischen Vereins wirkten bei einem Buch- und Filmprojekt mit. Rechtzeitig vor dem Beginn der Jubiläumsfeierlichkeiten wurde am 7. Juli 2005 im Bürgersaal des Rathauses der von Bernhard Uttenweiler im Auftrag der Stadt herausgegebene Bildband „Ettenheim – Geschichte der Stadt in Bildern und Dokumenten“ vorgestellt. Als Autoren waren an dem Buch neben dem Herausgeber die Mitglieder Klaus Bosch, Thomas Dees, Dr. Franz Michael Hecht, Franz-Josef Henninger, Margret Oelhoff, Wolfgang Schwab, Dr. Jörg Sieger und Dieter Weis beteiligt. Ergänzende Berichte steuerten Bürgermeister Bruno Metz, Dr. Verena Nübling, Herbert Birkle und Rudolf Edelmann bei. Aus einer früheren Veröffentlichung von Hubert Kewitz (†) wurde eine kurze Übersicht über die Geschichte Ettenheims übernommen. Bei der Herstellung von Reproduktionen waren insbesondere Eugen Weber und Wolfgang Hoffmann behilflich. Die Gestaltung dieses ausgezeichneten Bildbandes mit rund 200 farbigen Abbildungen ist wiederum unserem langjährigen Mitglied Fernand Louzy, der bis jetzt alle Veröffentlichungen des Historischen Vereins Ettenheim betreut hat, zu verdanken.

Für den Film zur Geschichte Ettenheims von Prof. Dr. Heiner Behring und Dipl. Ing. Markus Moser mit Studenten der Fachhochschule Offenburg hatten die Mitglieder Christof Heizmann, Klaus Schade, Joachim Schwab und Bernhard Uttenweiler das historische Konzept erarbeitet. Der Film, der am 15. und 16. Juli 2005 bei schönstem Wetter auf einer Großleinwand vor dem Rathaus vorgeführt wurde, war ein voller Erfolg. Die Spielszenen des Filmes wurden von den Schauspielern der „kleinen bühne ettenheim“ unter Leitung von Wilfried Holzmann gespielt. Der Film kann als CD bei der Stadtverwaltung erworben werden.

Während der Jubiläumstage präsentierte Dr. Jörg Sieger im Bürgersaal eine Computeranimation, in der er Ettenheim vor der Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg in einem virtuellen Stadtrundgang dreidimensional zeigte.

Auf folgende Ettenheim betreffenden Veröffentlichungen sei hingewiesen:

Die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin gab 2005 das Buch „Materialien zum Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ heraus, in dem exemplarisch auch das Schicksal der Familie Dreifuss aus Altdorf behandelt ist. An diesem Buch und der Ausstellung in Berlin wirkte Dr. Ulrich Baumann mit, der in dem vom Historischen Verein 1988 herausgegebenen Buch über das Schicksal der jüdischen Gemeinden im Südbezirk die jüdische Gemeinde Schmieheim bearbeitet hatte.

In dem Buch „Die Franzosen kommen. Kriegsergebnisse im Breisgau und in der Ortenau“ (2005) veröffentlichte Josef F. Göhri aus Bleichheim Berichte, die von den Pfarrern des Breisgaus und der Ortenau zum Ende des Zweiten Weltkrieges verfasst wurden.

Ebenfalls 2005 erschien im Fink-Verlag in Lindenberg die zweite Auflage des mit ausgezeichneten Bildern ausgestatteten Kirchenführers der Pfarrkirche St. Bartholomäus in Ettenheim von Hubert Kewitz (†) und Dieter Weis.

Im Geroldsecker Land 48 (2006) berichtet Wolfgang Hoffmann vom Naturschutzbund Ettenheim in einem mit beeindruckenden Bildern versehenen Aufsatz über die Wiedersiedlung des Weißstorchs in der südlichen Ortenau und dem nördlichen Breisgau.

Dr. Jörg Sieger vervollständigte kontinuierlich sein Online-projekt (www.joerg-sieger.de) und stellte u.a. aus dem Nachlass von Hubert Kewitz verschiedene interessante Materialien ab 1803 ins Internet.

Bernhard Uttenweiler

Gengenbach

Am 7. Januar 2005 wurde im Barocksaal der Fachhochschule Band 8 der „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ von Prof. Harald Siebenmorgen, Direktor des Badischen Landesmuseums, vorgestellt. Gengenbach war als Ort der Präsentationen gewählt worden wegen des lokalbezogenen Artikels von Gernot Kreutz „Die Flurnamen von Gengenbach“. Durch Spenden und Vorkasse konnte die Herstellung von Sonderdrucken mit zugehörigen Karten ermöglicht werden.

Im März unternahmen die Gengenbacher zusammen mit anderen Interessierten eine Studienfahrt nach Speyer, wo im Historischen Museum der Pfalz die viel beachtete Sonderausstellung „Europas Juden im Mittelalter“ gezeigt wurde. Jürgen Stude schlug bereits im Bus den geschichtlichen Bogen und führte in das Thema ein. Neben der beeindruckenden Ausstellung standen ein Orgelkonzert des Gengenbacher Stadtpfarrers und kompetente Führungen durch die Speyrer Altstadt und den Kaiserdom auf dem Programm.

Ein Gegenbesuch des historischen Vereins der Partnerstadt Obernai (Association pour la Conservation du Patrimoine Obernois) in Gengenbach führte im Rahmen der obligaten Stadtführung angesichts beispielhaft restaurierter Baudenkmale zu angeregten Gesprächen darüber, wie weit zu bewahrende Bausubstanz durch Nacharbeit und Rekonstruktion ergänzt und „verdeutlicht“ werden darf. Ein Meinungsaustausch hierüber erweist sich immer wieder als förderlich, da die Stadtbilder von Obernai und Gengenbach ein vergleichbares Spektrum historischer Bauwerke aufweisen.

Anlässlich des Römerjahrs hielten die Archäologen Manuel Yupanqui und Johann Schrepp am 20. Juli einen Diavortrag in der überfüllten Weinstube Frei über die Römer an der Kinzig. Die Referenten zeichneten ein historisches Gesamtbild von Vespasian bis etwa 250 n.Chr. und gaben den Stand der Forschung wieder, der erst kürzlich durch zwei wichtige Ausgrabungen in Offenburg aktualisiert werden konnte. Gegen Schluss wandte man sich den römischen Funden in Gengenbach zu: Jupiter-Gigantensäule, Ziegelbrennofen und dem 1994–1996 entdeckten Gräberfeld Hinterdorfstraße/Nollen.

Am Tag des offenen Denkmals, Schwerpunktthema „Krieg und Frieden“, lud die Mitgliedergruppe zum Besuch der normalerweise nicht zugänglichen Nordempore der Leutkirche St. Martin ein. Hier, in der Annenkapelle, befinden sich zwei Votivtafeln, die aus Dankbarkeit dafür gestiftet wurden, dass 1771 ein drohender Krieg glücklich vermieden werden konnte. Es ging bei der Auseinandersetzung um Ansprüche auf die Landvogtei Ortenau, die Markgraf Karl Friedrich von Baden-Durlach nach Aussterben des Hauses Baden-Baden für sich erhoben hatte, gegen Österreich. Bernhard Wink führte in die komplizierte Rechtslage und die brenzlige Situation ein, die trotz Säbelrasselns und bereitgestellter Truppen am 26. November 1771 friedlich beigelegt werden konnte; die Landvogtei fiel zurück an Österreich. Wink erläuterte Stil, Inhalt und Symbolik der von einem unbekanntem Künstler gemalten Tafeln. Anschließend konnten die Besucher weitere barocke Kunstwerke auf der großen Orgelempore besichtigen, die bei der Neo-Romanisierung der ehemaligen Klosterkirche vor mehr als hundert Jahren dem Zeitgeschmack weichen mussten.

Eine weitere Veranstaltung im Römerjahr – aufgrund der zu erwartenden Besucherscharen in die Berghauptener Schlossberghalle verlegt – schloss das Jahresprogramm ab: Dr. Michael Hoepfer vom Institut für Ur- und Frühgeschichte der Uni Freiburg sprach über „Alemannische Höhensiedlungen am Oberrhein“ und ging dabei insbesondere auf die Höhenstationen Geißkopf bei Berghaupten und Kügeleskopf bei Ohlsbach sowie die dort ausgegrabenen Fundstücke ein. Da über die Völkerwanderungszeit im 4./5. Jh. noch immer wenig bekannt ist, verlief die anschließende Diskussion durch lebhaftige Beteiligung für alle Seiten lehrreich und fruchtbar. Dank an die Gemeinden Berghaupten und Ohlsbach, die die Einladung des Referenten finanziell unterstützt hatten.

Die Mitgliedergruppe Gengenbach gedenkt des Todes dreier verdienter und beliebter Mitglieder: Ehepaar Bahr und Günther Junk.

Max Bahr, ein liebenswerter und dem Brauchtum verbundener Mensch, ein Gengenbacher Original, starb im Alter von 98 Jahren. Seine Frau Margret folgte ihm drei Monate später nach. Mit ihrer vor zwei Jahren gestorbenen Freundin Hertha Schlegel trat sie jahrelang in Brauchtumsrunden mit G'schichtle, Dialektstücken und Mundartrezitationen auf.

Günther Junk, geboren 1920 in Schlesien, Fabrikant und Stadtrat über neun Wahlperioden, nimmt in der Biografie des Historischen Vereins durch sein Hobby Fotografieren eine besondere Stellung ein. In nahezu allen Stadtführern, Heimatbüchern, Kalendern und Bildbänden über Gengenbach und das Umland setzte er mit seinen ausgewählten Motiven die Akzente. In der stadtgeschichtlichen Forschung hatte er den Abschnitt „Papiermühlen“ übernommen und richtete als Unternehmer in dieser Branche ein Industriemuseum auf dem Firmengelände ein.

Auf der Jahres-Mitgliederversammlung am 16.03.05 wurde folgender Vorstand einstimmig gewählt:

1. Vorsitzender: Bernhard Wink (bisher kommissarisch)

Rechner: Heinrich Steinman (Wiederwahl)

Schriftführer: Hans-Jochen Schuck (Wiederwahl)

Der Posten eines 4. Vorstandsmitglieds blieb mangels Kandidaten vorerst unbesetzt.

Hans-Jochen Schuck

Haslach i.K.

- 26.09.2005 Vortrag mit Beamer von Prof. Dr. med. Karl-Heinz Leven vom Institut für Rechtsgeschichte der Universität Freiburg/Br.
„Medizin ohne Menschlichkeit unter dem NS-Regime in Baden und im Elsass“
- 10.10.2005 Vortrag von Oberstaatsanwalt Jürgen Collmann, Ortenberg
„Matthias Erzberger“ (1875-1921) – Ermordung und Prozess
- 23.01.2006 Vortrag mit Beamer von Geologiedirektor Dr. Wolfgang Werner, Freiburg/Br. Lagerstätten und Bergbau im Schwarzwald
- 26.01.2006 Mit großem Erfolg wird der Film „Die Zwangsarbeiter vom Vulkan“ im Kino in Haslach gezeigt. Die Arbeitsgruppe „Gedenkstätte Vulkan“ unter der Leitung von Sören Fuss betreute die Filmaufnahmen. Außerdem leistet diese Arbeitsgruppe verdienstvolle Arbeit in der Kontaktpflege zu überlebenden KZ-Häftlingen und deren Angehörigen. Sie zeichnet verantwortlich für die Führung von Schulklassen und Erwachsenengruppen auf dem Gelände des ehemaligen Arbeitslagers im Urenwald.
20. 03.2006 Hauptversammlung der Mitgliedergruppe
Im Anschluss an die Regularien: Vortrag des Vorsitzenden Klaus G. Kaufmann „Von der Schwierigkeit eine Ahnentafel zu erstellen“ (anhand der Scharfrichterfamilie Seidel/Seidler aus Triberg, seiner Vorfahren)
Klaus G. Kaufmann

Hornberg – Triberg

Dass der Historische Verein Hornberg mit Wilhelm Brüstle und Patrick Schweizer an der Spitze „unbestritten zu den bedeutendsten Werbeträgern der Stadt gehört“ (Bürgermeister Siegfried Scheffold), wurde aufs Neue in besonders beeindruckender Weise durch den hervorragenden Erfolg der Theateraufführungen auf der Freilichtbühne im „Storenwald“ bestätigt, gehört die Saison 2005 doch zu einer der besten in der bewegten Geschichte des „Hornberger Schießens“. Nach wie vor erfreut sich dieses Heimatspiel von Erwin Leisinger des ungebrochenen Interesses zahlreicher Heimatfreunde aus nah und fern. Obwohl von den geplanten sechs Aufführungen drei wegen schlechten Wetters ausfallen mussten, verzeichneten die Veranstalter immerhin noch 1.836 Besucher. Die fünf Aufführungen des Kriminalstücks „Das indische Tuch“ von Edgar Wallace wurde von 2.339 Zuschauern ebenso begeistert aufgenommen wie das Märchenspiel „Dornröschen“ nach den Gebrüdern Grimm, das mit seinen zehn Nachmittags- und Abendveranstaltungen 5.480 meist jugendliche Besucher in den „Storenwald“ gelockt hatte, mehr als die Hälfte aller Zuschauer überhaupt. Wenn also die Verantwortlichen mit den Besucherzahlen der verschiedenen Theateraufführungen trotz der mehrfach widrigen Witterungsverhältnisse schon zufrieden sein konnten, so bildeten die Feierlichkeiten zum 50-jährigen Bestehen des Historischen Vereins mit einer Festaufführung des Freilichtspiels „Das Hornberger Schießen“ im Juli und zum ebenfalls 50-jährigen Jubiläum dieses Volksschauspiels mit einem unvergesslichen zweitägigen „mittelalterlichen Fest“ auf dem Schlossberg im September die absoluten Höhepunkte im Vereinsgeschehen des ganzen Jahres.



Die Erwin-Leisinger-Bühne im Storenwald ist alljährlich Schauplatz des Freilichtspiels „Das Hornberger Schießen“



*Wer sonst hatte einen solchen Überblick über das ganze vielfältige Geschehen beim „mittelalterlichen Fest“ des Historischen Vereins auf dem Schloßberg wie dieser Stelzenläufer?
Foto: Adolf Heß*



Bei der Jahresschlussfeier 2005 für die Mitarbeiter des Stadtmuseums Hornberg ehrte dessen Leiter Wolfgang Neuß (links) den früheren Bürgermeister und Ortsvorsteher von Reichenbach, das Gründungs- und Ehrenmitglied des Fördervereins, Christian Brüstle, für die hohen Verdienste, welcher sich dieser beim Aufbau und bei der Einrichtung des Museums erworben hat.
Foto: Adolf Heß

In gleicher Weise zeigt sich auch der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte als eine Institution im gesellschaftlichen Leben, die eine stolze Jahresbilanz aufzuweisen hat. Neben der Erforschung der heimatlichen Frühgeschichte, vor allem in den Bereichen „Windkapf“ und „Brunnholzer Höhe“, mit der sich vor allem Vorsitzender Wolfgang Neuß intensiv beschäftigt hat, bereicherten einige bemerkenswerte Aktivitäten den Veranstaltungskalender der Stadt. Im Hinblick auf die Sonderausstellung „Hornberg in württembergischer Zeit“ im Stadtmuseum, die von April bis September zu sehen war, sprach schon im März Adolf Heß vor einer sehr aufgeschlossenen Zuhörerschaft über „Die Einführung der Reformation in Hornberg“. Von ganz anderer Art war dann das Referat, welches den Titel trug „Wilhelm Hausenstein und seine Väter“, mit dem Dr. Johannes Werner im Juni ein beeindruckendes Persönlichkeitsbild des bedeutenden Schriftstellers und Diplomaten zeichnete. Der Vortrag erwies sich gewissermaßen als eine vorteilhafte Einführung in die vom selben Verfasser geschriebene vorzügliche Biographie Hausensteins, welche im November der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

Als Höhepunkt des Vereinsgeschehens kann indes der Jahresausflug angesehen werden, der nach Rheinmünster mit der Besichtigung des Schwarzacher Münsters und auf die Schwarzwaldhochstraße bei Unterstmatt führte und der seinen geselligen Abschluss im „Springbrunnen“ bei Oberkirch fand.

In den ersten Oktobertagen kamen die Vorstandsmitglieder des Vereins zu einem gemeinsamen Besuch der Gemäldeausstellung „Wilhelm Hasemann – Curt Liebich“ im be-



Die Teilnehmer des Jahresausflugs 2005 des Fördervereins Stadtmuseum Hornberg vor dem Schwarzacher Münster in Rheinmünster; vorn rechts die Führerin Franziska Fallner, die sich als außerordentlich sachkundig erwies. Foto: Adolf Heß

nachbarten Gutach zusammen. Dabei zeigte sich der Vorsitzende des dortigen Kunstvereins, Ansgar Barth, als ausgesprochen profunder Kenner des künstlerischen Schaffens der beiden berühmten Maler.

In der inzwischen zur Tradition gewordenen Jahresschlussfeier Mitte Dezember stand neben dem ausführlichen Rückblick des Vorsitzenden Neuß und dem vielseitigen Dank an alle Mitarbeiter im Stadtmuseum vor allem die Ehrung des besonders rührigen Gründungsmitglieds Christian Brüstle aus dem Ortsteil Reichenbach im Mittelpunkt. Mit Worten der Anerkennung und des Dankes und mit der Übergabe eines Geschenks würdigte der Vorsitzende die besonderen Verdienste des Geehrten beim Aufbau und bei der Einrichtung des Museums.

Brüstle hatte anlässlich seines 85. Geburtstages einige Tage zuvor schon von Bürgermeister Siegfried Scheffold die Bürgermedaille in Gold der Stadt Hornberg verliehen bekommen.

Mit großem Interesse wurden von den Teilnehmern schließlich auch einige Zahlen aus der Jahresstatistik vernommen, die Vorstandsmitglied Heß bekanntgab. Demnach hatten im Jahr 2005 über 310 Heimatfreunde das Museum besucht, davon allein 118 beim „Tag der offenen Tür“ anlässlich des Hornberger Frühlingfestes im Juni.

Adolf Heß

Kehl-Hanauerland 2005

Exkursionen und Studienfahrt

- 8.1.05 nach Karlsruhe zum Besuch der Ausstellung „Hannibal ad portas – Macht und Reichtum Karthagos“ im Badischen Landesmuseum
- 18.6.05 nach Sélestat zum Besuch der Stadt und u.a. der Humanistischen Bibliothek
- 23.9.05 nach Balingen zum Besuch der Ausstellung „Karl Schmidt-Rottluff, Meisterwerke aus der Kunstsammlung Chemnitz“ und der Burg Hohenzollern, Hechingen
- 7.–9.10.05 in die Franche-Comté nach Belfort, Montbéliard, Salins-les-Bains, Arbois, Arc-et-Senans, Besançon und Ronchamps
- 28.10.05 nach Mannheim zum Besuch der Ausstellung „SchillerZeit in Mannheim“
- 12.11.05 nach Heidelberg zum Besuch der Ausstellung „Die Medici. Gesichter der Macht“ und nach Waghäusel mit Wallfahrtskirche und Kloster

Vortragsreihen

Geschichte der Universitäten am Oberrhein

- 17.3.05 „Geschichte der Universität Heidelberg“, Referentin: Dr. Susanne Lorenz, Heidelberg
- 31.3.05 „Geschichte der Universität Basel“, Referent: Privatdozent Dr. Claudius Sieber-Lehmann, Basel
- 17.11.05 „Geschichte der Universität Straßburg, Teil II“, Referent: Prof. Dr. Rainer Möhler, Saarbrücken

Vom Sumpfland und Urwald zum oberrheinischen Kultur- und Industrieland

- 14.4.05 „Der Schwarzwald. Urwald, Bauernland, Fichtenplantage“, Referent: Achim Laber, Feldberg
- 28.4.05 „Die Kehler Cellulosefabrik Trick-Zellstoff“, Referent: Hans Hollweck, Kehl

Einführungen zu Exkursionen

- 7.7.05 „Schiller in Mannheim“ als Vorbereitung zur Exkursion nach Mannheim, Referentin: Liselotte Homering, Mannheim
- 8.9.05 „Die Medici – Mäzene für Kunst und Bau“ als Vorbereitung zur Exkursion nach Heidelberg, Referent: Dr.-Ing. Hannes Eckert, Karlsruhe
- 1.12.05 „Tschechien und Prag – Ein politisch-kultureller Überblick“ als Vorbereitung zur Studienfahrt nach Prag im Januar 2006, Referentin: Markéta Gallová, Freiburg/Prag

Weitere Vorträge

- 10.2.05 „Ein Rundgang durch Kehl“, Referent: Karl Theodor Bender, Kehl (wegen des großen Erfolges wurde der Vortrag wiederholt)
- 19.5.05 „Joseph Victor von Scheffel“, Referent: Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Karlsruhe

- 9.6.05 „Die Kelten, ein großes Volk mit erstaunlicher Kultur“, Referent: Prof. Dr. Stephan Fichtl, Straßburg
- 22.9.05 „Adieu, mein Elsass! – Ein elsässisches Familienschicksal vor dem Hintergrund zweier Weltkriege“, Referent: Alexandre A. Herrgott
- 29.9.05 „Die Relation – In Straßburg erscheint 1605 die erste Zeitung“, Referent: Prof. Jean-Pierre Kintz, Straßburg

Einige der Veranstaltungen fanden in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hannauerland statt.

Zum Gedenken der Opfer des Nationalsozialismus veranstaltete der gleiche Trägerkreis wie im Vorjahr:

- 20.1.05 „Un croyant devant la Shoah“, Referent: Oberrabbiner René Guthmann, Straßburg
- 23.1.05 Besuch der Synagoge in Wolfisheim, Elsass
- 27.1.05 Ökumenischer Gottesdienst in der Friedenskirche, Kehl

Weiterhin fanden statt:

- 28.4.05 Mitgliederversammlung mit Wahl des neuen Vorsitzenden Wolfdietrich Elbert, Straßburg
- 5.6.05 Großer Bücherflohmarkt im Haus der Familie Gras zugunsten der Selbsthilfegruppe Mukoviszidose und unserer Mitgliedergruppe des Historischen Vereins
dann als ständige Einrichtung in eigenen Räumen in Kehl, ehrenamtlich betreut von Vereinsmitgliedern
- 8.12.05 Traditioneller „Rückblick“ mit Diapositiven auf die Exkursionen und die Studienfahrt des Jahres 2005

Wolfdietrich Elbert

Lahr-Friesenheim

Auch im Jahr 2005 wurde wieder von der Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim aktive Denkmalpflege betrieben. Nach der Restaurierung von mehreren Wegkreuzen und Bildstöcken sowie nach der Sanierung der Quelle bei der Brudertalkapelle konnten über Spenden die Mittel zur Sanierung des Friesenheimer Friedhofkreuzes aufgebracht werden. Der Auftrag zur neuen Farbfassung konnte erteilt werden. Restaurator Baldszhun, Offenburg, wird den Auftrag im Frühjahr 2006 erledigen.

Unter Anleitung von Dr. Gernot Kreutz, Fachgruppe Kleindenkmale, wurden die Kleindenkmale im Gebiet der Mitgliedergruppe erfasst. Eine Inschriftentafel aus dem Kloster Schuttern mit der Jahreszahl 1796? war wohl nach Auflösung des Klosters nach Friesenheim gekommen, wo es viele Jahre in der Außenwand des Gebäudes Kronenstr. 10 eingemauert war. Nach der Haussanierung wanderte der Denkmalstein in den Keller der Eigentümer. Das Ehepaar Vogt stellte das Kleindenkmal als Dauerleihgabe zur Verfügung und ermöglichte eine Aufbewahrung im Denkmalhof des Klosters Schuttern.

Am 11.06.2005 besuchte die Fachgruppe Wandmalerei die Raumschaft Lahr. Die Fresken in der Kirche St. Petrus, Lahr-Burgheim, Leutkirche, Friesenheim-Oberschopfheim, St. Gallus-Kapelle, Lahr-Kuhbach und Pfarrkirche St. Peter und Paul, Seelbach-Wittelbach waren Treffpunkte.

Jeden ersten Dienstag im Monat trifft sich im Stadtarchiv Lahr unter Federführung von Stadthistoriker Thorsten Mietzner der Arbeitskreis 18. Jahrhundert in Lahr. Der Arbeitskreis macht Archivarbeit und arbeitet an der Aufarbeitung der Geschichte der Stadt Lahr.

Am 8.12.2005 nahmen die Mitglieder des Historischen Vereins Abschied von ihrem Mitglied Karl List. Der bekannte Denkmalpfleger verstarb im Alter von fast 101 Jahren.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 96 Mitglieder.

Ekkehard Klem

Meissenheim

Jahresbericht 2005

Februar '05: Großes Interesse fand das Angebot einer Theaterfahrt zur Alemannischen Bühne nach Freiburg. Geboten wurde die Humoreske „Kei Muckser, sunnsch knallts“.

Juni '05: Der Mitgliedergruppe war die Möglichkeit gegeben, auf der Freilichtbühne in Ötigheim „Die drei Musketiere“ zu erleben.

Im Jahresbericht 2001 wurde in der „Ortenau“ berichtet: „Die Meissenheimer Mitgliedergruppe im Historischen Verein Mittelbaden beteiligt sich finanziell (ermöglicht durch eine Spende des E-Werkes Mittelbaden AG) an der Restaurierung der historischen Grabmäler an der Ostseite der Meissenheimer Kirche (Friederike Brion, Friederikens Schwester Maria Salome, Friederikens Schwager Pfarrer Marx).“

In dieser Angelegenheit ermittelten im Jahre 2005 Kriminalbeamte in 11 Rathäusern der Ortenau. Die Anzeige kam aus dem Landratsamt mit Landrat Klaus Brodbeck an der Spitze. Am 27.1.2005 wurden laut Beschluss des Amtsgerichts Offenburg – unterzeichnet von Körner, Richterin am Amtsgericht – die Wohnräume des Vorsitzenden des Historischen Vereins, Ortsgruppe Meissenheim, Karl Schmid, im Anwesen Friederike-Brion-Weg 7 durchsucht! Beschlagnahmt und in Verwahrung genommen wurden 2 Kontoauszüge, die belegen, dass entsprechende Spende vom E-Werk Mittelbaden in Höhe von 3.559 Euro ordnungsgemäß über das Konto der Meissenheimer Mitgliedergruppe an die politische Gemeinde Meissenheim geflossen ist.

Solche unverhältnismäßigen, diskriminierenden Aktionen gewisser Behörden können meinem weiteren ehrenamtlichen Engagement nicht dienlich sein.

Karl Schmid

Neuried

Arbeitskreis Altenheim

Vor 60 Jahren ging der Zweite Weltkrieg zu Ende und dies wurde zum Anlass genommen, Zeitzeugenberichte zu diesem Thema vorzutragen.

Über 100 Interessierte waren am 14. April 2005 der Einladung des Historischen Vereins gefolgt, um dem Kriegsende vor genau 60 Jahren zu gedenken und der Zeitzeugin Lieselotte Adam zuzuhören. Mit so einer großen Resonanz hatte keiner gerechnet.

Lieselotte Adams Berichte stützen sich zum einen auf das eigene Erleben, zum anderen auf zusätzliche Beiträge, die sie von anderen Zeitzeugen zusammengetragen hat, sowie auf Aufzeichnungen ihres verstorbenen Ehemannes.

Die Zuhörer lauschten sehr interessiert den Schilderungen der Erlebnisse über die beklemmende Zeit. Einen versöhnlichen Abschluss fand Lieselotte Adam in ihrem Bericht

von drei deutschen Soldaten, die auf der Flucht aus französischer Gefangenschaft im August 1945 nach Altenheim kamen, hier heirateten und ein ganzes Leben blieben.

Nachdem bei der letzten Generalversammlung im April 2005 verkündet wurde, dass die Gemeinde Geld für den Umbau des Stalles zur Erweiterung des Museums zur Verfügung stellt, konnte mit Aufräumarbeiten und anderen Vorbereitungen begonnen werden.

Am 14. September 2005 fand im Beisein von Bürgermeister G. Borchert, Bauamtsleiter H. Treyer, Ortsvorsteher H. Roth, dem Vorsitzenden des Hist. Vereins E. Schnebel und dessen Stellvertreterin B. Adam die Baustelleneröffnung statt. Der Stall, in dem früher Gemeindegewölbe und Ziegenbock untergebracht waren, soll zur Unterbringung und besseren Darstellung der Fischerei und der Landwirtschaft, insbesondere des Tabakbaus dienen. Es steht umfangreiches Material zur Verfügung, das sich allerdings im Museumsspeicher befindet.

Die Altenheimer Johann-Henrich-Büttner-Schule feierte im Sommer 2005 das 100-jährige Jubiläum des Schulgebäudes. Dieses Thema hat der Arbeitskreis Altenheim aufgegriffen und eine passende Sonderausstellung mit dem Thema „Schule anno dazumal“ im Museum erarbeitet.

Bei der Eröffnung der Sonderausstellung im September referierte der ehemalige Rektor der Schule Herr Jürgen H. Schmitt über Johann Henrich Büttner, den Namensgeber der Schule in Altenheim. Johann Henrich Büttner war von 1637 bis zu seinem Tod 1669 Pfarrer in Altenheim.

Herr Schmitt schilderte in einem sehr interessanten Vortrag eindrucksvoll die von religiöser und politischer Zerrissenheit, Hungersnot und Krieg geprägte Zeit des 17. Jahrhunderts.

Ein weiterer Vortrag fand am 14. November 2005 im Arbeitsraum des Museums statt. Dieses Mal referierte Rektor i. R. Jürgen H. Schmitt über den Markgrafen Ludwig Wilhelm, besser bekannt als „Türkenlouis“, und seine Ehefrau Sibylla Augusta.

Der 350. Geburtstag des Markgrafen und 300 Jahre Rastatter Schloss waren der Anlass zu diesem Vortrag. Herr Schmitt verstand es ausgezeichnet, das Leben und Wirken des Markgrafen und seiner Frau den Besuchern nahezubringen.

Museum

Das Heimatmuseum Neuried war 2005 an 37 Sonntagen geöffnet. Zusätzlich fanden 15 Sonderführungen statt. Zwei der Sonderführungen im Spätjahr waren Klassentreffen, bei denen jeweils fünf Jahrgänge zusammengenommen und durch die Sonderausstellung „Schule anno dazumal“ geführt wurden. Zum ersten Klassentreffen waren die Jahrgänge 1927 bis 1932 eingeladen und konnten sich auf alten Klassenbildern wiederfinden. Beim zweiten Klassentreffen waren die Jahrgänge 1932 bis 1937 an der Reihe. Auch sie hatten eine große Freude daran, die alten Schulbilder anzuschauen. Nach den Führungen war jeweils ein gemütliches Beisammensein im Arbeitsraum des Museums, und alle Besucher waren sehr begeistert von der Arbeit unseres Vereins.

Trachtengruppe

Die Trachtengruppe konnte im Jahr 2005 folgende Termine wahrnehmen:

3. Juli Schwyzertag in Waldshut-Tiengen

17. Juli Kreistrachtenfest in Willstätt-Sand

Am Sonntag, den 2. Oktober, fand ein Ausflug ins Elsass statt. Das Ziel war die Festungsanlage „Fort de Mutzig“, die man unter fachkundiger Führung besichtigte. Danach ging die Fahrt weiter in die Vogesen, wo eine zweistündige Wanderung zur Burg Nideck gemacht wurde. Ein erlebnisreicher Tag unter der Regie von Richard Karl.

Karin Oßwald

Arbeitskreis Schutterzell

Der Arbeitskreis Schutterzell als Abteilung des Historischen Vereins Neuried hat sich im Jahr 2005 gebildet. Erste Aktivitäten fanden Ende August 2005 statt: Man traf sich mit Interessierten und mit Zeitzeugen am 31.8.2005 in der Sportstätte Schutterzell, um Erinnerungen an die Zeit vor, während und nach dem zweiten Weltkrieg wach werden zu lassen. Die Erzählungen wurden festgehalten und werden in einer Broschüre ihren Niederschlag finden, die der Historische Verein Neuried im Jahr 2006 herausgeben wird.

Lothar Gissler

Arbeitskreis Müllen

Auch neu dabei ist der Arbeitskreis des Ortsteils Müllen.

Die Arbeit des vergangenen Jahres 2005 stand ganz im Zeichen des Kriegsendes 1945. Es wurden ältere Mitbürgerinnen und Mitbürger zur Situation während der letzten Kriegsmomente und zur Lage im April und Mai 1945 als Zeitzeugen befragt. Die dabei entstandenen Tondokumente wurden zusammen mit Fotos der Zeitzeugen und einigen wenigen Bildern aus jener Zeit zu einer Tonbildschau zusammengestellt. Als offenes System kann diese bei Bedarf ergänzt werden.

Claus-J. Flaith

Ichenheim

Jahresbericht 2005 des Hist. Vereins Neuried, AK

Im Jahre 2005 fanden bei dem AK Ichenheim 39 Arbeitstreffen statt. In der ersten Hälfte katalogisierten die Mitglieder ihre Bestände. Ab dem Herbst begannen die Vorbereitungen für die nächste Ausstellung „Ichenheim in den 30er und 40er Jahren“.

Zusätzlich fanden statt:

- | | |
|-----------------|---|
| 5. Februar | Jährliches Kameradschaftskegeln in der Schutterzeller Mühle mit anschließendem Zwiebelkuchenessen. |
| 7. April | Teilnahme an der Generalversammlung im Gasthaus Adler in Dundenheim. |
| 9. April | Teilnahme an der Archäologischen Versammlung in Kork. |
| 5. Juni | Jahresausflug: Besichtigung der Bunkerstellungen auf der Gemarkung Ichenheim. Anschließend Grillfest bei Lilli Schließke. |
| 26. Juni | Ausflug zu den Kasematten der Kaiser-Wilhelm-Festung nach Mutzig. Besichtigung der Burgruine Nideck. |
| 28. August | Grillfest des Gesamtvereins Neuried bei Museum. |
| 30. August | Reinigungsaktion der Grenzsteine und Pflege des Platzes bei der kath. Kirche in Ichenheim. |
| 25./26. Oktober | Treffen mit Herrn Naudascher zwecks Hintergrundinfo über eine archäologische Sonderungsgrabung über die untergegangene Siedlung Trudenheim. |
| 29. November | Adventsfeier des AK Ichenheim. |

Teilnahme an verschiedenen Verwaltungsratsversammlungen in Altenheim.

Inge Roth

Dundenheim

Bemühungen um die Instandsetzung der historischen Bücher im Ortsarchiv Dundenheim:
Kauf der Bücher mit Biographien der Straßennamensträger:

- Friedrich Wilhelm Raiffeisen
- Adolf Kolping
- Heinrich Hansjakob
- Johann Peter Webel
- Klaus Wurth (auch im Heimatbuch „Mein Heimatdorf im Ried“)
- Ferdinand Rudolf
- Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler
- Dietrich Bonhoeffer
- Johann Heinrich Wichern

Diese Personenbeschreibungen – Bücher – sind im Rathaus aufgelegt und können ausgeliehen werden.

Zeitzeugenberichte über die Bombardierung der Dundenheimer Mühle und Zusammenkunft im Vereinsheim der Laienspielgruppe:

- Schilderung der letzten Kriegstage
- Schilderung der Besatzungszeit
- Bericht über die Odyssee des Soldaten Alois Baier
- Bericht von Bürgermeister a. D. Georg Wollenbär über die Rückholung der Pferde von Radolfszell nach Dundenheim im Jahr 1945.

Ahnenforschung der Linie Wilhelm Rudolf (Juliane Rudolf), Begründerin der evangelischen Linie Rudolf (Spöck).

Historische Abhandlung über das ausgestorbene Handwerk – Schmieden, Stellung der Bauern, Handwerker, Tagelöhner im Dorf.

Biographien mit Foto der Kriegsteilnehmer 1014/19 – künstlerisch gestaltetes Album liegt im Rathaus zur Besichtigung aus.

Historische Abhandlung der ältesten Fachwerkhäuser im Dorf. Wissenschaftliche Untersuchungen 1936 durch höhere technische Lehranstalten Karlsruhe.

Hans Mild

Archäologischer Arbeitskreis Neuried

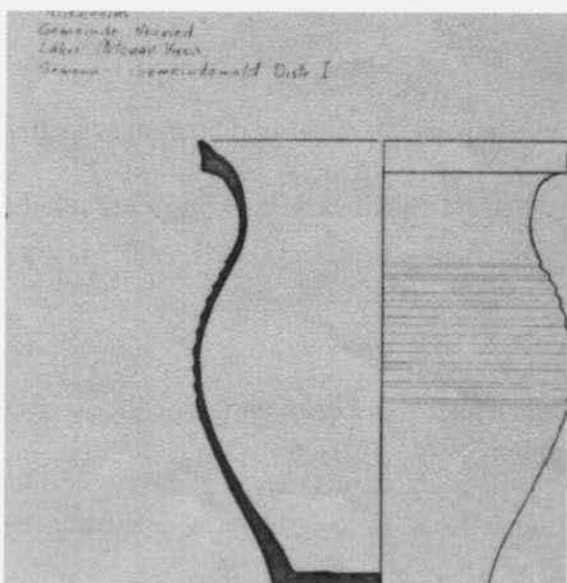
Besuch eines Vortrags von Mark Rauschkolb über Mittelalter-Archäologie und Offo-Mythos und Keramikscherben am 1. März 2005 im Ritterhaus-Museum.

Teilnahme an der Jahresversammlung der Fachgruppe Archäologie am 9. April 2005, im Handwerker-Museum in Kork.

Auswertung von Funden im Unteren Wald bei Neuried-Altenheim durch Mark Rauschkolb.

Herr Rauschkolb identifiziert die Anlage im Unteren Wald anhand der von mir gemachten Fotos als eine Niederungsburg aus der Zeit um 1300 bis Mitte des 16. Jahrhunderts.

Diese Burganlagen dienten häufig als Wohnsitz und Herrschaftsmittelpunkt des niederen Adels; in diesem Fall kann man annehmen, dass es sich um den Sitz eines Angehörigen des Stadtpatriziats aus Straßburg handelt.



Unter den Funden befinden sich Scherben von Kochtöpfen mit einfachem Karniesrand aus der Zeit um 1300 und breitem Karniesrand aus der Zeit um 1450 bis spätes 15. Jahrhundert, außerdem fand sich eine spätmittelalterliche Schüsselkachel.

Die gefundenen Biberschwanzziegel mit grüner Bleiglasur wurden am Oberrhein im späten 15. und frühen 16. Jahrhundert besonders häufig verwendet.

Der Name der Burg liegt nach wie vor im Dunkeln. Vielleicht ergibt die Erfor-

schung historischer Quellen und die Einsicht in die Archive der umliegenden Gemeinden (Straßburg?) weitere Anhaltspunkte. Auch sollte man nicht außer Acht lassen, dass diese Anlage mit dem Flurnamen Waseneck in Verbindung stehen könnte, da es nicht ungewöhnlich ist, dass der Abstand zwischen der Burg und dem Flurnamen Waseneck einige hundert Meter beträgt.

Eine ähnlich abseitige Lage zeigt beispielsweise die Burganlage Schafgiessen zu den Orten Wyhl und Wöllingen (abgegangen nördlich von Wyhl). Gegen diese Annahme spricht der Umstand, dass sich die Burganlage auf Altenheimer Gemarkung befindet und der Ort Waseneck auf Goldscheuerer Gemarkung.

Thomas Ilch

Oberharmersbach

Im Januar 2005 erschien der 24. Jahresrückblick, zusammengestellt von unserem Mitglied Hermann Kornmayer. Der Prospekt „Ortsrundgang“ wurde fertiggestellt und der Historische Verein beteiligte sich am jährlichen Kindersommerprogramm sowie am Mülhlentag am Pfingstmontag. Eine Arbeitsgruppe befreite den Historischen Speicher vom Holzwurm. Außerdem wurde die „Sammlung zum Tag der Heimat“ durchgeführt. Mit einer kleinen Präsentation und einigen Bildern von Kleindenkmälern und Brunnen beteiligten wir uns am „Bäuerlichen Weihnachtsmarkt“.

Ursula Kasper

Oberkirch

- | | |
|---------------------------------------|--|
| Samstag, 08. Januar | „Gaisbacher Hof“ Wiederholung Filme Fahrt St. Petersburg 2004 |
| Samstag, 22. Januar | Tagesfahrt nach Mannheim und Karlsruhe
Führung im Reiss-Engelhorn Museum „Pompeji – Die Stunden des Untergangs“. Nachmittags Führung durch die Ausstellung „Hannibal ad portas“ – Macht und Reichtum Karthagos, im Badischen Landesmuseum. |
| Mittwoch, 09. Februar | Aschermittwochs-Halbtages-Rätselfahrt
Führung durch die Wallfahrtskirche neben der alten Römerstraße in Zimmern. |
| Donnerstag, 17. März | Fahrt nach Straßburg
Stadtführung durch Herrn Schneider, Kork.
Mittags Besichtigung der Orgelwerkstatt Kern, Erbauer der neuen Orgel in der Dresdner Frauenkirche. |
| Samstag, 16. April | Tagesfahrt an den Bodensee
Besuch des Archäologischen Landesmuseums Baden-Württemberg in Konstanz. Mittags Besichtigung in Bodman. |
| Samstag, 21. Mai | Tagesfahrt nach Ludwigsburg
Vormittags Schlossführung, nachmittags Führung im Schlossgarten „Blühendes Barock“. |
| Sonntag bis Samstag
12. – 18. Juni | 7-Tagereise nach Tschechien, Landesbezirk Südmähren
1. Tag: Anreise, Besichtigung des Klosters Kladruby.
2. Tag: Führung und Rundfahrt in Brünn; Besuch des Geländes der Schlacht von Austerlitz.
3. Tag: Führung im Barockschloss Jaroměřice, eine der größten Anlagen im Lande. Danach Führung in Třebíč. Mittags Führung in Telč. Der Stadtkern ist UNESCO-Weltkulturerbe.
4. Tag: Führung in Olmütz, Bischofsstadt. Nachmittags Bootsfahrt auf Stausee bei Brünn.
5. Tag: Führung in den Schlössern Lednice und Valtice der Fürsten von Liechtenstein. Mittags Führung in der Stadt Mikulov.
6. Tag: Führung in Stadt und Schloss Kroměříž. Besichtigung der Klosterkirche Velehrad sowie des Renaissance-Schlusses in Bučovice.
7. Tag: Rückreise mit Halt in Pilsen |

Samstag, 23. Juli	Tagesfahrt nach Hechingen, dort Stadtführung, mittags Führung in Stadt und Schloss Sigmaringen
Sonntag, 25. September	Halbtagesfahrt nach Sulz im Elsass Besuch des Spielzeugmuseums. Führung durch Herrn Häuser, ehem. Münsterbaumeister in Straßburg und dessen Frau, Bürgermeisterin in Straßburg.
Samstag, 22. Oktober	Tagesfahrt ins Elsass In Neuweiler Führung durch Pfarrer Liebhard in der Abteikirche St. Peter und Paul. Nachmittags Stadtführung in Weißenburg.
Samstag, 19. November	Halbtagesfahrt nach Rastatt Führung im Schloss durch eine „Hofdame“ im historischen Kostüm unter dem Motto „Alltagsleben im Barock“.
Samstag, 03. Dezember	Jahresabschluss musste auf Januar 2006 verlegt werden.

Horst Schneider

Grimmelshausen – Gesprächsrunde in Oberkirch – Gaisbach

199. / 10.01.2005	Rezitationen aus Schillers Balladen zum Schillerjahr von Hans-Jörg Mussler, Ortenberg
200. / 14.02.2005	Günther Grass: „Das Treffen in Telgte und die Gruppe 47“ Friedhelm Hassel, Münster
201. / 07.03.2005	Ein Erlebnis im Schatten des Straßburger Münsters als Dombau- meister J. R. Häusser, Straßburg
202. / 04.04.2005	Der Dichter Victor Hugo als Tourist in Straßburg und im Schwarzwald Prof. Dr. Louis Brunet, Oberkirch-Straßburg
203. / 02.05.2005	„Um Kopf und Kragen“ – Der Scharfrichter in alter Zeit Frank-Joachim Lankoff, Achern
204. / 04.07.2005	„Die Rose ohne Dornen, Irene von Byzanz, die Königin des Ho- henstaufen“ Gunter Haug, Schwaigern – Lesung aus seinem Roman
205. / 10.10.2005	„Der heilige Bernhard und die Architektur der Zisterzienser“ Hans-Jörg Mussler, Ortenberg
206. / 07.11.2005	„Heilige Frau der Armen“, Vortrag über Sophie von Harder Dr. Gerhard Lötsch, Achern
207. / 05.12.2005	Darstellung des 30-jährigen Krieges in der Literatur am Beispiel von Heinrich Hansjakob „Der Leutnant von Hasle“ Götz Bubenhofer, Achern

Dr. Heermann

Offenburg

Anlässlich des Gedenktags an die Opfer des Nationalsozialismus las Professor Dr. Rolf Kruse am 27. Januar 2005 aus Nicolaus Rosenthals Buch „Hagada des 20. Jahrhunderts – ein Vermächtnis“. 60 Jahre nach der Befreiung der letzten Deportierten aus dem Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau unterstrich auch das große Interesse der Offenburger/innen an diesem Abend, dass die Erinnerung an das alle moralischen Maßstäbe sprengende Ver-

brechen NS-Deutschlands, die Ermordung der Juden Europas, die systematische und geplante Vernichtung einer Menschengruppe alleine wegen ihrer religiösen Zugehörigkeit, lebendiger denn je ist. Der Historische Verein Offenburg beteiligte sich an den Vorträgen zur Ausstellung „Zwischen den Kriegen. Offenburg 1918–1939“ im Museum im Ritterhaus. 2005 stand in Baden-Württemberg ganz im Zeichen des Römerjahrs. Dazu organisierten wir in Zusammenarbeit mit der Offenburger Volkshochschule und Manuel Yupanqui am 23. Oktober eine große Tagesfahrt zur Landesausstellung „Imperium Romanum“ nach Stuttgart. Der wissenschaftliche Betreuer dieser Ausstellung, Dr. Marcus Reuter, bot eine exklusive Führung durch eine Schau von Originalfunden aus ganz Baden-Württemberg, die noch nie in dieser Größenordnung zusammengestellt worden waren. Offenburg spielte bei den Leihgaben eine prominente Rolle. Bereits der Römertag am 13. August, der gemeinsam vom Museum, der Buchhandlung Roth, der VHS und dem Historischen Verein organisiert worden war, hatte über 1.000 Besucher/innen in die Ritterstraße 10 gelockt. Im Herbst boten wir drei Vorträge an: Irmgard Schwanke, Nachbarschaft auf Zeit. Juden und Christen im Offenburg des 17. Jahrhunderts (29. September); Heinrich Meyer, Offenburger Baudenkmale von der Gotik bis ins 20. Jahrhundert. Ein Überblick (27. Oktober); Cornelius Gorka, Der Offenburger „Königshof“. Vom Amtshaus zum Polizeirevier (24. November, in Zusammenarbeit mit der VHS). Außerdem organisierten wir im Café im Ritterhaus einen Spielenachmittag für Kinder ab 7 (5. November). Nach wie vor kümmert sich Ingrid Götz um den Stammtisch für Ahnenforscher, der sich einmal im Monat trifft. Außerdem betreut sie die Datensammlung zur Dokumentation Offenburger Auswanderer. Hier steht sie nach wie vor in engem Kontakt zu Nachfahren in den USA.

Wolfgang Reinbold

Oppenau

- | | |
|--------|---|
| Januar | Mitgliederversammlung
Nach dem geschäftlichen Teil Diavortrag: Portugal: Kunst, Kultur und Landschaft |
| April | Tagesfahrt nach Furtwangen: Besichtigung des Deutschen Uhrenmuseums. Im Simonswälder Tal Führung durch das neue Dorf-Museum Jockenhof. In Bleibach fachkundige Führung durch die Kirche St. Georg und Betrachtung der 33 erhaltenen Bilder des Totentanz von 1723 im ehemaligen Beinhaus. |
| Mai | Besichtigung in Oppenau
Rektor i. R. H. Hoferer stellte die renovierte Friedhofskapelle vor, die einstmals der Chor der Pfarrkirche St. Johann auf dem Hügel war. Danach Spaziergang über den Promenadeweg, Friedburg Kapellenweg zur Allmend. Im Rebstock Kurzreferat: Die Kirchen von Oppenau |
| Juni | Tagesfahrt nach Darmstadt: Besichtigung der Porzellansammlung im Prinz Georg Palais. Danach Führung im Hessischen Landesmuseum durch die Abteilung Jugendstil. Spaziergang durch das Stadtzentrum.
Am Nachmittag geführter Stadtrundgang durch die Römerstadt Ladenburg und Besichtigung des Benz-Museums. |
| Juli | Tagesfahrt: Rundgang durch Kenzingen mit Besichtigung der Pfarrkirche St. Laurentius, dem ältesten erhaltenen Gebäude der Stadt. Am Nachmittag Führung durch die sehenswerte Altstadt von Emmendingen.
Rückfahrt als 5-Täler-Fahrt |

- August Große Rhein- und Hafensrundfahrt Kehl – Straßburg.
Führung durch das Münster Schwarzach
- September Tagesfahrt in das mittlere Elsass
In Colmar Führung durch das Unterlinden-Museum mit Schwerpunkt Isenheimer Altar. Am Nachmittag Bummel durch die Altstadt von Schlettstadt und Führung durch das neue Museum: Maison du Pain d'Alsace
- Oktober Halbtagesfahrt durch den herbstlichen Schwarzwald mit Stationen auf dem Kniebis: Geschichte des Klösterles, beim Trinkwasserspeicher an der Kleinen Kinzig, beim Kloster Wittichen mit Besichtigung der Wallfahrtskirche und des Museums und in Freudenstadt im Bärenschlössle mit Vortrag von Herrn Gerhard Hertel über die Geschichte dieses Hauses und die besonderen Beziehungen zwischen Freudenstadt und dem Renchtal zur Zeit der Verpfändung 1597 bis 1664.
- November Besuch der großen Landesausstellung im Schloss Karlsruhe: „Imperium Romanum – Römer, Christen, Alamannen – Die Spätantike am Oberrhein.“
Rainer Fettig

Renchen

- 10.6.2005 Besichtigung der Ausstellung „Zaunwelten“ und des „Turenne-Museums“ in Sasbach
- 10.7.2005 „Auf den Spuren von Simplicissimus“ – Veranstaltung der Heimat- und Wanderakademie des Schwarzwaldvereins mit Führung im Simplicissimus-Haus und Stadtführung durch Renchen durch Vorsitzende Doris Schlecht der Mitgliedergruppe Renchen.

*Doris Schlecht**Rheinau e. V.*

11. Februar 2005 Mitgliederversammlung mit Vortrag von Hermann Kiefer „Kleindenkmale in Rheinau“
10. März 2005 Vortrag von Dr. Gerhard Schildberg „Der Algerienkrieg von 1954–1962, 50 Jahre am 1.11.2004“
30. März 2005 Fahrt nach Mannheim ins Reiss-Engelhard-Museum zur Pompeji-Ausstellung
28. April 2005 Vortrag von Johannes Mühlen, Sasbach, „Burgund – Kunst, Geschichte und Landschaft“
11. Juni 2005 Studienfahrt nach Rottweil
- 16.–18. Sept. 2005 Studienfahrt ins Westertal mit Besuch von Schwarzenberg und Seiffen
20. Oktober 2005 Vortrag von Realschuldirektor a. D. Helmut Mink „Der Türkenlois und seine Rastatter Resistenz“
10. November 2005 Vortrag von Klaus Fessler, Achern, „Eine Bilderreise durch Apulien – Trulli, Stauferburgen, Normannenkirchen“
12. November 2005 Fahrt nach Stuttgart zur Ausstellung „Imperium Romanum“
Herausgabe der Broschüre „Aus der Stadt Rheinau“
„Kleindenkmale in Rheinau“
„Auffrischkurs „Deutsche Schrift lesen““

Renate Demuth

Schapbach

Der Vorstand besuchte die Frühjahrs- und die Herbsttagung. Um deren Ergebnisse an die Mitglieder bald weiterzugeben, fehlen die Mittel. Ebenso verhält es sich mit den Zuschriften. Es fehlt immer noch ein Aushängekasten. Die Versammlung der benachbarten Gruppe Wolfach/Oberwolfach wurde als Gast besucht, da es viele Berührungspunkte gibt. Mit der Ausstellung „700 Jahre Freiheitsbriefe“ haben die Historiker der Stadt einen großen Dienst erwiesen. Die Kreis- und Regierungsbezirksgrenze beim Zierle macht sich auf Verwaltungsebene bemerkbar, wenn auch das „Mitteilungsblatt“ der Gemeinden dem gegensteuert. Zögerlich entwickeln sich Verbindungen in den Kreis Freudenstadt. Immerhin wurden in dessen Jahrbuch Beiträge aus Schapbach aufgenommen. Eine Anfrage kam in Sachen Tracht vom Stadtmuseum Horb. Die Ausstellung „Curt Liebich“ in Gutach zu besuchen, war für Schapbacher ein Muss. Interessante Anregungen zum Nachforschen erreichten uns zur Glashütte (1681), zur Papiere (1852) und zur Lehrerbildungsanstalt Bad Rippoldsau. Neuigkeiten präsentierte Herr Herden zum Komplex „Führerhauptquartier Tannenbergt“ (1939). Die Zeit des Umsturzes 1945 ist noch nicht aufbereitet. Da wurde andernorts schon mehr getan. Wiederum in Wolfach hatte das Vermessungsamt mit einer Ausstellung zum Thema Grenzsteine informiert. Mit der Vermessung (1884) verbunden sind die Gewinn- und Flurnamen. Mit diesen Grundkarten arbeiten noch die kartographischen Verlage. Alle Verbesserungsvorschläge blieben nutzlos. So gibt es immer noch den „Hermenazihof“ (richtig „Danielshof“) und den „Klagstein“, was zu beklagen ist, denn die Schapbacher sprechen ein „kurzes a“, was anzeigt, dass der „Klackstein“ mittendurch gespalten ist. Thema des Jahres jedoch waren die Familiennamen, hierher auch – sieben oben – „Glaser“. Brauchtumpflege findet ein offenes Ohr. Die Frauen des Kirchenchors hatten sich zur Fronleichnamsprozession mit der Tracht geschmückt und das Geschütz böllerte dank des Engagements zweier Bürger. Am Karfreitag musste die Rätsche (leider) weiterhin schweigen. Erfreulich hingegen ist, dass die alten Kartenspiele noch gepflegt werden. – Trotz des beklagenswerten Zustandes der alten Archive konnte in einigen Fällen klärendes Material beigezogen werden, um die frühe bauliche Entwicklung des Dorfes aufzeigen zu können.

Die Mitgliedergruppe Schapbach besteht 25 Jahre. Gründungsversammlung 1981 im Gasthof zum Adler. Die Gruppe wurde seither halbiert. Einen Grund zum Feiern gibt es nicht.

Johannes Furtwängler

Schutterwald

Am Montag, dem 4. April 2005 fand die ursprünglich für Februar vorgesehene Lesung mit Dia-Vortrag von Frau Doris Benz und ihrem Sohn Ben Schreger „Kelten, Kulte, Anderswelten“ statt. Wir waren von dieser Veranstaltung sehr angetan. Unsere Studienreise vom 25. bis 30. April führte uns zunächst nach Weimar, um auf den Spuren Goethes, Schillers und anderer Berühmtheiten der deutschen Kultur zu wandeln. Auch die Besichtigung des nahe gelegenen Konzentrationslagers Buchenwald stand auf dem Programm. Dann ging es weiter nach Berlin, das uns mit seinem Flair und pulsierenden Leben sogleich gefangen nahm. Eine Fülle von geschichtsträchtigen und kulturellen Sehenswürdigkeiten sorgte für ein besonderes Erlebnis. Potsdam mit Schloss Sanssouci und dem Cecilienhof kam natürlich auch nicht zu kurz.

Am Dienstag, den 26. Juli stellte uns Herr Karl Riester, ehemaliger Ortsbaumeister von Schutterwald, an Hand von Dias die Kleindenkmale der Gemeinde vor. Es handelte sich im Wesentlichen um Wegkreuze, Bildstöcke und Brunnen, die anschließend per Fahrrad besichtigt wurden.

Unsere Herbstfahrt am Sonntag, den 2. Oktober, führte uns ins Elsass, und zwar in das Städtchen Thann, wo wir das Theobaldus-Münster und ein Textilmuseum besichtigten. Am Montag, den 28. November fand schließlich unsere Jahresmitgliederversammlung statt, in der Herr Artur Hohn wegen seiner großen Verdienste um den Verein zum Ehrenvorsitzenden ernannt wurde.

Elke Semmler

Seelbach-Schuttertal

Publikationen

1. Carsten Gabbert: Überlegungen zur Offenhaltung der Landschaft aus kommunalpolitischer Sicht. In: Geroldsecker Land 48/2006
2. Helmut Opitz: Zur Fauna und Flora des Schuttertals. Ein Beitrag zur Biodiversität. In: Geroldsecker Land 48/2006
3. Gerhard Finkbeiner: Vor- und frühgeschichtliche Siedlungsspuren im oberen Schuttertal – und eine rätselhafte Skulptur. In: Geroldsecker Land 48/2006
4. Gerhard Finkbeiner: Als das Wetter noch in Seelbach gemacht wurde. Von 1946 bis 1949 war das „Zentralamt des Deutschen Wetterdienstes in der französischen Besatzungszone“ in Seelbach. In: Geroldsecker Land 48/2006
5. Gerhard Finkbeiner: Hofmühlen im Schuttertal. Technikgeschichtliche Kulturdenkmale aus der bäuerlichen Arbeitswelt. In: Geroldsecker Land 48/2006
6. Gerhard Finkbeiner: Im KZ geschunden, unter Aktendeckeln begraben. Erfolgreicher Kampf des KZ-Opfers Elsa Santo und ihrer Tochter Johanna um Wiedergutmachung. In: Die Ortenau: 85/2005

Ausstellungen

1. 24. April bis 8. Mai 2005 – Ausstellung im „Bahnhöfle Seelbach“: „Ausstellung zum 60. Jahrestag des Kriegsendes. Erinnerungen an die Jahre von 1933 bis 1948 in Seelbach“
2. 31. Juli bis 28. August 2005 – Ausstellung im „Bahnhöfle Seelbach“: „Entlang der Schutter. Foto-Impressionen der Künstlerin Edith Burtenshaw“
3. 13. November bis 27. November 2005 – Ausstellung im „Bahnhöfle Seelbach“: „550 Jahre Kätterlismärkte in Seelbach“

Dokumentationen

Im Rahmen der Aktion „Erfassung aller Kleindenkmale in der Ortenau“ wurden im Jahr 2005 die Kleindenkmale in allen Ortsteilen der Gemeinde Seelbach und Schuttertal textlich und fotografisch dokumentiert.

Bearbeitet wurden die einzelnen Ortsteile von folgenden Personen bzw. Mitgliedern der Ortsgruppe:

Gerhard Finkbeiner:	Schönberg (27 Kleindenkmale), Schuttertal (46 Kleindenkmale) Dörlinbach (54 Kleindenkmale) und Schweighausen (61 Kleindenkmale).
Gottfried Schweickhardt:	Wittelbach (15 Kleindenkmale).
Gottfried Dilger und Monika Korak:	Seelbach (82 Kleindenkmale).

Außerdem wurden auf Bitte der Gemeinde Seelbach alle erhaltungswürdigen Grabsteine auf dem Friedhof in Seelbach von Monika Korak und Gerhard Finkbeiner bildlich und textlich erfasst.

Bei der bevorstehenden Neugestaltung des Friedhofs Seelbach sollen die betreffenden Grabsteine, die aus kunst-, orts- oder heimatgeschichtlichen Gründen erhaltungswürdig sind, in die neu zu konzipierende Anlage integriert werden.

Gerhard Finkbeiner

Steinach

Veranstaltungen

- a) Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend ins „Großburre“ als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum
- b) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach. Die Route führte vom diesjährigen Ausgangspunkt, den „Höhenhäuser“, als Rundwanderung über den Kammweg zum Grenzstein auf dem Hessenberg aus dem Jahre 1588, dem „confinium Alamannorum“. Vorbei am rätselhaften „Heidenstein“, weiter zum so genannten „Friedhöfle“, einer Begräbnis- und Gedenkstätte der Familie Stuck, und anschließend wieder zurück zu den „Höhenhäuser“.
Erwähnt seien hier noch die vielen geschichtlichen Erläuterungen entlang der Wanderoute. Die gewohnt gute Resonanz dieser gemeinschaftlichen Aktion wird für die Veranstalter wieder Anlass genug sein, auch künftig eine „historische“ Wanderung durchzuführen.
- c) Anfang August wurde das in den Wochen zuvor restaurierte „Arma-Christi-Kreuz“ an der Außenfassade der Schneekapelle feierlich eingeweiht.
- d) Bei der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. am 16.10.2005 war die Mitgliedergruppe Steinach – auch im Hinblick auf das 25-jährige Bestehen unserer Mitgliedergruppe – Gastgeber.

Diverse Arbeitseinsätze – Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach

- a) Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.
- b) Aufbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema „Kleindenkmale auf der Gemarkung Steinach-Welschensteinach“, eine sehenswerte und gelungene Text- und Fotodokumentation.
- c) Zusätzliche Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie Adventskalendern.
- d) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen)

Brauchtum – Planung, Vorbereitung und Durchführung von

- a) „Die Drei Weisen mit König Herodes“ = Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (vor dem Hauptgottesdienst)
- b) Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter großer „Palmstangen“ = einem alten christlichen Brauch
- c) „Klausenbigger“ = Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen = altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach

Bernd Obert

Wolfach/Oberwolfach 2004

- Januar 7.1.2004 Sitzung des Vorstandes und der Fachgruppenleiter.
19.1.2004 Mitgliederversammlung: Beginn um 19.30 im Hotel Kreuz mit dem Vortrag von Rektor Otto Schrempp: „Bäuerliches Leben in der Vergangenheit“
Anschließend: Tätigkeitsberichte des Vorstandes und der Fachgruppenleiter sowie die Entlastung des Vorstandes.
Vorstellung des Bulletins Nr. 7 (2004) mit den Beiträgen: Artikel im „Kinzigtäler“ um 1914 (F. Disch, O. Schrempp); Rettungshaus für verwahrloste Kinder in Kirnbach (G. Heußler); der Kachelofen im Wandel der Zeit (H. Kiefer, R. Pfefferle); Die Post kommt nach Wolfach (K. Ratzinger); Brief eines Wolfachers aus dem Russlandfeldzug Napoleons, 1812 (R. Pfefferle); Neue Teilstrecke der römischen Kinzigalstraße, Gewann Gutleutfeld bei Wolfach (R. Pfefferle).
- März 23.3.2004 Exkursion nach Stuttgart, Haus der Geschichte, mit Führung
- April 17.4.2004 Exkursion nach Rastatt mit geführter Besichtigung der Festungsanlagen zusammen mit der Fachgruppe Archäologie
- Juni 13.6.2004 Wanderung zusammen mit dem Schwarzwaldverein; Römische Kinzigalstraße bei Wolfach
- November 21.11.2004 Exkursion nach Karlsruhe, geführte Besichtigung der Sonderausstellung im Badischen Landesmuseum „Hannibal ad Portas“
- Dezember 20.12.2004 Sitzung des Vorstandes und der Fachgruppenleiter.

Das Jahr 2004 stand ganz unter der Vorbereitung der Ausstellung „700 Jahre Freiheitsbriefe der Stadt Wolfach“ für die Zeit vom 29.5. bis 12.6.2005. Der Ausstellungsausschuss des Historischen Vereins tagte im Jahr 2004 insgesamt sechsmal.

Im Heimat- und Flößermuseum, Schloss Wolfach, wurde während der Öffnungszeiten von Mitgliedern des Historischen Vereins Aufsicht geführt.

Von O. Schrempp und H. Kiefer wurden erläuternde Bilder zu den stadtgeschichtlichen Kupfertafeln im Stadtgebiet angefertigt und angebracht.

Rolf Pfefferle

Wolfach/Oberwolfach 2005

Ausstellung vom 29.4. bis 12.6.2005 mit dem Thema „700 Jahre Freiheitsbriefe der Stadt Wolfach“.

Im 13. Jahrhundert starben die Herren von Wolfach in männlicher Linie aus. Die einzige Erbtochter Udilhild, Herrin von Wolva, heiratete den Grafen Friedrich I. von Fürstenberg. So kam die Herrschaft Wolfach an das Haus Fürstenberg. Graf Friedrich verstarb sehr früh um das Jahr 1296. Seine Witwe Udilhild und ihre drei noch unmündigen Söhne Heinrich II., Konrad V. und Friedrich II. besiegelten im Jahr 1305 den ersten Freiheitsbrief für die Stadt Wolfach. Jeder folgende Regent des Hauses Fürstenberg bestätigte mit geringfügigen Änderungen den ersten Freiheitsbrief, so dass bis zum Jahr 1790 insgesamt 19 Freiheitsbriefe ausgestellt wurden, die heute noch im Archiv der Stadt aufbewahrt werden.

Zur Vorbereitung dieser Ausstellung im Erdgeschoss waren drei Sitzungen des Ausstellungsausschusses erforderlich, nämlich am 10.1., 16.2. und 27.4., so dass am Sonntag, den 29. Mai, die Ausstellung feierlich eröffnet werden konnte.

Sitzungen

Die Vorstandschaft, d. h. Vorstand und Leiter der Fachgruppen, tagten am 1. Januar und am 13. Dezember, um die Aufgaben des Vereins zu besprechen und zu beschließen. Der Vorstand allein tagte einmal am 17. Juni.

Exkursionen

Es wurden insgesamt 4 Exkursionen mit sachkundiger Führung durchgeführt:

- Am 24. April zusammen nach Straßburg zusammen mit der Arbeitsgruppe Archäologie mit einer ausgezeichneten Stadtführung durch Herrn Helmut Schneider aus Kehl.
- Am 18. Juni nach Alpirsbach mit Klosterführung.
- Am 20. November nach Karlsruhe zusammen mit der Arbeitsgruppe Archäologie zur Ausstellung „Imperium Romanum“ im Badischen Landesmuseum.
- Am 11. Dezember nach Stuttgart zur Ausstellung „Imperium Romanum“ im Haus der Kunst.

Jahresversammlung

Am 25. Februar wurde die Jahresversammlung des Vereins im Konferenzraum des Hotels „3-Könige“ in Oberwolfach durchgeführt. Den einführenden Sachvortrag hielt der erste Vorsitzende mit dem Thema „Römischer Straßenbau“. Die Tagesordnung der anschließenden Jahresversammlung bestand aus den Tätigkeitsberichten des Vorstandes mit anschließender Entlastung, Berichte der Fachgruppenleiter, Exkursionsprogrammen im Jahr 2005 und Vorstellung des Bulletins Nr. 8 (2005). Das Bulletin kann unter der Homepage www.rolf-pfefferle.net eingesehen werden.

Wie jedes Jahr wurde im Heimat- und Flößermuseum im Schloss Wolfach während der Öffnungszeiten von Mitgliedern des Vereins Aufsicht geführt.

Rolf Pfefferle

Yburg

- | | |
|----------------|--|
| 12. März | Führung durch die römischen Badruinen in Zusammenarbeit mit dem Bildungswerk Rebland durch Frau Schäfer. |
| 3. bis 6. Juni | Bei den Steinbacher Winzertagen konnten im Reblandmuseum in Steinbach zwei weitere renovierte Räume dem Publikum präsentiert werden. Der Treffraum für den monatlichen Stammtisch wurde mit einer Sonderausstellung bereichert.
Das Winzerzimmer mit zahlreichen Exponaten aus dem Weinbau des Reblandes bot den Besuchern Gelegenheit zur Rückerinnerung an vergangene Zeiten. |
| 12. Juni | Eine Kommission es neu gegründeten Fördervereines Maulbronn besuchte das Reblandmuseum unter der Führung von Konrad Velten. |
| 14. Oktober | Beim Treffen des Schwarzwaldvereines, Bezirk Hornisgrinde, im Schloss Hohenbaden (Altes Schloss) referierte Konrad Velten über die Geschichte desselben. |
| 17. Oktober | Dia-Vortrag beim DRK, Ortsverein Neuweier/Varnhalt. Thema „Eine kleine Baustilkunde“. |
| 15. November | Die Wahlen bei der Mitgliederversammlung ergaben Neuerungen an der Vereinsspitze. Nachfolgerin für die langjährige 1. Vorsitzende Frau |

Ursula Schäfer, die sich nicht mehr zur Neuwahl stellte, wurde Frau Heike Schnitzer, Konrektorin an der Hauptschule in Steinbach.

Für den bisherigen Vertreter, Ortsvorsteher Michael Stockenberger, der aus beruflichen Gründen seinen Arbeitsort wechselte, wurde der neu gewählte Ortsvorsteher Ulrich Hildner als Nachfolger von der Versammlung gewählt.

Herr Karl-Heinz Darweger zeigte an den Stammtischabenden zwei brillante Dia-Vorträge.

Konrad Velten

Zell am Harmersbach

Vorsitzender Franz Breig schlug dem Radiosender SWR 4 eine Wanderung durchs Harmersbachtal vor, die er auch selbst führte. Es nahmen über 400 Personen daran teil.

In Zusammenarbeit mit dem städt. Verkehrsbüro wurden mehrere Stadtführungen und heimatgeschichtliche Wanderungen in die Umgebung durchgeführt.

Breig kartierte auf Wunsch von Dr. Gernod Kreutz, Koordinator für Kleindenkmale, den größten Teil der Bildstöcke und Wegkreuze, Denkmale und Brunnen von Nordrach. Zu den 147 Namen von Straßen und Plätzen von Zell und seinen Ortsteilen stellte Breig kurze Erklärungen zusammen, die von der Stadtverwaltung künftig unter die Straßennamen gesetzt werden können. Der Vorsitzende schlug dem Stadtrat mit Erfolg Namen für die Straßen eines neuen Baugebietes vor.

Nachdem die Stadtverwaltung von Zell a. H. die Funktion einer Unteren Baurechtsbehörde übertragen bekam, mussten zahlreiche Bau-Akten im Stadt-Archiv untergebracht werden. Breig hat damit begonnen das Geschichts-Archiv neu zu ordnen und das Findbuch auf den neuesten Stand zu bringen. Bislang nicht registrierte Archivalien wurden von ihm signiert.

Der Vorsitzende machte sich auch daran, den Nachlass der beiden Ortshistoriker Thomas Kopp und Günter Haiss zu erfassen.

Der stellvertretende Vorsitzende, StD Bertram Sandfuchs, leitete ein Kulturfahrt nach Stein am Rhein, die in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kinzigtal organisiert wurde. Ferner führte Sandfuchs eine kulturgeschichtliche Wanderung am Hohentwiel durch. Hier führte er die beiden Gruppen des Schwarzwaldvereins von Zell und Unterharmersbach.

Schriftführer Dr. Dieter Petri verfasste aus Anlass des 225-jährigen Jubiläums der Zeller Stadtkapelle eine Festschrift. Er konnte dabei auf die frühere Festschrift von Thomas Kopp zurückgreifen. Beim Auffinden zusätzlicher Dokumente im Stadt-Archiv war ihm Franz Breig behilflich.

Das traditionelle Peterlestagspringen wurde wieder vom Vorsitzenden Breig und von Kassierer Bernhard Kähms begleitet. Mitglieder des Vereins beteiligten sich an der Aufsicht während der Öffnungszeiten des Heimatmuseums „Storchenturm“.

Die drei erstmals im vergangenen Jahr durchgeführten „Stammtische“ zur Ortsgeschichte, die auch für Nichtmitglieder offen waren, fanden nur ein bescheidenes Echo.

Dieter Petri

Fachgruppe Museen 2005

Versammlungsort der Frühjahrsveranstaltung war am 12.03. das Sensen- und Heimatmuseum in Achern. Der Leiter der Fachgruppe und Hausherr, Horst Brombacher, führte die Teilnehmer zunächst durch die Sonderausstellung „120 Jahre Baukästen ... viel mehr als nur Spielzeug“ und gab dabei historische und museumstechnische Erläuterungen zu den Exponaten und dem Aufbau der Ausstellung.

Den Arbeitsschwerpunkt des Nachmittags bildete die Vorstellung eines Gesamtwerbekonzeptes für die Ortenauer Museen. Herr Alfons End vom Geschichtsverein in Zell-Weierbach (Ortenauer Schulmuseum) hatte die Entwicklung des Konzepts übernommen und berichtete über seine Vorstellungen. Fachleute einer Werbeagentur stellten eine erste Konzeption zur Diskussion. Darüber entwickelte sich ein lebhafter Ideenaustausch mit Änderungsvorschlägen. Die modifizierte Planung sollte dann bei der Herbstveranstaltung vorgelegt werden.

Am 15. Oktober fanden sich die Teilnehmer im Lichtenauer Heimatmuseum „S Hans-Michls-Hus“ zusammen. Nach einer ausführlichen Museumsbegehung stellte sodann Herr Alfons End die endgültige Planung der gemeinsamen Museumswerbung vor. Sie wird aus einem kostenlosen Plakat und Flyer bestehen. Dazu wird ein Museumsführer erstellt, in dem sich alle teilnehmenden Museen in Bild und Text vorstellen können. Die zeitaufwendige, gründliche und hervorragende Arbeit bei der Planung und Entwicklung des Werbekonzepts fand allgemeine Zustimmung. Namens der Anwesenden sprach der Leiter der Fachgruppe, Horst Brombacher, Herrn End den Dank aus für seine Arbeit.

Abschließend dankte der Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, Dr. Wolfgang Gall, dem ausscheidenden Leiter der Fachgruppe, Horst Brombacher, für die seit 1987 geleistete Arbeit. Der neue Leiter, Dr. Jürgen Weisser, Chef des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“, erklärte, die Tätigkeit der Fachgruppe im bisherigen Sinne weiterführen zu wollen.

Horst Brombacher



Im vergangenen Herbst verabschiedete sich Horst Brombacher bei den Mitgliedern der Fachgruppe Museen, die er seit 1990 erfolgreich geleitet hatte. Zum Nachfolger wählte die Mitgliederversammlung den Direktor des Museums „Vogtsbauernhofs“, Dr. Jürgen Weisser. Im Januar 2006 übergab Horst Brombacher den Vorsitz der Mitgliedergruppe Achern, den er über 16 Jahre gemeinsam mit Herrn Gschwind innehatte, an Johannes Mühlán ab. Auf Horst Brombachers Rat muss der Verein dennoch nicht verzichten. Er steht uns weiterhin als Beirat beratend zur Verfügung!

Foto: Wolfgang M. Gall

Fachgruppe Kleindenkmale

Im Jahr 2003 wurde der Ortenaukreis als einer der Projektkreise für die systematische Erfassung der Kleindenkmale im Land Baden-Württemberg ausersehen. In der Ortenau hat eine große Zahl Ehrenamtlicher die Aufgabe der Erfassung in Text und Bild übernommen. Etwa 180 Personen sind dem Koordinator (Verf.) namentlich, meist auch persönlich, bekannt geworden. Dazu kommen noch viele „stille“ Mitwirkende, die wertvolle Hilfe vor Ort geleistet haben. Die Erfassung erstreckte sich jeweils auf die ganze Gemarkung: Feldflur, Wald und Siedlungsfläche. Von einigen Gemeinden lagen bereits Dokumentationen oder Veröffentlichungen vor, die in das Projekt eingebunden werden konnten. Im Dezember 2005 konnte die „Erfassung der Kleindenkmale im Ortenaukreis“ zu einem wesentlichen bzw. vollständigen Zwischen-Abschluss gebracht werden.

Insgesamt sind nun flächendeckend in allen Gemeinden des Kreises über 5.500 Kleindenkmale aufgenommen. Eine Vielfalt religiöser Kleindenkmale, unterschiedliche Arten von Brunnen und Erinnerungsmale für Personen und Ereignisse ergeben den Hauptanteil der Gesamtdokumentation. Eine spezifizierte Übersicht ist in Vorbereitung. Die Erstellung von Listen und Kartierungen kann demnächst abgeschlossen werden. Die recht große Zahl historischer Grenzmarken in der Ortenau ist in das Projekt – zunächst – nicht einbezogen. Grabdenkmale auf derzeit genutzten Friedhöfen gehörten ebenfalls nicht in das Erfassungsprogramm. Formwerkstücke (Plastiken und Skulpturen figurativer und abstrakter Gestaltung), aufgestellt ohne Erinnerungsabsicht, sind eine weitere nicht bearbeitete Gruppe. Im Übrigen wurden die verschiedenen Gattungen von Kleindenkmalen in der Ortenau nach einem weitgehend schlüssigen Plan, alle Gemarkungen gleich behandelnd, nach Abstimmung mit der Landeskoordinatorin, dokumentiert. Anlehnung erfolgte an die drei maßgeblichen Kriterien für ein Kleindenkmal: Freistehen, Feststehen und Selbstständigkeit. Es sind somit Objekte ausgeschlossen, die Geländedenkmale, Zeugnisse der Wirtschaftsgeschichte wie etwa Kleinbauten und Nutzelemente als Teile von Gebäuden betreffen. Auch anderes Bauzubehör, Schmuck und Markierungen sind hier nicht den Kleindenkmalen zuzuordnen.

Ergänzungen, die Hintergründe eines Kleindenkmals erhellen können, sind ein wünschenswerter und teilweise schon aufgenommener Schritt zur Vervollständigung der Dokumentationen. Erstrebenswert ist auch das Erfassen der einzelnen Urheber, Handwerker und Künstler der Kleindenkmale. Durch das Aufspüren ihres Arbeitsumfeldes, auch ihrer Verbindungen zu ursprünglichen Arbeitsstätten und zu nachfolgenden Entwicklungen kann man über die Kleindenkmale interessante Verknüpfungen erfahren. Dies gilt ebenso für die in unserer Zeit entstandenen Kleindenkmale. Alle diese Erweiterungen der Dokumentation können dann zur Vorstellung der örtlichen Kleindenkmallandschaft in einer Schrift führen, für die schon gelegentlich eine Ausstellung der Vorläufer gewesen sein mag. – Im Jahr 2005 erschien von Hermann Kiefer „Kleindenkmale in Rheinau“ in der Schriftenreihe des dortigen Historischen Vereins.

Ausblick: Das Bewusstwerden der Kleindenkmale als Teil unserer Kulturlandschaft hat durch dieses Projekt nicht nur punktuell zu einer zunehmenden Sensibilität geführt. Vorerorts haben Privatpersonen und Gemeinschaften sowie auch so genannte Amtspersonen durch persönlichen Einsatz zum Schutz, zur Erhaltung und Pflege der Kleindenkmallandschaft beigetragen. – Erwünscht für eine Weiterführung der Erfassung bleiben die zuvor erwähnten Gruppen von Kleindenkmalen: historische Grenzmarken und Grabdenkmale.

Für alle Kleindenkmale gilt, dass sie dann erlebbar werden und erzählen, wenn die Umstände, die zur Erstellung geführt haben, aufgespürt und festgehalten werden können.

Gernot Kreutz

Fachgruppe Archäologie

Exkursionen

Am Sonntag, den 24.04.2005, fand eine Busexkursion nach Straßburg mit Stadtbesichtigung statt. Die Führung hatte Herr Helmut Schneider aus Kehl.

Am Sonntag, den 20.11.2005, fand eine geführte Besichtigung der Landesausstellung „Imperium Romanum“ im Badischen Landesmuseum Karlsruhe statt. Die Beteiligung war so groß, dass die Teilnehmer in zwei Gruppen aufgeteilt werden mussten.

An beiden Exkursionen nahm auch die Mitgliedergruppe Wolfach/Oberwolfach teil.

Für das Jahr 2006 sind wieder zwei Exkursionen geplant. Am Sonntag, den 11.06., wird eine Stadtführung in Lahr stattfinden und am Sonntag, den 03.09., werden alte Gruben und Pingen in den Giesen bei Lahr-Kubach besichtigt. Beide Exkursionen werden von Herrn Klaus Kaltenbach aus Lahr geführt.

Jahresversammlung

Am Samstag, den 11.3.2006 fand die Jahresversammlung der Fachgruppe im Handwerker-museum Kehl/Kork statt. Die Versammlung wurde mit einem Lichtbildvortrag der Archäologen Yupanqui und Schrempp eröffnete: „Roms Truppen am Ausgang des Kinzigtals (400 Jahre Forschungsgeschichte und zwei Jahrhundertfunde)“. Anschließend gab der Leiter der Arbeitsgruppe seinen Geschäftsbericht für das vergangene Jahr. Danach berichteten die Mitarbeiter über ihre Aktivitäten und stellten ihre Lesefunde vor.

Fundmeldungen und Tätigkeiten der Mitarbeiter:

Steinzeit:

Meissenheim: Durch Thomas Frenk wurde gemeldet, dass sein Urgroßvater um 1913 im Gewann „Auf der Hub“ (Auf dem Häfel) von Meissenheim ein Steinbeil fand. Anhand der Längsseiten ist ersichtlich, dass dieses Steinbeil in der Vergangenheit als Schleifstein genutzt wurde. Das sehr flache Steinbeil aus schwarzem Felsgestein ist 14,4 cm lang und weist eine Breite von 4,1 cm und Höhe von 2,7 cm auf.

Auf dem selben Gelände wurden bereits in der Vergangenheit einige Silexfunde durch Wolfgang Peter gemacht (siehe entsprechende Meldungen in „Die Ortenau“).

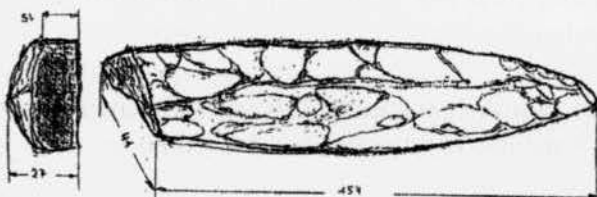


Bild 1
Steinbeil von Meissenheim.
Fundort: „Auf der Hub“ mit Um-
zeichnung von Josef Naudascher

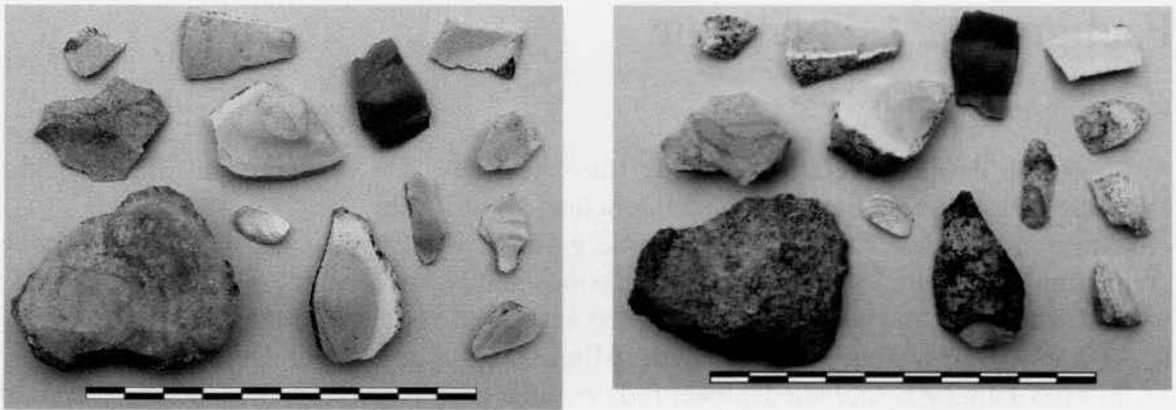


Bild 2 und 3: Steinwerkzeuge und Steinabschläge vom Flachenberg bei Haslach i. K. (Vorder- und Rückseite).

Mühlenbach/Haslach: Bei Feldbegehungen hat Herr Alois Schneider aus Haslach wiederum am Flachenberg zahlreiche Steinwerkzeuge und Abschläge als Lesefunde sicherstellen können.

Römische Zeit:

Kehl-Auenheim: Unter dem Motto „Geschichte vom Acker aufgelesen“ hat die Gruppe Kehl-Hanauerland um Herrn Walter Fuchs im Herbst vergangenen Jahres in der Heimatstube Auenheim eine Sonderausstellung eingerichtet. Sie zeigt Exponate von Fundstellen, die die Mitarbeiter durch Feldbegehungen geborgen haben. Durch intensives Absuchen der Ackeroberflächen konnten in den vergangenen Jahren im Raum Kehl 17 bisher unbekannte Siedlungsplätze von der Römerzeit bis zum Mittelalter nachgewiesen werden. Der interessanteste Fundplatz ist wohl eine Ansiedlung früher Alamannen, die sich im 4. Jh. in der Nähe von Auenheim in Sichtweite des röm. Kastells Argentorate, niedergelassen hatten. Eine große Menge an Eisenschlacken lassen eine Eisenverhüttung und die 31 bisher vom Acker aufgelesenen spätrömischen Münzen rege Handelsbeziehungen vermuten. Einen anderen interessanten Fundplatz beobachtete die Gruppe in einem Feld bei Kork. Hier entstand in der Römerzeit eine kleine Siedlung, die in der Merowinger- und Karolingerzeit, aber auch noch im späten Mittelalter immer wieder aufgesucht wurde. Da alle diese Siedlungsplätze ungefährdet im freien Feld liegen, werden nur die Funde aufgesammelt, die der Pflug immer wieder an die Oberfläche bringt.

Die Aversseite einer spätrömischen Kupfermünze (s. Abb. 4 und 5) zeigt die Büste des Kaisers mit Perlendiadem. Die ergänzte Umschrift lautet: DN CONSTAN (Haupt des Kaisers) TIVS PF AVG. Auf der Reversseite ist der Kaiser stehend in einem Schiff abgebildet. In der rechten Hand hält er den bekränzten Phönix, in der linken das Labarum mit Christogramm. Die ergänzte Umschrift lautet: FELTEMP REPARATIO.

Als Prägungsort ist aufgrund des Schiffstyps und der Beinstellung Aquileia zu vermuten. Der Fundort liegt in einer frühalamannischen Siedlung bei Kehl-Auenheim.

Meissenheim: Ebenfalls durch Thomas Frenk wurde gemeldet, dass sein Uronkel in den 30er-Jahren Funde von zwei Gefäßen in der Nähe des Heidengrab bei Meissenheim machte. Laut Aussage der Archäologischen Denkmalpflege in Freiburg handelt es sich um römische



Bild 4 und 5: Spätromische Kupfermünze des Kaisers Constantius II. (Caesar 324–337, Augustus 337–361). Die Münze stammt sehr wahrscheinlich aus der Zeit der Mitregentschaft von Constans (333–350). Lit.: Buck, Guido: Die Spätromischen Kupferprägungen.

Tonware, die so allerdings in unserer Gegend noch nicht aufgefunden wurde. Eine nähere Beschreibung der Gefäße ist derzeit leider noch nicht möglich, da sie sich noch in Freiburg befinden. Es kann vermutet werden, dass es sich um Gegenstände einer römischen Nachbestattung handelt.

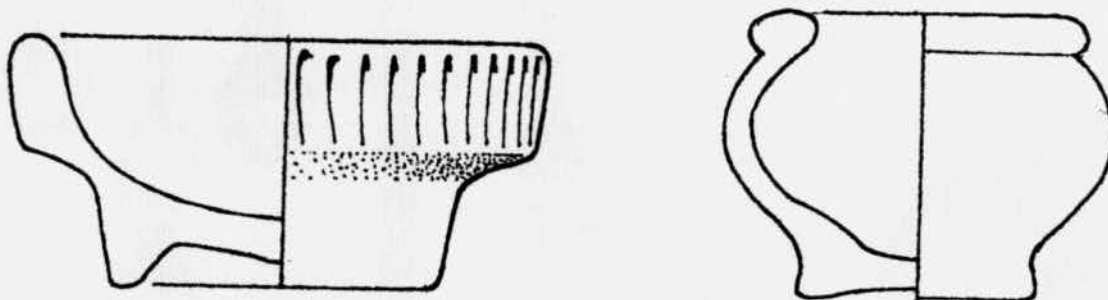


Bild 6: Zwei römische Tongefäße, vermutlich aus dem Heidengrab von Meissenheim. Zeichnung: Archäologische Denkmalpflege Freiburg

In der näheren Umgebung des Heidengrabes wurden bereits in der Vergangenheit römische Tonscherben, darunter auch Terra Sigillata durch F. Heimburger und W. Peter gemacht, darunter auch eine römische Gemme aus Karneol mit einem springenden Löwen (Die Ortenau, 66. Jahresband 1986, S. 41).

Oberweier: Die bis jetzt untersuchten Gebäudefundamente sind sehr wahrscheinlich nicht römischen Ursprungs. Dies ergab eine mit einem Kleinbagger großflächig angelegte Sondiergrabung am 18.11.05. Zu diesem Ergebnis kam die Grabungsmannschaft mit Herrn Josef Eisenbeis aus Oberweier aus folgenden Überlegungen:

- Im gesamten Grabungsgebiet fanden sich keine Bruchstücke römischer Leistenziegel.
- Seitenkanten der Fundamente zeichneten sich im Bodenprofil nicht genau ab. Römische Fundamente wurden in der Regel in einen zuvor ausgehobenen Graben eingebracht.
- Die vermeintlichen Brandschichten und schwarz verfärbte Bausteine wurden in sehr unterschiedlicher Höhe vorgefunden. Eine genauere Untersuchung der schwarzen Erde ergab keine Brandreste. Die schwarzen Bodenverfärbungen sind eine Folge wasserführender Bodenschichten. Zu diesem Ergebnis kam auch der Archäologe Tscholz vom Regierungspräsidium Freiburg bei einer Besichtigung der Grabung am 30.11.05.

Die vorliegende Steinfläche, auf der einmal das unbekannte Gebäude stand, hatte eine Abmessung von etwa 20 × 50 m. Es handelt sich eventuell um ein altes Wirtschaftsgebäude, das ganz aus Holz, auf einer Steinfundamentierung ohne Mörtel erstellt wurde und mit Stroh oder Ried bedeckt war. Es ist offensichtlich keinem Brand zum Opfer gefallen, sondern mit großer Wahrscheinlichkeit, nachdem es baufällig geworden war, abgetragen worden. Die Grabungen werden nicht mehr weitergeführt.

Schenkenzell/Brandsteig: Bereits im Jahr 1984, anlässlich einer von Herrn Prof. Dr. Fingerlin veranlassten Sondiergrabung auf der Brandsteig, fand Herr Hubert Kiefer aus Wolfach den in Bild 7 gezeigten halbmondförmigen Bronzegegenstand. Wir vermuteten, dass es sich um einen durchgeschauerten und danach abgebrochenen Zügelführungsring eines römischen Reisewagen handelt. Dieser Verdacht hat sich inzwischen durch analoge Funde bestätigt.



Bild 7: Durchgeschauerter Zügelführungsring. Fundort: römische Straßenstation Brandsteig.

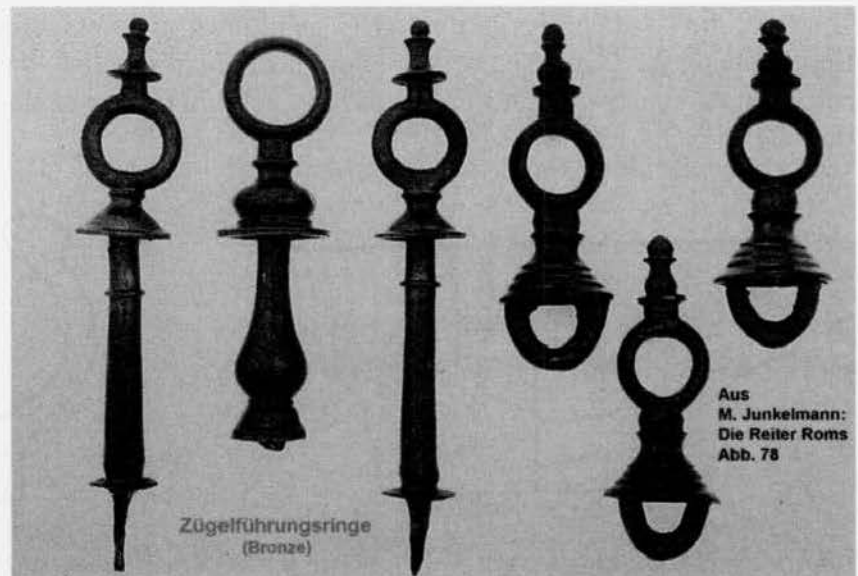


Bild 8: Beispiele erhaltener Formen von Zügelführungen aus Bronze nach dem Buch von Junkelmann, Markus: Die Reiter Roms. Abb. 78. Die Zügelführungen waren am Reise- oder Transportwagen befestigt.

Unbekannte Zeitstellung:

Windkapf/Hornberg: Wie bereits in früheren Ausgaben der „Ortenau“ berichtet, ist die Zeitstellung des Trinkwasserstollens beim Windkapf bis heute noch nicht geklärt. Untersuchungen nach der Holzdendrologie versagten wegen zu enger und auch fehlender Jahresringe.



Bild 9: Beispiel einer der vier Sondiergrabungen in der etwa 54 m langen Grabenspur. Die gestrichelte weiße Linie gibt den Verlauf des Grabens an. Die weiße Linie zeigt den in früheren Zeiten ausgehobenen und größtenteils verschütteten Graben an, der deutlich durch die schwarze Verfärbung des Bodens angezeigt wird. Darunter liegt der gewachsene Boden.



Bild 10: Alter breiter Eingang zu einem Keller mit Sandsteingewölbe. Der Kellerraum wurde etwa um 1900 beim Umbau des Hauses als Schule mit Erdreich verfüllt. Über das Alter des Kellers kann zur Zeit noch keine Aussage gemacht werden.

Die C14 Methode brachte falsche Ergebnisse, weil die im Quellwasser liegenden Holzproben vermutlich das „junge“ C14 aufgenommen hatten. Das Ergebnis einer abermaligen Untersuchung mit der Abtrennung des „jungen“ C14 steht noch aus.

Auf der Suche nach Spuren einer Wasserleitung vom Trinkwasserstollen Richtung Rottweil fanden wir in der maßgebenden Höhenlinie liegend eine deutliche Spur eines etwa 54 m langen Grabens. Vier Sondiergrabungen am 07.07.05 ergaben jedoch keinen Hinweis auf eine römische Kanalbauweise (siehe Bild 9).

Schapbach: Beim Aushub eines Grabens für die Dachentwässerung seines Hauses in Seebach bei Schapbach stieß der Eigentümer auf einen alten Eingang eines zugeschütteten Kellers. Beides, der Eingang und der Keller bestehen aus einem Sandsteingewölbe, das ohne Mörtel erbaut wurde. Von dem Gebäude ist nur bekannt, dass es einmal als Schulhaus benutzt wurde. Zuvor wurde der Altbau um 1900, so ist zu vermuten, zum Schulhaus umgebaut, dabei ist der offensichtlich baufällige überwölbte Keller zugeschüttet worden.

Der Bauherr beabsichtigt, den Keller wieder freizulegen und erforderlichenfalls das Gewölbe durch entsprechende Baumaßnahmen zu sichern. Es soll dann versucht werden, dessen Zeitstellung zu erforschen.

Rolf Pfefferle

Jahresbericht der Fachgruppe „Archive“ für 2005

Die Fachgruppe hat seit ihrer konstituierenden Sitzung am 22. Februar 2005 weitere Sitzungen abgehalten, bei denen archivfachliche Fragen besprochen wurden. Ähnlich anderen Fachgruppen wird man sich künftig zweimal jährlich im Frühjahr und Herbst an einem anderen Ort treffen. Am 19. April 2005 fand die erste reguläre Tagung im Heimatmuseum Kehl-Goldscheuer statt. Hier ging es vor allem um Fragen der Pflege und Digitalisierung von Fotobeständen. Dabei stellte Hans Roser vom Verein für Heimatpflege Goldscheuer-Marlen-Kittersburg e.V. das Bildarchiv seines Vereins vor und erläuterte die Erfassung und Digitalisierung der Fotosammlung über Computer mittels eines Archivierungsprogramms. Aus den Datenbanken entstehen Findmittel, welche die Nutzung wesentlich erleichtern. Der Heimatverein betreibt ferner das Umkopieren älterer Findmittel mittels eines Texterkennungsprogramms. Im Anschluss an die Vorträge wurden Erfahrungen ausgetauscht.

Die nächste Sitzung fand am 18. Oktober im Simplizissimushaus Renchen statt. Hier ging es schwerpunktmäßig um das Thema „Ordnung von Archiven und Sammlungen“. Im Simplizissimushaus gibt es eine Bibliothek und eine Dokumentationssammlung über Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen und seine Zeit. Bei einer Führung durch das Haus wurde über die Ordnung und Lagerung von Sammlungsgut gesprochen. Außerdem gab Kreisarchivar Dr. Cornelius Gorka Informationen über die Ordnung und Verwaltung von Vereinsarchiven. Anschließend bestand Gelegenheit zum Meinungsaustausch. Die nächste Sitzung findet am 28. März 2006 im Stadtarchiv Offenburg statt und wird sich mit der geeigneten Lagerung von Archivalien und mit der Verwendung geeigneter Archivprodukte befassen.

Die Fachgruppe umfasst inzwischen über 30 Personen, von denen aber nur die Hälfte regelmäßig teilnehmen können. Die meisten betreuen ehrenamtlich ein Orts- oder Vereinsarchiv bzw. eine Sammlung und benötigen daher auch fachliche Hilfe für ihre Arbeit. Diese sollen sie nicht nur von mir, sondern auch von anderen erhalten und insofern ein fruchtbarer Erfahrungsaustausch stattfinden. Ich hoffe, dass sich die Fachgruppenmitglieder weiterhin rege an Besprechungen beteiligen und ihr Wissen in die Gruppe einbringen.

Cornelius Gorka

Fachgruppe Wandmalerei

Die Fachgruppe Wandmalerei kann auf ein recht erfolgreiches Jahr zurückblicken. Inzwischen besteht Kontakt zu Frau Dr. Christoph in Karlsruhe, der Verfasserin eines Inventars der mittelalterlichen Wandmalerei in Baden. Wir konnten sie für die Mitarbeit an unserem Projekt gewinnen – eine große Bereicherung. Wir haben begonnen, außer der reinen Erfassung der Wandmalereien auch die Bearbeitung für eine spätere Publikation in Angriff zu nehmen. Zunächst soll das Mittelalter an der Reihe sein; die bereits eingelieferten Erfassungsbögen über jüngere Objekte sind aber durchaus nicht vergessen.

Die diesjährige Exkursion war recht gut besucht, sowohl von „Stammgästen“ als auch von interessierten Außenstehenden. Sie fand am 11. Juni statt und hatte den Raum Lahr zum Ziel: die Peterskirche in Lahr-Burgheim, die Leutkirche in Oberschopfheim, die Galluskapelle in Lahr-Kuhbach und schließlich die St.-Peter-und-Pauls-Kirche in Seelbach-Wittelbach.

Die kleine Burgheimer Kirche gehört mit zu den ältesten und interessantesten in der Ortenau. Langhaus und Chor besitzen Wandmalereien des 15. Jahrhunderts; geringe Reste datieren in noch frühere Zeit. Bemalte Putzfragmente, die bei einer Grabung 1953–55 gefunden wurden, dürften sogar römisch sein.

Die Führung übernahmen Regine Dendler für die Wandmalereien und Dr. Heiko Wagner für die archäologischen Befunde.

Die Grabung deckte nicht nur römische Reste auf, sondern auch zahlreiche Gräber der späten Merowingerzeit (7. Jahrhundert). Die damalige Kirche war aus Stein gebaut, was zu dieser Zeit außerordentlich selten ist. Die dazugehörige Apsis ist in einer Bodenöffnung hinter dem Chor zu sehen.

Eine gesicherte Erstnennung datiert vom 25. Juli 1035, als die Kirche durch Bischof Wilhelm I. von Straßburg geweiht wurde. Von dieser und allen nachfolgenden Bauphasen sind noch Teile im heutigen Mauerwerk enthalten. So stammen der Chor mit seinem Turm und ein Teil des Langhauses aus dem 12. Jahrhundert. 1455 wird es nach Westen erweitert und das alte Portal mitversetzt. Nach 1485 verliert die Kirche mehr und mehr an Bedeutung, bis 1558 (Reformation) der kirchliche Dienst zum Erliegen kommt. Bis 1840 wird sie zu verschiedenen profanen Zwecken genutzt. Dann wird der Westteil der Kirche durch eine Backsteinwand vom restlichen Schiff abgetrennt und zum Spritzenhaus umfunktioniert. Die Malereien in diesem Bereich werden zwar nicht übertüncht, leiden aber unter der nicht angemessenen Nutzung. Der östliche Teil wird für Gottesdienste hergerichtet. 1909 werden die Chormalereien freigelegt und 1911 restauriert. Weitere Restaurierungen sind für die Jahre 1956 und 1974 aktenkundig.



Abb. 1: Lahr-Burgheim, Peterskirche.
St. Christophorus.



Abb. 2: Lahr-Burgheim, Peterskirche.
Der Apostel Petrus und die ornamentale
Bemalung des Chorbogens.

Die heute sichtbaren Ausmalungen stammen aus dem 15., teilweise wohl auch aus dem 14. Jahrhundert, wobei letztere nur in Resten erfassbar sind. Sie sind stark reduziert und teilweise übermalt (Chorbogen, Chor), teilweise aber auch nur an gewissen Stellen so ergänzt, dass Ergänzung und Originalbestand unterscheidbar sind – ein Hinweis darauf, wann welcher Teil erstmals restauriert worden ist. Seit der letzten Restaurierung sind wieder neue Schäden aufgetreten.

In einer freigelegten romanischen Fensterleibung sind Blütenranken zu sehen, die aber wohl nicht aus dieser frühen Zeit stammen. Der Chorbogen trägt eine stilisierte Quadermalerei, auf dem mittleren „Schlussstein“ scheint ein figürliches Motiv abgebildet zu sein. Hier soll es sich um die älteste offenliegende Malschicht handeln. 1463 wird das Schiff ausgemalt. Auf der Nordwand sind ein nicht mehr vollständiger Passionszyklus und eine schwer bestimmbare thronende Gestalt erhalten (wohl eine Darstellung der Dreifaltigkeit), auf der Südwand ein Christophorus. 1482 wird der Chor mit Aposteln mit Credosprüchen und einem Christus mit Evangelistensymbolen ausgeschmückt. Neben dem ersten Apostel der Südseite wird die Jahreszahl vermerkt. In der Leibung des Ostfensters sind außer einer floralen Bemalung Reste einer älteren, wohl frühgotischen Ausmalung erhalten geblieben.

Die Burgheimer Kirche war einmal ein Ort von großer Bedeutung. Heute hat sie diese Bedeutung eingebüßt, aber nur aus kirchlicher Sicht. Besonders für die Archäologen ist sie ein Begriff, mehr noch als für Kunstwissenschaftler. Es würde sich auch lohnen, bei der nächsten Restaurierung den Innenraum mit modernen Methoden genauer zu untersuchen. Neue Erkenntnisse zu unklaren Darstellungen („Dreifaltigkeit“) oder früheren Ausmalungsphasen dürfen erwartet werden.

Die kath. Leutkirche St. Maria und St. Leodegar liegt außerhalb des heutigen Ortes Oberschopfheim. Im Chor und im Chorbogen befinden sich Wandmalereien, die wohl auf das Spätmittelalter zurückgehen.

Die Ursprünge der Kirche werden im 9. Jahrhundert vermutet. Um 1500 geht die ehemals dazugehörige Siedlung ab; die Leutkirche bleibt jedoch in Funktion. Nach einer wechselvollen Geschichte, in deren Verlauf die Kirche teilweise zerstört wird, wird sie 1905 teilweise wiederaufgebaut und für Gottesdienste hergerichtet, die Wandmalereien freigelegt. Sie sind schlecht erhalten und werden stark ergänzt. 1953 werden sie erneut „restauriert“ und besonders die Apostelbilder neu überarbeitet. 1962–63 wird bei einer erneuten Renovierung auch das bis dahin unvollständige Langhaus wiederaufgebaut.

Die Wandmalereien dürften ursprünglich aus dem 15./frühen 16. Jahrhundert stammen. In der Chorbogenleibung sind die klugen und die törichten Jungfrauen dargestellt. Die Ausmalung des Chorinnenraums (Nord- und Südwand, Chorbogenwand) zeigt Apostel mit Credo-Texten, also eigentlich ein ähnliches Programm wie der Chor von Lahr-Burgheim.

Leider sind sowohl die klugen und törichten Jungfrauen als auch die Apostelbilder durch vorhergegangene „Restaurierungen“ stark entfremdet. Die Jungfrauen hat man ohne Kenntnis der Ikonographie in einer Weise überarbeitet, die eine Unterscheidung zwischen klug und töricht kaum mehr zulässt. Die Apostel wurden unter Negierung von später eingebrochenen Fenstern – denen zwei der spätmittelalterlichen Figuren zum Opfer fielen – vollzählig auf den drei Wänden verteilt. Ob nach einer derartigen Überarbeitung überhaupt noch alter Bestand vorhanden ist, ist ohne restauratorische Untersuchung nicht mehr auszumachen.

Für die Kirchen- und Gottesdienstbesucher hat die Kirche heute einen schönen, stimmungsvoll ausgemalten Chor, der seiner Funktion bestens gerecht wird. Für die Kunstwissenschaft aber ist hier ein großer Verlust entstanden.

Weiter ging nun die Fahrt nach Lahr-Kuhbach zur Galluskapelle, wo Bernhard Wink die Führung übernahm.

Abb. 3: Oberschopfheim, Leutkirche St. Leodegar. Die klugen und törichten Jungfrauen

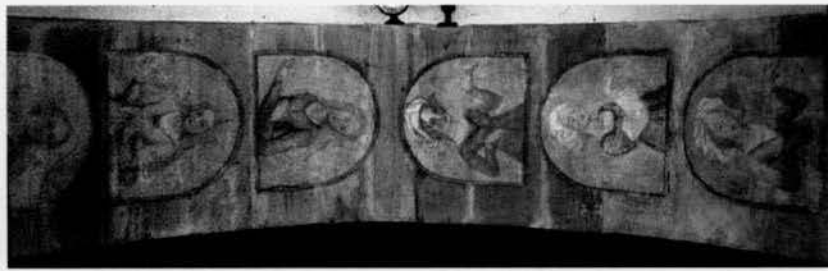


Abb. 4: Oberschopfheim, Leutkirche St. Leodegar. Apostel mit Credo-Texten.



Die dem Hl. Gallus, einem Teilnehmer der irischen Mission Columbans gewidmete Kapelle wurde als Chorturmkirche im 13. Jahrhundert errichtet. Der Chorturm wurde zwischenzeitlich abgetragen und im 18. Jahrhundert stattdessen ein Dachreiter aufgesetzt. Die östlich angebaute Sakristei lag vermutlich ursprünglich nördlich der Kirche. Aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts stammen die gotischen Fenster. Die Fenster im Chor durchbrechen den Malereizyklus der Wände, der somit als älter datiert werden muss. Dabei reichen die Einschätzungen vom 14. Jahrhundert bis zur 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Bei dem 1909 wiederentdeckten Malereizyklus handelt es sich um die 12 Apostel, die in scheinarchitektonischen Nischen stehen. Diese sind gegliedert durch schmale aufgemalte Bündelpfeiler, deren Oberkante eventuell mit der ursprünglichen Balkendecke abschloss. Es können hier zwei unterschiedliche Phasen der Ausmalung vorliegen, da die Flügel der Engelsfigur auf der Südwand über die Architekturmalerei hinausgehen. Unter Umständen stammt also der Architekturrahmen aus einer späteren Überarbeitung, die aber immer noch vor dem Einbruch der Fenster erfolgt sein muss. Am Chorbogen sind noch Fragmente einer Kreuzigung vorhanden. Die Wandgemälde wurden mehrfach restauriert und vor allem bei der ersten Restaurierung 1911 kurz nach der Entdeckung kräftig aufgefrischt, was die Unterscheidung der originalen Fragmente und der einzelnen Malschichten sehr erschwerte. Zuletzt hinzugefügt wurde die Quadermalerei im unteren Wandbereich und die ornamentale Bänderung an der Decke.

Die St. Peter und Paulskirche in Seelbach-Wittelbach, die letzte Station unserer Fahrt, ist von ganz ähnlicher Gestalt wie die Galluskapelle in Kuhbach. Der Ursprungsbau geht auf die Zeit um 1100 zurück, aus der noch ein schöner Türsturz mit ornamentalen Ritzun-



Abb. 5: Kuhbach, Galluskapelle. Apostelfiguren auf der Nordseite des Chors, das gotische Fenster durchbricht die Architekturmalerei.

gen erhalten ist. Erst im 13. Jahrhundert wurde der Bau zu einer Chorturmkirche. Im Unterschied zu Kuhbach ist in diesem Falle der Chorturm vollständig erhalten, das Langschiff jedoch anlässlich einer Kirchenerweiterung 1951/52 erneuert. Erst danach, 1972, entdeckte man die Wandmalereien! Wie groß der Bestand an Wandmalereien im Langhaus gewesen sein mag, lässt sich mangels Quellen nicht einschätzen. Im 18. Jahrhundert wurde das Langhaus neu ausgemalt, und im Chorturm sind von der barocken Ausmalung noch einzelne Fragmente am Triumphbogen vorhanden. Der Wandmalereizyklus im Chor wird auf die Zeit zwischen 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts und Anfang des 15. Jahrhunderts, vereinzelt jedoch auch auf die 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts eingeschätzt. Auf der Nord- und Ostwand finden wir die Passionsgeschichte Christi. Im oberen Bereich der Ostwand befindet sich eine unklare Szene, die einerseits als Marienkrönung, andererseits als Thronender Christus interpretiert wurde. Auf der Südwand des Chors sind keine Malereien mehr sichtbar. Alle vorhandenen Malereien wurden nach der Freilegung restauriert. Die Retusche vieler Umrisslinien lässt sich nur schwer vom Originalbestand unterscheiden. So manche überdeutlich gezeichnete, entstellend „jüdische“ Nase z. B. bei den Häschern Jesu erweist sich bei näherem Hinsehen als Retusche des 20. Jahrhunderts und entspricht nicht der ursprünglichen Bildaussage.

Durch die Retusche der Umrisslinien und das Fehlen der Binnenzeichnung machen die Wandgemälde einen sehr flächigen Eindruck, der nicht dem historischen Ausdruck ent-



Abb. 6: Kuhbach, Galluskapelle. Engelfigur auf der Südseite des Chors und am Triumphbogen, die Flügel des Engels ragen über die Architekturmalerei hinaus.



Abb. 7: Wittelbach, St. Peter und Paul. Thronender Christus auf der Ostwand des Chors.



Abb. 8: Wittelbach, St. Peter und Paul. Die Gefangennahme Christi auf der Nordwand des Chors.

spricht. So muss man sich auch in dieser Kirche bei der Betrachtung der Wandmalereien vor Augen halten, dass die deutliche rote Vorzeichnung nicht sichtbar war und die einfarbigen Flächen mit Licht und Schatten modelliert und Ornamenten reich verziert waren.

Bernhard Wink und Regine Dendler

Abbildungsnachweis:

Abb. 1, 2: Regine Dendler, Kirchzarten

Abb. 3, 4: Heiko Wagner, Kirchzarten

Abb. 5, 6, 7, 8, 9: Bernhard Wink, Gengenbach



Abb. 9: Wittelbach, St. Peter und Paul. Barocke Ornamente auf der Rückseite des Chorbogens.

Fachgruppe Flurnamen

Im Jahre 2005 konnten die Arbeiten an der „Flurnamen-Datenbank Kinzigtal“ nur in bescheidenem Umfang fortgesetzt werden. Das sich bereits seit längerer Zeit in Arbeit befindliche Flurnamenbuch der Stadt Lichtenau wurde nochmals durchgesehen und auf Lücken geprüft. Der endgültige Abschluss des Manuskripts wird für Ende des Jahres 2006 ins Auge gefasst. Hierin werden auch die umfangreichen Nacharbeiten und Erhebungen von Herrn Ludwig Uibel (Freiburg) einfließen, der dem Fachleiter vor seinem Tod sein gesamtes Material zur Verfügung gestellt hat. Nach der Fertigstellung des Flurnamenbuches der Stadt Lichtenau läge zusammen mit den Flurnamenbüchern der Stadt Kehl, der Gemeinde Willstätt und der Stadt Rheinau eine flächendeckende Untersuchung aller Flurnamen des badischen Hanauerlandes vor. Eine erste Auswertung des Gesamtbestandes in Bezug auf die sogenannten hlar-Namen wurde vom Fachgruppenleiter begonnen.

Ewald Hall

Fachgruppe Mundart

Am 27. und 28. Juli 2005 führte der Fachgruppenleiter zusammen mit Herrn Dr. Suso Gartner, dem Vorsitzenden der Mitgliedergruppe Bühl, eine zweitägige Mundarterhebung im Bühler Stadtteil Altschweier durch. Die Organisation hierfür lag in den Händen von Herrn Ortsvorsteher Rudi Seibicke. Mehrere alteingesessene Bürgerinnen und Bürger beantworteten kompetent und mundartsicher in vier dreistündigen Sitzungen etwa 1.000 Fragen zur bäuerlichen Lebens- und Arbeitswelt. Bereits im Laufe der Befragung zeigte sich, dass die Altschweierer Mundart sowohl im phonologischen als auch im Bereich des Wortschatzes stark im Umbruch begriffen ist. Die Ergebnisse der Erhebung werden in der Ortschronik von Altschweier zu lesen sein, die noch im Jahre 2006 fertig gestellt werden soll.

Als zweitem Arbeitsschwerpunkt widmete sich der Fachgruppenleiter als Deutschlehrer am Heisenberg-Gymnasium Karlsruhe einem von der Ludwig-Maximilians-Universität München durchgeführten Forschungsprojekt zur Jugendsprache namens Ph@tt-Sessionz. Hierbei werden im gesamten Bundesgebiet Jugendliche zwischen 13 und 18 Jahren aufgenommen. Die Sprecher sind nach regionaler Herkunft und Geschlecht ausgewogen verteilt. Das aufgenommene Sprachmaterial umfasst Ziffern, Zahlen, Datums- und Zeitangaben, Buchstabierungen, einfache Aufforderungs-Phrasen, phonetisch reiche Sätze sowie spontane Sprache. Die Aufnahmen werden in Kooperation mit Gymnasien im gesamten Bundesgebiet durchgeführt. Die Schulen erhalten die notwendige Software, die Aufnahmetechnik (z.B. Mikrophone) und Informationsmaterial für Schüler und Eltern. Das Institut für Phonetik und Sprachliche Kommunikation (IPSK) der Ludwig-Maximilians-Universität München speichert die Sprachdaten, annotiert und dokumentiert sie und bereitet sie zu einer öffentlich verfügbaren Sprachdatenbank auf. Alle Daten werden nach der jeweiligen Sitzung online auf den Server des IPSK überspielt und gespeichert. Das Heisenberg-Gymnasium wird sich mit etwa 30 Schülern aus den Klassen 8 bis 13 an diesem Forschungsprojekt beteiligen. Ziel dieses Projektes ist es, Ressourcen für die Grundlagenforschung in den Fachgebieten Phonetik, Computerlinguistik und Informatik sowie für die industrielle Entwicklung von sprachverarbeitenden Technologien zu erstellen.

Ewald Hall

Fachgruppe Bergwesen 2004–2005

27.03.2004

Der offizielle Teil des Jahres 2004 begann wieder mit der traditionellen Tagesexkursion der Fachgruppe, zu der sich 14 Teilnehmer gemeldet hatten. Der Beginn war wie immer an einem ehemaligen Bergbaugebiet bei Durbach und endete in der Grube Segen Gottes.

Ziel dieser Begehung, die 1- bis 2-mal im Jahr stattfindet, ist, geschichtlich interessierten Personen Geländespuren, die auf Bergbau hinweisen, erkenntlich zu machen. Anschließend steht das Besucherbergwerk in Schnellingen auf dem Programm, um zu zeigen, wie es eventuell unter diesen Geländemerkmale aussehen könnte. Dass solche Ausflüge wegen der Sichtigkeit nur in laubfreier Zeit, also im späten Spätjahr oder im frühen Frühjahr stattfinden können, versteht sich von selbst.

Diese Exkursion wird gerne angenommen und der eine oder andere entschließt sich zur Mitarbeit in der Fachgruppe.

14.04.2004

Eine Geländebegehung in Sulz bei Lahr. Der dortige Mitarbeiter der Fachgruppe, Franz Gänshirt, wies auf viele Geländespuren hin, die sich zum Teil als sehr große Tagebaue und Pingen herausstellten. Der dabei folgende Abstecher auf den so genannten Schlossbühl wies auf die Möglichkeit einer befestigten Anlage hin. Es zeigten sich Bebauungsspuren und etwas nördlich, gegen den Hang, ein noch deutlich sichtbarer Doppelwall. Des Weiteren folgte ein Besuch auf dem Heidenkopf. Hier sah man nicht geländeübliche Verebnungen und einige Grenzsteine, darunter einer mit einem eingemeißelten Gesicht, das jedoch noch nicht sehr alt sein dürfte. Weitere Begehungen sind vorgesehen.

19.04.2004

Eine Begehung im Gebiet Schönbüch-Buchwald/Gemeinde Seebach und Sasbachwalden, eine mögliche alte Befestigungsanlage mit einer großen Zahl von Steingräbern. Wie üblich fehlten auch dort die Bergbauspuren nicht. Dies erweckt vielleicht den Eindruck, die Fachgruppe entdeckt überall, wo sie Begehungen unternimmt, Bergbauspuren, sieht also vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr, quasi eine Manie, aber es ist so. Es werden sorgfältige Vergleiche mit Geländeformationen in nachgewiesenen Bergbaugebieten und dort bekannten, aber noch oder wieder verfallenen Abbaustellen angestellt. Auch wurden auf Hinweise der Fachgruppe über solche Merkmale schon mehrere Stollen freigelegt.

23.04.2004

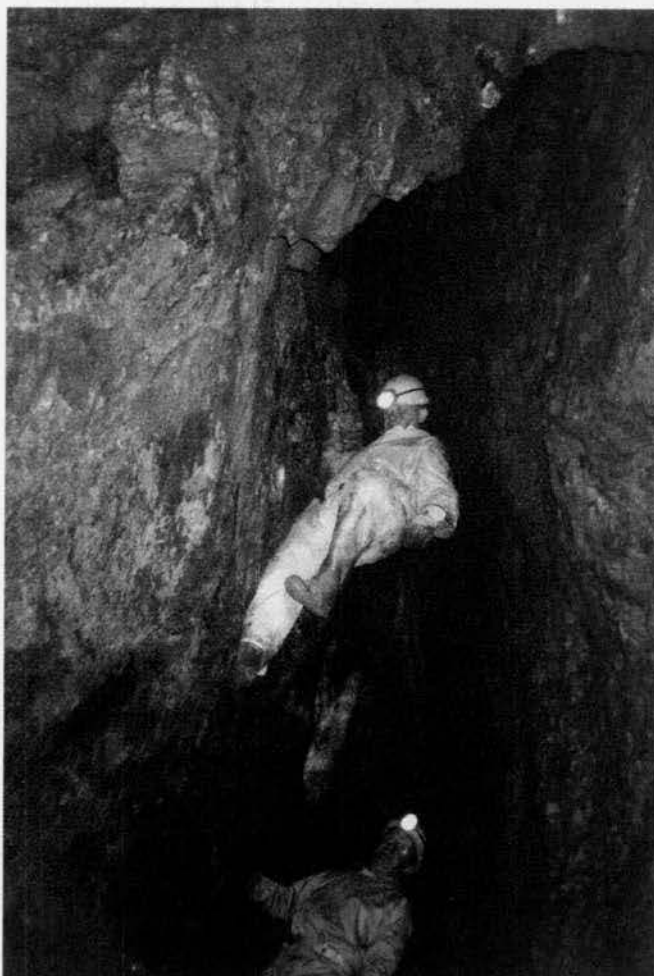
Zweite Begehung im Gebiet Schönbüch-Buchwald. In der Umgebung viele Bergbauspuren. In der Nähe vom Haus Peduzzi einige hufeisenförmige Steinansammlungen, welches ein Hinweis auf Erzsäuberung ist.¹

27.04.2004

Wolfgang Strittmatter, Oberndorf, und H. Decker vermessen und kartieren in einer Ganztagesaktion die von H. P. Widera gefundene Burganlage in Maisach.

05.06.2004

Besichtigung der Bergwerksanlage „Silbergründle“ in Seebach. Dieses ehemalige Silberbergwerk ist auch dadurch hochinteressant, weil sich dort mehrere Abbauperioden deutlich zeigen. So findet sich kurz nach dem Eingang ein teilverfüllter Gang, der sich aufgrund sei-



In dem freigelegten Bergwerk bei Oberwolfach

nes niederen und ovalen Stollenprofils dem Mittelalter zuweisen lässt. Auf der weiteren Strecke zeigt sich ein größeres, mehr rechteckiges Profil, das in schöner Schlägel- und Meiselarbeit ausgehauen ist, also eine typische Arbeitsweise der beginnenden Neuzeit. Im hinteren Teil bei den Förderschächten sieht man deutlich die Spuren des brutalen und unbergmännischen Raubbaues, wie er in der letzten Hälfte des 18. und dem 19. Jahrhundert betrieben wurde. Der zuerst freigelegte untere Stollen dürfte in der gleichen Zeit als Wasserführung angelegt worden sein.

24.07.2004

In einem ehemaligen Bergbaugebiet bei Oberwolfach wurde auf Initiative von Erich Holzer, natürlich mit der Erlaubnis des Grundstückseigentümers, ein erst in jüngster Zeit verfallenes Stollenmundloch freigelegt. Bei der Befahrung zeigt sich, dass hier Eisenerz gewonnen wurde. Die Abbauperioden weisen in das 16. Jahrhundert (Stollenprofil, Schlägel- und Meiselarbeit) und zeigen den schon oben beschriebenen Raubbau, der zum Teil bis dicht unter die Erdoberfläche reicht. Dadurch dürften in absehbarer Zeit Teile dieses Abbaus einstürzen.

16.10.2004

Besuch der Fachgruppe im Bergwerk Himmlisch Heer bei Dornstetten/Hallwangen. Die Silber- und Kupfergrube erhielt diesen Namen 1723², ist aber schon vorher betrieben worden. Obwohl der vor Ort tätige Bergwerksverein immer noch mit der Aufwältigung der



Neuenburg / Waldrennach. Ausgrabungen



Sulz / Heidenkopf

Baue beschäftigt ist, konnte die Fachgruppe alle zugänglichen Stellen besichtigen. Die Abbauspuren reichen bis in jüngste Zeit und zeigen viele interessante Einblicke. Mit dem dortigen Verein wurde eine ständige Zusammenarbeit in fachlichen Fragen vereinbart. Aufgrund dieser Zusammenarbeit konnten bei späteren Geländebegehungen eine große Anzahl von bisher dort unbekanntem, verfallenen Bauten lokalisiert werden.

30.10.2004

Auf Einladung des Bergwerkvereins Neuenbürg/Pforzheim fuhren 10 Mitglieder der Fachgruppe in das dortige historische Eisenbergwerk ein. Diese Anlage ist riesig und die Abbaue gliedern sich ähnlich wie schon oben beschrieben. Weil aber neuere archäologische Funde in der Umgebung frühkeltische Eisenverhüttung nachweisen, ist es wahrscheinlich, dass das benötigte Eisenerz schon damals aus dieser Gruppe gewonnen wurde. Das große Problem der Montanarchäologischen Forschung ist die Tatsache, dass über die Zeitläufe durch das ständige Nachreißen³ der Gänge alle Spuren der vorhergegangenen Arbeit vernichtet wurden.

28.11.2004

Wieder eine wie schon oben beschriebene Exkursion mit 12 Personen (Durchbach – Schnellingen).

18.12.2004

Besuch in der Grube Wenzel, Oberwolfach, mit 22 Personen. Das Bergwerk zeigt sich als große Anlage, in der sich bis auf einen kurzen Seitengang, dessen Profil auf das Mittelalter hinweist, keinerlei Spuren älteren Abbaues finden. Es ist alles im großen Stil nachgerissen.

17.03.2005

Die übliche Frühjahrsexkursion (Durchbach – Schnellingen) mit 13 Personen. Die Begehung beginnt immer in Durchbach bei dem ehemaligen Kloster St. Anton und die meisten Teilnehmer sind sehr erstaunt, dass sich hier eine sehr schöne und gepflegte Kirchenruine befindet.

15.04.2005

Von historisch interessierten Bürgern des Baiersbronner Tales eingeladen, die bei der Frühjahrsexkursion dabei waren und nun glaubten, ähnliche Formationen in ihrer Heimat zu kennen, war die Fachgruppe mit fünf Mitarbeitern vor Ort.



Teilnehmer der Exkursion nach Neuenburg

Auf dieser Ganztagesbegehung, bei der auch die Burgruine Tannenfels besichtigt wurde, zeigten sich dort auch eine Menge Bergbaus Spuren. Da man hier, wie auch oft an anderen Orten, nichts über diesen Bergbau wusste, war man sehr überrascht. Es wurden weitere Begehungen und eine gute Zusammenarbeit beschlossen. Insofern war diese Exkursion ein großer Gewinn für die Fachgruppe.

01.05.2005

Begehung des hinteren Renchtales durch H. Decker.

Im Ramsbachtal und um Oppenau zeigen sich viele Bergbaus Spuren. Auf einer Höhe bei Oppenau wurden eine möglicherweise alte Befestigungsanlage, Besiedlungsspuren und Steingräber gefunden. Weiterhin wurde das bei der Oppenauer Steige liegende Gewinn Wolfsgruben⁴ begutachtet und, wie vermutet, dort Tagebau und einige Pingen lokalisiert.

14.05.2005

Fahrt nach Hallwangen/Dornstetten, um mit dem dortigen Bergwerksverein nach alten Bergbaus Spuren zu suchen. Sehr viele dieser Formationen gefunden, worüber die dortigen Teilnehmer sehr erstaunt waren. Auch hier wurde weitere Zusammenarbeit vereinbart.

21.05.2005

Eine Exkursion nach Simonswald und Suggental.

Bei Simonswald, an einer alten Burgstelle, hat H. P. Widera einen bis dato unbekannt großen Verhau⁵ gefunden. Bei der Begehung dieses Verhaus wurden zwei größere Teile von Eisenhämmern gefunden. Die anschließende Besichtigung des mittelalterlichen Bergwerkes



*Neuenbürg / Waldrennach.
Nachgebauter Rennofen*



Geöffneter Rennofen



Wallgraben am Schlossbühl / Sulz 2004



Neuenbürg / Waldrennach.

Suggental war schon dadurch interessant, weil der unterste Stolleneingang etwa 2,5 Meter unter dem Niveau des vorbei fließenden Baches liegt.

Die in der Umgebung des Bergwerkes zu sehenden Geländeformationen, die auf verfallene, aber bekannte Baue hinweisen, boten eine ausgezeichnete Vergleichsmöglichkeit.

25.05.2005

Begehung der von der Fachgruppe festgestellten Steingräber, die auf einem Höhenrücken bei Hornberg liegen. Mit dabei waren Herr Neuss aus Hornberg und Dr. Verena Nübling vom Landesdenkmalamt Freiburg. Dr. Nübling bestätigt offiziell die Vermutung der Fachgruppe, dass es sich bei diesen Steinhügeln um Gräber handelt.

18.06.2005

Auf Vorschlag von Erich Holzer eine Exkursion in Oberwolfach. Dabei wurden Verhaue und einige bisher unbekannt verfallene Stollenmundlöcher entdeckt. Auf einer Spornkuppe fanden sich Spuren, die auf eine Befestigung hinweisen, und einige Steingräber.

22.06.2005

Ein im Bach in Durbach/Obertal gefundener Schlackebrocken wurde von Josef Werner der Fachgruppe überlassen. Dieser wurde beim Geolog. Landesamt Freiburg zur Begutachtung eingereicht. Laut Befund von Dr. Manfred Martin, Geolog. Landesamt, handelt es sich um mit Holzkohle durchsetzte Rennofenschlacke⁶ von einer Eisenverhüttung, wahrscheinlich vor 1500. Dies heißt einfach, dass sich im Obertal oder Gebirg Stellen finden müssten, an denen Eisenerz verhüttet wurde.

27.06.–01.07.2005

Freiwillige Mitarbeit von H. Decker bei archäologischen Grabungen in Neuenbürg/Waldrennach. Unter der Leitung von Dr. Guntram Gassmann, einem Montanarchäologen, wurden in Waldrennach, also im Schwarzwald, Höhenlage ca. 620 Meter ü. d. M., mehrere Rennöfen und sehr große Schlackenfelder, die durch Keramikfunde in die Jahre um 500 v. Chr. datiert werden konnten, freigelegt. Auch drei Scherben der Urnenfelder Kultur⁷ wurden gefunden. Dies ist leider zu wenig, um eine bandkeramische⁷ Besiedlung nachzuweisen. Die zu den Verhüttungsplätzen gehörenden Besiedlungen sollen unter anderem in der Grabungskampagne 2006 gesucht werden. Als experimentelle Archäologie baute Dr. Gassmann Rennöfen nach der Vorlage der ausgegrabenen Schmelzöfen und versuchte damit Eisenerz zu schmelzen, was auch gelang.

Helmut Decker

(Alle Abb. Franz Gänshirt)

- 1 Erzsäuberung ist das manuelle Abschlagen von dem tauben Gestein an den Erzbrocken.
- 2 Siehe Rudolf Metz, in: Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald, 271–272.
- 3 Nachreißen nennt der Bergmann das bei der Aufwältigung älterer Baue übliche Vergrößern der Gänge.
- 4 Siehe Ortenau, Band 79, 131.
- 5 Verhau ist Bergmännischer Tagebau.
- 6 Das Wort Rennofen kommt wahrscheinlich von rinnen.
- 7 Ca. 1.000 v. Chr.

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in jeden Jahresband auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle (77605 Offenburg, Postfach 15 69), sowie die Vorsitzenden der Mitgliedergruppen entgegen.

Homepage: <http://www.historischer-verein-mittelbaden.de>

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 2005 in Steinach setzen sich Vorstand, Fachgruppen und Beirat des Vereins zusammen:

Dr. Wolfgang M. Gall, Präsident,
Max-Immelmann-Str. 2, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 3 77 39
Dienstlich: Stadtarchiv Offenburg, Ritterstr. 10, Tel. 07 81 / 8 22 45 57

Ursula Schäfer, 1. stellvertr. Präsidentin,
Sommerstr. 34, 76354 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82

Klaus Kaufmann, 2. stellvertr. Präsident,
Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i. K., Tel. 0 78 32 / 54 61

Dr. Cornelius Gorka, 3. stellvertr. Präsident,
Kreisarchiv, Badstr. 20, 77652 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05 94 00

Dr. Martin Ruch, Redakteur der „Ortenau“,
Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, Tel. 0 78 52 / 63 35

Alexander Vallendor, Kassen- und Geschäftsführung,
Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim, Tel. 0 78 08 / 91 47 44

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:
René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 7 29 00

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,
Tel. 0 78 34 / 4 77 94

Fachgruppe Archive:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Badstr. 20, 77652 Offenburg,
Tel. 07 81 / 8 05 94 00

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

Heinrich Meyer, Techn. Rathaus, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 82 23 22

Fachgruppe Museen:

Dr. Jürgen Weisser, Freilichtmuseum Gutach, Tel. 0 78 33 / 9 35 60

Fachgruppe Kleindenkmale:

Dr. Gernot Kreutz, Obertal 23, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach,
Tel. 07 81 / 3 03 65

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten,
Tel. 0 76 65 / 4 06 66

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Friedenstr. 25, 77743 Neuried,
Tel. 07 81 / 9 48 57 78

Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen
Tel. 0 78 42 / 13 68

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach
Tel. 0 78 03 / 60 02 24

Beiräte:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1, 77694 Kehl-Kork

Thorsten Mietzner, Stadtarchiv, 77933 Lahr

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch

Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt

Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett

Ralf-Bernd Herden, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Johannes Mühlan, Bälgenstr. 2a, 77880 Sasbach,
Tel. 0 78 41 / 42 46
- 77767 Appenweier: Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, Tel. 0 78 05 / 52 55
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4, Tel. 0 72 23 / 2 35 01
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13,
Tel. 0 78 03 / 60 02 24
- 77716 Haslach i. K.: Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11,
Tel. 0 78 32 / 54 61
- 77756 Hausach: Bernd Schmid, Dietersbach 47a, Tel. 0 78 31 / 89 12
- 77749 Hohberg: Gisela Stoffel, Rosenstr. 19, Tel. 0 78 08 / 27 82
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuß, Hohenweg 46, Hornberg,
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Dipl. Ing. Wolfdietrich Elbert,
2, rue de Villandry, F-67000 Strasbourg, Tel. 0 03 33 88-31 48 69
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,
77948 Friesenheim, Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Erich Schnebel, Heerstr. 40, Tel. 0 78 07 / 6 84
- 77787 Nordrach: Wilhelm Oberle, Hasenberg 2,
Tel. 0 78 38 / 10 45 und 07 61 / 40 77 66
- 77784 Oberharmersbach: Ursula Kasper, Gartenweg 12,
Tel. 0 78 37 / 8 28

- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77654 Offenburg: Wolfgang Reinbold, Ludwig Mercystr. 30,
Tel. 07 81 / 7 40 10
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,
Tel. 0 78 02 / 70 11 37
- 76437 Rastatt: Martin Walter, Herrenstr. 15, Tel. 0 72 22 / 38 53 56
- 77866 Rheinau: Renate Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, Tel. 0 78 43 / 10 44
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: (derzeit vakant)
- 77746 Schutterwald: Konrad Oßwald, Ritterstr. 18, Tel. 07 81 / 5 26 16
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach-Oberwolfach: Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5,
Tel. 0 78 34 / 4 77 94
- 76534 Yburg: Heike Schnitzer, Humboldtstr. 24, 76131 Karlsruhe
- 77736 Zell a. H.: Franz Breig, Ziegelfeldstr. 7, Tel. 0 78 35 / 16 03

Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Alexander Vallendor,
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 0 78 08 / 91 47 44

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Sie erleichtern die redaktionelle Bearbeitung Ihres Beitrags, wenn Sie folgende Hinweise beachten:

Texte bitte als Ausdruck und wenn möglich mit Diskette oder als E-Mail-Anhang in gebräuchlichem Format (Word bevorzugt) an:

Dr. Martin Ruch, Hauptstraße 92, 77652 Offenburg oder kulturagentur@t-online.de.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formattierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druckerlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt und stehen ohne Zwischenraum hinter dem Interpunktionszeichen. Beispiel: Wie wir sehen,¹ funktioniert das einwandfrei.²
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt. Beispiel: ²Freundliche Mitteilung von Frau Weber.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muss sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verloren gehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

- 18,- EUR für natürliche Personen und Schulen
- 26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftsteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75).

Unsere **Bibliothek**

mit heimat- und regionalgeschichtlicher Literatur und vielen Fachzeitschriften aus ganz Deutschland und dem angrenzenden Ausland ist jeden Samstag – mit Ausnahme vor hohen Feiertagen – von 10.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.

Die Bibliothek befindet sich im Handwerksmuseum Kehl-Kork, Oberdorfstraße. Tel. 0 78 51 / 88-5099